
WIDENER
HN YR86 T




VE
RI
TAS

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

Fünfter Band

1895

Oktober bis Dezember



Berlin NW. 6
Kritik-Verlag

Inhaltsverzeichniß.

Nr. 53. — Seite

Ein französischer Angriff auf deutsche Aerzte 1865
Die Feldherren der Schreibstube . 1874
Ein neues Programm 1881
Das Anerbenrecht 1885
Schmüsers Hochzeit 1891
Sozialistentödtung 1911

Nr. 54.

Stöcker-Exegese 1913
Aerger als Hammerstein . . . 1918
Der Arbeit ein Recht! 1929
Der deutsch-tschechische Krieg . . 1937
Vinglras' junge Leiden 1944

Nr. 55.

Wellerlöser I 1961
Neues vom Kaiser 1970
Die Skala der Urstoffe 1971
Der musikalische Impressianismus 1978
Die soziale Frage eine Grund- und Bodenfrage I 1986
Die häßliche Gräfin 1999
Silvana 2005

Nr. 56.

Welterlöser II 2009
Gambetta 2014
Kriegsgräuel 2019
Die soziale Frage eine Grund- und Bodenfrage II (Schluß) . . 2033
Deutsches und schweizerisches Auswanderungsrecht 2044
„Der Todte“ und die Berliner Kritik 2052

Nr. 57. — Seite

Hardens Vertheidigung 2057
Welterlöser III 2062
Der moderne Moralismus I . . 2069
Island und ein nordatlantischer Telegraph 2078
Kunst und Sozialismus 2083
Pariser Eindrücke 2091
Sanzogno in Berlin 2097
Ja — sicher! 2101

Nr. 58.

Der Kameelprozeß 2105
Welterlöser IV 2114
Kunst und Können 2116
Die rettende Weltanschauung . . 2121
Die Prostitution in der Ehe . . 2133
In purpurner Finsterniß . . . 2139
Niemand weiß es 2148
Hieb und Stich 2150

Nr. 59.

Badeni's Leibwache 2153
Der moderne Moralismus II (Schluß) 2161
Symbol und Allegorie I . . . 2170
Laurdes in England 2177
Die Sozialwissenschaft als studentischer Sport 2187
Die Lage volksthümlicher Komponisten 2191
Das alte und das neue Leben . . 2197

Nr. 60.

	Seite
Liebknechts Altersversorgung	2201
Wetterlöser V (Schluß)	2206
Geographie in Deutschland	2210
Die Wachsuggestion	2220
Symbol und Allegorie II (Schluß)	2231
Die Herrscherin	2235
Das Glück im Herzen	2236
Moderne Ehen	2244
Friedrich Nietzsche	2245
Der Lump	2248

Nr. 61.

Rußland in Hamburg	2249
„Vom neuen Götzen“	2257
Meine Stellung zur Sozialdemokratie	2269
Berliner Premièren I	2283
Sozialwissenschaft als studentischer Sport?	2289
Die Kaiserdeputation	2292

Nr. 62.

Der Ehrenmann nach der Uhr	2297
Mediale Mittheilungen	2303
Vom Scharfmachen	2311
Ein Besuch im St. Jürgen-Asyl in Bremen	2313
Für die Hungernden und Frierenden	2317
Ordens- und Titel-Schacher	2321
Die Kerle und der Nichtkerl	2326
Czechisches Regietalent	2339

Nr. 63.

	Seite
Schlot und Thron	2345
Adolph Menzel	2355
Zur Frage der Kunstausstellungen	2359
Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus	2361
Die soziale Frage nicht nur eine Grund- und Bodenfrage	2372
Berliner Premièren II	2380
„Ivanhoe“	2383
Das Strumpfband	2386

Nr. 64.

Die Stummen des Serails	2393
Eine Zeitung für Gefangene	2399
Zeitbilder	2405
Statistik in Deutschland	2409
Die Börse und ihre volkswirthschaftliche Bedeutung	2415
Ein nützlicher Verein	2429
Marino Falieri	2439

Nr. 65.

Im Zeichen des Niedergangs	2441
Eine Zeitung für Gefangene	2450
Darwinismus und Moral	2457
Monaco und Frankreich	2468
Mahlers Symphonie	2475
Wiener Spieler	2481
Wie Prinz Rolf zu einer Frau kam	2485

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang | Nr. 14 | 5. Januar 1895

Großpreußen.
Das Auer'sche Gasglühlicht. Eine kritische Beleuchtung von L. Lüdeke.
Der Sozialismus in der Studentenschaft. Von Dr. Eduard Feuchtwanger.
Die Geschichte vom Gupferl. Von Peter Rosegger.
Zurück von Belgrad. Von Professor Dr. Schnapper-Arndt.
Sprechsaal. (Noch einmal die Fähnrichspressen.)
Vom Büchertisch.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707



Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:

Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine seichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesand (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Mysing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Vingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der obscönen Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind zu richten an den Vorstand des Vereins, auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung

Berlin W. 30

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 5. Januar 1895

II. Jahrgang | Nr. 14 | Jahrgang II

Großpreußen.

Die süddeutschen Brüder sind zur Zeit gar nicht zufrieden mit der obersten Leitung des Deutschen Reiches. Mit wachsendem Mißtrauen blicken sie zur preußischen Spitze hin, die als Pickelhaubenschmuck das Reichsgebäude krönt, und mehr als einmal kann man von ihnen bittere Worte zu hören bekommen über das Großpreußenthum, das sich im Reiche gar unverschämt breit zu machen beginne.

Wenig beliebt ist der „Preuß" in Bayern und Württemberg und selbst im eigenen Lande, am Rhein zum Beispiel, will man gerne zwar Deutscher sein, nur ungerne aber hört man sich „Preuß" dort nennen. Die Bezeichnung „Preuß" wird in gar vielen Gegenden des Deutschen Reiches noch heute als Schimpfname empfunden, und Diejenigen, welche glaubten und hofften, daß durch die politische Einigung Deutschlands die Kluft zwischen dem Norden und dem Süden endlich überbrückt würde werden, haben sich gründlich geirrt.

Anfangs – kurz nach dem großen Kriege – hatte es ja wirklich den Anschein, als ob in dem durch die kriegerischen Erfolge entzündeten Enthusiasmus auch die letzten Reste der ehemaligen Stammesfeindschaft aufgegangen wären, und als ob in der That eine starke gegenseitige Annäherung der Geister im Norden und im Süden stattgefunden hätte. Doch dieser Schein war trügerisch. Heute zeigt sichs klar und deutlich, daß noch immer eine geistige Mainlinie vorhanden ist, und daß die gegenseitige Entfremdung von Tag zu Tag weiter um sich greift. Diese Thatsache leugnen wollen, wäre thöricht. Weit vernünftiger ist es da schon, den Ursachen nachzuforschen, die

1

einer völkerpsychologischen Erscheinung zu Grunde liegen, welche auf den ersten Blick so gänzlich unfaßbar erscheint.

Die unter Bismarcks Aegide vollzogene Einigung Deutschlands durch Blut und Eisen ist eine Gewaltkur gewesen, die sich vielleicht nicht länger verschieben ließ, deren schlimme Nachwirkungen sich aber jetzt erst bemerklich machen. Diese Einigung war in den Gemüthern noch wenig vorbereitet, und wenn auch angesichts der drohenden französischen Invasion unter dem Einfluß neubelebter geschichtlicher Erinnerungen das deutsche Nationalgefühl stärker aufloderte, als zuvor, so war es doch immer der gemeinsame Haß und nicht die gegenseitige Liebe, was die verschiedenen deutschen Stämme zu gegemeinschaftlichem Handeln verband. Diese gegenseitige Liebe konnte noch gar nicht so recht vorhanden sein — die Erinnerung an den brudermörderischen Krieg des Jahres 1866 war damals noch zu frisch, als daß sie schon hätte ganz vergessen sein können. Und auch aus der Waffenbrüderschaft des deutsch-französischen Krieges wuchs das Gefühl inniger Kameradschaft nicht hervor, welches die beiderseitige Entfremdung hätte überwinden können. Wohl waren während des Feldzuges Norddeutsche und Süddeutsche in gleicher Weise bemüht, vor dem Feinde sich auszuzeichnen, aber gerade dieser kriegerische Wetteifer war in der Hauptsache zurückzuführen auf das noch immer vorhandene starke Gefühl einer gewissen Rivalität zwischen den Einen und den Andern.

Sogar unter den deutschen Fürsten und Heerführern hatte zu jener Zeit der großdeutsche Gedanke nur noch wenige Anhänger aufzuweisen. Das Tagebuch des Kaisers Friedrich hat manche pietätvolle Legende zerstört. Wir haben daraus erfahren, daß selbst König Wilhelm von Preußen nur schwer sich mit dem Gedanken befreunden konnte, etwas Anderes zu werden, als er bis dahin gewesen, daß er sich auch nach den großen Siegen jenes Feldzuges noch immer fast ausschließlich als König von Preußen fühlte, und daß großdeutsches Empfinden ihm fremd geblieben war. Der Kronprinz aber war großdeutsch durch und durch und einige Andere, die seines Alters waren, ebenfalls. Und auch im Volke begann endlich, nachdem auf blutigen Gefilden im rauhen Kriegswerk die Söhne des Nordens und des Südens in gleicher Weise sich bewährt und dadurch einander Achtung abgerungen hatten, im Volke begann deutsches Denken und Empfinden sachte aufzusprießen. Die Presse, die man später so verächtlich glaubte behandeln zu dürfen, und gegen die auch jetzt

wieder allerhand lichtscheue Attentate in dem Halbdämmer amtlicher Schreibstuben geplant werden, hatte dazu nicht wenig beigetragen. Die Kürung des ersten deutschen Kaisers im Schloß zu Versailles war nicht zum geringsten Theile ihr Werk.

Mit der Kaiserproklamation in Versailles war, wenigstens nach Außen hin, das Deutsche Reich unter Dach und Fach gebracht. Welche Widerstände zu überwinden, welche Intriguen zu bewältigen gewesen waren, ehe das schwere Werk der deutschen Einigung zum äußeren Abschluß gedeihen konnte, das wußten nur die Eingeweihten. Die aber hüteten sich, irgend Etwas davon verlauten zu lassen. Ad usum delphini, für den Gebrauch des großen Haufens, wurde eine blendende Legende zurecht gemacht, welche eine große Wirkung auf die Phantasie des Volkes ausüben mußte. Die Rolle, welche König Ludwig von Bayern bei der Kaiserkrönung spielte, wurde in eine besonders romantische Beleuchtung gestellt. Daß gerade König Ludwig, der damals ja noch nicht geisteskrank gewesen sein soll, dem Projekte der Kaiserkrönung feindlich gegenüber stand; daß er, der dem Kriegsschauplatz grollend fern geblieben war und in der einsamen Pracht seiner Prunkschlösser mit romantischen Grillen sich die Zeit vertrieb — daß just er von der Beleihung des Königs von Preußen mit der deutschen Kaiserwürde lange nichts wissen wollte, davon durfte kein Sterbenswörtchen in die Oeffentlichkeit dringen. Nie und nimmer sollte das Volk erfahren, welchen Druckes es auf den hochfahrenden Wittelsbacher bedurft hatte, um ihn, der dem Hause Hohenzollern keineswegs hold war, zu veranlassen, daß er endlich die Rolle übernahm, die ihm in dem historischen Schauspiel zugedacht war, das dann später in Versailles mit so viel Pomp und Glanz in Szene gesetzt wurde.

Dem Publikum gegenüber that das Alles seine Wirkung. Es fing an, sich immer mehr in den großdeutschen Gedanken hineinzuleben, und als nach dem siegreichen Kriege das viele Geld ins Land kam, als Handel und Wandel einen ungeahnten Aufschwung nahmen, da wuchs und wucherte mit einem Male gar üppig empor die Freude am Deutschen Reiche, das alle diese „Segnungen“ gebracht hatte. Und die Reichsbauleute konnten damals, getragen von dieser günstigen Strömung, den inneren Ausbau des Reiches ungehindert vollenden.

Als aber später die bösen Nachwehen der „flotten Zeit“ sich bemerklich machten; als der Krach kam und die Krisen, deren eine

die andere ablöste; als die fünf Milliarden in alle Winde zerstreut waren und von dem einstigen Rausche Nichts übrig blieb, als ein furchtbarer Jammer; als das graue Elend sich auf die enttäuschten und ernüchterten Gemüther herabsenkte und düsterer Pessimismus auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die Herrschaft an sich riß, da ging es wieder bergab mit dem deutschen Einheitsbewußtsein. Da fingen die Süddeutschen an, das Ehedem mit dem Jetzt zu vergleichen, und da dieser Vergleich sehr zu Ungunsten der damaligen Zustände ausfiel, schob man alle Schuld auf den Norden, durch den man sich für übervortheilt und übertölpelt hielt. Ueppiger beinahe, als je zuvor begann wiederum der Partikularismus sich zu entfalten.

Die deutsche Reichsverfassung, welche dem führenden Bundesstaate allzu große Machtbefugnisse einräumte, und in deren Rahmen die berechtigten Eigenthümlichkeiten der einzelnen Staaten nicht geschont wurden — die Reichsverfassung mit ihrer stark zentralistischen Tendenz würde schon damals dieser Entwickelung der Dinge in höchst bedenklicher Weise Vorschub geleistet haben, wenn nicht Bismarcks Klugheit und des greisen Kaisers milder, nachgiebiger Sinn das verhindert hätten. Kaiser Wilhelm I. war zwar kein mit besonderen Gaben des Geistes ausgestatteter Herrscher, aber er besaß doch, besonders am Abend seines Lebens, eine gewisse reife Einsicht, die mit Würde und Wohlwollen gepaart war und viele Sympathien ihm erwarb. Schweres hatte er durchgemacht im Leben, die Gloriole des Märtyrers umschimmerte sein Haupt, und die Volksphantasie hatte sichs eifrig angelegen sein lassen, ihm eine Legende zu schaffen, die seiner Person eine zaubergewaltige Macht über die Gemüther verlieh. Mochte auch der alte Erbfeind des deutschen Einheitsgedankens, der Partikularismus, sich allenthalben aufs Neue zu regen beginnen, so lange Kaiser Wilhelm I. am Leben blieb, konnte er zu gefahrdrohender Bedeutung sich nimmer auswachsen.

Und auch Kaiser Friedrich, der im Süden des Reiches außerordentlicher Beliebtheit sich erfreute, würde eine hinreichend große Macht über die Gemüther gehabt haben, um erfolgreich einem allzu bedenklichen Umsichgreifen der partikularistischen Strömung entgegen wirken zu können. Aber nur kurze Lebensdauer war ihm beschieden, und als er gestorben war, waren von Denen, in welchen das Volk die Verkörperung des Reichsgedankens erblickte, nur noch Bismarck, Moltke und wenige Andere übrig geblieben. Bismarcks Einfluß aber

war damals doch schon einigermaßen im Niedergehen begriffen. Die Parteiungen im Reiche hatten es mit sich gebracht, daß ihm unter den berufsmäßigen Politikern eine haßerfüllte Gegnerschaft erstanden war, die ihre Gefühle bereits auf große Bruchtheile des Volkes übertragen hatte, und die verschiedenen Ausnahmegesetze, zu denen er seine Zuflucht nahm, um diesen Widerstand zu brechen, hatten ihn besonders im Süden des Landes vorübergehend fast aller Sympathien beraubt.

Kaiser Wilhelm II. trat somit eine schlimme Erbschaft an. Er war, als er zur Regierung gelangte, jung und unerfahren und nicht gewohnt, seinem feurigen Ungestüm Zwang aufzuerlegen. Stolzen Sinnes und tief durchdrungen vom Bewußtsein des eigenen Werthes, sprach und that er Manches, was geeignet war, die nüchtern denkenden Leute, denen die Leidenschaften und der Enthusiasmus der Jugend nicht mehr das Urtheil zu färben vermögen, mit banger Sorge zu erfüllen. Dazu kam, daß der junge Herrscher ersichtlich unter dem Einfluß romantisch-mystischer Vorstellungen stand, die ihn bewogen, auf seine göttliche Mission, auf das Königthum von Gottes Gnaden mehr Gewicht zu legen, als vielleicht klug und rathsam war in einer Zeit, die aller Romantik gründlich abhold ist und auch dem Gottesgnadenthum mit gutem Vorbedacht Schranken gezogen hat, über die ein Hinauskommen so leicht nicht möglich ist.

Suprema lex regis voluntas — schrieb Kaiser Wilhelm II. seiner Zeit ins goldene Buch der Stadt München. Das Wort wirkte wie eine Mine, die prasselnd auffliegt, in weitem Umkreis Alles jäh erhellend. Dieses stolze, von hohem Selbstbewußtsein zeugende Wort ist dem Kaiser ganz besonders im Süden sehr verargt worden, und das Mißtrauen, das man Anfangs dem neuen Herrn nur aus einer gedrückten, mißvergnügten Stimmung heraus entgegenbrachte, klammerte sich fest daran und sog daraus neue Nahrung. Und bei der einen, für die Sinnesart des Kaisers bezeichnenden Aeußerung blieb es nicht. Es folgten in rascher Aufeinanderfolge zahlreiche andere Auslassungen, die ebenfalls erkennen ließen, daß Kaiser Wilhelm sein eigener Herr sein wollte, daß er der eigenen Eingebung zu folgen und sich von keinem Berather leiten zu lassen gedachte.

Den Worten — unter denen besonders die verschiedenen Ansprachen an Rekruten großes Aufsehen erregten — folgten bald schon die Thaten. Die erste überraschende und verblüffende That war die plötzliche Entlassung Bismarcks. Mochten auch gar Viele diese Ent-

lassung als eine Erleichterung empfinden, die Form in der sie sich vollzogen haben soll, verstimmte doch ganz besonders im Süden. Das hohe Alter des Kanzlers erweckte ihm Mitleiden — er ward nun mit einem Male in Süddeutschland so beliebt, wie er es nie zuvor gewesen war. Allerdings trug hierzu auch der Umstand bei, daß Bismarcks Entlassung lediglich auf die Willensentschließung des Kaisers zurückzuführen war, daß zuvor die übrigen Regierungen weder um ihre Meinung, noch um ihren Rath befragt worden waren. In gleich souveräner Weise verfuhr dann der Kaiser bei der Berufung Caprivis, sowie wiederum bei dessen gänzlich unerwarteter Entlassung. Daß so über ihre Köpfe hinweg über die Besetzung des wichtigsten der Reichsämter verfügt wurde, das verdroß die süddeutschen Regierungen sehr. Und der im Volke schwelende Haß gegen Preußen wurde dadurch aufs Neue angefacht. Man spricht es heute in der süddeutschen Presse offen und ungenirt aus, daß das Uebergewicht Preußens im Reiche nicht länger geduldet werden dürfe. Großdeutsch will man gerne sein, großpreußisch nie und nimmer. Und zwischen dem Berliner und dem Stuttgarter Hofe soll es gar zu ernsten Mißhelligkeiten gekommen sein.

Wenn man leidenschaftslos die Dinge betrachtet, muß man zugestehen, daß die Befürchtungen der Süddeutschen nicht ganz unbegründet sind. Der Einfluß Preußens im Reiche ist ein übermäßig großer. Wäre Preußen noch das, was es zeitweilig gewesen, der auch in kultureller Hinsicht am weitesten vorgeschrittene Staat im Reiche, so wäre das noch nicht so sehr schlimm. Dies ist aber nicht der Fall. Das offizielle Preußen ist im Laufe der Entwickelung, die es seit 1870 durchmachte, die Hochburg der Reaktion geworden. Von ihm sind alle die rückschrittlichen Maßregeln der letzten Jahrzehnte ausgegangen, und auf seinen Einfluß sind schlimme Schäden zurückzuführen, die auf den Gebieten der Rechtsprechung und der Verwaltung sich unheildrohend herausgebildet haben. Spezifisch preußisch-bureaukratischen Geist athmet auch die Umsturzvorlage, die gegenwärtig die Gemüther erregt, und zwar im Süden des Reiches weit mehr noch erregt, als im Norden. Unter solchen Umständen kann man es wohl verstehen, daß die Süddeutschen keine Lust verspüren, den preußischen Einfluß im Reiche immer mehr überhand nehmen und sich selbst zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herabdrücken zu lassen. Der Haß gegen das Preußenthum ist bei ihnen bereits so groß geworden, daß selbst in der Sozialdemokratie, die über nationale Verschiedenheiten bis jetzt

am leichtesten noch hinwegkam, der alte Zwist und Hader der Stämme wieder aufzuleben beginnt. Das ist doch gewiß ein Symptom von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Auch heute noch ist man gut deutsch in Bayern ebensowohl wie in Württemberg; ob das aber immer so bleiben wird, das erscheint zur Zeit sehr fraglich. Schwere Fehler sind an der leitenden Stelle begangen worden. Man hat alle die Jahre hindurch auf die Eigenart der Süddeutschen zu wenig Rücksicht genommen, man hat, von einem rücksichtslosen zentralistischen Drange ergriffen, allzuviel schablonisirt und reglementirt und hat dabei vergessen, daß man in Süddeutschland nicht gewöhnt ist, sich die Zügel so straff anziehen zu lassen, daß man dort keinerlei Lust verspürt, zu Experimenten sich herzugeben, die, falls sie glücken würden, doch nur zu einer Erweiterung preußischer Machtbefugnisse führen könnten.

Die hier erwähnten Fehler sind zum großen Theil schon vor dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers begangen worden. Aber ihre Wirkungen machen sich erst jetzt, inmitten des allgemeinen Mißbehagens, so recht bemerklich, und da das Volk immer geneigt ist, die maßgebenden Persönlichkeiten für die herrschenden Zustände verantwortlich zu machen, glaubt man sich für das Alles an den Kaiser halten zu dürfen, der ja übrigens auch selbst von dem eigenen Können und Vermögen eine gar erhabene Vorstellung sich bildet und ebenfalls der Meinung ist, daß ein einzelner Mann auf politischem und sozialem Gebiete aus eigener Kraft Grundstürzendes und Grundlegendes zu schaffen vermöge.

Die gegenwärtig in Süddeutschland herrschende Stimmung findet in der dortigen Presse ihren ungeschminkten Ausdruck. Die Presse thut, indem sie ihre Meinung zu erkennen giebt und auf die vorhandene Verstimmung hinweist, lediglich ihre Schuldigkeit.

Den großdeutschen Gedanken zu hegen und zu pflegen, nicht aber ein anmaßendes Großpreußenthum auf Kosten der anderen verbündeten Stämme künstlich zu züchten, darauf sollte, in Anbetracht alles dessen, weise Regierungskunst ernstlich bedacht sein.

K. Sch.

Das Auer'sche Gasglühlicht.

Eine kritische Beleuchtung.

In der letzten Generalversammlung der Deutschen Gasglühlicht-Aktien-Gesellschaft in Berlin legte der Vorsitzende, Herr Pintsch, eine Bilanz vor, nach welcher 100 Prozent Dividende vertheilt werden sollten. Wie er hierbei selbst bemerkte, wächst der Appetit mit dem Essen, und so erhob sich der Kaufmann Klemens Wehner aus Leipzig, sprach der Verwaltung für den glänzenden Erfolg ihrer Arbeit seinen tiefgefühlten Dank aus, schlug indessen in Anbetracht der günstigen finanziellen Lage der Gesellschaft vor, 130 Prozent statt der beabsichtigten 100 Prozent zu vertheilen. Gegen diesen Antrag erhoben nur einige wenige Aktionäre, welche die Aktien ohne den Dividendenschein 1893/94 gekauft hatten, also von diesen 130 Prozent Nichts bekommen, Einspruch. Die Generalversammlung dagegen nahm den Wehner'schen Antrag mit 691 gegen 17 Stimmen an; selbst der Aufsichtsrath und die Direktoren stimmten wohlwollend dafür. Von ihrem Standpunkte aus kann man es ihnen wahrlich nicht verdenken, denn die Tantième des Aufsichtsrathes erhöht sich dadurch von 98 235 auf 115 836 Mark und die der Direktion und Beamten von 195 508 Mark auf 230 508 Mark. Der Aufsichtsrath, der, wie man von echten und rechten Glühlichtherren nicht anders erwarten kann, doppelt so hell ist als die anderen gewöhnlichen Sterblichen, hatte diesen Ausgang vorausgesehen und eine neue Bilanz mit 130 Prozent Dividende auf alle Fälle angefertigt, so daß sie sofort der Generalversammlung vorgelesen und von ihr genehmigt werden konnte. Also lautet ungefähr der Bericht der benannten Generalversammlung. Und die Aktionäre gingen nach Hause, um dort als Belohnung für ihre Mühe und Arbeit den wohlverdienten Kupon über 130 Mark pro Aktie loszutrennen, ohne der Gefahr preisgegeben zu sein, in einen Wucherprozeß verwickelt zu werden. Sie hatten ja das Geld redlich verdient, ohne die Nothlage oder den Leichtsinn ihrer Mitmenschen ausgebeutet zu haben. Und die guten Berliner, sie rieben sich am nächsten Morgen die Augen, als sie die 130 im Kurszettel prangen sahen. Sie hatten ja schon von 40 und 80 Prozent gehört. Aber 130, das ging doch über ihre Begriffe. Und sie staunten die große neue Erfindung mit den großen Annoncen und den großen Zetteln an den Littfaßsäulen an, die so große finanzielle Erfolge aufzuweisen hatte.

Für das große Publikum war die Erfindung wohl neu, für den Fachmann aber ein alter Bekannter, den man immer schon im Jenseits



wähnte, der aber trotzdem immer von Neuem auf der Bildfläche erschien. Bereits im Anfang der achtziger Jahre ließ sich Herr Dr. Auer von Welsbach einige Mischungen von unverbrennlichen Edelerden (Cer, Didym, Erbium, Niobium u. A.) zwecks Weißgluthbeleuchtung patentiren. Um diese Mischungen praktisch zu verwerthen, wird der aus Zwirn gefertigte sogenannte Strumpf in eine Lösung derselben getaucht Die Metalle setzen sich nun an dem Zwirn fest. Wird dieser Strumpf auf einen Bunsenbrenner gebracht, so verbrennt das Gewebe und die Edelerden behalten die Form des ursprünglichen Gewebes bei und verbreiten das bekannte grünliche Licht. Dies ist das ganze Geheimniß der Erfindung. Das Publikum stand dieser neuen Beleuchtung unbefangen, das heißt, nicht sympathisch gegenüber, und so hatten die verschiedenen Gasglühlichtgesellschaften auch keine nennenswerthe Verbreitung ihrer Brenner zu verzeichnen. Da brachte das Jahr 1892 einen ganz gewaltigen Umschwung hervor. Die Zeitungsreklame bemächtigte sich gegen das übliche Honorar dieser Erfindung und Interessenten und bezahlte Lärmmacher priesen laut die ungeheueren Vorzüge des neuen Lichtes. Sogar Männer der Wissenschaft, die theilweise in unserer heutigen materiellen Zeit leider schon zum Handelsartikel herabgesunken ist, mit hochklingenden Titeln und Namen hielten wissenschaftliche Vorträge, in denen sie die großen Vortheile des Auerlichtes auseinandersetzten und dem aufhorchenden Publikum verkündeten, daß das neue Gasglühlicht die Leuchtkraft des elektrischen Glühlichts um das Doppelte übertreffe und außerdem bedeutende Gasersparnisse den übrigen Brennern gegenüber mit sich bringe. Daß diese Brenner, die zum Vergleich herangezogen wurden, schon durch viel vollkommenere verdrängt waren, wurde natürlich verschwiegen. Man prophezeite der elektrischen Beleuchtung ihr baldiges Ende und den Beginn eines gewaltigen Aufschwunges der Gasindustrie.

Ein Theil der Presse und zahlreiche Stimmen von Fachleuten mahnten zur Vorsicht. Jedoch das große Publikum ging auf den Leim. Am Ende eines allgemeinen wirthschaftlichen Niederganges stehend, wollte es, wo irgend möglich, Ersparnisse machen, und griff mit beiden Händen nach dem dargereichten Danaergeschenk. Alle kauften sie Auerbrenner und freuten sich über die Ersparnisse, die sie in den Gasrechnungen fanden, die aber in Wirklichkeit sehr problematischer Natur sind, da bei dem Vergleiche meist die Kosten der Anlage und der zerbrochenen oder unbrauchbar gewordenen Strümpfe zu leicht vergessen werden. Die Gesellschaft aber machte glänzende Geschäfte, die wir ja auch in dem Geschäftsberichte bestätigt fanden.

Wenn wir uns nun zu einer Besprechung der Vorzüge wenden, die dem Auerbrenner nachgerühmt werden, so müssen wir zunächst die Zahlen

über die Leuchtkraft, die auf photometrischem Wege gefunden wurden, als unrichtig bezeichnen. Ein Photometer besteht bekanntlich aus einem Papierschirm, welcher an einer Stelle durch einen Stearinfleck transparent gemacht wird. Wird dieser Schirm von beiden Seiten her ungleich stark beleuchtet, so erscheint der Fleck, von der stärker beleuchteten Seite gesehen, dunkel auf hellem Grunde, von der schwächer beleuchteten Seite dagegen hell auf dunkelem Grunde, da derselbe mehr Licht hindurchläßt und weniger reflektirt, als der übrige Theil des Papiers. Der Fleck verschwindet scheinbar, wenn der Schirm von beiden Seiten her gleich stark erleuchtet ist, weil dann der Fleck ebenso hell erscheint als der umgebende Theil des Papiers. Wenn man nun auf der einen Seite des Papierschirmes eine Normalkerze aufstellt, und auf der anderen Seite die zu messende Lichtquelle, deren Entfernung man so lange ändert, bis der Fleck verschwindet, so kann man die Leuchtkraft der letzteren nach dem bekannten Satze berechnen, daß die Lichtintensität mit wachsender Entfernung von der Lichtquelle abnimmt und zwar im umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernung.

Diese Messungen können jedoch nur dann richtige Resultate ergeben, wenn man der Normalkerze dieselben Farbentöne geben kann, als das zu messende Gasglühlicht besitzt, die bei den einzelnen Auerbrennern in den verschiedensten Nüancen des Grün schwanken. Dies giebt auch Herr Generaldirektor Fähndrich aus Wien zu. Derselbe sagte auf der Jahresversammlung des deutschen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern in Kiel: „Das Licht des neuen Brenners ist sehr weiß und sämmtliche Farben erscheinen wie bei Tageslicht. Dieser Umstand erschwert die photometrischen Messungen, wie ich hier sofort bemerken muß, und bitte ich daher, die angegebenen Zahlen der Lichtstärken beim Auer Licht nicht als ein Evangelium betrachten zu wollen.“ Ganz richtig! Die letzte Bemerkung hätte der Herr jedoch nicht nur auf seine Zahlen, sondern auch auf seine Worte ausdehnen müssen, wenn er behauptet, daß das Licht weiß sei und sämmtliche Farben wie bei Tageslicht erscheinen; denn Jeder, der vorurtheilsfrei und nicht farbenblind ist, sieht doch, daß das Auerlicht nicht weiß ist. Das Auerlicht erwies sich bei den bezüglichen Versuchen des Professors Dr. Pfaundler geradezu als ein Feind der warmen Farben: Roth, Orange, Gelb, dagegen als Förderer der kalten Farben: Grün und Blau. Im menschlichen Teint finden sich aber gerade die warmen Farben vor, und diese erscheinen im elektrischen Lichte ungleich lebhafter und schöner, während sie im Auerlicht verblassen und völlig zurücktreten. Das Licht des Auerbrenners ist ein grünliches, todtes Licht, es verleiht allen Anwesenden ein bleiches, leichenähnliches Aussehen und übt ganz entschieden, worauf schon oft hingewiesen

wurde, einen drückenden Einfluß auf die Stimmung und Launen einer Gesellschaft aus.

Kommen wir nun den Vertheidigern und Anhängern des Auer'schen Gasglühlichts sogar entgegen und setzen ganz genaue photometrische Messungen voraus, so würden wir zu äußerst günstigen Resultaten kommen. Während nämlich bei einem gewöhnlichen Gasbrenner nur 0,32 Prozent der durch das Verbrennen der ausströmenden Gase erzeugten Strahlung in Licht, der übrige Theil in Wärme umgesetzt wird, wächst dieser Prozentsatz bei dem Auerbrenner auf 1,60, eine Erscheinung, die in engem Zusammenhange mit der grünlichen Färbung des Lichtes steht, und man könnte nach diesen Ergebnissen beinahe zu dem Schlusse kommen, daß der Auerbrenner den übrigen Gasbrennern wirklich weit überlegen sei, wenn sich das Verhalten des ersteren nicht nach kurzer Zeit ändern würde.

Aus einer Tabelle, die von dem vorgenannten Generaldirektor Fähndrich, einem Anhänger des Auerlichtes, auf Grund sorgfältiger Versuche veröffentlicht wurde, ergiebt sich das überraschende Resultat, daß bei dem kleineren Brenner mit einem Verbrauch von 95 Litern in der Stunde nach 336 Stunden Brenndauer eine Abnahme der Lichtstärke um 25 Prozent eintritt. Bei dem großen Brenner mit einem stündlichen Verbrauch von 120 Litern beträgt die Abnahme der Leuchtkraft schon nach 384 Stunden 65 Prozent. Nach dieser Zeit kann man also die Brenner für unbrauchbar erklären und durch neue ersetzen.

Die Angabe, betreffend die große Leuchtkraft der Auerbrenner müssen wir daher als ganz beschränkt richtig bezeichnen. Sie ist wohl im Anfang vorhanden, und hierauf beziehen sich auch die Angaben, die wir in Zeitungen angeführt finden, nimmt aber bald ab, so daß wir bei Vergleichen nur mit einer durchschnittlichen Leuchtkraft rechnen dürfen, die diejenige der bisher üblichen, verbesserten Gasbrenner kaum wesentlich übertrifft. Hiermit ist aber auch die Frage der Gasersparniß erledigt, da eine solche nur vorhanden wäre, wenn die Leuchtkraft, die man Anfangs mit einem verhältnißmäßig geringen Gasquantum erzielt, konstant bleiben würde.

Bei einem Vergleich mit anderen Gasbrennern sind ferner auch die Kosten der Anlage und der zu erneuernden Strümpfe von wesentlichem Einflusse. Der Preis des Brenners betrug bisher 15 Mark und ist jetzt auf 10 Mark herabgesetzt, was wir aber auch noch als einen viel zu hohen Preis bezeichnen müssen. Für ein kleineres Restaurant mit vielleicht zehn Flammen entstehen durch die Einführung dieser Brenner von vornherein Unkosten im Betrage von 100 Mk., die sich später durch Erneuerung der abgebrannten oder zerbrochenen Strümpfe noch ganz bedeutend erhöhen.

In einem Wiener Lokal sind allein bei 65 Flammen innerhalb eines Monats 50 Glühkörper schadhaft geworden. Die letzteren erfordern eine außerordentlich vorsichtige Behandlung. Bei unvorsichtigem Aufsetzen oder Abnehmen des Zylinders, bei unvorsichtigem Anzünden, bei einer unbedeutenden Erschütterung oder einer exzentrischen Einhängung des Strumpfes geht letzterer in Trümmer. Man muß nun dem Fabrikanten resp. dessen Vertreter erst Mittheilung machen, und dieser schickt einen seiner Angestellten zur eigenhändigen Einsetzung des Strumpfes. Auf diese Weise kann man sehr leicht in die mißliche Lage kommen, eine Zeit lang im Finstern zu sitzen, wenn der Vertreter weitab wohnt oder der Monteur nicht sofort kommen kann. Da nun durch dieses schnelle Unbrauchbarwerden der Brenner sehr beträchtliche Unkosten verursacht werden, so ist ein Vergleich mit anderen Brennern nicht so ohne Weiteres möglich, und man muß diese Unkosten stets in Betracht ziehen, wenn man sich aus Ersparnißrücksichten Auerbrenner anschaffen will.

Trotz aller dieser angeführten pekuniären Nachtheile und unangenehmen Nebeneigenschaften des Auerbrenners gewann derselbe bisher eine bedeutende Verbreitung, da ein gewaltiger Reklame-Apparat aufgeboten wurde und die Abnehmer sich zu leicht durch den ersten Eindruck beeinflussen ließen. Es stellten sich auch bald, durch die guten Geschäfte angelockt, neue Erfindungen ein, und so sind in letzter Zeit verschiedene Gasglühlicht-Fabrikanten aufgetaucht, die angeblich die Hauptschwäche der Auerbrenner, die geringe Haltbarkeit, beseitigen und dem Publikum feste Glühkörper, die sogar mit der Hand zusammengebogen werden können, anbieten. Daß ihre Angaben auf Richtigkeit beruhen, glauben wir kaum, da uns noch keine entsprechenden Versuche vorliegen. Von dem Leiter der neuesten Gasglühlichtgesellschaft jedoch können wir mittheilen, daß er vor einiger Zeit, als er noch nicht in dieser Stellung war, eine Broschüre veröffentlichte, die manches Wahre enthielt, in der er mit dem Brustton der Ueberzeugung und Entrüstung gegen den Gasglühlichtschwindel herzog. Wenn er nun selbst als Erfinder eines neuen Gasglühlichtes auftritt, so können wir uns leicht ein Urtheil über den Werth seiner Erfindung bilden und müssen daher das Publikum zur größtmöglichen Vorsicht mahnen. Das Geschäft der Auer'schen Gasglühlichtgesellschaft scheint außerdem bereits seinen Höhepunkt überschritten zu haben, da die Aktien im Verlaufe einer ganz kurzen Zeit um 50 Prozent gefallen sind und damit wahrscheinlich noch nicht ihren niedrigsten Kurs erreicht haben.

Wir aber halten uns für berechtigt, zu behaupten, daß die Gasglühlichtbrenner die bisher angewandten, verbesserten Gasbrenner an Ersparnissen kaum wesentlich überragen, am allerwenigsten den Beginn einer

neuen Aera bezeichnen. Das Verhältniß zwischen Gaslicht und elektrischem Licht wird dasselbe bleiben. Es wird sich zu Gunsten des letzteren ändern, wenn es gelingt, das elektrische Licht billiger zu erzeugen, als bisher. Daß diese Aussicht in absehbarer Zeit vorhanden ist, sehen wir ganz deutlich, wenn wir uns mit den neueren Fortschritten der Elektrotechnik beschäftigen. Die Hauptkosten einer elektrischen Anlage bestehen in der Anschaffung der Hauptheile derselben, der Dynamomaschinen und der Kupferdrahtleitungen. Bisher mußte man große und theure Dynamomaschinen verwenden, da sich unsere Industrie zum Bau schnelllaufender Dampfmaschinen nicht entschließen konnte und eine Uebertragung ins Schnelle auf die Dynamomaschine zu viel Nachtheile mit sich bringt. In neuerer Zeit ist jedoch eine Wendung eingetreten. Es entstehen, besonders in England, sehr schnell laufende Dampfmaschinen und mit ihnen schnellere, kleinere und billigere Dynamomaschinen. Die Leitungen werden ferner immer dünner und billiger, da die angewandten Spannungen bedeutender werden und bereits zehntausende Volt betragen; ja, bei den neuen, epochemachenden Versuchen von Tesla, welche der Elektrotechnik ganz neue, nie geahnte Wege zu erschließen scheinen, fallen die Leitungen ganz weg und der Strom geht durch die Luft. Wir können daher mit der Behauptung schließen, daß die neuere Entwickelung der Elektrotechnik auf eine immer größere Ausdehnung der elektrischen Beleuchtung hinweist, die weder der neue Auerbrenner, noch auch andere derartige Erfindungen merklich aufhalten werden. Letztere bedeuten nur eine kurze, vorübergehende Erscheinung in der Beleuchtungstechnik; sie werden allmählich wieder von der Bildfläche verschwinden und niemals dazu berufen sein, das Licht der Zukunft zu bilden.

Berlin. L. Lüdeke, Ingenieur.

Der Sozialismus in der Studentenschaft.

In einem Theile der deutschen Studentenschaft gährts. Diese Gährung ist nicht zu vergleichen mit jener nervös-erregten Stimmung, wie sie bald nach den Befreiungskriegen in der Bildung der Burschenschaft und dem Wartburgfeste von 1817, im Jahre darauf in Karl Sands leidenschaftlicher That, der Ermordung Kotzebues, 1832 im Hambacher Fest und 1848 in der Bildung der „akademischen Legion“ zum Ausdruck kam und im Wesentlichen in einer ungestillten, meist auch unklaren Sehnsucht nach einem einigen und freien deutschen Vaterlande — bei dem Einen überwog das Einheits-, bei dem Anderen das Freiheitsideal — gipfelte. Wie ein Märchen aus uralten Zeiten berührt uns heute die Schilderung jener Ereignisse sammt der traurigen Episode der Kamptz- und Schmalzgesellen, der Demagogenriecherei, der Einkerkerung Reuters und manches anderen braven, aber harmlosen Gesellen, deren Lebensmuth in düsteren Kasematten gebrochen wurde.

Seit dem tollen Jahre ist die Studentenschaft in Deutschland verhältnißmäßig selten in Aktion getreten, so 1876 bei der Maßregelung Eugen Dührings, gegen welche ein Theil der Berliner Studenten unter Führung des Mathematikers Döll öffentlich protestirte. Anfangs der achtziger Jahre, als die antisemitische Bewegung weitere Kreise zog, bildeten sich allenthalben unter der Flagge des reinen, unverfälschten Deutschthums antisemitische Studentenvereine, die sogenannten Vereine deutscher Studenten, die es zu einer über fast sämmtliche deutsche Universitäten sich erstreckenden, nicht unbeträchtlichen Ausbreitung gebracht haben. Ihnen gegenüber kommt das Gegengewicht der von freisinnig-fortschrittlicher Seite protegirten, meist aus jüdischen Studenten bestehenden sogenannten Freien wissenschaftlichen Vereinigung, die nur in Berlin eine nennenswerthe Mitgliederanzahl aufweisen kann, kaum in Betracht. Die große Mehrzahl der Studentenschaft ist heute politisch indifferent. Korps und Burschenschaften, zwischen denen der alte, grundsätzliche Unterschied längst entschwunden ist, bringen heute brüderlich vereint dem Fürsten Bismarck als Baumeister des Deutschen Reiches Fackelzüge dar und suchen einander an patenter Schneidigkeit zu überbieten.

Vor einigen Tagen machte die Auflösung der Sozialwissenschaftlichen Vereinigung an der Berliner Universität viel von sich reden. Dieser Verein hatte es sich zur Aufgabe gestellt, in ernsthafter Weise sich mit sozialpolitischen Fragen zu beschäftigen. Daß dies nicht einseitig geschah, beweist die bloße Thatsache, daß in der „Sozialwissenschaftlichen Vereinigung“ während der kurzen Zeit ihres Bestehens die staatssozialistischen

Professoren Schmoller und Wagner, ferner bekannte Sozialdemokraten, wie der Schriftsteller Georg Ledebur und der Vertreter der individualistisch-anarchistischen Theorie, Dr. Bruno Wille, Vorträge hielten. Aber gerade diese Gründlichkeit, mit der der Verein seinen statutenmäßigen Bestrebungen oblag, war offenbar dem Verein deutscher Studenten ein Dorn im Auge. Nachdem er vergebens versucht hatte, die Existenz der „Sozialwissenschaftlichen Vereinigung" durch Denunziation beim Rektor unmöglich zu machen, gelang ein anderer Versuch: 32 deutsche Studenten kamen bei der ihnen so unsympathischen Vereinigung um Aufnahme ein. Offenbar war es auf eine Ueberrumpelung abgesehen, und da der durch dieses Massengesuch in seinem Fortbestande bedrohte Verein die Absicht wohl merkte, so lehnte er die ihm zugedachte Ehre eines so massenhaften Beitrittes neuer Mitglieder, die ohne Weiteres den alten Stamm hätten majorisiren können, aus bloßem Selbsterhaltungstrieb in corpore ab. Ob die auf die eingereichte Beschwerde ergangene Entscheidung eines wohllöblichen Rektors und Senats der Friedrichs-Wilhelm Universität zu Berlin, daß die „Sozialwissenschaftliche Vereinigung" verpflichtet sei, besagte Herren, gegen deren moralische Qualifikation keinerlei Bedenken vorliege, aufzunehmen, sich mit der akademischen Freiheit oder aber auch nur mit der Vereins- und Versammlungsfreiheit verträgt, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls that der so gemaßregelte Verein das Gescheidteste, was er unter den obwaltenden Umständen thun konnte — er löste sich selbst auf. Vielleicht werden später wieder einmal günstigere Umstände eintreten, die einer den sozialistischen Bestrebungen mit wohlwollender Objektivität gegenüberstehenden Vereinigung eine ungehinderte Entfaltung und Selbstbestimmung ermöglichen.

Wir haben bei diesem in seinen allgemeinen Umrissen durch die Tagespresse bekannten Ereignisse deßhalb etwas länger verweilt, als nöthig erscheinen mochte, weil wir die Intoleranz der hohen Universitätsbehörde und speziell des als freisinniger Theologe verschrieenen rector magnificus, Professor Pfleiderer, als typisch kennzeichnen wollten für die Art und Weise, in der heute Sozialdemokraten auf der ganzen Linie gezüchtet werden. Es ist dies dieselbe Methode, die in dem Sozialistengesetz zum Ausdruck kam, das der Sozialdemokratie ungezählte Tausende von Anhängern zuführte — eine Wirkung, die sicherlich noch in erhöhtem Maße durch die gegenwärtig im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehenden Bestimmungen gegen den Umsturz, falls sie Gesetzeskraft erlangen sollten, erzielt werden würde. Mit derartigen, ihr nur aus allgemeinem Humanitätsgefühl, nicht durch gefestigte innere Ueberzeugung zugeführten Anhängern ist allerdings im Grunde genommen der Sozialdemokratie wenig gedient, trotzdem aber quittirt natürlich jede Partei dankend über jeden Zuwachs, gleichviel, ob sie ihn der eigenen Kraft oder den Fehlern der Gegner verdankt.

Daß übrigens, ihrer wachsenden Ausdehnung entsprechend, die Sozialdemokratie auch in studentischen Kreisen bereits einen festen Kern von Gesinnungsgenossen aufzuweisen hat, ist ein offenkundiges Geheimniß, seit dem vor Jahresfrist als Delegirter dieser Kommilitonen Dr. Lux auf dem

internationalen Studentenkongreß in Genf weilte und dann im Sommer gemeinschaftlich mit dem Berliner Stadtverordneten und praktischen Arzt Dr. Zadek in öffentlichen Versammlungen, die nicht wenig Staub aufwirbelten, Bericht erstattete. Freilich ist unter den jungen akademischen Genossen so mancher Brausekopf und Weltstürmer, der einst, wenn der Most ausgegohren, um das bescheidenste Aemtchen zu erlangen, sehr lammfromm und servil sich geberden dürfte. Deßhalb steht auch ein Theil der sozialdemokratischen Fraktion dieser von Liebknecht protegirten Richtung kühl bis ins Herz hinan gegenüber.

Von Neujahr ab soll nun in der Reichshauptstadt unter der Redaktion des ehemaligen Sattlergesellen Johann Sassenbach ein auf die sozialistischen Studenten berechnetes Blatt, „Der sozialistische Akademiker", im Verlage des sozialdemokratischen Buchhändlers Hans Baake erscheinen. Der „Vorwärts" hat nun zwar, wie er das öfters zu thun pflegt, wenn Andere aus eigenem Antriebe Etwas unternehmen, die Nothwendigkeit und Existenzberechtigung eines derartigen Blattes bestritten, gleichwohl aber hat der „Alte" (Liebknecht), obwohl er als Chefredakteur des „Vorwärts" das ihm so häufig zum Vorwurf gemachte hohe Einkommen bezieht, es unternommen, für dieses nach der Ansicht des von ihm geleiteten Organs höchst überflüssige Blatt einen Einführungsartikel zu schreiben. Er ist also seinen so oft bekundeten alteingewurzelten Sympathien treu geblieben. Ob allerdings das Eintreten Liebknechts für den „sozialistischen Akademiker" genügen wird, diesem die zu seinem Bestand erforderliche Lebenskraft zu verleihen, das kann mit Recht als fraglich angesehen werden.

Doch möge dem sein, wie ihm wolle, möge selbst diese Gründung sich späterhin als eine mißlungene Buchhändler-Spekulation erweisen, so steht dennoch der Sozialdemokratie ein von Tag zu Tag steigender Zuwachs aus studentischen und akademischen Kreisen bevor, aber weniger dank der logischen Konsequenz ihrer Theorieen, als vielmehr in Folge des geradezu entsetzlichen Studentenelends, das sich an allen Universitäten, namentlich aber in Berlin mit seinen 5—6000 akademischen Hörern, in Besorgniß erregender Weise bemerklich macht. Und die Ueberfüllung der gelehrten Berufe trägt das Ihrige dazu bei, später auch noch einen großen Theil derjenigen, die als Studenten den sozialistischen Einflüsterungen nicht zugänglich waren, dem Sozialismus zu gewinnen, der immer weiteren Kreisen als der einzige Rettungsweg aus der herrschenden Misère erscheint.

Dr. Eduard Feuchtwanger.

Die Geschichte vom Gupferl.

In einem Waldthale, durch welches die Landstraße zieht, ist seitwärts, unweit von dieser Straße, eine felsige Engschlucht. Aus derselben kommt ein steiniges Wildbachbett, in welchem kein Wasser rinnt und kein Pflänzlein steht. Zur Frühjahrszeit geht es manchmal wild her in diesem Bette zwischen den wuchtigen Steinblöcken, da hört man weithin die Wasser tosen, da steigt ein Thaunebel auf in die alten knorrigen Fichten, die am Hange stehen, und im Nebel flimmern manchmal die Farben des Regenbogens. Jetzt im Hochsommer ist Alles todt und dürre. Zwar in einer Felsenrunse zeigen sich am Stein die Flechten feucht, und aus einer Baumrinde, die als Rinnlein in die Kluft gelegt ist, tröpfelt ein Wässerlein. Es tröpfelt nur und versickert wenige Schritte unterhalb im Sande.

An diesem Brunnen kauerte ein junges Weib. Es war nicht gar groß, aber hübsch rundlich, hatte ein breites Gesichtlein, ein kleines Stumpfnäschen und vergißmeinnichtblaue Augen darin. Es war im Sonntagsgewande der Bäuerinnen und hatte neben sich ein Bündel liegen. Mit dem einen Beine stemmte es sich an den Schutt, mit dem anderen kniete es auf einem Steinvorsprung, so daß ein Weniges von den strammgespannten schneeweißen Strümpfchen zu sehen war. Mit der einen Hand klamte es sich an der rauhen Wand fest, mit der anderen hielt es sich ein kleines Thonkrüglein unter die tropfende Rinne.

Dieses Menschenwesen war auf seiner weiten Wanderung in der Sonnengluth sehr durstig geworden und hatte hier in der öden Schlucht eine Quelle gesucht. Nun schon ein Weilchen hielt es das Gefäß hin, und immer noch war noch nicht so viel Wasser darinnen, daß es klecken konnte für den trockenen Gaumen.

Und als diese Weibsperson so im Ruhen und Sinnen wartete auf die allmählich sich sammelnde Labniß, da kam von der Straße her ein Mann gestiegen und kletterte hinan zur Wasserschöpferin Er war vierschrötig und schwerfällig, hatte ein freundliches, gebräuntes Gesicht, dunkles Haar, dichten, gekräuselten Vollbart und war im fahlen Gewande armer fahrender Leute; an seinem Beinkleide klaffte sogar, wenn auch gerade nicht sehr weit und auffallend, eine Naht auseinander, und das Schuhwerk war wesentlich platt und schief getreten. Das Beste an seinem Kleide war ein Filzhut mit grünem Bande und einer kecklich geschwungenen Auerhahnfeder. Der Mann hatte keinen Stock und kein Arbeitswerkzeug bei sich, es war leicht zu erkennen, daß auch er die Quelle suchte.

„Da ist auch eine Durstige!“ also grüßte er das junge Weib.

„Es will nicht rinnen,“ antwortete sie und schaute in das Thonkrüglein, welches kaum erst den vierten Theil gefüllt war.

„Wer bist denn Du?“ fragte der Mann und lehnte sich an einen Felsblock nahe neben ihr.

Jetzt blickte sie ihn erst einmal ordentlich an, und weil bei gewöhnlichen Leuten kein langes Umstreichen üblich ist, ehe sie miteinander bekannt werden, so antwortete sie frischweg: „Wer ich bin? Wenn ich Dirs sag', nachher weißt Du so viel wie früher.“

„Nun, so sag's halt. Ein Bissel wirst doch wer sein.“

„Ja, ich bin das Gupferl!“ Dabei lachte sie hell auf.

„Wieso?“ fragte der Mann und schaute ihr munter in das gutmüthige Gesicht. War es nicht doch ein wenig traurig, ein wenig abgehärmt, dieses nette Gesichtel?

„Freilich, das Gupferl bin ich,“ fuhr sie fort. „Weißt nit, was das ist, ein Gupferl? So eine Draufgab', eine freiwillige Zuwag', etwas Ueberflüssiges, das man just nimmt und just braucht, wenn mans hat, und das freilich Niemandem abgeht, wenns fort ist.“

„Wenn mans so nimmt,“ entgegnete er, „nachher ist eigentlich jeder Mensch ein Gupferl, und ich selber bin schon ein großer Gupf, ein verdammt überflüssiger, wenn mans so nimmt. Aber überflüssig nit für mich selber, verstehst! Für mich bin ich die Hauptsach' und mir sind die Anderen Gupf, die Anderen. — Daß aber Du ein Gupferl sollst sein, ein so sauberes Weibsbild, das versteh' ich nit.“

Sie blickte in ihr Krüglein.

„Ist es schon voll?“ fragte er.

„Noch lang nit. Alle Vaterunser lang ein Tröpfel.“

„Mir scheint, Dirndl, Du zählst die Zeit auch nach Vaterunsern. Eine gute Uhr, aber langweilig. Hast hübsch Zeit, daß Du mir vom Gupferl was sagst. Wie bist denn ein Gupferl worden?“

„Ja, mein Mensch, das wär' eine lange Geschicht'. Und eine alte Geschicht'. Laß es gut sein.“

„Ich kann mirs schon denken,“ versetzte er mit Theilnahme. „Zuerst in die Welt herein, ohne daß wer nach Dir gerufen hat; keine Ehr bringst mit, aber viel Sorg' und Verdruß, da überflüssig, dort überflüssig, überall ungut aufgenommen — ist es so?“

„Wirst nit weit fehlen,“ sagte sie ruhig, „ist man nachher so viel, daß man arbeiten kann, kommt der harte Bauerndienst, aber nit als Feldmagd und nit als Küchenmagd, sondern Jedem als Beihilf', dem Knecht zur Knechtin, der Magd zur Dienerin, als zweifüßiges und zweihändiges Ding für Alles, was Andere nit thun wollen — alleweil nur das Gupferl.“

Etwas unsicher schmunzelte er: „Wie Du fein gerathen bist, wundert es mich aber doch . . .“

„— Auf das geh' ich nit ein,“ sagte sie.

„Ist Dein Krügel schon voll?“ fragte er.

Da solches noch immer nicht der Fall war, redete sie weiter: „Die Arbeit ist einem ja nit zu hart. Wär' dumm, wenn einer Bauernmagd die Arbeit zu hart thät sein. In meinen halbgewachsenen Jahren hat mich

eine Nähterin in die Lehre genommen. Die ist freilich wohl gut gewesen auf mich, aber frühzeitig gestorben. Hab' bald wieder müssen in den Bauerndienst. Und wieder Schuhhadern sein, wieder Patsch sein; gar nie ein gutes Wort, gar nie ein: „Recht ists!" und: „Brav bist!" — Mein Gott, wenn man nur weiß, daß Andere mit Einem zufrieden sind, nachher ist mans selber auch. Sonst verlangt man eh Nichts auf der Welt. — Na, so hab' ichs wohl frei nit mögen aushalten im Bauerndienst, und wie einmal im Sommer eine Stadtfrau bei uns im Bauernhaus gewesen ist und gesagt hat, wenn ich Lust hätt' in die Stadt, so kunnt ich mit ihr kommen, sie thät für ihr Haus ein Dienstmädel brauchen, da bin ich halt nachher mit in die Stadt Graz. Dort ists ja so viel schön, wie es heißt, und schlechter kann ich mirs nit mehr machen, nur besser. Ja, hab' ich gemeint! — Mensch, Du bist mir stockfremd, aber das muß ich Dir vor Gott dem himmlischen Vater ins Gesicht sagen: Wer auf der Welt das Fegefeuer abbüßen will, der soll bei einer Stadtherrschaft Dienstbot' sein! Weiß zwar nit, was ich so viel Schlechtes hab' angestellt mein Lebtag, daß ich hart hab' müssen Buß' thun, ein ganzes Jahr lang. — Ich sag' Dirs, wenn sie einen Hund haben, oder ein anderes Thier, das wird in manchem Haus besser gehalten, wie der Dienstbot'. Kein Mensch glaubts, wie höllisch wüst so eine feine Stadtfrau kann sein! Da sind die Bauersleute dagegen noch Engel, die essen mit einem noch aus einer Schüssel und geben immer einmal eine Raststund', lassen sichs angelegen sein, daß man bisweilen in eine Kirche kommt und an der armen Seel' nit Schaden leidet. Im Stadtdienst bist das reine Vieh, oder was noch Schlimmeres, weil sie vor Dir Kisten und Kasten zusperren. Aber arbeiten, arbeiten, oft schier Tag und Nacht, Feiertags wie Werktags. Und der Hochmuth bei der Herrschaft. Pfui Teufel! hätt' ich bald gesagt. Und dabei verlangen sie Anhänglichkeit — es ist rein zum Lachen."

Also sprach die Person und wurde dabei ganz erhitzt. Sie mochte wohl so schlechte Erfahrung gemacht haben. Es war, als ob sie seit Langem gesammelte Lasten von ihrem Herzen loswälzen wollte, nun da einmal ein Mensch vorhanden war, der ihr theilnehmend zuhörte. Wahrscheinlich war ihr in der Stadt jeder Verkehr mit Menschen untersagt gewesen, selbst mit der Mitdienerschaft, also daß sie wie eine Verbannte leben mußte mitten in der Menge.

„Herrendienst wär' auch mein Letztes," sagte jetzt der Mann. „Diese Leute sind so über die Maßen fein gebildet, daß es ein gewöhnlicher Mensch bei ihnen nit aushalten kann. — Erst vor etlichen Tagen hab' ich von meiner Straßen aus in ein so fürnehmes Herrenhaus hingehorcht, wo die Frau Baronin just ihr Stubenmädel verjagt. Das Mädel ist eilends gegangen, hat sich aber im Reden tapfer gewehrt, und wenn ich sagen sollt', welche von den zwei Weibsbildern in Red' und Antwort die Unverständigere war, so müßt' ich wohl der Frau Baronin die Ehr' geben. Das Mädel hat lauter Wahrheiten gesagt, aber immer höflich, die Andere katzengrob und so verleumderisch, daß man sie zehnmal bei Gericht hätt' verklagen können. Endlich macht das Mädel einen artigen Knix vor der Dame und

sagt: „Euer Gnaden, ich bin halt ein ganz ungebildetes Geschöpf und kann nit so schimpfen und mag nit sagen, was ich mir denk' über Euer Gnaden. Aber denken thu ich mir ganz das Richtige! — Ein feiner Trumpf! Hat mich gefreut. — Natürlich hast auch Du bei Deiner Stadtherrschaft das ganze Jahr kein einziges freundlich Wort gehört."

Hierauf entgegnete die Magd: „Eins hab ich gehört. Ein einziges, aber nit von der Frau —"

„Vom Herrn?"

„Errathen hast es. Ein ganz unschuldiges Wort, wie Du es vielleicht zu einem alten Pferde sagst, oder zu einem Esel. — „Bist ja doch ein armes Wesen!" hat er gesagt, der Herr, — Mensch, und jetzt wars aus! Von dieser Stund' an hätt' mir die Frau Wasser und Luft vergiftet, wenn sie hätt' können. Und wie mir das Licht aufgeht wegen der Eifersucht, da hab' ich meine sieben Sachen zusammengepackt und bin fort."

„Und wohin willst?" fragte der Mann.

„Ja, Mensch, wenn ich das selber wüßt'!"

„Du, schau, jetzt ist das Krügel voll!" rief er.

„Wahrlich, es ist voll," sagte sie und hob das Gefäß. Er langte hin, nahm ihr das Krüglein aus der Hand und trank es aus auf einen Zug.

„Vergelts Gott, Gupferl!" Mit diesem Worte gab er ihr den leeren Krug zurück. „Brav bist, daß Du mich labst. Schon einen heidenmäßigen Durst hab' ich Dir gehabt."

Sie schaute ihm nur ein wenig verblüfft ins Gesicht, sagte aber Nichts. — Wenn er schon gar so viel Durst hat gehabt, so ist ihm der Trunk Wasser wohl vergunnt.

Als sie hierauf ihr Töpfchen nochmals unter das tropfende Rinnlein zu halten begann, meinte er, wozu noch eine Weile hinhalten, es sei doch nur eitel Wasser. Sie solle mit ihm kommen, beim nächsten Wirthshause würden sie etwas Besseres trinken.

Dieser Mensch ist wirklich gut, dachte sie, nahm ihr Bündel unter den Arm und ging mit ihm. Ach, wie lange hatte sie kein gütiges Wort mehr gehört! — Er führte sie sorgsam an der Hand über das Steingeröll hinab zur Straße.

Dort stand ein zweiräderiger Karren, der mit einer grauen Plache kobelartig überspannt war. Nach vorne gingen zwei Deichseln mit einer Querlatte, an welcher der Karren gezogen werden konnte. Im Kobel gab es mancherlei Sachen: Frisch geschnitzte Holzwaaren, als: Tennschaufeln, Rechen, Kochlöffel, Sprudler, Nudelwalker, einen Korb mit hölzernen Eßlöffeln und dergleichen. Daneben ein Bund Kleider, ein Holztrühlein mit Rasierzeug, auch ein Töpfchen Fett war da und ein Stück halbvertrockneten Kuchens darunter, dann Tabakrauchsachen, eine alte Zither ohne Saiten, und Anderes. An der Ecke war noch eine Art von Bett, eine Strohschichte, auf welcher Kissen und Decken in unordentlichen Wulsten durcheinander lagen. — An der vorderen Seite war der Kobel durch ein paar Bretter abgeschlossen, an der hinteren Seite war eine Art Vorhang an-

gebracht, denn hier war der Eingang. Diese Dinge hatte der Mann seiner neuen Bekannten mit gewissem Stolze gezeigt.

„Gehört Alles mein!" sagte er wiederholt. „Hab' mir Alles selber erworben, redlich erworben. Von Haus aus, mußt Du wissen, bin ich ganz arm gewesen. Ja, meine Liebe! Als Kindel ist es mir nit viel anders ergangen als vielleicht Dir. Auf der Gassen bin ich gefunden worden von einem Zimmermannsgesellen; der ehrliche Finder hätt' mich gern zurückgegeben, aber der Verlustträger hat sich nit gemeldet. Wenn ich den Leibfehler nit hätt', wär ich auch Soldat worden, bins sogar schon gewesen, haben mich aber nit sattfüttern können, bin ihnen so hundsmager geworden vor lauter Hunger, daß sie mich wieder ausgelassen haben. Ich thu so viel gern essen, mußt wissen; soll ein Leibfehler sein, hat der Regimentsarzt gesagt. So schmeiß doch Dein Bündel hinein! Was sollst denn tragen, wenn wir den Wagen haben! — Na, so bin ich nachher Holzwaaren-Fabrikant geworden, und was ich im Winter schnitz, das verkauf ich im Sommer. Anfangs ist mir das Schnitzen nicht gut von der Hand gegangen, da hab' ich einen Lehrling aufgenommen, und an dem hab' ich halt so lang' herumgemeistert, bis ichs selber losgekriegt hab', wie mans macht. Seither schnitzt mir der Lehrling die schönsten Schaufeln und Löffeln und meine Fabrikate haben schon ein Ansehen im Land. Und überall, wohin ich komm', haben mich die Leut' gern. Und schon gar, wenn ich wollt Zither spielen!"

„Kannst Zither spielen?" fragte das Gupferl.

„Und ob ich kann! Das ganze Weibervolk wird Dir rebellisch, wenn ich Zither spiel!"

„Ich hörs auch gern."

„Aber jetzt sind keine Saiten drauf. — Und so kannst Dir denken, daß mir Nichts fehlt. Sehr gut gehts mir, kunnts nit besser wünschen. — Steig' jetzt in den Kobel, Gupferl, wir fahren!"

„Ich soll da hineinsteigen?" fragte die junge Magd, „ja, wo hast denn das Roß?"

„Ist schon eingespannt!" rief der Mann lustig, sprang in die Deichseln und hob sie zum Anziehen.

„Ja wart', ich werd' mich von Dir herumziehen lassen!" lachte die Magd. „Da spann ich mich lieber zu Dir, wenn wir Platz haben miteinand' da in dieser Lucken drin."

„Platz haben wir schon," sagte er und machte ihr an seiner Seite Raum, also, daß sie nun zweispännig den Karren zogen entlang die Straße.

Anfangs besorgte er die ganze Kraftleistung selber, so daß die Magd schier leer neben ihm hertrabelte, „Wär nit schlecht!" schnaufte er, „wenn ich mein Gschloß nit allein weiter bringen kunnt! Was ich gestiftet hab', das kann ich auch regieren!"

Nach einer Weile war für sie Gelegenheit vorhanden, stramm anzuziehen, denn er hatte sich eine Tabakspfeife in den Mund gesteckt, weil ein Lokomotiv auch dampfen müsse; es dampfte nun zwar, aber es zog nicht mehr gut. Dem „Gupferl" wars recht, daß es sich hier nützlich erweisen konnte.

Als es gegen Abend ging, waren die felsigen und waldigen Berge nicht mehr an ihrer Seite; in ein Hügelland kamen sie, reife Kornfelder überall, emsige Schnitter sichelten, und Getreidefuhren ächzten schwer gegen die Dörfer hin.

„Sind Narren, daß sie sich so schinden!" murmelte der Eigenthümer des Karrens, „wenn sichs der Mensch anschicken kann, bringt ers weiter." Und mit Behagen blickte er auf sein bewegliches Besitzthum, mit welchem auch die volle Freizügigkeit verbunden war.

Als sie mit dem Karren eine Anhöhe hinauf mußten, sagte der Mann: „Zieh an, Mädel!"

„Thu's ohnehin wohl, Hansel!" antwortete sie.

Er schmunzelte, denn Hansel hieß er nicht, und ziehen that er auch nicht; sie wollte aber seinen Namen wissen. Hierauf, als sie rasteten, wagte das Gupferl die Frage: „Wie heißt Du?"

„Schau nur einmal in den Kalender, mein Name steht eh drin," scherzte er.

„Und möcht auch gern wissen, wie alt Du bist."

„Was glaubst? Rat einmal."

Sie schaute ihm forschend ins Gesicht. — Zwischen dreißig und fünfzig. Bei den Mannsbildern kennt man sich nicht aus. Vom Haar fehlt noch kein Grandl (Härchen), der Bart kohlschwarz, im Gesicht noch kein Rumpfen (keine Runzel), die paar feinen Faltlein unter den Augen stehen ihm gerade gut. Weil er sicherlich das Weiberleutgernhaben kann. Die Nase ist etwas breit gerathen und hat in der Mitte eine Einsattelung, die nicht nöthig gewesen wäre — aber das thut Nichts. So liebe Augen hat er . . . Das war ihr heimliches Denken.

„Bist doch mehr auf der jungen Seiten," sagte sie.

„Wirst es schon sehen!" war seine Antwort. „Wirst Alles noch erfahren, nur Geduld! — Ein gescheiteres und ein stärkeres Dirndel giebts nimmer, wie Du bist."

Da zog sie wieder an.

Im nächsten Bauerndorfe machten sie Halt.

„Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg ist da!" riefen die Leute und kamen am Feierabend zusammen, um seinen Karren zu sehen, was für schöne und brauchbare Sachen er wieder mitgebracht hatte. Sie kauften Rechen, Schaufeln, Eßlöffeln, denn in jener Gegend sind zur Zeit noch Holzlöffel der Brauch, die zwar nicht ganz so glatt über die Lippen gleiten als die neumodischen aus Blech, hingegen aber bei weitem mehr fassen.

Als das Geschäft — und ein leidlich gutes! — gemacht war, barg der Greg — nun wußte sie seinen Namen — den Karren in einem Hof, ging in Wirthshaus, bestellte Nachtmahl und Stube für sich und sein Weib. Ein bis an den Rand gefülltes Weinglas schob er vor die Magd hin. Ihr aber war der Durst vergangen, und ohne Durst trinken, das war sie nicht gewohnt. Zwei Portionen Kalbsbraten wurden aufgetragen.

„Iß nur brav, Gupferl!" lud der Greg ein. „Jedes Rössel will seinen Hafer."



Er war mit seiner Portion in wenigen Augenblicken fertig. Da sie noch mehr als die Hälfte vor sich hatte, so meinte der Greg, er wolle doch einmal kosten, was ihr Braten etwa für einen Fehler habe, weil sie gar so langsam daran kaue — und verschlang ihn in zwei Bissen. Hierauf schien er selbst davon überrascht zu sein, daß die zwei Teller sich so schnell geleert hatten, und meinte, das sei halt sein Leibfehler. Ob das Gupferl noch eine zweite Portion wünsche? Sie bedankte sich und bezahlte ihre erste.

Als dieses Abendmahl vorüber war, legte der Greg ihr seine Hand auf die Achsel und lispelte: „Jetzt werden wir halt nachher müssen rasten gehen. Ich kann mirs denken, Du wirst müd' sein."

„Gar nit, gar nit!" antwortete die Magd hastig. „Heut hab' ich ja Feiertag gehabt. Das Bissel marschieren macht mir Nichts."

Du bist halt eine Mordsgredl, Du!" also lobte er sie und trachtete in die Schlafstube. Sie versprach, bald desgleichen zu thun, und ging hinaus in das Freie, denn es war eine wunderschöne Nacht.

Vor einem hölzernen Häuschen, unter dem zersplitterten Lindenbaum, stand eine Gruppe von Männern und Weibern, und immer noch kamen langsamen Schrittes Andere herbei, die sich auch hinstellten und endlich ins Haus traten. Aus den kleinen Fenstern drang Lichtschein.

Auf eine Frage, was da drinnen sei, erfuhr unsere Magd, daß in dem kleinen Hause ein Leichnam ruhe, zu welchem die Nachbarsleute zusammenkamen, um die Nacht über bei ihm zu beten und heilige Lieder zu singen. Das kam dem armen Gupferl überaus gelegen, denn schon hatte sie sich den Kopf zerbrochen, wo sie die Nacht zubringen sollte. Zu lebendigen Mitmenschen hatte sie kein rechtes Vertrauen mehr, so ging sie zu den todten.

Etwas so Schönes hatte sie in ihrem Leben nicht gesehen, als diesen Todten. Es war ein Knabe von etwa zehn Jahren mit runden Wangen, leicht aufgeworfenen vollen Lippen, schattigen Augenwimpern, mit weichem, blondem Haar, das quer hereingekämmt war in die schneeweiße Stirn. Da lag er schlank ausgestreckt auf der Bank, zu seinen Häupten ein Kruzifix und zwei Lichter. Nahe der Bahre knieeten Leute und beteten still, oder standen herum und führten leise Gespräche. Der Lindenbaum stand noch draußen, wenn auch gespalten und zerrissen durch den Blitz. Der Knabe, welcher um den Baum herum einem Schmetterling nachgejagt, war leblos hingetaumelt auf den Rasen. Das war gestern gewesen. Im letzten Winkel der Stube saß die Mutter, die ihn verloren hatte, sie weinte nicht, sie betete nicht, sie redete nicht, ganz still und friedsam saß sie da auf ihrem Dreifuß, blickte vor sich hin und nickte manchmal ein Wenig mit dem Haupte.

Die Magd, welche wir immer das Gupferl heißen müssen, weil sie überall überflüssig war, hatte sich in der Stube zu mehreren Weibern gesellen wollen, aber man hielt mit der Fremden nicht viel Gemeinschaft. So setzte sie sich hinter dem Ofen auf eine Bank, hörte von dort aus den Todtenliedern zu, die gesungen wurden, betheiligte sich von dort aus an dem Gebete und betrachtete von dort aus das traurige Leben auf der Welt.

Die Nacht währte lange. Als die Fenster blaß wurden, legten sie den todten Knaben in einen schmalen Holzsarg, um ihn dem Grabe zuzutragen. Das Gupferl irrte draußen auf den Wiesen, sah die Nebelstreifen zergehen, sah das Morgenroth leuchten an den zarten Wölklein des hohen Himmels und an dem Kirchthurme, sah in der aufgehenden Sonne ihren langen Schatten über die thauige Flur hin, hörte das unendliche Morgenlied der Vöglein all und betrachtete nun von da aus das traurige Leben auf dieser Welt.

Endlich als die Leute mit Sensen und Sicheln, mit Spaten und Wagen ihr Tagewerk begannen, ging sie nachsehen, ob es bei dem Karren ihres Weggenossen noch in Ordnung sei. An demselben stand er schon, der Löffel-Greg. Anfangs war er nicht in bester Laune, bald hatte er wieder sein freundliches Gesicht, und mit diesem fragte er sie: „Wann fahren wir denn weiter?"

„Meinetwegen kann es gleich sein," gab sie zur Antwort, und keine Rede sonst, ob sie miteinander gehen wollten, oder auf wie lange, oder wohin. — Er trank noch eine Schaale Kaffee, sie ein Töpfchen Milch, dann stopfte er seine Pfeife, sie warf wieder ihr Bündel in den Karren, und Beide spannten sich dran.

Wo sie an Häusergruppen vorbeikamen, schrie der Mann: „Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg!" Das eine Mal gabs ein Paar Kreuzer Erlös, das andere Mal ein Paar Zehner — manchmal auch gar Nichts, denn — folgerte man — wer Etwas zu essen hat, der hat auch einen Löffel, und wer Nichts zu essen hat, der braucht keinen.

Als es heiß geworden war, schoben sie den Karren in den Schatten einer Ahorngruppe, die neben der Straße stand, und setzten sich hin. Der Greg that schläfrig, wollte sein Haupt auf ihren Schooß legen, daß sie ihm mit den Fingern das Haar kraue. Sie hingegen wußte eine nothwendigere Beschäftigung. Schon seit gestern war ihr an seinem Beinkleide die klaffende Naht ein Dorn im Auge. Während der Greg im Kobel sein Gewand wechselte, bereitete sie das Nähzeug, und bald war der Schaden heil. Bei dieser Arbeit fand sie im Hosensack zusammengeballt ein Büschel Banknoten. Es waren zwar nur ordinäre zu einem Gulden, doch das Gupferl empörte sich ob solchen Leichtsinns.

„Für was hat man denn Säcke, wenn man das Geld nicht hineinthun soll?" verteidigte er sich. „Soll ich es auf die Straße werfen?"

„In der Brusttasche sollst es tragen, sonst verlierst es."

„In der Brusttasche suchts jeder Straßenräuber, im Hosensack schaut kein Mensch nach," war seine schlaue Meinung.

„Hast eine Leibjacke an?" fragte sie.

„Hättest Dich gekümmert drum!" antwortete er. „Freilich hab ich eine an."

„So werde ich Dir in die Leibjacke das Geld einnähen."

„Meinetwegen, wenn Dus so haben willst."

„Ich will es so haben," sagte das Gupferl, „und meines will ich auch gleich dazunähen."

„Hast Du auch Geld?"

„Umsonst werde ich dem Drachen nicht gedient haben."

„Hast viel?"

„Drei Wochen lang kunnt ich gnädige Frau spielen, wenn ich wollt'!"

Der Greg that aus Ueberraschung einen Pfiff. „Ein Prachtkerl bist, Weib!" rief er, „mit Dir hab ichs glücklich getroffen."

Als die Gewandsachen in Ordnung waren, ergab sich auch noch Zeit zum Haarkrauen, denn auf der Straße wars so heiß, und im Ahornschatten wars so lieblich. — Der gute Greg, fast schlief er ein auf ihrem Knie. Einmal neigte sie sich, um ihre Wange auf sein Haar zu drücken, that es aber nicht, er hätte es wahrnehmen können, wer weiß, obs ihm recht gewesen wäre! — Aber so froh war sie, so selig, daß sie endlich einen Menschen gefunden, dem sie Gutes thun konnte, und der deshalb nicht böse ward.

Am zweiten Abend kehrten sie in einem einsam stehenden großen Bauernhofe ein, wo man für die Herberge kein Geld nahm. Am Morgen, bevor sie weiterzogen, schenkte der Greg dem Bauer eine Tennschaufel, der Hausmutter einen Sprudler, den Kindern jedem einen Löffel und dem kleinsten Knaben noch einen hölzernen Vogel dazu, welcher schön wisperte, wenn man beim Schweif hineinblies.

Am nächsten Tage hatte der Greg ein Elend mit seiner Tabakspfeife, erstens wollte der Stein nicht Funken geben, dann wollte der Schwamm nicht glosen, dann hatte die Pfeife keinen Zug, dann wollte das Kraut nicht brennen, und endlich lockerte sich fortwährend das Rohr, so daß der Mann immer zurückbleiben mußte, um das Zeug in Ordnung zu richten. Das Gupferl war mit dem Karren voraus; über die Ebene gings gut, bergwärts gings mühsam. — Das arme Weib! dachte der Greg, wie sie schwitzen muß! — Ging aber so langsam hinterher, daß er sie nicht einholte und rauchte argen Tabak.

So hatten sie angefangen, und so thaten sie weiter.

Drei Wochen lang spielte das Gupferl die gnädige Frau — am Zugkarren. Dann war ihr Geld zu Ende, und auch das seine. Denn seit der Löffel-Greg wußte, daß wer Anderer für ihn sorge, sorgte er selbst nicht mehr. Ja, er unterließ es sogar, seine Waaren auszuschreien, er verschmähte es, in Bauernhäusern zu übernachten. Er hatte das „Gott sei Dank nicht mehr nöthig!" Das Gupferl war eine große Freundin von Salat, verzehrte ihn oft von zwei Portionen; so mußte er den zweifachen Braten essen. Sie trank kein einziges Glas Wein, so konnte er deren zwei trinken. Sie war seit ihrer Nähterei her geschickt in der Kunst, für Weibsleute Hauben und Hüte aufzuputzen und Weibergewand mit zierlichen Bändern und Maschen zu schmücken. Damit gewann sie manches Stück Geld, also brauchte der Mann nicht immer ans Verdienen zu denken. Wenn sie auf der Reise waren, so ließ das Gupferl es sich nicht nehmen, den Karren zu ziehen, also konnte er im Kobel liegen und sich endlich einmal ausruhen von seiner Arbeit. Er hatte gearbeitet genug, er war Fabrikant und Kaufmann in einer Person gewesen, er hatte gekargt und

gedarbt, er hatte es endlich zu einem eigenen Hause gebracht; wenn es auch auf Rädern steht und geht, es ruht sich doch gut darin. Und da ihm Gott nun ein so gutes fleißiges Weib geschickt, so ist erreicht, was je sein höchster Wunsch gewesen war; er kann auf dem Stroh liegen und Tabak rauchen.

Den Tabak besorgte ihm ja auch das Gupferl, und wie er schon haushälterisch war, so benützte er denselben doppelt, fürs Erste rauchte er ihn, fürs Zweite sammelte er hernach aus der Pfeife den Rest und nahm ihn in den Mund.

Das Gupferl hatte dem Greg auch Zithersaiten gekauft. Er zog sie mit großer Umständlichkeit auf, wobei eine um die andere entzweisprang, so daß er die Geduld verlor und das Instrument in den Winkel warf.

Als sie eines Abends in einem Wirthshause eingekehrt, wo nach einem Jahrmarkt Bursche mit ihren Dirndeln beisammen waren, denen es ums Tanzen ging, wollte das Gupferl, daß der Greg sich ein Paar Groschen mit Zitherspielen erwerbe. Der Greg zeigte sich dazu nicht aufgelegt. Nachdem er aber Wein getrunken hatte und die Mädeln ihn fortwährend bestürmten um seine süße Kunst, nahm er die Zither hervor und hub an mit einem Fischbeinspänchen die Saiten zu kratzen und mit den Fingerspitzen auf dem Tastbrette herumzutappen. Da huben die Leute an zu lachen: „Das soll Zither gespielt sein? Der kann ja nicht einmal einen Ton greifen!“

Das Gupferl nahm ihm die Zither aus der Hand — ausspotten läßt sie ihn nicht. Wem sein Spielen nicht recht ist, der soll sich seinen Tanz selber pfeifen.

Zu Anfang August in einer schwülen Regenzeit war es, daß unsere Hausiererleute eines Tages auf der Straße umkehren mußten. Das Wildwasser hatte eine Brücke weggerissen, und im Straßengraben und weit auf den Feldern hin standen die braunen Wasser, und die Nebel hingen vom Himmel wie schmutzige Fetzen, als wollten sie das Wasser wieder auftunken. Unser Karren kehrte zurück ins nächste Dorf. Dort läuteten auf dem Thurme die Glocken, ein Feuerwehrmann gab Hornsignale, Männer schleppten große Balken, Andere verstopften Hausthüren und Fenster mit Brettern und Stallmist, die Weiber bargen Hausrath in höher gelegene Theile des Ortes. Der Greg hatte seinen Karren auf dem Dorfplatze stehen lassen und horchte nun. Auch seine Genossin horchte. In der Luft war ein dumpfes Tosen zu vernehmen, so daß manchmal der Erdboden zu beben schien, aber man wußte nicht, woher es kam. Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen wurden durch die Gassen gejagt. An der Kirchhofsmauer unter freiem Himmel stand ein Krankenbett, die alte Frau, welche darin lag, rang die Hände. „Heiliger Gott, daß ich die zweite Sündfluth noch hab müssen erleben!“

Plötzlich schoß zwischen den krachenden Häusern die trübe Fluth heran.

„Halloh marsch!“ rief der Greg, erfaßte die Deichseln seines Fahrzeuges und lief im Trab damit durch die Gasse einen steinigen Waldweg entlang der Anhöhe zu. Das Gupferl schob von hinten nach. Oben am Waldhange hielten sie an.

„Schau Du, was wir für ein bequemes Haus haben," sagte nun der Greg. „Ist im Thal Ueberschwemmung, so ziehen wir es auf den Berg, und ist im Dorf einmal Feuer, daß gar der Herr Bürgermeister sein Haus muß niederbrennen lassen, fahren wir mit unserem Gschloß davon. Wir haben alleweil leicht lachen."

„Ich kann nit lachen, wenn so viele Leut' weinen," entgegnete das Gupferl und eilte wieder dem Dorfe zu, wo an einem Wiesenraine aufsichtslose Kinder balgten, nahe an den Wassertümpeln. Diese Kinder bewachte sie, führte sie zur Kirche hin, die Etwas erhöht stand und mit Kisten und Kästen und Körben und Bündeln und zerstreuten Habseligkeiten fast vollgestopft war.

Der Greg stemmte rückwärts am Karren die Doppelspreize ein, damit das Zeug nicht auf- und niederschaukeln konnte. Das mußte allemal geschehen, wo er sich von Zeit zu Zeit niederließ.

Vom grauen Himmel regnete es und regnete es.

Zur Zeit huschte den Waldweg eine sonderbare Gestalt heran. Ein bräunliches Weib mit großen schwarzen Augen und schwarzen Haaren, die in unzierlichen Strähnen niedergingen aus dem zinnoberrothen Kopftuche, welches wie ein Turban um das Haupt geschlungen war. Ein gelber weiter Mantel hing faltenreich an dem Körper, unten in eine Schleppe auslaufend, welche hinstrich über den schlammigen Boden. Weder Pack noch Bündel hatte dieses Weib bei sich, an der Hand aber hielt es einen langen Pilgerstab, am oberen Ende versehen mit einem Kreuze. Um den üppigen Leib hatte sie ein wulstiges Gürtelband geschlungen und daran hing ein Rosenkranz.

Als diese Person zum Karren kam, in dessen Blachenkober der Löffel-Greg lag und Tabak rauchte, bat sie um Unterstand. Gerne gestattete es der Hausherr, daß sie sich unter sein Dach setze, und räumte ihr Platz ein.

„Gottes Strafgericht!" sagte die Fremde in ungefügen Lauten und zeigte mit ausgestreckter Hand hin auf das überschwemmte Thal.

„Hat Sie mein Weib nit gesehen?" fragte der Greg. „Eine junge hübsche Person, sie muß ihr ja da unten begegnet sein. Sie ist helfen gegangen, oh das ist ein Engel! Mir ist allemal bang um sie, wenn ich sie nit an meiner Seiten seh!"

Die Fremde wußte keine Auskunft zu geben, schien auch nicht gewillt, solchen Bekenntnissen weiter zuzuhören. Nachdem sie den Greg mit durchdringendem Blicke angesehen hatte, streichelte sie ihn an der Hand und lispelte: „O armer Mann, Du hast auch einen lieben Menschen im Fegefeuer!"

„Wer, ich? Wieso?"

„Mir bleibt Nichts verborgen," fuhr sie fort, „durch das Astloch eines morschen Sargbrettes habe ichs gesehen. Ich glaube, ein Frauenzimmer wars, sicherlich Deine Mutter, Deine Schwester, oder eine Andere. Sie schreit um Hülfe, daß es zum Erbarmen ist, sie ruft Deinen Namen."

„Was Sie da sagt!" entgegnete der Greg und paffte an seinem Rauchzeug.

„Drei heilige Vespern fehlen ihr," redete die fremde Person weiter. „Auf dem Luscharіberg im Kärntnerland sollen sie gelesen werden. Ich bin auf dem Wallfahrtsweg dorthin, und weil Du mir so barmherzig Obdach giebst, so will ich Dir die Vespern gerne besorgen. Einen Silberthaler werden Sie kosten alle drei — für die arme Seele."

Als sie so gesprochen hatte, schmunzelte der Greg und sagte: „Na, Frau Pilgerin, da kommt Sie zu mir an den Unrechten. Unten im Dorf bei den alten Weibern kann Sie mit so Sachen schon was ausrichten, ich kenn' den Spaß. Aber der Frau werden ja die Läufeln naß, wenn Sie sie nit besser hereinzieht unter das Dach. Sie kann schon herrücken, wenn Sie will, wir haben Platz genug."

Mittlerweile hatte das Gupferl unten mitgeholfen beim Bergen und Retten. Und als die größte Gefahr vorüber war, das Wasser zu fallen begann und die Leute an eine Mahlzeit denken konnten, wurde sie beim Gemeindevorstand zu Tisch geladen. Sie dankte höflich, sie habe sehr wenig Hunger, aber wenn sie bitten dürfe, daß man ihr etwas Kraut und Fleisch in einem Topfe mit heimtragen lasse, so sage sie dafür tausend Mal: vergelts Gott.

Also kam das Gupferl mit Kraut, Knödeln, Fleisch und einer Flasche Apfelwein zurück an den Waldhang zu ihrem Greg. Der verzehrte die Gottesgaben mit einer großen Gier, denn sein „Leibfehler" schien durchaus nicht heilen zu wollen, im Gegentheil, dieser verschlimmerte sich eher. Während er sichs schmecken ließ, und die Magd ein wenig Ordnung zu machen trachtete im Kobel, sagte sie auf einmal: „Schau, Greg, in der Religion bist halt doch noch nicht so schlecht, als Du immer einmal thust."

„Meinst?"

„Weil ich da im Stroh just einen Rosenkranz hab' gefunden."

Der Greg blieb gleichgültig und murmelte so nebenbei: „Immer einmal muß der Mensch beten."

„Es ist ein altes Sprüchwort, daß groß Wassernoth beten lehrt," setzte sie bei, und die Sache war abgethan. —

Nun kam die Zeit, da der Löffel-Greg sich nach Schnitzholz umsehen sollte, um den Winter über wieder neue Waaren verfertigen zu können. Allein der Greg blieb in seinem Kobel. — Er wisse nicht, was das mit ihm sei, letzt Zeit her. Im Kopf Schwindel, keinen Athem, Husten! — Und er hustete wirklich, ja, mit großer Anstrengung. Die Magd hatte ihm gerathen, das Tabakrauchen sein zu lassen und mehr in der frischen Luft umherzugehen.

„O mein liebstes Treuherz!" entgegnete ihr der Greg mit thränendem Auge, „das bissel Rauchen ist noch das Einzige, was mich hält, das machts locker auf der Brust, sonst wär' ich schon lang' erstickt. Und in der Luft herumgehen! mein Mensch, was thät' ich lieber als das, aber zu müd' und matt. Die Füße wollen mich nimmer tragen. Es ist nit anders, mit mir gehts bergab."

Das Gupferl erschrak über die Maßen, ließ aber nicht viel davon merken, sondern tröstete ihn und meinte, er möge doch nur liegen bleiben

und sich pflegen, so gut es möglich, und sie wolle schon sorgen, daß er keine Noth leide.

Wohl, sie sorgte Tag und Nacht. Bei Tag arbeitete sie auf Bauernfeldern und in Gärten, die halben Nächte lang saß sie in einer Hütte bei armen Leuten und machte Frauengewand. Alles, was sie sich erwarb, trug sie dem Greg zu. In einem großen Dorfe hatten sie sich niedergelassen, der Karren stand fest unter dem Dache einer leeren Streuhütte, wo er allem Anscheine nach zu überwintern dachte. Und im Karrenkobel lag der kranke Greg. Das Gupferl hatte ihm frisches Stroh, ein neues Leintuch, zwei Spreukissen und drei schwere Wollendecken, mit Watte gefüttert, verschafft, hatte den Kobel auch noch über und über mit Kotzen verwahrt, und da die Frühherbstwitterung milde war, so wohnte es sich leidlich im Kobel, wo die Genossin dem Genossen Gesellschaft leistete, so oft es ihre Arbeit erlaubte. Auch noch an seiner Seite nähte sie, rückte ihm das Kissen zurecht, stopfte ihm die Pfeife mit Tabak, zündete sie an, denn der Kranke war nachgerade zu Allem schon zu schwach.

Einmal faßte er sie an der Hand und schluchzte: „Armes, unglückliches Weib! daß Du Deinen Beschützer und Ernährer so früh verlieren sollst!“

Nein, nein, so arg sei es nicht, tröstete sie ihn, er sehe noch nicht so schlecht aus, habe volle Backen und rothe Wangen, und an Beleibtheit nehme er eher zu als ab.

„Leider, leider, gerade das sind die schlimmsten Zeichen bei einem Herzleidenden. Mußt aber nit gar verzagen, mein Gupferl, wenn sie mich hinaustragen auf den Kirchhof. Du sollst meine Erbin sein. Den Wagen sollst Du erben, und die Schaufeln und die Löffeln und mein ganzes Gewand und Alles, was da ist. Du hast mirs auch immer gut gemeint, und muß Dir schon sagen, Dich hab' ich zum Fressen gern gehabt. — — Mußt nit weinen, Schatz.“

Sie wollte das Weinen verschlucken, aber es brach immer heftiger hervor. — Gott, was dieser Mensch für ein gutes Herz hat! Und jetzt ist er herzleidend!

Mit doppeltem Eifer arbeitete und sorgte sie, mit doppelter Sorgfalt pflegte sie ihn. — Ihr Angesicht war in den letzten Wochen auffallend blaß geworden. In der ersten Zeit ihres Beisammenseins hatten die beiden Leute gerne den Spaß gemacht, daß sie von ihrem Fahrzeug die Deichsel losmachten, daß sich Eines vorn auf den Karren setzte und Eines hinten, und daß sie sich derartig lustig schaukelten. Das ging heute nicht mehr, denn der Kranke hatte über die Gesunde ein zu großes Schwergewicht erlangt. Hockte der Greg voran oben, so vermochte das Gupferl nicht mehr den Karren hinten niederzubringen.

* * *

Im Gebirge lag schon Schnee, im Thale braute der Nebel und braute Reif über die Wiesen und Reif um die kahlen Zweige der Bäume. Vor dem Dorfe auf freiem Felde kreisten Raben, ein bellendes Hündlein hielt Jagd nach den schwarzen Vögeln, erwischte aber keinen. Auch kleine Kinder

liefen hier herum, ihrer drei, weniger aus Lust, als um sich zu erwärmen, denn bei ihnen daheim mochte es wohl noch frostiger sein als hier im Nebel. Elendlich wuselten sie umher in ihren leichten, verwaschenen Kleidlein, in zerrissenen Schühlein oder ganz barfuß, barhaupt, die hübschen Blondköpflein. Das Gupferl, welches mit seinem Handkorbe vorüberging, redete eines der Kinder an, ein Mädchen von etwa vier Jahren, dieses stak in einem Baumwollröcklein, welches einmal ziegelroth gewesen sein mochte, jetzt aber schier farblos war, man müßte denn die schwarzen Fäden und die blauen Flicken ausnehmen, mit welchen das Kleid sehr unbehülflich besetzt war.

„Kind, wo ist denn Deine Mutter?" fragte das Gupferl.

Die Kleine schaute sie mit ihren runden blauen Augen treuherzig an und sagte mit feinem Stimmlein: „Angebaut!"

„Angebaut, da hat sie eigentlich ganz recht," lachte eine des Weges kommende Nachbarin. „Ihre Mutter haben sie im vergangenen Frühjahr in die Erde gegraben wie Erdäpfel und Korn.

„Und Vater ist keiner, natürlich."

„Es ist schon einer, aber was für einer! Ein armer Strohdachdecker, kommt erst am Abend heim in die Hütte." Solchen Bescheid gab die Nachbarin und ging ihres Weges.

Am folgenden Abende suchte das Gupferl die Hütte des Strohdachdeckers Franz auf. Der war schon daheim, stand gerade am Feuerherd und kochte eine große Pfanne voll Brei. Die Kinder saßen mit ihren rothen Näschen und halbverfrorenen Gliedern um das Feuer herum und wimmerten alle drei, das eine vor Frost, das andere vor Hunger, das dritte vor Schläfrigkeit. Das Gupferl war ein wenig verlegen, als es vor dem großen, blondbärtigen Manne stand, welcher über den ungerufenen Besuch gar nicht erbaut zu sein schien.

„Ich weiß zwar nit, wie es aufgenommen wird," so fing sie an, „aber diese Hascherln derbarmen mir. Sie haben ja Nichts anzuziehen. Wenn etwas Stoff vorhanden wär', nähen wollt' ich ihnen das Gewand gern, von Herzen gern."

„Ei ja, Du bist dem Löffel-Greg seine und wirst Dir Etwas verdienen wollen. Bei mir ists nix." Also gab dieser Mensch zur Antwort.

„Nit des Verdienens wegen, Jesus Maria, nein!" rief das Gupferl. „Ich hab freilich wohl auch meine Sorgen, jedoch so ein Kindergewandl hat man in paar Stunden fertig. Und wenn Du mir nachher ein Vergeltsgott schenkst, so bin ich tausend zufrieden."

Er ließ vom Umrühren des Breies ab, wendete sich an die Magd: „Wenn Du so bist! Wenn Du mir den Macherlohn borgen willst bis nächst Weihnachten, wo ich Geld einzubringen hab', nachher kannst gleich morgen kommen. Stoff wird schon vorhanden sein. Willst mitessen?"

Ja, zum Mitessen ließ sich das Gupferl heute nicht zweimal bitten. Das Mittagsmahl, welches sie bei einem Nachbar verdient hatte, klecke kaum für den Greg. Bei Tische nahm der Decker das jüngste schlaftrunkene Kind auf den Schoß und war bestrebt, ihm mit einem großen Holzlöffel

Milchbrei in den Mund zu führen. Diese Verrichtung ging so ungeschickt von statten, daß das Gupferl dem Dachdecker Kind und Löffel aus der Hand nahm, „so was kann ein Mannsbild nit!", und die Atzung an dem Kinde regelrecht vornahm.

„Hast leicht auch schon einmal eins gehabt, weil Du dieses Geschäft so gut kannst?" neckte der Decker.

„Ein schlechtes Weibsbild, das nit Kindern paperln kann," sagte sie, war jedoch für weitere Anzüglichkeiten nicht zu haben. Bei Zeiten stand sie auf und ging heim in ihren Kobel.

Am nächsten Tage, als der Dachdecker Franz wieder nach Hause kam, war die Stube warm geheizt, am Tische bei einem Talglicht saß die Nähterin, emsig an dem letzten Kleidlein nadelnd; um sie saßen die drei Kleinen, wohl gewaschen und gekämmt, und horchten der Geschichte vom Jesukindlein, welche sie ihnen erzählte. Auch der Brei war schon gekocht und geschmort, so daß der Franz sich gerade hinsetzen, den Löffel nehmen und essen konnte.

Nach dem kleinen Mahle, als die Kinder schon in ihre Nester gebracht waren und das Gupferl nur noch die Knöpflein und Häftlein an den Kleidern zu befestigen hatte, setzte der Franz sich am Tische ihr gegenüber und schaute ihr zu. Sie brauchte ihn gar nicht mehr anzusehen, - - gestern der einzige Blick, und sie weiß genau, wie er ausschaut.

So weit noch nicht alt und hübsch gesund, aber die Schönheit plagt ihn nicht. Schon zwei- oder dreimal wollte er den Mund aufmachen, kam jedoch nicht dazu. Endlich war es geschehen.

„Muß schon fragen, bist Du mit dem Löffel Greg verheirathet?"

Sie fand an solcher Frage nichts Ungebührliches, daher ihre Antwort: „Wir gehen halt mit einander. Wenn er mir nur gesund wär'!"

„Ist er krank?"

„Liegt im Kobel schon seit sechs Wochen. Ich gräm' mich zu Tod ..." Die letzten Worte erstickten in ihrer Kehle.

Ein Weilchen still. Dann fragte der Decker Franz: „Hast ihn denn gar so gern?"

„Mein Gott!" Das Wort war wie ein Hauch und war doch wie ein Schrei. Dann schwieg sie und nadelte emsig.

Der Franz stand auf, ging zu dem Bettchen seiner Kinder, ging dann zur andern Wand und zog die Hängeuhr auf.

Draußen auf der Gasse hub ein Lärmen an, die gegenüberstehenden Häuser hatten einen seltsamen Lichtschein.

„Feuer!"

Der Franz riß den Hut vom Nagel und eilte davon, er konnte zu greifen, wußte auf den Dächern Bescheid.

Das Feuer war gottlob noch nicht auf den Dächern. Der Karren des Löffel-Greg brannte lichterloh. Es brannte das Stroh, das Holzwerk, das Blachendach, und glühende Fetzen flogen in die Luft. Der Greg rannte wie wahnsinnig umher und schrie um Hilfe: „Mein Haus! mein Haus! Ist denn kein Gott und kein Mensch da, der mir das Haus rettet! Greift

doch zu, Ihr Feiglinge!" — Zwei handfeste Burschen packten den brennenden Karren an den Deichseln und zogen ihn rasch hinaus auf das freie Feld, wo sie ihn seinem Schicksal überließen. — Die Leute standen noch eine Weile herum, schimpften über das gottlose Tabakrauchen auf dem Stroh, über das Vagabundengesindel, ergötzten sich an dem gänzlichen Niederbrennen des Hausirerkarrens, an dem das Feuer knisterte und pfiff und sang und allerhand Spiele trieb und nicht eher ruhte, bis die Räder an beiden Seiten hinfielen auf den Boden.

Ein oder das andere Stück wäre noch zu retten gewesen, doch der Löffel-Greg war dagestanden und hatte nichts gethan, als die Hände gegen Himmel auszustrecken und zu rufen; „Ich armer, ich unglücklicher Mann!"

Dieses plötzliche Unglück hatte den Löffel-Greg übrigens ganz flink gemacht; dem armen Gupferl aber hatte der Schreck die letzte Kraft gebrochen. In einer Scheune lag sie krank dahin, ein betagtes Mütterlein brachte ihr täglich ein paar Schalen Suppe. Das Gupferl hatte durch die Feuersbrunst ihr Bündel mit dem besseren Gewande verloren, das sie nur an Sonn- und Feiertagen zu tragen pflegte, aber daran dachte sie wahrlich nicht. Viel Schlimmeres lag ihr an. Anfangs war sie der Meinung gewesen, der Greg sei mitverbrannt. Später sah sie von ihrer Dachluke aus ihn durch die Gasse laufen; sie rief hinaus, er hörte sie nicht. Und dann war er verschwunden.

Lange genug hatte er auf seiner Brandstätte gewartet, das Gupferl werde kommen, ihm zu essen bringen, mit ihm klagen, ihm endlich im Dorfe ein neues Obdach verschaffen. Sie kam nicht. Und als der Löffel-Greg hörte, das Gupferl wäre schwer krank geworden und selbst auf Anderer Hilfe angewiesen, da fand er, daß das Verhältniß mit dieser Person eigentlich keinen Sinn hätte. Und er ging davon. Weit draußen in der Ebene war der Mann mit dem „Herzfehler" dem Landboten begegnet, und dieser hinterbrachte es im Dorfe, so daß die Magd in der Scheune nun wußte, wie sie daran war.

Weil der Arzt, den ihr jemand geschickt, die Krankheit der armen Person für nicht unbedenklich erklärt hatte, so nahm ein Großbauer sie in sein Haus und ließ ihr Pflege angedeihen. Wochenlang hatte sie zu thun, bis sie mit dem Greg fertig wurde. Anfangs war es noch die Liebe, die nichts Schlechtes vom Geliebten glauben will. Dann, als sie glauben mußte, kam der Zorn, der that ihr auch noch arg weh. Endlich hatte jegliches Feuer ausgebrannt, nichts blieb zurück, als die Asche der Gleichgültigkeit.

Und nun hub die Magd an zu genesen. Als sie im Stande war, im Hause, wo sie so liebreich gehalten worden, sich nützlich zu machen, begann sie wieder aufzuleben.

Zu Weihnachten hatte der Strohdachdecker Franz für die Bedachung eines neuen Gehöftes den Geldbetrag eingezogen. Geld gab ihm Muth, und nun wollte er zum Gupferl gehen, um bei ihr seine Schuld zu bezahlen. Sie war in der Kammer eben beschäftigt, ein Christbäumchen herzurichten für die Kinder des Hauses. Das hatte sie in der Stadt gesehen, fast das

einzige, was ihr an den Stadtsitten gefallen, der Christbaum. Sie hatte zwar nichts dranzuhängen, was thuts? Die Bauernkinder wissen es ja gar nicht, daß etwas daran gehört, 's ist eben ein Grüßgott vom Christkindlein, und das ist ja die Hauptsache.

War jetzt auf einmal der Strohdachdecker Franz da und setzte sich neben das Gupferl auf die Bank, ohne viel zu warten auf eine Einladung.

„Ich bin da," sagte der Franz.

„Ja," antwortete sie, „willst mir helfen?" und band buntes Papier an die Zweige des Bäumchens.

„Was thust denn da?" fragte er.

„Für meine Hauskinder zum Christkindel."

„Du Gupferl, so was solltest meinen Kindern auch machen."

„Bist ein braver Vater, daß Du auf Deine Kinder denkst. Ja freilich will ich ihnen auch so was machen."

„Bin Dir eh noch schuldig, Gupferl, vom Herbst her, das Gewandmachen."

Die Magd schüttelte ihren Kopf. „Nennt mich der auch Gupferl, und Alles nennt mich Gupferl!"

„Hat Dich ja der Löffel-Greg auch nit anders genannt."

„Ja der," antwortete die Magd etwas unwirsch, „der hats nit anders gewußt."

„Hast Du ihm Deinen Namen nit gesagt?"

„Er hat mich nie darum gefragt."

„So will ich Dich drum fragen."

„Alsdann müßt' ich erst lang' nachdenken, wie ich heiß'," versetzte sie, da sie nun schon in gutem Redefluß waren. Sie redeten sich fast schwer miteinander.

„Ja, versteht sich, wirst lang' nachdenken müssen, wie Du heißt!"

„Spaß und Ernst!" sagte sie. „Bin eine Weile in Graz gewesen, als Dienstmagd bei einer Herrschaft. Dort haben sie mich Mitschka gerufen, weil meine Vorgängerin eine windische Mitschka war und sie den Namen so gewohnt sind gewesen. Früher, in meinem Aufwachsen bei den Bauern, haben sie mich alleweil nur das Gupferl geheißen, weil ich wohl freilich ein überflüssiges Ding bin gewesen, so eine unnöthige Draufgab', die sich Keiner verlangt hat."

„Am End' — bist Du gar nit getauft worden!" warf der Franz bedenklich ein.

„Getauft bin ich, das steht in meinem Dienstbotenbüchel, und dort ist auch mein rechter Name Christine zu finden."

„Christine also!" sagte der Mann mit leiser Stimme und langte nach ihrer Hand. „Christine! Und nit mehr das Gupferl, für mich am allerwenigsten. Schau, ich will was reden, Christine, aber ich red' mich hart, Christine. Bei mir ist es kein Leichtes. Ein Gewerbe, das nit alleweil gut geht. So viel kleine Kinder. Ich selber hab' auch meine Fehler, es ist nit leicht für Eine, die bei mir daheim sein soll, es ist nit leicht,

Christine. Wenn ich nit thät wissen, daß Du schon was Hartes gewohnt worden bist, Christine, ich hätt' nit den Muth . . ."

So weit kam er, aber jetzt wurde ihm enge in der Brust. Sie schwieg, und war angelegentlich mit dem Christbaum beschäftigt, also mußte er doch weiter sprechen.

„Mein Hauswesen," fuhr der Franz mit großer Beklommenheit fort, „das kennst schon. Es ist halt klemmig, klemmig. Meine Kinder . . . . Wie wir im vorigen Frühjahr ihre Mutter in die Erde haben gelegt, habe ich die größeren zwei damit trösten müssen: Wir bauen sie an wie das Korn, und sie steht bald wieder auf. . . Seitdem Du ihnen das Gewand hast gemacht, sprechen sie alle Tag von der neuen Mutter . . . Ich weiß es wohl. Mir ist schon leichter, daß ich Dirs gestehen hab' können . . ."

„Was redest so viel herum, Du Lapp, ich nehm' Dich ja!" sagte die Magd ruhig und fest. Und fuhr dann fort: „Sie mögen sagen, ich werf mich den Männern gleich so an den Hals. Meinetwegen. Das erste Mal hab ichs gethan und brav Lehrgeld gezahlt dafür. Das zweite Mal thu ichs wieder und will mir die Lehr zu Nutzen machen. Ich stell' mich am liebsten dort hin, wo es was zu thun giebt für mich. Bei Dir giebt es was zu thun. Ich verlang' mir kein Wohlleben, Noth und Tod will ich mit Dir theilen, mit Dir und unseren Kindern. Nur hart sollst nit sein auf mich; ich bin inwendig schon so voller Wunden vor Härte und Roheit, die ich leiden hab' müssen mein Lebtag. Recht gut und lieb mußt sein mit mir, Franz, schau mich jetzt wohl an. Und wenn Du meinst, daß Du es kannst sein, so in Gottesnamen . . ."

Sie hielt ihm die Hand hin, die tannenbaumharzige, und er legte in Demuth und Vertrauen die seine darauf.

Es ist ein guter alter Brauch der Erzähler, daß sie ein paar Leute, wenn sie nach Hindernissen und Fährlichkeiten endlich zusammengekommen sind, sich selbst überlassen. Der erste Tag ist ja wunderschön, fürs Weitere hält man sich die Augen, Ohren und Herz zu und denkt, es wird wohl so bleiben. Bei unserem Ehepaar Franz und Christine ist keine Ursache vorhanden, den bekannten Mantel der christlichen Liebe darüber zu werfen. Es hätte sich ja auch hier erweisen können, daß die Magd doch das Gupferl bleibt, sowohl beim Ehemann als auch bei den heranwachsenden Kindern, denn, wenn Jemand gar so selbstverständlich ist, dann erscheint er als überflüssig und wenn ein Mensch gar zu gut ist, dann wird er aufgefressen.

In der Strohdachdeckerfamilie war es doch nicht ganz so. Ich habe sie gut gekannt in meiner Jugend. Wohl auch bei ihr holperte es manchmal, aber wo holpert es denn nicht auf diesem rauhen Erdboden! Arme Arbeitsleute verstehen es manchmal viel besser, leidlich durchzukommen, als solche, welche vom Leben gar so viel verlangen, aber ihm nur wenig leisten wollen. Der Franz regierte fleißig auf den Dächern der Gegend umher, und die Christine betete fleißig, daß ihn sein Schutzengel behüte. Der Franz brachte die erworbenen Groschen getreulich ins kleine Familienhaus, und die Christine verwaltete sie und wendete sie mit bewunderns-

werther Klugheit an zu Aller Segen. Weil die Christine gehört hatte, Kinder müßten mit Strenge erzogen werden, so band sie sich gleich Anfangs aus Birkenreisern eine große Ruthe. Die Ruthe wurde von den Mäusen zernagt, die Kinder hingen an den Kittelfalten der neuen Mutter, und je größer sie wurden, desto näher wuchsen sie ihr ans Herz heran. Es war im Deckerhäuschen wohl viel Gelegenheit zum Kümmern und Sorgen, aber es war keine, um unglücklich zu sein.

Nachdem in solchem Wandel mehrere Jahre vergangen waren, und die Christine eines Tages am Heerde stand und für das Mittagsmahl eine hübsche Anzahl stattlicher Speckklöße kochte, hörte sie von der Gasse herein eine heisere Stimme rufen: „Der Löffelmann ist da! der Löffelmann ist da!"

Sie eilte erschrocken ans Fensterlein und guckte hinaus. Dort am Brunnentrog kauerte er, schaute rings um sich und wartete auf den Erfolg seines Lockrufes. Er wars. Aber mager und gebeugt und runzelig und grau war er geworden, und sein Gewand — o Gott, sein Gewand! Einen Karren hatte er nicht mehr, seine Holzwaaren schleppte er in einem Buckelkorbe, und wie er diesen jetzt so auf den Kopf des Troges gestützt hat, zieht er mit zitternder Hand ein zusammengeknülltes blaues Sacktuch hervor und fährt sich damit über das Gesicht. Es wollte niemand kommen, um Sprudeln und Löffel zu kaufen. Mit der hohlen Hand schöpfte er sich Wasser in den Mund, dann traf er Anstalten, mit seinem Korbe weiter zu humpeln. Die Christine legte mit der Gabel einen Knödel auf den Teller, dann noch einen zweiten dazu. Hernach warf sie die Knödel wieder zurück in die Pfanne, rief das große Mädchen und befahl ihr, die Pfanne mit dem ganzen Inhalte von Knödeln dem armen Manne hinauszutragen, der dort am Troge sitze. Denn daß sein „Leibfehler" sich immer noch gesteigert haben würde, das war ihre Vermuthung.

Während sie rasch daran ging, um ein frisches Mittagsmahl zu bereiten, kam der Franz heim. Ein klein wenig war er überrascht, als er draußen den Bettelmann lebhaft beschäftigt mit der Pfanne sah.

„Ja, Franz," sagte die Christine, als er bei ihr in der Stube war und beide durchs Fenster schauten, wie der Gast am Brunnen die Mehlklöße handvollweise in den Mund steckte und verschlang. „Ja, Franz, diesem Menschen dort haben wir zwei viel zu verdanken. Wär' der nit gewesen, so hätte ich den Unterschied zwischen Dir und — Anderen nit erfahren."

„Der Greg!"

„Laß ihn nur gehen, schau, er geht ja schon. Und wie er dahintorkelt. Armer Schelm!" Sinnend blickte sie ihm nach, so lange er zu sehen war, dann schüttelte sie den Kopf und sagte wie im Traume:

„Ich weiß nur nit, Franz, ob ich bei Dir besser worden bin — oder schlechter."

„Christine!"

„Weil ich für diesen Menschen so gar kein Mitleid mehr kann verspüren."

Peter Rosegger

Von Belgrad zurück.

Plaudereien eines Kongreßexkursionisten.

II.

Dicht bei der Belgrader Tabakmanufaktur mündet die elektrische Bahn, die uns nach dem etwa sechs Kilometer von Belgrad entfernten Parke von Toptschider bringt, dem Orte, der vor nun etwa 25 Jahren durch die Ermordung des Fürsten Michael Obrenowitsch berühmt geworden ist. Toptschider und die Straße, die dahinführt, erinnerten mich einigermaßen an den Schloßgarten zu Biebrich. Die Baulichkeiten jedoch sind von außerordentlicher Einfachheit. Im Konak Reliquien Milosch Obrenowitschs des Bauernsohns, des Nationalhelden im Befreiungskampfe gegen die Türken und Gründers der heutigen Dynastie. Man zeigt Kostüme, ferner ein Stück trockenen Brodes, von dem es mir nicht klar ward, ob es das Brod der Verbannung oder das der Heimath war. Milosch soll es eine lange Reihe von Jahren in der Tasche getragen haben. Es ist das serbische „Hemd der Isabella", dieses Brod.

In Toptschider hat man eine große Laube improvisirt und führt uns in einem solennen Lunch serbische Nationalgerichte und Getränke vor; leider vermeldete kein Menu die eigenthümlichen Namen der Speisen: allerlei Landeskäse, treffliche Salate und Spansau zeichneten sich unter ihnen besonders aus.

In großartiger Weise wiederholen sich vor der Laube die Tänze vom Morgen. Man hat das Landvolk unter Zusicherung freier Bewirthung veranlaßt, in den Park zu kommen, und nun tanzen sie ungenirt und ungezwungen nicht uns zur Schau, sondern zum eigenen Vergnügen.

Eine kleine Pause nach der Rückkehr gewährt denjenigen, welche Budapest etwas eilig verlassen haben, die Zeit, sich für die weiteren Veranstaltungen des Tages in Stand zu setzen. Ein Besuch beim Barbier erscheint Manchem nützlich und angenehm zugleich. Die Belgrader Barbierstube entbehrt nicht der Phantastik; ein leidlich großer Saal ist dadurch in zwei Theile getheilt, daß in der Mitte desselben Schränke stehen, die unter sich und mit den Seitenwänden durch goldene Bogen verbunden sind. Man rechnete mir für das bloße Rasiren einen Franken. Der Einheimische

wird aber doch erheblich weniger zahlen. Eigentlich schreibe ich dieses Detail ungern nieder; denn wenn diese Zeilen in das gastfreie Belgrad kommen sollten, so wird man sich sicher Vorwürfe darüber machen, daß man uns nicht auch noch den Barbier gestellt hat. Und wer kann wissen, ob nicht eine Ministerkrise die Folge davon ist? Uebrigens hat mein Barbier seine Aufgabe mit der Sorgsamkeit eines Kupferstechers durchgeführt: es wunderte mich, daß er nach Ablauf der unendlichen Zeit, welche die Sache in Anspruch nahm, nicht noch nach der Lupe griff . . .

So verschönert erscheinen wir auf dem Kalimegdan, dem „Blutort", der Stätte wilder Kämpfe zwischen Serbien und Türkei ehedem. Heute eine nette, zwischen Stadt und Festung sich hinziehende Promenade, von der aus man eine zwar nicht wundervolle, aber doch abwechselnde belehrende und einen realistischen, nicht um jeden Preis das Romantische aufsuchenden Geschmack sehr befriedigende Aussicht genießt. Man erblickt die Save und die Donau, man schaut hinüber nach Ungarn und läßt die Phantasie, geleitet durch gütige Erklärer, nach Bosnien und der Herzogowina schweifen. Auf dem Kalimegdan entwickelt sich ein Korso, der zweifellos uns zu Ehren glänzender als gewöhnlich ist. Aber wiederum nicht das Glänzende, sondern das Bunte, Ungezwungene macht seine Schönheit aus. Zwischen den Städtern spazirende Bauern wie in Budapest.

Wer im nördlichen und mittleren Reichsdeutschland hat jemals einen spazirenden Bauer gesehen? Wenn der Bauer vorwärts durch die Vornehmen schreitet, einmal rasch hindurch, so ist das schon viel: wieder rückwärts zu gehen, dazu hat er, seinen politischen Gepflogenheiten entgegen, gewiß nicht den Muth.

Die serbischen Bauern, die uns in der bunten Schaar der Spaziergänger angenehm auffallen, sind selbstverständlich alle in Landestracht. Aber auch die Städterinnen tragen theilweise solche: ein schwarzes, rund geschnittenes goldverbrämtes Mieder und ein zierliches Käppchen. Die Promenade auf dem Kalimegdan belehrt uns darüber, daß die Serbinnen reizende Geschöpfe sind; zierliche Figuren, tiefschwarze Haare und Augen, die Nase scharf, aber doch nicht hart geschnitten — ein sehr ausgesprochener Typus, den man nicht leicht mit einem andern verwechseln wird. Ihre Bewegungen sind gemessen, vornehm. Das stumpfsinnige Lied „Ob Slavensturm uns wild umbraust", welches dienstfertige Leute — mit wenig Originalität kürzlich aufgebracht, wird hier von Niemandem gesummt worden sein. Vor der Engländerin — gewiß doch auch einer schönen Europäerin — hat die Serbin den Vorzug der Seltenheit; es

giebt 1060 Engländerinnen auf 1000 Engländer, während auf 1000 Serben nur 956 Serbinnen kommen.

* * *

Ich sitze in einigen Nöthen vor dem blauen Zettel, um jetzt mit Hilfe meines todten „Hartleben" und eines lebendigen Russen heraus zu buchstabiren, was wir in dem geschmackvoll und lustig gebauten Nationaltheater Schönes gesehen haben mögen. Der Russe blieb, so verwandt auch seine Sprache mit der serbisch-kroatischen ist, doch so ungefähr an jedem fünften Worte hängen; auch die Lettern sind nur größtentheils, aber nicht sämmtlich dieselben wie im Russischen. Die Festvorstellung war aus einzelnen Akten dreier verschiedenen Stücke zusammengesetzt, zwei davon historischen Genres, das dritte ein Stück aus dem Volksleben. „Milosch Obrenowitsch" von Maximowitsch stellt die Erhebung der Serben gegen die Türken im Jahre 1815 vor. Unter dem Eichbaume von Tokowo, der, wenn ich nicht irre, noch heute eine Art Nationalheiligthum bildet, wird der Bund geschlossen. Die Woiwodenfahne in der Hand tritt Milosch am Palmsonntage bei der Kirche unter das Volk: „Hier bin ich, und jetzt habt ihr Krieg mit den Türken."

Vor dem Theater ein Fürst-Michael-Denkmal. Der Fürst deutet, wie man das von ihm als Bronzefigur zu Roß verlangen kann, irgendwo hin, soll aber Anfangs, wie man mir erzählt hat, nach einer andern Richtung hingedeutet haben. Die damalige österreichische Regierung habe nämlich die alte Handstellung als ein Deuten nach den österreichischen Serben hin aufgefaßt und dem unglücklichen Fürsten auf operativ-diplomatischem Wege die Hand umrenken lassen. Welche Ueberhebung! Sitzt nicht heute Klio unangefochten auf den einander feindlichsten Denkmälern, ein und dieselben Vorgänge hier in diesem, dort im umgekehrten Sinne in die „Tafeln der Geschichte einzeichnend"? Das fehlte noch, daß die Mächtigeren ihr überall das gleiche Konzept diktirten. — — —

Das Bankett am Abend war glänzend, sowohl wegen des Besuches als auch in Bezug auf die Bewirthung. Außer den etwa 130 Ausflüglern hatten sich an 500 Einheimische, Herren und Damen, eingefunden. Der berühmte Sterlet fehlte nicht, und köstliche Landesweine, Ragotiner, trugen zur Belebung der Stimmung erheblich bei. Der Ministerpräsident Nicolajewitsch, der eiserne genannt, hielt eine längere Ansprache in serbischer Zunge — ein kräftiger Mann mit starkknochigem Schädel, blondem Haar, von etwas germanischem Aussehen. — Alsdann folgten Toaste in allen Zungen, vor allem auch auf die Belgrader, die

sie durch ihre Gastfreundschaft reichlich verdient haben. Auch auf „la grande Serbie" schlägt Jemand zu trinken vor.

Sollte man nicht im Interesse des europäischen Friedens einflußreiche Leute häufig in Trupps durch Europa fahren und überall bankettiren lassen? Der Seßhafte ist nun einmal Patriot: er ist von der Geburt bis zum Tode Franzose beispielsweise. Aber wie jene indische Gottheit bald Mann bald Frau wurde, um sich in die Abstraktion Mensch recht hinein zu fühlen, so sollte man auf Momente bald dieser Nation, bald jener angehören — und das bringen die Kongreßreisen einigermaßen fertig. Kann man binnen wenigen Tagen Oesterreich-Ungarn, Serbien, Bulgarien leben lassen, ohne zu gewahren daß wir alle nur in der Gerechtigkeit, d. i. in der Negation des heutigen Mordspatriotismus gedeihen können? Ich glaube man muß es gewahren, es sei denn, daß, was bei Tokaier und Nagotiner geredet wird, mit den dahinziehenden Wolken, dem Sinn wiederum entschwebe . . .

Die Spezialisten für Belgrad bleiben um einen Tag länger und tummeln sich so viel herum, als das immer ärger werdende Wetter gestattet. Hier und da Flucht in ein originelles Kaffeehaus. Diese Kaffeehäuser sind zum Theil wahre Spelunken, aber der türkische Kaffee den man erhält, ist vortrefflich, wenn man ihn betrachtet als das, was er ist: als Leckerei, nicht aber als belebendes Getränk, das er im Westen sein soll. Es scheint mir, als ob der Kaffee das Türkischste am heutigen Belgrad sei. Immer mehr verfallen die Moscheen und die türkischen Häuser vollends. Charakteristisch ist das Gerichtsgebäude, welches früher Konak des Paschas war. In den neueren Stadttheilen begegnet man zunächst einer Bauart, die man bereits im nördlichen Ofen findet: erdgeschössige, überwiegend sehr sauber angestrichene, zwischen den Fenstern durch Pilaster im Barockstil gezierte Häuser. Auch die Häuser der Wohlhabenden sind fast sämmtlich eingeschössig, Raum wird nach der Breite hin und nach der Tiefe durch Flügel nach rückwärts gewonnen. Glänzender Anstrich ist übrigens keine Besonderheit Belgrads; soweit ich Oesterreich und Ungarn kenne, finde ich auch dort schon, daß, wer es irgendwie bestreiten kann, bemüht ist, Haus und Zaun so blinkend wie möglich hinzustellen und zu erhalten. Wie selten gewährt in Mitteldeutschland der wohlhabende Landmann, ja, der Städter dem Haus ein neues Gewand.

Im Umherstreifen bemerken wir, daß die kleinen orientalischen Städte das Paradies der Interviewer sein müssen: die Politik spielt sich theilweise auf den Straßen ab, der dritte Mann scheint ein Diplomat zu sein oder mindestens ein Politiker. Eine Kleinstadt und keine solche, wenn Be-

deutungslosigkeit für die Weltgeschichte die Signatur einer Kleinstadt ist. Fremde dürfen mit Recht fürchten oder hoffen, bei einem Spaziergange gerade zum Ausbruche eines Weltbrandes zurecht zu kommen.

Der liebenswürdige Journalist, der mich begleitet, zuckt plötzlich auf: der russische Gesandte ist bei Paschitsch vorgefahren — das bedeutet was. Einige Schritte weiter: behäbig wie ein Börsenbesucher ausschauend, schreitet der türkische Gesandte einher, begleitet von seinem Dragoman, den er plötzlich sehr ungnädig anherrscht. Dann wird er mit einem Male wieder ruhig und unterhält sich angelegentlich mit zwei ihm begegnenden Herren. Wovon? Ein alter, aber sehr rüstiger Herr mit grauem kurzem Vollbart kommt auf uns zu und verwickelt meinen Begleiter in eine sehr heftige Kontroverse. Das ist Zankow, der hier in Belgrad die Aussichten abwartet, die sich ihm etwa in Sofia eröffnen. Es scheint, daß er sich nicht für korrekt interviewt gehalten hat. Der Mann besitzt viel Temperament, das ist gewiß — — „Mein Freund T. . . .“ sagt mein Begleiter. Freund T. ist jung, aber er hat immerhin mehr mitgemacht, als etwa ein deutscher staatswissenschaftlicher Seminarist gleichen Alters. In jener berüchtigten Zitadelle am Ende des Kalimegdan saß er gefangen und der Vorabend des Tages, an dem er erschossen werden sollte, war herangekommen. In der Nacht jedoch erscheint bei ihm König Milan mit einem Adjutanten: Was zwischen T. und dem Könige vorgegangen, weiß man nicht. T., einer angesehenen serbischen Familie angehörig, wurde freigegeben. Er hat heut seinen Frieden mit der Regierung gemacht. — Ich durchfahre eine Straße mit der Tramway. Nicht allzuweit vor dem Konak streckt ein Herr mit langen Bart-Kotelettes den Kopf zum Fenster hinaus und hält Ausschau nach dem Wetter. Aber er ist selbst ein Wettermacher: es ist Ristitsch der Regent, wie mich ein Fahrgast belehrt. Dieser fährt gleich fort, mich über die politischen Zustände zu belehren; ich fand die Serben in dieser Hinsicht außerordentlich freimüthig und furchtlos. Wenige, die ich sprach, glaubten an eine Stabilität der heutigen Verhältnisse. Nur der gute Apotheker aus dem Landstädtchen Krujewatz, der in München seine Studien gemacht hat, ist über die Zukunft vollkommen beruhigt. Mein Eindruck war, daß die Königin Natalie sich einer großen Beliebtheit erfreut, und daß die radikale Partei innerlich die stärkere ist.

Man kommt in Belgrad mit dem Deutschen fast so gut fort, wie in Budapest. Die Gebildeten sprechen es alle und die Bediensteten, die mit den Fremden verkehren, gleichfalls. Diese schreiben es sogar zuweilen, wie der vortreffliche Oberkellner im Café Boulevard, der mir seine Speisekarte zum Andenken verehrt hat. „Lamschelegel in sos (Sauce) — **Biefstek**



et aei (Ei) — Fille (Filet) von lungenbraten — Rostbraten et Zwifel (Zwiebel)" — heißt es da. Diese Leute haben das Deutsche gewöhnlich in Oesterreich-Ungarn gelernt; sie sprechen es mit dem österreichischen Accent, der sich ein immer größeres Gebiet erobert. Ich finde, daß die Individuen selten fremdenscheu sind: im Allgemeinen liebt Jedermann zu zeigen, daß er Mensch ist und die Jacke, in die ihn der Zufall gesteckt, auch einmal zu wechseln weiß. Es ist leider heute wahr, daß kosmopolitisch nur die Arbeiter, dann die Fürsten und Aristokraten sind: die national chauvinistische Bornirtheit hat man zumeist dem Bürger überlassen und bedient sich ihrer nur, wo es paßt. Aber auch der Bürger als Einzelner ist zumeist erträglich: er will doch auch noch zuweilen zeigen, daß ihm die Urbanität der Fürsten, welche sich bei Begegnungen in die jenseitigen Uniformen stecken, nicht abhanden gekommen ist. Wenn ich mit meinem französischen Fachgenossen B. zusammen bin, so führen wir beide allemal einen Ringkampf auf, wer von uns die Sprache des andern reden darf. Die Völker als Gemeinschaften sind es hauptsächlich, welche an der Scheu vor dem Fremden laboriren.

Ein Abend in Belgrad bietet für eine Stadt von doch nur 54 000 Einwohnern in Bezug auf Vergnügungen Erhebliches. In einem Café chantant, das wir aufsuchten, lieferte die Polizei einen glänzenden Beweis ihrer Rücksichtnahme auf die Fremdlinge: sie veranlaßte trotz der späten Stunde uns zu Liebe eine serbische Sängerin zum Vortrage nationaler Gesänge. Die Sängerin soll die einzige ihrer Nationalität sein; in den übrigen Etablissements hörten wir vorwiegend deutsch vortragen. Man sagt, daß die Serbinnen vorerst allen Berufen, die nicht für ganz ehrbar gelten, fern bleiben. Auch als Hausgesinde sollen sie sich nicht gerne vermiethen.

Der Morgenzug des dritten Tages führt wohl die letzten Exkursionisten aus Belgrad weg. An den Knopflöchern zersplittern bereits die goldblechenen Wappen der Stadt Budapest, auch die serbischen Schleifen, die man uns angeheftet hat, krümmen sich und schließen sich knospenähnlich zusammen. Es ist einigermaßen, als ob ein Karneval zu Ende gehe. Ich sage das nicht im tadelnden Sinne. Denn Mancher kaufte sich für das billige Geld, das eine Kongreßkarte kostete, da draußen in der Fremde, wo Keiner ihn kennt, mehr Anerkennung und Ehre, als ihm hundert schlaflose Nächte bei der Lampe jemals verschaffen werden. Freilich, wenn die Fluth der Kongreßbesucher weiter so anschwillt wie bisher, ist zu fürchten, daß auf den Kanzleien der Regierungen und der Städte der Schreiber, welcher die Ehrungen auszufertigen hat, zu immer sorgfältigerer Auswahl unter den Gästen je nach deren Titulaturen angewiesen werden wird. Dieser

Schreiber wird alsdann einiger Kenntnisse im Staatsrecht nicht entbehren können, z. B. einen respektablen „Konzipisten" im österreichischen Sinne nicht etwa für einen Diätar halten und nur dem, der keine Behörde, keinen Verein, der Nichts „vertritt", als höchstens die Wissenschaft, zu nahe treten dürfen. Verfährt er dergestalt, so wird er größere Mißgriffe vermeiden und es würden nur allenfalsige Karl Marxe, Thünen, Robert Mayers u. A. auf der Straße zu frieren und ihr Brod in Thränen zu essen haben. Indeß, wen der natürliche Pelz des Selbstbewußtseins nicht warm hält, der wird schwerlich hoffen dürfen, daß ihm überall Mäntel bereit gehalten werden, in die seine Eigenliebe sich hüllen kann.

Heidelberg. Prof. Dr. G. Schnapper-Arndt.

Sprechsaal.

Noch einmal die Fähnrichspressen.

In der „Kritik“ vom 15. Dezember sah ich vor Kurzem einen Artikel mit der Aufschrift „Die Fähnrichspressen“, und da mich Alles interessirt, was mit unserer Armee und deren Ersatz zusammenhängt, so las ich den Artikel mit Interesse, aber auch mit wachsendem Erstaunen. Es fielen mir da doch manche Punkte auf, die mir nicht ganz der Wirklichkeit zu entsprechen schienen, und da ich früher Gelegenheit hatte, einen tieferen Blick in das Wesen unserer Fähnrichspressen zu werfen, so möchte ich anknüpfend an den Artikel des Herrn Dr. Carpin — einzelne Punkte aus demselben mit dem Lichte beleuchten, unter welchem sie mir selber immer erschienen sind.

Der Verfasser findet es zunächst für die Charakterbildung der zukünftigen Offiziere bedenklich, daß im Gegensatz zu der Erziehung im Kadettenkorps oder den Gymnasien, die Zöglinge der Offizier-Vorbereitungs-Anstalten sich einer zu großen Freiheit erfreuen. Ich glaube, daß diese Freiheit keine so sehr große ist. Die Zöglinge haben auf diesen Anstalten eine ganz bestimmte Hausordnung zu befolgen, sie nehmen regelmäßig an den gemeinsamen Mahlzeiten Theil und haben recht viel Unterrichtsstunden. Die Vorsteher der Pressen sind meist gewohnt, mit einer hinlänglichen Energie ihren schwer zu beeinflussenden Pensionären entgegenzutreten, und sorgen schon aus dem Grunde dafür, daß Mahlzeiten und Unterricht regelmäßig besucht werden, weil die Eltern ihrer Zöglinge dafür eine meist ansehnliche Pension entrichten und den begreiflichen Wunsch hegen, daß ihre Söhne auch wenigstens dafür beköstigt und unterrichtet werden. Eine zu große Nachgiebigkeit den Zöglingen gegenüber und dementsprechende geringe Fortschritte derselben würden mehr Eltern veranlassen, ihre Söhne von den Anstalten fortzunehmen, als die Mittheilung des „Preßvaters“ über etwa vorgekommene Unregelmäßigkeiten. Die Eltern wollen sich ja gerade die Beihülfe der Anstaltsvorsteher bei der Erziehung ihrer Schmerzenskinder sichern.

Um 10 Uhr Abends wird das Haus geschlossen und die Stuben kasernenmäßig auf das Vorhandensein aller Bewohner revidirt. Dies allein ist schon ein Grund, der die Offiziersaspiranten abhalten muß, Liebschaften mit Tingeltangeleusen, Mitgliedern von Damenkapellen oder Choristinnen anzubandeln; denn diese Mitglieder der holden Weiblichkeit sind bekanntlich Nachtvögel und für Leute, die keinen Hausschlüssel und kein Geld haben, im Allgemeinen wenig zu sprechen.

Denn die „Pressiers“ haben nur wenig Geld — einzelne mögen durch Transaktionen mit Pfandleihern u. dergl. ihre Revenuen zu vergrößern suchen, aber ihre pekuniären Ressourcen stehen doch immer bedeutend unter dem Niveau ihrer Wünsche. Wenn Einer einmal, wie Dr. Carpin behauptet, 17000 Mk. in einem Monat „verplempert“, ein Anderer 10 Mk. täglich für Fuhrwerk braucht, so sind dies Vorkommnisse, die eine Ausnahme bilden, ohne deßhalb einer Regel zum Beweis zu dienen. Für derartige Ausnahmeerscheinungen den Einfluß der Presse verantwortlich zu machen, würde im höchsten Grade ungerecht sein. Solche Leichtsinnerscheinungen treten doch auch nur bei älteren Mitgliedern der Anstaltszöglinge auf und diese haben in den weitaus meisten Fällen bereits ein Regiment, d. h. die Zusicherung eines

Regimentskommandeurs, daß er sie nach bestandenem Examen in sein Regiment als Avantageur aufnehmen will. Der Kommandeur drückt nun nicht nur auf die baldige Ablegung des Examens, sondern auch auf eine gute Führung und entzieht jungen Leuten, deren Aufführung seinen Wünschen nicht entspricht, sehr oft die Aussicht, in sein Regiment eintreten zu können.

Der Regimentskommandeur ist nicht in der Lage, einem Offiziersaspiranten die Ablegung des vorgeschriebenen Primaner-Examens zu erlassen, er kann nur, wenn die Umstände ihm dazu angethan erscheinen, dem jungen Manne gestatten, sich durch seinen Vater in einem Immediatgesuch an den Kaiser zu wenden. In den letzten Jahren scheinen aber diese Gesuche seltener geworden zu sein. Ob der Betreffende einem „alten und begüterten Adelsgeschlecht" angehört, spielt hierbei auch nicht die geringste Rolle.

Das Fähnrichsexamen erstreckt sich über ein sehr umfassendes Wissensgebiet und ist daher Nichts weniger als leicht; die Kommission ist hier in Berlin dieselbe, welche die Prüfung der Kadetten in Lichterfelde abnimmt, sie ist gar nicht so milde und der Vorsteher der Fähnrichspressen erreicht nur durch wirklich sorgfältige Vorbereitung und genaue Beurtheilung der zum Examen von ihm für reif Gehaltenen, daß die Meisten, die er zur Prüfung zuläßt, dieselbe auch bestehen. Das Durchschnittsmaß genügt hier nicht, denn nur besonders gute Leistungen in einzelnen Fächern heben die mittelmäßigen in andern, und auch nur in Nebenfächern auf. An Aspiranten, welche bei der Artillerie eintreten wollen, werden außerdem in der Mathematik Anforderungen gestellt, welche weit über das Mittelmaß hinausgehen.

Ob der Unterschied zwischen den auf der Presse vorbereiteten Fähnrichen und denen der Kadettenkorps ein so wesentlicher ist, wie Herr Dr. Carpin es hinstellt, läßt sich daher bezweifeln. Wollte man den früheren Bildungsgang derjenigen Offiziere verfolgen, die später Kriegsakademiker, Generalstäbler u. s. w. werden, so würde es sich zeigen, daß sich unter ihnen verhältnißmäßig ebenso viele ehemalige Zöglinge der Pressen befinden, als frühere Kadetten oder Abiturienten.

Die Fähnrichspressen sind wirklich keine Zuchtstätten des Leichtsinns, sie begünstigen auch nicht das ungebundene Bummelleben großspuriger junger Herrn, aber ihre Leiter befinden sich in der wenig beneidenswerthen Lage, alle die Elemente ihrer Obhut anvertraut zu erhalten, die bereits auf den von Herrn Dr. Carpin so bevorzugten Kadettenkorps und Gymnasien Schiffbruch erlitten und dort die Grundlage gelegt haben zu dem leichtsinnigen Leben, das manchmal so wenig erfreuliche Früchte zeitigt. Was Kinderstube, Elternhaus und Schule nicht erreicht oder verdorben haben, das sollen sie unter erschwerenden Umständen verwirklichen und wieder gut machen. Die bedauernswerthen Vorsteher dieser Anstalten sehen sich daher vor eine recht schwierige pädagogische Aufgabe gestellt. Bieten sie auch ihren ganzen Einfluß auf, scheuen sie auch keine Mühe und Arbeit, so werden sie es doch nicht verhindern, daß diejenigen jungen Leute, deren mangelhafte Charakter- und Geistesbildung sie zu dem militärischen Berufe als ungeeignet erscheinen lassen, gewöhnlich gar nicht dazu kommen, Offizier zu werden; die Anderen aber, welche die Examina bestehen und in die Armee eintreten, sind in der Regel ebenso brauchbar in ihrem vielseitigen Berufe, als die ehemaligen Kadetten und Abiturienten. R. P.

—

Vom Büchertisch.

Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimath von Peter Rosegger. Mit dem Bildniß des Verfassers als Waldbauernbub. Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Das ist eins von jenen Werken, die man sich in einen gediegenen Ledereinband binden läßt, und die man dann in den Bücherschrank stellt zu den Büchern, die einem als Lieblinge theuer sind und werth, und die man des Oefteren in den der Erholung geweihten Stunden zur Hand nimmt. Und wenn man einen guten Freund hat oder eine geschätzte Freundin, denen man einen reinen Genuß von Herzen gönnt, dann giebt man ihnen den Rath, sich gleichfalls das treffliche Buch zu beschaffen und dem Verfasser Hausfreundsrechte zu verleihen.

Peter Rosegger, der steierische Poet, ist in letzter Zeit in der reichsdeutschen Presse viel geschmäht und arg verlästert worden, weil er, als ihm ein naseweiser Journalist die Fragepistole über das Heine-Denkmal auf die Brust setzte, die Erklärung abgab, er kenne Heine zu wenig, als daß er sich für oder gegen das Denkmal aussprechen könnte. Daß Rosegger Heine nicht kannte, das ward ihm damals als Majestätsverbrechen angerechnet von allen Denen, die den großen Dichter zwar auch nicht kennen, aber dennoch das Eine von ihm wissen, daß er die Lorelei gedichtet hat. Den Heine muß man kennen, und wenn er einem wirklich fremd geblieben ist, so muß man doch wenigstens so thun, als ob man ihn gründlich intus hätte, und als ob man weit und breit keinen deutschen Dichter wüßte, der künstlerisch über ihm stände. Uebrigens fehlte es damals auch nicht an Leuten, die der Meinung waren, Rosegger kenne sehr wohl seinen Heine, habe aber, da die Denkmalsfrage bereits politische Bedeutung erlangt halte, nicht gewagt, offen und ehrlich seine Ansicht kund zu geben. Und auch sie schmähten und beschimpften darum den Dichter, von dem sie verlangten, daß er im höchsten Maße jene Gesinnungstreue besitze und bethätige, die sie selbst doch nur dann bekunden, wenn es sich mit ihren Erwerbsinteressen vereinbaren läßt.

Ich selbst bin überzeugt, daß Peter Rosegger damals den Heine nicht kannte, wenigstens nicht so, daß er als gewissenhafter Mann alsbald eine Antwort auf die ihm so menchlings vorgelegte Frage hätte geben können. Später hat er ja den Heine nochmals vorgenommen, hat ihn gründlich durchstudirt und alsdann in seinem „Heimgarten“ seinen Schmähern und Verleumdern eine kräftige Abfertigung zu Theil werden lassen, mit der sie sich hinterher wohl schwerlich gebrüstet haben. Nun kenne er Heine ganz genau, meinte damals Rosegger, und nun sei er erst recht der Ansicht, daß das deutsche Volk gar keinen Grund habe, ihm, den Zeitungen zu Liebe, ein Denkmal zu setzen.

Obgleich ich ein Verehrer des Dichters und ein Bewunderer des Prosaisten Heine bin — der Mensch Heine ist mir nicht immer sympathisch, stets aber verstehe und begreife ich ihn, selbst in seinen Schwächen, Verirrungen und — Lastern .... obgleich ich also nicht einzustimmen vermag in das Wuthgeheul Derjenigen, die von

dem Dichter Heine Nichts wissen wollen, weil der Mensch Heine manchmal nicht ganz sauber gewesen ist ums Nierenstück, gestehe ich doch Jedermann das Recht zu, Heine und seine Werke nicht zu kennen. Ob man sich gründlich mit einem Dichter und Schriftsteller beschäftigen will oder nicht, das hängt oft von allerlei Zufälligkeiten ab, die gleichwohl einen bestimmenden Einfluß in die Wagschale der Entscheidung legen. Gerade bei Heine kann es auch leicht vorkommen, daß er zahlreichen Leuten schon bei der ersten Bekanntschaft so sehr mißfällt, daß sie keine Lust verspüren, vertrauter mit ihm zu werden und sich in sein Denken und Empfinden hineinzulesen, das ja stets ein sehr komplizirtes gewesen ist und nie klar und anschaulich zu Tage lag. Und just von dem Peter Rosegger verstehe ichs, daß zwischen ihm und Heine eine innigere Geistesgemeinschaft sich nicht herauszubilden vermochte, daß Jener niemals das Bedürfniß empfand, in das innerste Wesen Heines einzudringen.

Wer selber Einer ist, der hat es nicht nöthig, an Andere sich anzulehnen und mit über dem Kopf zusammengeschlagenen Händen ihre Größe zu bewundern. Rosegger kann sich den Luxus schon erlauben, den Heine nicht zu kennen. Er ist selber reich genug an Gedanken, ist ein Krösus an Empfindungsschätzen und kann aus dem Eigenen heraus seinen und seiner Leser Bedarf decken; er braucht nicht bei Heine und nicht bei Anderen in die Schule zu gehen, braucht auch keine Anleihe bei ihnen zu dem Zwecke zu machen. Um ein bedeutender Schriftsteller zu werden, brauchte Rosegger den Heine eben so wenig zu kennen, wie Goethe ihn kannte, oder Schiller oder auch — Heine selbst. Dieser hat ja auch seine besten Schriften noch nicht gekannt, als er sich daran machte, sie zu schreiben, und schließlich sind sie ihm stellenweise doch gar nicht übel gelungen.

Peter Rosegger ist, literarisch genommen, eine durchaus gesunde, kraftstrotzende Persönlichkeit. Der Harzgeruch seiner Waldheimath strömt aus seinen Schriften uns entgegen, und eine schöne Menschlichkeit spricht aus ihnen zum Herzen des Lesers. Wir haben sofort die Empfindung: Das ist ein ganzer Mann, ist ein Kernmensch, mit dem wir uns da eingelassen haben, und seelisch gesund ist der wie kein Zweiter. Mißgünstige Menschen haben verschiedentlich versucht, Rosegger in die Kategorie der „Volksschriftsteller" einzureihen, was ja etwas Minderwerthiges sein soll gegenüber den „Kunstschriftstellern". Aber das ist ja gerade Roseggers große Kunst, daß Alles, was er schreibt und dichtet, so natürlich uns vorkommt und gänzlich ungesucht, so urgesund und naiv, daß Jeder glauben möchte, so Etwas zu schreiben könne doch nicht allzu schwer sein. Aber versucht es nur einmal, Ihr superklugen Schulmeister, Ihr werdet dann am Ende doch wohl dahinter kommen, wie schwer das ist und eine wie grausam große Kunst, so natürlich zu schildern und zu erzählen.

Rosegger ist unstreitig ein bedeutender Künstler, der auf dem mit Vorliebe von ihm beackerten Gebiete der Dorfliteratur seines Gleichen kaum hat. Ja, der alte Jeremias Gotthelf, der konnte ebenfalls noch so Etwas schreiben, während Berthold Auerbach ein Stümper war gegen den Rosegger. Man vergleiche doch nur die süßlichen Marzipanbauern Auerbachs mit den hanebüchenen, steifnackigen Gesellen, die in Roseggers Schriften uns entgegentreten — und man wird mit mir zu der Ueberzeugung gelangen, daß Rosegger uns wirkliches Leben, daß er gelebtes Leben uns vorführt, während Auerbach seine frostigen Abstraktionen in derbe Bauernhosen und dicke Lodenjoppen kleidet und uns dann weismachen möchte, das seien wirkliche Menschen, die er da vor uns aufmarschiren und Auerbachisch denken und fühlen und sprechen läßt.

Die anscheinende Einfachheit seiner künstlerischen Mittel ist Roseggers größte Kunst. Man lese die prächtige „Geschichte vom Gupferl“ in dem vorliegenden Hefte der „Kritik“, und man wird diese Kunst so recht schätzen lernen. Wo ist unter den Jungen und Allerjüngsten, die so überlaut ihr Talent proklamiren, wo ist Derjenige unter ihnen, der so was zu Stande brachte? Das steht Alles so natürlich da, so scheinbar absichtslos, als ob es ganz von selbst so geworden sei, sonder alle Kunst und Mühe. Nur wer selbst schöpferisch thätig ist, der vermag nachzuempfinden, wie sorgfältig das gearbeitet, wie liebevoll das Alles behandelt, wie sehr selbst die kleinsten Nebendinge gepflegt sind. Die Geschichte vom Gupferl ist mustergültig in ihrer Art.

Und solcher prächtigen Geschichten, bei deren Lektüre das Herz uns weit wird, finden sich in dem Buche: „Als ich jung noch war“ gar viele. Und in allen spricht sich Roseggers prächtige Eigenart aus, zu deren köstlichsten Attributen der gesunde Humor gehört, der uns herzlich lachen macht, weil er so ungezwungen und ungenirt vor uns hintritt, wie die kecken Waldbauernburschen und die drolligen Originale und die feschen Madels in Roseggers Geschichten. Nicht künstlich hineingerührt — so gewissermaßen als schmackhafte Suppenzuthat — sondern aus den Charakteren der Personen und aus den Situationen sich von selbst ergebend, hat der Rosegger'sche Humor einen großen Vorzug vor dem gequälten Witz so mancher „Humoristen“, bei deren gewaltthätigen Versuchen, uns lachen zu machen, wir allerhöchstens einmal ganz dahinten in der Zirbeldrüse ein Bißchen schmunzeln können.

Gerade dieser Humor, dieser sonnige, gesunde, herzerfreuende und erquickliche Humor ist eine von Roseggers schönsten Künstlergaben. Dieser Humor setzt ihn, der ein Realist ist im besten Wortsinne, auch in den Stand, Alles zu sagen, was Andere, die nicht so viel geistige Grazie besitzen, niemals würden sagen dürfen — und so kommt es denn, daß Rosegger, der von Heine so grundverschieden ist in Allem, doch Eins mit ihm gemein hat: Auch er ist ein Liebling der Grazien, wenn auch kein ungezogener. Seinem neuesten Buche sind in der Leser eigensten Interesse recht viele Leser zu wünschen. K. Sch.

„Geboren von der Jungfrau.“ Von P. R. durchgesehener und theilweise erweiterter Sonderabdruck aus den preußischen Jahrbüchern. Verlag von Herman Walther in Berlin.

Japanische Briefe. Von Samurai Kenschun. Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. Der Japaner Samurai Kenschun ist ein biederer Deutscher, der uns der Abwechselung halber japanisch kommen mochte. Das Buch ist eine stellenweise sehr gelungene Satire auf deutsche Zustände, Sitten und Bräuche.

Die Leistungen des schweizerischen Arbeitersekretariats. Von Dr. Hans Müller. Verlag von Dr. Hans Müller in Basel. (2. Aufl.)

Wie der schweizerische Arbeitersekretär sich rechtfertigt. Ein zweiter Beitrag zur Kenntniß seiner Leistungen. Von Dr. Hans Müller. Verlag von Dr. Hans Müller in Basel.

Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung. Von Peter Johannes Thiel. Verlag des Bibliographischen Bureaus in Berlin.

Fahrendes Volk. Gedichte von A. Fitger. Vierte Auflage. Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg und Leipzig.

Der eigne Richter. Schauspiel in 4 Akten von Hans Leonhardt. Verlag von Max Wohlfart in München.

Der Bandwurm. Eine ärztliche Humoreske von Julius Litten. F. A. Günthers Zeitungsverlag in Berlin.

Das Motto: „Viele Aerzte ohne Noth sind des stärksten Menschen Tod" — verräth schon den Inhalt des lustigen Werkchens. Er stellt eine kecke Satire dar auf den ärztlichen Stand und auf das oft mehr als fragwürdige Wissen der Herren Mediziner.

Heilung und Heilserum. Von Dr. O. Rosenbach. Verlag von J. Goldschmidt in Berlin.

Fürst Bismarcks gesammelte Reden. Band I. Verlag von Siegfried Cronbach in Berlin. (Besprechung vorbehalten.)

Enoch Arden, von Alfred Tennyson, und **Prinzessin Ilse,** ein Märchen von Marie Petersen. Verlag von Walther Fiedler in Leipzig.

Zwei reizende Bändchen aus Fiedlers Leipziger Damast-Bändchen-Bibliothek. Die Publikationen dieser in Damast gebundenen Bibliothek eignen sich vorzüglich zu Geschenken an Damen, deren Schreibtisch sie zur Zierde gereichen.

Das Recht auf Arbeit. Von Wilhelm Wilms. Preis 40 Pf. Verlag volksthümlicher Schriften (W. Wilms) in Hamm i. W.

Das Elend der Kritik. Von Wilhelm Weigand. Verlag von Hermann Lukaschik (G. Franz'sche Hofbuchhandlung) in München.

Das Recht auf Arbeit und die Arbeiterversicherung. Eine Anregung zur allgemeinen Volksversicherung. Von A. Drechsler. Verlag von Dr. H. Müller in Basel.

Berichtigung. Auf besonderen Wunsch des Bibliographischen Bureaus theilen wir mit, daß der in Heft 11 der „Kritik" besprochene Roman „Ehrlose Scham" von *** nicht im Verlage des Bibliographischen Instituts, sondern im Verlage des Bibliographischen Bureaus (A.-G.) Berlin, Alexanderstr. 2, erschienen ist.

D. Red.

Druck: G. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Novitäten-Rundschau der „Kritik"

Berlin, den 29. Dezember 1894

Die Bildungsmüden, Roman von Oskar Mysing (Otto Moral). Einzelpreis Mk. 3.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstraße 35.

Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch-Roman) v. Marie L. F. Mohr. B. Richters Verlag, Chemnitz. Geh. 4 Mark. Fein geb. Mark 5.—.

Die Nachtigall von Sesenheim.

Goethes Frühlingstraum. Ein heiterernster Sang vom Rhein von Gust. Ad. Müller. Mit vielen Illustrationen. Prachtband mit Goldschnitt. Preis Mk. 4.50. Sinniges Weihnachtsgeschenk für alle Goetheverehrer, insonderheit Deutschlands Frauen und Jungfrauen! Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand.

Von F. W. Higginson. Aus dem Engl. ins Deutsche übersetzt von Eugenie Jacobi. Brosch. Mk 2.30. Verlag von August Schupp, Neuwied a. Rh. und Leipzig, Querstr. 19.

Aktionär u. Aufsichtsrath. In Sachen contra Herrmann Gerson, Kom.-Ges. a. A. Von einem Aktionär. Preis 50 Pf. Verlag v. Hermann Brieger, Berlin SW. Kochstr. 32.

Die anarchistische Gefahr von Felix Dubois. Uebersetzt von Max Trudjen. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis Mk. 3.—.

Der Kampf um das apostolische Glaubensbekenntniß in seinem Verlauf u. in seiner Bedeutung. Ein Konferenz-Vortrag v. Aug. Schilling. Kommiss.-Verl. v. Th. Kay, Kassel.

Die Politik am Berliner Hofe.

Kaiser und Kanzler. Caligula. Die Kladderadatsch-Affaire. Der „kommende Mann". Caprivis Sturz. Frauenpolitik am Hofe. Der neue Reichskanzler. Leipzig 1895. C. F. Müllers Verlag. Preis 3 Mark.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.60.

Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. Vortrag von Heinrich von Treitschke. Verlag v. S. Hirzel, Leipzig. Preis 1 Mk.

Der Krieg mit den Millionenheeren. Eine militärisch-politische Studie von einem alten Soldaten. 8° Geh. Mk. 1.20. Verlag v. Benno Schwabe, Basel.

Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.20.

Komtesse Käthe. Humoresken von E. von Adlersfeld-Ballestrem. Illustrirt v. Otto Gerlach und F. Cabrian, eleg. geb. 4.50 Mk., brosch. 3 Mk. Verlag d. Universum, Dresden.

Liebe und Leben von Max Berthers. Verlag von Hugo Steinitz, Berlin SW. 12. Preis 3 Mark.

Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten. (2. Jahrgang.) C. F. Müllers Verlag, Leipzig. Preis Mk. 2.50.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesammelt und zusammengestellt von Karl Gander. Preis Mk. 4. . Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Misch-Masch. Allerlei Geschichten von Robert und Mary Misch. Verlag des Bibliographischen Bureaus, Berlin C.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang   Nr. 15   12. Januar 1895

Professor Pietsch.
Vergleichende Rechtswissenschaft. Von O. Beta.
Künstler oder Dienstboten. Von Mephisto.
Der Pantheismus als Erklärer des Mystischen. Von Hanns von Gumppenberg.
Der Diner-Wolf. Von Karl Krüger.
Leipziger Allerlei. Von Justus.
Des Herrgotts-Telephon. Von Martin Hildebrandt.
Unser Ehescheidungsrecht. Von Max Wundtke.
Vom Büchertisch.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 12. Januar 1895

II. Jahrgang | Nr. 15 | Jahrgang II

Professor Pietsch.

Großes Heil ist uns Journalisten widerfahren. Einer der Unsrigen, und zwar der Bekanntesten und Beliebtesten einer, der kaum jemals einen Feind gehabt. Ludwig Pietsch von der Tante Voß, der dieser Tage in voller Rüstigkeit seinen siebzigsten Geburtstag konnte feiern, ist vom Kaiser zum Professor honoris causa ernannt worden. Der Kaiser empfindet also endlich Achtung vor den Journalisten, er ehrt sie jetzt und schätzt sie hoch — wäre es anders, so hätte er dem wackeren Pietsch sicherlich diese Auszeichnung nicht zu Theil werden lassen.

Ehedem war das ganz anders. Man entsinnt sich noch genau der Zeit, da aus kaiserlichem Munde das lieblose Wort fiel von den Hungerkandidaten, das so viel unangenehmes Aufsehen damals erregte, obwohl es den gutbesoldeten Chefredakteuren großer Tagesblätter einen willkommenen Anlaß bot, öffentlich ihrer hohen Einkünfte sich zu rühmen und dadurch ihrem allzeit hülfsbedürftigen Kredit eine erwünschte Stärkung zuzuführen.

Kein Zweifel: als Kaiser Wilhelm jenes Wort sprach, war er den Vertretern deutschen Zeitungswesens keineswegs freundlich gesinnt. Es lag in der wegwerfenden Bezeichnung die ganze Verachtung, die ein auf der Sonnenseite des Lebens Geborener, der nie den Mangel kannte, empfinden mag gegenüber Denen, die vom Zufall nicht so

günstig gestellt wurden, sondern darauf angewiesen sind, in harter Geistesfrohn ein kärgliches Brod für sich und die Ihrigen zu erwerben . . .

Nein, damals schätzte und achtete Wilhelm II. die Journalisten noch keineswegs. Und es wäre ihm zu jener Zeit gewiß nicht eingefallen, einem Veteran aus Gutenbergs großer Armee die allgemeine Verdienstmedaille, geschweige denn den Professortitel in Gnaden zu verleihen. Wenn dem heute so ganz anders ist; wenn jetzt der greise Pietsch huldvollst ausgezeichnet wurde, so ist das immerhin als Symptom beachtenswerth.

Mißvergnügte Nörgler werden zwar behaupten, eine solche Ehre habe allerdings auch nur einem Manne widerfahren können, der sein Leben lang ein loyaler Unterthan gewesen und seine Feder hauptsächlich in den Dienst rein thatsächlicher Berichterstattung gestellt habe, und zwar noch dazu in einem Blatte, das sich stets durch eine maßvolle Haltung und durch besonnene Ruhe vortheilhaft unterschied von den übelbeleumundeten Organen einer „hetzerischen Demagogie". Diese Deutung ist aber meines Erachtens grundfalsch. In den Anschauungen des Kaisers hat sich, seit er jenes geflügelte Wort gesprochen, das zwar nicht im Büchmann steht, aber dennoch in den Sprachschatz des Volkes übergegangen ist, eine gründliche Wandlung, unter anderem auch in Bezug auf die Presse, vollzogen.

Ein Monarch, und sei er in seinem innersten Wesen noch so entschieden und bestimmt, ist schließlich doch auch nur ein Mensch wie alle übrigen. Und was bei dem Geringsten von uns denkbar, ist auch bei ihm nicht ausgeschlossen. Insbesondere steht auch den Herrschern stets die Möglichkeit offen, den Kreis ihrer Erfahrungen zu erweitern, das Ausmaß ihrer Kenntnisse zu bereichern und dadurch ein klareres Urtheil zu gewinnen über mancherlei Dinge und Verhältnisse, die ihnen ursprünglich in trügerischer Strahlenbrechung erschienen sind. Manche machen allerdings von dieser Gelegenheit keinen Gebrauch, obwohl gerade die gekrönten Häupter, deren Erziehung und Ausbildung gemeinhin eine einseitige und, den Anforderungen des modernen Lebens gegenüber, fast unzulängliche ist, allen Grund hätten, ernstlich bedacht zu sein, auf die Vermehrung ihres Wissens

und ihrer Kenntnisse vom realen Leben. Der furchtbarste Vorwurf, der einem Herrschergeschlechte gemacht werden kann, ist der: es habe Nichts gelernt und Nichts vergessen. Dieser Vorwurf schließt da, wo er berechtigt ist, gemeinhin eine Verurtheilung in sich, gegen die der Werdegang der Geschichte eine Berufung kaum noch zuläßt.

Kaiser Wilhelm hat gelernt. Er hat, wie der Fall Pietsch klar und deutlich zeigt, ein Vorurtheil überwunden, das früher ihn beherrschte, und das der Presse gegenüber ihn ungerecht erscheinen ließ. Er hat einsehen gelernt, daß es auch im Zeitungswesen nicht angängig ist, allen Angehörigen des Standes die Missethaten einzelner ehr- und pflichtvergessenen Subjekte zur Last zu legen, und es ist ihm klar geworden, daß selbst die thatsächlich innerhalb eines Berufes vorhandenen Mißstände und Schäden einem noch lange nicht das Recht geben, jeden Einzelnen, der diesen Beruf ausübt, für sie verantwortlich zu machen und der bürgerlichen Achtung unwürdig zu erklären. Um nun diese innere Umkehr, um sein Vorwärtsschreiten zu freieren, von Leidenschaft und Empfindlichkeit weniger beeinflußten Anschauungen auch äußerlich zu markieren, hat er Ludwig Pietsch, dem Nestor der Berliner Journalistik, den Professortitel verliehen. Wenn Herr Pietsch in Zukunft sein Prf. L. P. unter die von ihm verfaßten Zeitungsartikel setzt, so thut er dies im Namen und im Auftrag, gewissermaßen als Träger einer Kollektivprokura sämmtlicher deutschen Zeitungsschreiber. Nicht Ludwig Pietsch allein gilt die Ehre, sondern dem ganzen Stande war sie zugedacht, über den einstmals der Kaiser in einem Augenblicke unwilliger Erregung sich mit so bitteren Worten ausgesprochen hat.

Den Umstand, daß just Ludwig Pietsch derjenige war, dem weithin leuchtend das Etikett „Professor" an seinem Ehrentage angeheftet wurde, sehe ich für das am meisten Bezeichnende und Bedeutsame bei dem ganzen Vorgange an. Kollege Pietsch ist nicht etwa ein so ganz harmloser Mensch, wie Mancher wohl annehmen mag. Im Gegentheil: ich halte ihn für einen der schlimmsten Revolutionäre, die jemals stoffverlegenen Nieberdings das Material zur Begründung heftig angefeindeter Umsturzvorlagen geliefert haben, und wenn im Reichstage auf ihn nicht Bezug genommen wurde, so beweist dies zwar Nichts gegen seine Gemeingefährlichkeit, wohl aber spricht eine

solche Unterlassung beredt und deutlich für die Unzulänglichkeit Derjenigen, die der Regierung und dem Bestehenden zuverlässige Stützen sein sollten. Was Herr Nieberding an aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen aus Krapotkins, Bakunins, Mosts und Anderer Schriften zur Begründung der Umsturzvorlage angeführt hat, das versagte im Reichstage jegliche Wirkung. Nur die hartgesottenen Reaktionäre auf der äußersten Rechten des Hauses, die bei anderen Anlässen allerdings niemals so genügsam und so bescheiden sind, waren mit dem Wenigen zufrieden, während die übrigen Reichsboten dem großen Unbekannten beipflichteten, der das Produkt Nieberding'scher Zungengymnastik kurz und bündig als „olle Kamellen" charakterisirte.

Man kann in der That nicht gut verlangen, das halbwegs vernünftige Leute das Lachen sich verbeißen sollen, wenn die ältesten Ladenhüter politischer Rabulistik ihnen von einem Vertreter der verbündeten Regierungen als funkelnagelneue Offenbarungen vorgeführt werden, und man kann auch den abgebrühten Parlamentariern im Ernste nicht zumuthen, daß sie das Gruseln sollen lernen beim Anblick von Vogelscheuchen, die ein naiver Regierungsvertreter vor ihnen aufstellt, da er doch wissen könnte, daß längst schon als lumpenumhüllte Strohwische Jedermann sie erkannt hat.

Einen ganz anderen Eindruck hätte Herr Nieberding auf sein Auditorium gemacht, wenn er, anstatt den „Lumpenproletarier", die „Brandfackel" oder den „Einbrecher" zu zitiren, irgend eine Nummer der „Königlichen privilegirten Vossischen Zeitung für Staats- und gelehrte Sachen" seiner Mappe entnommen und daraus einige Proben der anfreizenden Prosa zum Besten gegeben hätte, die Ludwig Pietsch schon ein Menschenalter hindurch darin zu verzapfen pflegt. Denn Keiner weiß — trotz aller Urbanität der Form, ungeachtet aller stylistischen Glätte — aufreizender zu schreiben, als eben der Altmeister der reichshauptstädtischen Berichterstattung. Wer jemals seine verlockenden, farbenglühenden Schilderungen des üppigen Lebens der oberen Zehntausend auf sich hat einwirken lassen; wer mit Aufmerksamkeit und mit Verständniß ihm folgte, wenn er den kostspieligen Trousseau einer Prinzessin, einer Fürstin oder Herzogin mit der liebevollen Hingabe an seinen Stoff beschrieb, die den echten Künstler ausmacht; wer Ludwig Pietsch von dieser Seite her kennt

und zutreffend würdigt, der kann sich nicht verhehlen, daß die publizistische Thätigkeit dieses Mannes alle die Jahre hindurch sehr aufreizend gewirkt haben muß. Oder soll es am Ende keine aufreizende Wirkung ausüben auf einen armen Familienvater, der mitsammt den Seinen bitterste Noth leidet, wenn Herr Pietsch ihm glaubwürdig berichtet, wie die Reichen und Vornehmen es treiben, wie sie, die nie zu ehrlicher Arbeit auch nur einen Finger rührten, bei vollbesetzten Tafeln und im Verein mit schönen Weibern ein Lotterleben führen, von dessen Raffinirtheit ein schlichter Verstand sich kaum eine Vorstellung machen kann? Und müssen nicht böse, haßerfüllte Gedanken einem solchen Manne kommen, wenn er der entsetzlichen Nothlage all der Millionen gedenkt, die tagaus, tagein fleißig schaffen und wirken, um des Lebens karge Nothdurf zu verdienen, oder gar des aussichtslosen Jammers Derer, die auf dem Felde der Industrie keine Verwendung mehr finden, die ins Lumpenproletariat hinabgesunken sind, das die Opfer, welche es einmal verschlungen, kaum jemals wieder herausgiebt? Hätte darauf der Vertreter des Bundesrathes hingewiesen; hätte er, an Stelle des todten Bakunin, den lebenden Pietsch im Reichstage zitirt und daran die geeigneten Erläuterungen geknüpft, dann würde sich dadurch doch vielleicht Stimmung zu Gunsten der Umsturzvorlage haben machen lassen.

Nun aber kann die damalige Versäumniß nicht mehr wett gemacht werden. Ludwig Pietsch ist inzwischen zum Professor ernannt worden. Sein publizistisches Wirken hat also die Billigung des Monarchen gefunden, der sich über dessen Tragweite doch kaum einer Täuschung hingeben konnte. Sollte das vielleicht als Anzeichen dafür gelten, daß neuerdings in den maßgebenden Kreisen in Bezug auf die Würdigung der Presse und ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben ein Umschwung zum Bessern sich vollzogen hat? Wenn dies der Fall ist, dann verzichtet man wohl auch auf das neue Knebelgesetz, durch das unser Preßwesen direkt unter die Vormundschaft des Büttels gestellt werden soll. Damit wäre man der leidigen Sorge um seine Begründung mit einem Schlage enthoben.

K. Sch.

Vergleichende Rechtswissenschaft.

Die Engländer haben neuerdings durch Mr. Ilbert die Anregung erfahren, ein Institut für vergleichende Rechtswissenschaft zu errichten. Der Gesetzgeber, der Rechtsberather soll sich in diesem Institut selber Raths erholen können, sowohl über die Fortentwicklung der Gesetzgebung in allen Theilen des britischen Weltreichs, wie auch über die Wirkung und Erfolge solcher Neuerungen.

Die Vorlagen und Verhandlungen in den kolonialen Parlamenten und die entsprechenden Präzedenzfälle werden darin niedergelegt. Auch die Gesetzgebung in den einzelnen Staaten der Union sowie die des Gesammtstaates der Union sollen Beachtung finden, in zweiter Linie die der anderen Kulturländer, die als dem Romanismus verfallen weniger eine prinzipielle als eine praktische Bedeutung für das Geschäftsleben haben.

Rußland bildet eine Kategorie für sich, ebenso die Staaten Ostasiens. Die Konsuln sollen überall angehalten sein, dementsprechende Berichte und Beläge einzusenden. Man hoffte auf diese Weise Anregung für die Fortentwicklung (den „Ausbau", würde man bei uns sagen) der eigenen Rechtseinrichtungen zu erhalten und, wie Mr. Spencer in der „Times" hervorhebt, namentlich auch Warnungen gegen Irrgänge. Denn die Kolonien, besonders Australien und Neuseeland, sind dem Mutterlande vielfach weit vorausgeeilt und haben Experimente gemacht, die nicht immer zum Vortheil ausfallen dürften.

Die Anregung des Mr. Ilbert hat auch einen politischen Zweck. Man strebt, wie es schon Disraeli anrieth, behufs Herstellung eines Greater-Britain, noch Vereinheitlichung der Gesetzgebung in allen Theilen des britischen Weltreichs. Aber auch nach Vereinfachung, nach dem bekannten Grundsatz, daß die Völker mit den meisten Gesetzen die am schlechtesten regierten sind, weil sie der Selbstregierung am meisten ermangeln.

Einer so spekulativen Nation wie der deutschen könnte ein ähnliches Institut für positive wie negative Zwecke gleich dienlich sein, zunächst für die noch im Flusse befindliche Gesetzgebung selbst, und zur Zeit mehr als je, da wir vor dem entscheidenden Schritte stehen, uns ein neues bürgerliches Gesetzbuch zu geben oder auferlegen zu lassen. Nicht minder wichtig wäre dasselbe für die sozialpolitische Gesetzgebung. Unsere Parteien gehen bei ihren Bestrebungen und Entwürfen von den vorhandenen Uebeln aus und schaffen nicht selten durch neue Gesetze und Einrichtungen neue Uebel. Sie gelangen zu ihren Resultaten auf dem Wege logischer Evolutionen, auf Wolken wandelnd nicht auf festem Boden, wie Bellamy oder Jules Verne. Die Ergebnisse ihres gesetzgeberischen Geistes sind die Ausgeburten zweier unserer Nation inhärenten Mängel, welche leider in der Schule noch gepflegt werden: des Mangels an historischem Sinn (den z. B. der Engländer Freemann den Deutschen, selbst einem Mommsen, ganz abspricht) und des Mangels an Kenntniß der zeitgenössischen Welt. Vielfach hält man bei uns die Philosopheme der Vergangenheit für reale Evolutionen

des Lebens. Platonische Ideen, aristotelische Schematisirungen haben uns Jahrhunderte lang beherrscht. Unsere Sozialdemokratie ist in dieser Hinsicht nur die Zwillingsgeburt unserer Bureaukratie.

Die Richtung, welche eine so vernünftige Bestrebung, wie die der Bodenbesitzreform auf deutschem Boden angenommen hat, ist in dieser Beziehung besonders lehrreich. Sie fordern entweder mit Henry George eine „Single-Tax", eine Wegsteuerung der Grundrente, wo eine solche gar nicht mehr existirt, oder aber Verstaatlichung des Grund und Bodens unter Anwendung des bestehenden Privatrechts, also Ankauf durch den Staat zu den bestehenden krankhaft emporgetriebenen Preisen, als ob es nicht gerade das Recht des Kaufs und Verkaufs an Grund und Boden wäre, welches die Uebel dieser Zeit hauptsächlich herbeigeführt hat. Zu einer Rechtsreform fehlt diesen Reformern die Anschauung. Man kann den Mangel kurz bezeichnen, wenn man sagt, es fehlt ihnen das Tertium comparationis.

Es ist das ein Mangel, durch den sich fast alle unsere Parteien auszeichnen. Sie haben nur das Krankhafte, das Verschwommene vor Augen. Man nenne sie Konservative oder Liberale, Germanisten oder Romanisten, Mono- oder Bimetallisten, Bureau oder Demokraten. Bei den Einen erstarrt, bei den Andern verflüchtigt sich das Wesen der Dinge. Die Einen stellen sich den isolirten, aber allumfassenden, die Andern den eliminirten und aller Organe beraubten Staat vor. Die Einen konstruiren sich einen künstlichen Menschen, ein Wesen mit allen Tugenden à la Robespierre, ein ameisenhaftes Geschöpf, das sie „Bürger" nennen, entsprechend dem alten Citoyen, der sich dutzen lassen muß, und wenn er General wäre, oder in ein rundes Loch hineintreten lassen muß, und wenn er noch so viereckig wäre; die Andern machen die mehr oder weniger berechtigten Stammeseigenthümlichkeiten zur Norm für die Gesammtheit oder sagen sich von derselben los. Auch die Standesinteressen werden ebenso verleugnet oder behauptet. Alle haften mehr am Quantitativen als am Qualitativen.

Auch Diejenigen, welche zwischen solchen Extremen vermitteln, kommen deßhalb zu keinem Resultat. Es fehlt auch ihnen die Anschauung. Aus dem verschwommenen Material läßt sich Elastisches nicht gestalten. Und auch wenn sie das Material besäßen, so fehlte ihnen das Modell. Und ohne ein solches kann auch der genialste Bildner etwas Befriedigendes nicht gestalten.

Während es nun in den bildenden Künsten längst verpönt ist, sich auf die bloße Vorstellungsgabe, die Phantasie, zu verlassen, während hier die Anatomie, die Statik, das Naturstudium strengstens befolgt wird, um die Schüler vor dem Subjektiven und Willkürlichen zu bewahren, hat man bei uns im Staats-, Rechts- und Gesellschaftswesen noch vielfach die Schablone der Präraphaeliten im Gebrauch. Man zieht nicht das Unrecht im Recht in Frage, sondern kehrt es aus einem Winkel in den andern.

Es ist nur nöthig, daran zu erinnern, daß die römische Rechtsformel noch immer unser öffentliches Leben beherrscht. Rechtfertigen läßt sich das nur durch den Hinweis auf die in allen Schichten der Bevölkerung auch im Richterstande vorhandene Anschauungslosigkeit, welche die Rechtsfindung hindert. Man lebt eben in einem finstern, fensterlosen Raum.

Und diesen wollen wir durch das befürwortete Institut für vergleichende Rechtswissenschaft beseitigen.

Wir gehen dabei weit über das englische Projekt hinaus. Es handelt sich für uns in erster Linie um die Belebung der geschichtlichen Anschauung. Wollte man die Lehren der Geschichte beachten, so müßte man sich sagen, daß ein Rechtssystem, welches jenem Weltreiche der alten Römer zum Verderben gereichte, kaum geeignet sein könnte, überhaupt einem Staatswesen zu frommen. Und wollte man die alte und die neue Zeit vergleichen, so müßte man sich sagen, daß unsere heutige Welt ganz andere Erfordernisse hat als die des alten römischen Weltreichs. Wir haben heute einen nationalen Staat, ein nationales Heer und brauchen auch ein nationales Recht. Das Recht Roms — auch wenn es einst noch so passend gewesen wäre — kann unmöglich einem Staatswesen genügen, das, von der nationalen Qualität abgesehen, auf ganz anderen Grundlagen auferbaut ist, auch in politischer Hinsicht. Der konstitutionelle Staat hat mit dem des alten Rom, mit seiner Sklavenindustrie, seinem Zäsaren- und Imperatorenthum, seinem fiat justitia et pereat mundus, seinem Amalgamationszweck, dem Endziel, alle Völker zu entwurzeln und auszubeuten, kaum irgend etwas noch gemein. Wie ist es also möglich, daß das Rechtssystem, dieses gleichsam bei lebendigem Leibe verfaulten, von einem Krebsgeschwür aufgefressenen Weltreichs unseren Gerechtigkeitspflegern, wie unseren Seelsorgern und Staatsmännern trotzdem noch heute vorbildlich sein kann? Wie ist es möglich, daß jenes verderbliche Rechtssystem uns noch heute in dem Maße vorbildlich ist, daß die Kommission zur Ausarbeitung eines neuen bürgerlichen Reichsgesetzbuches, um zu seiner Schablone zurückkehren zu können, sogar so weit geht, die schüchternen Anfänge, welche vor einem Jahrhundert gemacht wurden, um das Caput mortuum des Kadaverstaats zu überwinden, wieder vernichtet? Die Gesetzgebung Friedrichs des Großen, Einzigen und noch heute Unverstandenen wurde von diesen sonderbaren Herren einfach bei Seite geschoben.

Dergleichen könnte uns doch nicht begegnen, wenn unsre gelehrte Erziehung irgendwie dahin wirkte, den historischen Sinn zu wecken. Dann würde man Friedrich den Großen und sein Landrecht in Ehren halten. Man würde verstehen gelernt haben, was er mit seinem Abfall von der römischen Rechtsschablone bezweckte. Man würde einen Begriff bekommen haben von der Möglichkeit einer Rechtsentwicklung, von der Möglichkeit, sie in bestimmter Richtung fortzusetzen. Noch mehr, man würde diesen Weg rückwärts überblicken. Man würde erkennen, auf welche fatale Weise das alternde und zugleich anschwellende Rom einst zu seiner Kodifizirung des Rechts gelangte, und daß dieser Weg der Weg des Zerfalls der alten Welt, der alten Völker, der alten Götter gewesen ist.

Und dann wäre man genügend vorbereitet, auch die Gesetzgebung der zeitgenössischen gedeihenden Völker, ihrer Kolonien sich zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, daß im Gegensatz zum alten Rom das moderne, noch immer jugendfrische England umgekehrt eine neue Welt sich aufbaut und gerade deßhalb eine Kodifizirung des Rechts sorgfältig ver-

meidet. England hat weder ein Gesetzbuch noch eine juridische Fakultät in unserem Sinne. Die Gesetze, Rechte und Ueberlieferungen dieses Volkes lassen sich aber in ihrer Anwendung und Wirkung deutlich erkennen, gleichsam an ihren Früchten, die, wenn sie nicht gedeihlich sind, mit sammt dem Stamm, an dem sie gewachsen, jeder Zeit zurückgewiesen werden können. Denn, so sagt der Engländer: The proof of the pudding is the eating of it. Sobald die Frucht nichts taugt, wird das Gesetz „obsolet". Ein anderes wird hervorgeholt, dessen Früchte gedeihlicher ausfallen. Es giebt Parlamentsakten mit Gesetzeskraft, welche kein Richter mehr beachtet. Man widerruft sie nicht. Sie stehen in der Rumpelkammer. Man könnte sie vielleicht doch noch einmal nützlich finden, hat sie sogar zuweilen zu besonderen Zwecken nützlich gefunden. Giebt es doch sogar Rechtsfiktionen, die, kaum je angewendet, dennoch eine furchtbare Waffe sein können. Eine solche Rechtsfiktion ist die von Wilhelm dem Eroberer geschaffene: „Aller Grundbesitz gehört der Krone." Dadurch allein schon wird das gesammte Recht in einer Weise bedingt, daß ein Mißbrauch sofort inhibirt werden kann. Und deßhalb tritt der Mißbrauch nicht ein und die Fiktion bleibt — eine Fiktion; ein elastisches Etwas, von dessen Handhabung unsere Handlanger sich keine Vorstellung zu machen vermögen.

Die Königin Elisabeth hat diese Fiktion einst wieder in Kraft gesetzt, um den aus Brabant und Flandern und den deutschen Hansastädten vertriebenen Rhedern, Fabrikanten und Handwerkern Raum auf Englands Boden zu verschaffen, mit welchem Erfolg, deß zum Zeichen steht jetzt das britische Weltreich da. Auch das römische Recht kommt aus gutem Grunde zu einer ähnlichen Fiktion: Regis voluntas suprema lex. Und es ist durchaus erfrischend, daß der jetzige Kaiser von Deutschland dasselbe wieder in Erinnerung bringt. Noth kennt kein Gebot, oder wenn die Noth am größten, dann ist Gottes Hülfe am nächsten. Im Recht wie in der Mathematik wird dann eine Hülfslinie gezogen. Die Fiktion wird zur zwingenden und ausgleichenden Gerechtigkeit.

Das römische Recht krankt an einer Beschönigung der Habsucht, des Kardinalfehlers jenes Volkes. Das Bewußtsein eines Mangels oder Defizits in dem Gefüge ihres Reiches wohnte den Römern selbst inne, sie wußten nur nicht, worin derselbe bestand. Sie waren blind für den einen allgemeinen Fehler. Wenn ich sage, „sie wußten nicht", so meine ich damit auch die herrschenden militärischen Kreise, deren wachsende Willkür beim besten Willen nur dazu diente, die Verwirrung noch zu vergrößern. Das Axiom suprema lex regis voluntas ist also ein sehr bedenkliches, während das des englischen Rechts auf Selbstadjustirung hinwirkt.

Das unerbittliche römische Obligationsrecht der späteren Römer war es, das so viele römische Kreise, die Heerführer nicht weniger wie den Plebs, in den Strudel der Abenteuer hineinriß. So erzählt Suetonius von Otho, dem Gegenkaiser Galbas: Er hatte nur die Wahl, im Kampfe um die höchste Macht zu fallen oder vor Gericht in die Wucherkrallen seiner Gläubiger. Auch die Zäsar, die Catilina ꝛc. standen vor derselben verderblichen Alternative. Nicht minder aber die breiten Schichten des Volkes selbst.

Man könnte das gesammte Rechtswesen der Engländer eine Fiktion nennen. Es gleicht dem Stamm einer Eiche. Es war einst grünendes Reisig, welches allmählich verholzte; aber deßhalb ist es noch nicht zwecklos. Es stützt und trägt das auf ihm sich entwickelnde Rechtsleben der Gegenwart. Es war einst selbst saft- und kraftvoll und ist deßhalb dauernd ehrwürdig und lehrreich. Wer es studirt, erkennt auch, weßhalb es abstarb und „obsolet" werden mußte. Die Art, wie es einst gewirkt hat, ist dieselbe geblieben, nur die Form, nicht die Norm hat sich verändert. Man erkennt an ihm die Evolution des Rechts. Und diese bildet eben auch einen Theil der vergleichenden Rechtskunde.

Wie soll dieser Zweig oder besser dieser Stamm der Rechtskunde nun betrieben werden? Mr. Ilbert, Mr. Spencer u. s. w. denken natürlich nicht an eine Akademie. England hatte bisher keine juristische Fakultät und sehnt sich auch in Zukunft nach einer solchen nicht. Der englische Student der Rechtsgelehrtheit geht als Lehrling eines Advokaten in die Gerichtssäle, nicht aber in die Hörsäle. Er reist in fremde Länder und lernt das Unzulängliche des fixirten, kodifizirten Rechts aus der Unzulänglichkeit der Zustände kennen. Er studirt am todten das lebendige Recht. Er studirt den Präzedenzfall mit allen seinen Prämissen. Denn die Prämisse ist wie in der Logik auch im Rechte das Maßgebende. Mag der Rechtsgrundsatz, die Norm, lauten wie sie wolle, sie wird in jedem gegebenen Falle nur mit gewissen Modifikationen zur Anwendung gelangen können. Wenigstens geht der Engländer von der einen grundlegenden Norm aus, daß das Recht zweckmäßig gehandhabt werden soll. Es soll nicht zerstören. Das fiat justitia ist eine Nonsens, wenn der Nachsatz lautet: pereat mundus. Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Das nationale Interesse, das öffentliche Wohl, das Gemeinwohl und der gesunde Menschenverstand sollen durch das Recht so wenig verletzt werden wie das gesunde Gefühl.

Umgekehrt wird bei uns durch eine diesem Studium gewidmete Institution eine Aenderung eintreten können. Wir denken uns das Institut als eine Art von Archiv oder Bücherei, in der viel gelesen und nachgeschlagen werden wird. Man wird auch Vorträge halten und diskutiren und dabei das in den Hörsälen dem Studenten eingetrichterte Recht einer Analyse unterziehen. Das vergleichende Rechtsstudium wird sich nicht mit dem Recht, dem absoluten und paragraphirten, beschäftigen, sondern mit dem Recht eines Jeden, wie er es mit sich bringt, je nach seinem Stande, je nach seinen Interessen, je nach dem Lande, dem er entstammt. Das vergleichende Rechtsstudium wird verschiedene Rechte kennen und keines mißachten. So sollte es eigentlich in jedem Rechtsstreit sein. Denn jede Partei bringt ihr Recht mit, und jeder Berechtigte hat entsprechende Pflichten. Der Paragraph aber schiebt jenes bei Seite und ignorirt diese. Und das öffentliche Wohl ist ihm ein illusorisches Etwas. Sonst könnte der Paragraph nicht zu der Folgerung führen: pereat mundus, zu Bauernkriegen, zu einer Metzelei, zu einer Alienirung des nationalen Gutes bis zur Höhe von 75 Milliarden Mark, was fast der Totalsumme unseres nationalen Gesammtvermögens gleichkommt.

Der Paragraph sagt: „Gleiches Recht für Alle." Dies ist schon an sich falsch. Da ist der Wahrspruch der Hohenzollern: Suum cuique, Jedem das Seine, schon viel lebenskräftiger. Dem Paragraphen fehlt es an jeglicher sachlichen Unterscheidung. Wie er dem Einen alles Recht giebt, dem Anderen alles Recht nimmt, so kümmert er sich auch nicht um die Eigenart und den Zweck der Dinge. In dieser Beziehung brauchen wir nur daran zu erinnern, wie nackt und bloß wir als Nation unserem sogenannten „Immobiliarsachenrecht" gegenüber dastehen. In der Alienirung von 75 Milliarden auf dem Wege der hypothekarischen Verschuldung, von denen die lebende Generation kaum einen Bruchtheil genossen hat, haben wir die fürchterliche Blöße schon gekennzeichnet. Diese Schuld ist zum großen Theil von Spekulanten als Restdraufgeld ins Grundbuch eingetragen worden. Sie ist der Nation auferlegt worden, weil sie fleißig und intelligent genug ist, diese Schuld zu verzinsen. Sie hat diese Summe aber nicht nur nicht in Baar genossen, sondern im Gegentheil, sie ist um dieselbe ärmer, auf dem Wege des Rechts um dieselbe betrogen worden, um diese und noch um einiges Andere.

Wie aber ist so Etwas möglich, wird man fragen. Ganz einfach deßhalb, weil unser Recht nicht unterscheidet. Unser Recht weiß Nichts davon, daß der Grund und Boden vor allen Gütern dieser Welt eine Sondereigenschaft besitzt, die ihm in jedem natürlichen und vernünftigen Rechtssystem auch eine Sonderstellung giebt, welche die Bezeichnung als „Sache" von vornherein ausschließt. Grund und Boden ist die Flächengrundlage des Raumes auf Erden, die sich nicht vermehren und vergrößern läßt, da wir die Erde nicht aufblähen können wie einen Gummiballon. Grund und Boden ist ein unveräußerliches Ingredienz des Vaterlandes und des Staatsgebiets, das eingeschlossen ist in streng bewegte politische und unverrückbare geographische Grenzen. Das sollte man meinen, müßte der Ausgangspunkt jedes Rechtssystems sein, welches diese Sache behandelt. Unser, das römische, Recht war aber darauf berechnet, die Völker und ihre Grenzen zu eliminiren. Es zuerkennt dieser „Sache" nur die eine Eigenschaft, das ausschließliche Eigenthum einer einzelnen Person und der Willkür derselben nach Möglichkeit unterworfen zu sein. Sogar die Staatszugehörigkeit dieses Besitzes bleibt dabei außer Betracht. Hätten wir nur eine vergleichende Rechtswissenschaft, so würde es unseren Juristen sofort ersichtlich werden, daß unser Volk mit dieser Unzulänglichkeit seines Rechts beinah allein dasteht. Wie einst das erste Menschenpaar im Paradiese, als sie von der verbotenen Frucht genossen hatten, würden auch wir uns unserer Nacktheit bewußt werden.

Von einer vergleichenden Rechtswissenschaft erhoffen wir Abhülfe dieses einen Grundübels, dieser Sinnwidrigkeit, dieser Vergewaltigung der Natur und der Gerechtigkeit durch das Recht. Ganz stirbt ja der gesunde Menschenverstand, der Gentleman auch in der insultirtesten Nation nicht aus. Auf dem Boden der vergleichenden Rechtswissenschaft wird er neue Nahrung finden und wieder erstarken. Man wird sich dann daran erinnern, daß ein Gebot Gottes den Schacher in Grundstücken verbietet nicht anders als wie Raub und Mord, daß das jugendfrische heroische Rom eine Alienirung

der Bodenwerthe nicht kannte, daß das englische Recht sogar ein persönliches Eigenthum an Grund und Boden nicht anerkennt, sondern es, wie die Bibel dem lieben Gott, der Krone reservirt, daß bei Ur-, Kultur- und Naturvölkern diese Grundsätze herrschen oder, ehe sie in Verfall geriethen, geherrscht haben. An der Hand der vergleichenden Rechtswissenschaft würde man zu der ersten Erkenntniß gelangen, daß das bürgerliche Recht nur ein Nutzungsrecht am Grundbesitz gewährleisten kann und darf, wenn es nicht das öffentliche Recht usurpiren will. Das also würde der Ausgangspunkt des so schön sogenannten „Immobiliarsachenrechts“ werden müssen. Und man hätte damit allein schon den größten Theil des Unrechts im Recht koupirt, während man es jetzt vergebens durch Hunderte von Paragraphen zu beschränken sich abmüht.

So würde man auch dem Ideal des großen Friedrich näher kommen, der ein Gesetzbuch wollte, welches die leitenden Grundsätze in knapper Form und allgemein verständlich enthalten sollte, so daß deren vernünftige Anwendung in jedem gegebenen Fall dem richterlichen Ermessen anheimgestellt werden könnte. So daß also die vergleichende Rechtswissenschaft die Wissenschaft des Rechts um ganze Kontinente erweitern und trotzdem zur Vereinfachung des Gesetzes und der Rechtsprechung beitragen würde. Hunderte von kasuistischen Paragraphen würden uns erspart werden, die jetzt eine Art von Prokrustesbett darstellen, auf das das Leben gespannt und gemartert wird, bis es entflohen, und bis der Jurist dasteht mit den Theilen in der Hand, denen das geistige Band fehlt. Das Corpus juris, das einst, wie die Finsterniß, alles war, wird dann selbst nur ein Theil des Theils sein, ein Theil jenes Archivs, aus welchem Richter und Rechtsbeiständе, der Laie und der Gesetzgeber Nahrung saugen, ohne ihre Persönlichkeit hinter einem Kerkergitter von Paragraphen verschwinden zu sehen.

Von dem mehr materiellen Zweck, den ein solches Archiv erfüllen würde, können wir absehen. Derselbe bestünde darin, unserm Weltverkehr eine zuverlässigere Rechtsgrundlage zu geben. Die Rückwirkung auf die heimische Gesetzgebung, deren Starrheit mit unserem Unvermögen im Weltverkehr mehr zu thun hat, als man zu ermessen vermag, ist das zunächst Anzustrebende. Wir müssen bemüht sein, es dahin zu bringen, daß wir, wie die Engländer, von den Reisen ins Ausland als bessere Deutsche, wenn nicht als bessere Menschen zurückkehren, daß wir die Heimath suchen, fester als je überzeugt von den Vorzügen ihrer Institutionen. Dann werden wir verstehen, warum einst der Kanzler der Königin Elisabeth den Kodex ins Feuer warf, den sein Neffe Bacon ausgearbeitet hatte. Möge dem unsern das gleiche Schicksal beschieden sein.

Ottomar Beta.

Künstler oder Dienstboten?

Empfindlich verletzt bäumte sich dieser Tage das Zartgefühl eines Theiles der Berliner Künstlerschaft auf. Die Herren und die Damen vom Theater, die auf den Sklavenmärkten der Theateragenten doch wahrlich eine allzu feine Behandlung niemals zu gewärtigen haben, waren aufs Höchste entrüstet darüber, daß den Agenten seitens der Polizeibehörde, ganz ebenso wie den Gesindevermiethern, die Führung von Geschäftsbüchern zur Pflicht gemacht ist worden, aus denen ein klarer Ueberblick über ihre manchmal recht lichtscheuen Praktiken sich gewinnen läßt. Die „Seelenverkäufer" haben alsbald das Alarmsignal gegeben, und da sie an die leicht verletzliche Eigenliebe des Künstlervölkchens sich wendeten, hatten sie zunächst einen vollen Erfolg zu verzeichnen. „Man will unsere begabten Künstler und unsere liebreizenden Primadonnen den Dienstboten gleichstellen" — ließen sie entrüstet sich vernehmen und gaben dabei der Erwartung Ausdruck, daß sich die Künstlerinnen und Künstler das nicht würden gefallen lassen. Wie richtig sie dabei spekulirten, das haben die Thatsachen inzwischen gezeigt. Herr Georg Engels hat vor seiner Abreise nach Karlsruhe sich bereits aus seiner gerechten Entrüstung eine mehr saftige als geistreiche Reklame zurecht gebraut, die gegenwärtig die Runde durch die allzeit willfährige Presse macht, und auch seine Kollegen und Kolleginnen, groß und klein, werden die treffliche Gelegenheit, einmal mehr noch, als sonst geschehen würde, von sich zu reden und reden zu machen, sicher nicht ungenützt lassen.

Die reichshauptstädtische Presse steht ganz auf Seiten der Agenten und des angeblich in seiner Standesehre durch die polizeiliche Verfügung schwer gekränkten Künstlervölkchens. Dadurch beweist sie allerdings zum so und sovielten Male, daß sie manchmal wohl einigen guten Willen, aber doch im Großen und Ganzen herzlich wenig Verständniß hat für soziale Nothwendigkeiten, und daß es ihr kaum möglich ist, die Dinge vorurtheilslos zu prüfen und ihnen sachliche Gesichtspunkte abzugewinnen, die nicht durch die Routine vorgezeichnet sind.

Daß die Theateragenturen einer der schlimmsten Krebsschäden sind am schwärenbedeckten Leibe der Kunst; daß ihr Geschäftsgebahren einer Ueberwachung in höherem Grade noch bedürftig ist, als das Gebahren der gewöhnlichen Stellenvermittlungs-Bureaux und der zweideutigsten Pfandleihen, das sind Thatsachen, die dem aufmerksamen Beobachter längst schon bekannt waren. Eine mit Recht arg verrufene Menschenklasse sind die Inhaber der

Kellnerinnen-Vermittelungs-Institute, die reich werden bei ihrem fluchbeladenen Handwerk, und dennoch, wenn man zwischen ihnen und einem großen Theil der Theateragenten zu richten und darüber zu entscheiden hätte, auf welcher Seite die größere Verworfenheit zu finden ist, so würde einem die Entscheidung manchmal recht schwer fallen.

Hier wie dort werden die bedauernswerthen Opfer, die auf die Dienste der Agenten angewiesen sind, aufs Schmählichste ausgebeutet; dort wie hier werden der weiblichen Tugend in ruchlosester Weise Fallstricke gelegt, und zwischen diesen zwei verwandten Geschäftszweigen besteht höchstens der eine Unterschied, daß manche Theateragenten die Ausbeutung noch raffinirter betreiben, als die Inhaber von Kellnerinnen-Bureaux. Die Ruchlosigkeit der Einen giebt der Gesinnungsniedrigkeit der Andern Nichts nach, nur macht sich die Verworfenheit bei den Theateragenten in der Regel besser bezahlt.

Sie lassen sich zunächst höhere Provisionen entrichten und alsdann bringen sie noch mancherlei perfide Kniffe zur Anwendung, vermittelst deren es ihnen gar häufig gelingt, die durch sie in ein Engagement Gebrachten auf Jahre hinaus sich tributpflichtig zu machen. Der Mann, der Kellnerinnen plazirt, läßt sich ein für alle Male eine Provision zahlen, und wenn er besonders niederträchtig ist, so steckt er sich nachher hinter den Wirth und sucht diesen zu veranlassen, ein Mädchen, das bereits einige Zeit bei ihm servirt, zu entlassen, indem er ihn nach frischer und besserer „Waare" begehrlich macht, damit er bei Neubesetzung der Stelle abermals eine Gebühr einstreichen kann. Manchmal geht er aber auch noch weiter, indem er dem von ihm in eine „gute Stellung" gebrachten Mädchen nahelegt, daß er es eigentlich in der Hand hätte, sie wieder aus dieser Stellung herauszubringen, und indem er dafür, daß er dies nicht thut, von Zeit zu Zeit sich — direkt oder indirekt — einen gewissen Tribut entrichten läßt. Der Fall aber, daß solch ein Mensch jahrelang an einem Mädchen gesogen hätte, nachdem er nur ein einziges Mal ihm eine Stelle nachgewiesen, ist doch wohl selten dagewesen. Auf dem Gebiete der Theater-Engagements-Vermittelung stellt indeß dieser Fall die Norm dar. In den meisten Engagements-Verträgen befindet sich ein Passus, der dem Agenten nicht etwa eine einmalige Vermittelungsgebühr für seine Mühewaltung, sondern eine laufende Rente von dem Einkommen des Schauspielers oder der Schauspielerin während der ganzen Vertragszeit, sehr oft auch eine gleiche Rente für den Fall sichert, daß das Engagement nach Ablauf wieder erneuert wird. Ob in einem solchen Falle der Herr Agent irgend Etwas zum Zustandekommen der Vertragserneuerung beigetragen hat oder nicht, das ist häufig Nebensache. Der

Biedermann hält sich in dem einen wie in dem andern Falle für berechtigt, seine Rente mühelos weiter zu beziehen.

Auf den Gebieten der Kellnerinnen- und Dienstboten-Vermittelung sind solche Mißbräuche und ihre jahrelange Fortsetzung zum Glück doch noch nicht eingerissen. Wer Angesichts dessen leugnen mag, daß die Thätigkeit der Theateragenten einer Ueberwachung dringend bedürftig ist — falls es nicht möglich sein sollte, sie überhaupt gänzlich zu beseitigen — und wer nun noch immer der Meinung ist, daß die von der Berliner Polizeibehörde angeordnete Maßregel durchaus willkürlich sei und jeglicher Berechtigung entbehre, mit dem läßt sich über diese Dinge nicht weiter rechten.

Die Polizeibehörde, die ja an eine gewisse Schablone sich gebunden hält, mag einen Mißgriff in der Form insofern gemacht haben, als sie äußerlich eine gleichmäßige Behandlung der Schauspieler mit den Dienstboten anordnete; daß sie aber Anordnungen getroffen hat, um eine Ueberwachung der geschäftlichen Umtriebe der Herren Agenten zu ermöglichen, das verdient alle Anerkennung. Wegen des bei dieser Gelegenheit bekundeten guten Willens, müßte man etwas glimpflicher mit der Behörde umgehen, die diesmal doch nur in Nebensächlichem sich vergriffen hat.

Jedenfalls haben unsere Künstler und Künstlerinnen keinen Grund, der Polizei aufsässig zu sein, die nur ihr Bestes wollte. Und sie sollten sich vollends nicht ins Schlepptau nehmen lassen von den Agenten, die sich ihrer Eitelkeit und Empfindlichkeit bedienen, um ihren ganz gemeinen persönlichen Vortheil wahrzunehmen. Nicht um eine Frage der gekränkten Eitelkeit, nicht darum, ob die Schauspieler als Dienstboten oder als Künstler, rein bureaukratisch genommen, zu betrachten sind, sondern lediglich um die weit wichtigere Frage handelt es sich hier, ob es den Theateragenten gestattet werden soll, das bisherige Raubsystem auch fürderhin gänzlich unkontrollirt zu betreiben.

Ich bin der Meinung, daß, wenn diesem Unwesen nicht anders Einhalt gethan werden kann, die Schauspieler in Anbetracht des höheren Zweckes sich auch einmal eine weniger respektvolle Behandlung in den — Büchern der Agenten gefallen lassen können. Sie lassen sich ja von diesen großmächtigen Herrschaften häufig genug noch viel Schlimmeres gefallen, wenn sie um ein Engagement zu erlangen, auf ihre Mithilfe angewiesen sind. Da muß mehr als einmal das Zartgefühl verstummen, und von der Selbstachtung wird in solchen Fällen gar oft ein nur allzu diskreter Gebrauch gemacht. Hier aber, wo — ohne daß das irgend wie präjudiziell sein könnte für ihre rechtliche Stellung — die Theater-Agenten nur verpflichtet werden sollen, beim Abschluß eines Engagements das-

selbe mit allen seinen wesentlichen Einzelheiten in Bücher einzutragen, deren innere Einrichtung derjenigen gleich ist, die im gewöhnlichen Stellenvermittelungsgeschäft vorschriftsmäßig üblich sind . . . hier vermögen sie mit einem Male ihre Entrüstung nicht mehr zu meistern. Ist das nicht mehr als sonderbar?

Die Herren und Damen vom Theater wissen nicht, eine wie lächerliche und wie thörichte Rolle sie in diesem Falle spielen. Sie besorgen lediglich die schmutzige Arbeit der Agenten, die nicht wünschen, daß die Details der lichtscheuen Geschäftchen, die gar häufig auf ihren Bureaux zum Abschluß gelangen, irgendwie bekannt werden, und die keine Lust haben, der Behörde eine Kontrolle über die Höhe ihrer oft unerhörten Einkünfte zu ermöglichen. Um die Ueberwachung ihres der schärfsten Beaufsichtigung so dringend bedürftigen Geschäftsbetriebes ein für alle Male zu hintertreiben, haben sie diesmal die Künstler und die Presse zu gleicher Zeit mobil gemacht. Und beide Theile ließen sich bedauerlicher Weise irreführen und zwar lediglich infolge einer taktischen Ungeschicklichkeit, welche die Polizei begangen hat.

Das wahre Interesse der Schauspieler und Schauspielerinnen würde etwas ganz Anderes von ihnen verlangen, als diesen kindischen Protest dagegen, daß ihnen die richtige Titulatur verweigert wird; in ihrem Interesse würde eine gänzliche Beseitigung der Theateragenturen liegen. Warum sollten nicht die Schauspieler im Verein mit den Bühnenleitern einen Arbeitsnachweis errichten und dadurch den schmarotzenden Agenten das Handwerk legen können? Für die Deutsche Bühnen-Genossenschaft gäbe es da viel Nützliches zu thun. Aber freilich: davon wird man Nichts wissen wollen. So unwürdig die gegenwärtigen Zustände auch sein mögen, „bequem" ist es dennoch, im alten Schlendrian zu verharren, und zwar bequem für die Schauspieler sowohl, als für die Direktoren. Etwas Nützliches zu schaffen ist zudem lange nicht so leicht und auch keineswegs so unterhaltsam, wie: in unnützester Weise den Mund aufzureißen zum größeren Vortheil beutegieriger Seelenverkäufer.

Mephisto.

Der Pantheismus als Erklärer des Mystischen.

Unser Zeitalter ist eifrig bestrebt, alles Bestehende zu „erklären", das heißt: logisch begreiflich zu machen. Logisch begreiflich, das ist so viel wie materialistisch begreiflich: denn der begreifende Verstand ist eben nichts Anderes, als die Form der Stoffwelt — er ist auch wieder die Materie, nur von der anderen Seite gesehen. Mehr und mehr bricht sich diese Ueberzeugung Bahn, und mit ihr verbreitet sich unter unseren Denkern die Hoffnungslosigkeit, auf dem Wege des Denkens überhaupt über jene Welterkenntniß hinauszugelangen, welche der exakte Materialismus gegeben hat und geben wird. Daher die immer entschiedenere Verschmelzung der Philosophie mit den Ergebnissen der rein-materialistischen Erfahrungswissenschaft, daher die in neuester Zeit wiederholt ausgesprochene Resignation, daß es mit aller Metaphysik, mit aller Wissenschaft vom Uebersinnlichen nun zu Ende sei.

Steht es aber in Wahrheit so schlimm um das, was allein man heute noch „Metaphysik" nennen könnte — um die Möglichkeit einer Wirklichkeitserkenntniß, welche über die Errungenschaften der reinmaterialistischen Erfahrungswissenschaft hinausgreift?

Ich denke: nein.

Denn eben jene innige Beziehung zur reinmaterialistischen Wirklichkeit, welche den Verstand bescheiden machen muß, beglaubigt auch andererseits die ihm von Natur eigenen Urtheile und Schlüsse, erhebt sie zu materieller Bedeutung für die Wirklichkeit. Von „hohlen Gedankengebäuden" kann in der Philosophie nicht mehr die Rede sein, wenn der Verstand nichts Anderes ist als die natürliche, genau entsprechende Form der materiellen Wirklichkeit. Und da dem Verstand die natürlichen Fähigkeiten der Verallgemeinerung, der abschließenden Ergänzung und des großen, umfassenden Ueberblicks eigen sind, so kann er sehr wohl „metaphysische" Wahrheiten feststellen: Wahrheiten, welche den Erfahrungswissenschaften unzugänglich bleiben.

Daß solche „metaphysischen" Wahrheiten zur Welterklärung sehr nothwendig sind, geht schon daraus hervor, daß die reinmaterialistische Erfahrungswissenschaft selbst eine „Metaphysik" für ihre Feststellung des Einzelnen nicht entbehren konnte, und sich mit unbewiesenen elementaren Annahmen behalf. Die Erfahrungswissenschaft führte zu der Annahme der bloß ausgedehnten Stoffatome als alleiniger Weltbasis. Aber diese Stoffatome allein erklärten eben die Stoffwelt nicht: es mußte auch noch eine Kraft angenommen werden, welche die Atome in Bewegung setzt. Man definirte also die Welt als bewegte Stoffatome und nahm stillschweigend irgend eine Kraft an, welche irgend einmal die Stoffatome in Bewegung versetzt habe, so daß dieselben nun bewegt selbst verschiedene Kräfte bethätigen

konnten. So war die zur Erklärung des Weltbildes unerläßliche Kraft gewissermaßen in die — bloß ausgedehnten — Stoffatome selbst hineineskamotirt: und damit gab sich die reinmaterialistische Naturwissenschaft vorläufig zufrieden. Sie beachtete aber nicht, daß diese scheinbaren Kräfte der Stoffatome in Wahrheit nichts Anderes sein könnten, als jene eine mystische Kraft von ehemals; denn die in sich vollkommen abgeschlossene Natur der einzelnen Stoffatome, wie sie angenommen war, gestattete denselben aus eigenen Mitteln weder eine Kraftwirkung überhaupt, noch eine gegenseitige Kraftwirkung. So war also die reinstoffliche Welterklärung durch das Hereinziehen der Kraft nicht ergänzt, sondern negirt. Und des Weiteren entging der sonst so vorsichtigen materialistischen Naturwissenschaft, daß die Folge dieser wirkenden Kraft, die Bewegung der Stoffatome, der angenommenen Natur dieser Stoffatome direkt widerspricht. Denn wie soll ein Stoffatom, das gar keine andere Eigenschaft und Fähigkeit besitzt als die, einen Theil des Raumes auszufüllen: wie soll ein solches Atom an die Stelle eines anderen Atoms im Raume gelangen können? —

Jedenfalls sind die Thatsachen der Kraft und der Bewegung unter der Voraussetzung der bisherigen reinstofflichen Atomistik unerklärlich, das heißt: „mystisch". Denn mystisch im weitesten Sinne des Wortes kann man wohl Alles nennen, das nach reinstofflichen Nothwendigkeitsgesetzen unerklärlich erscheint. Kann es denn aber unerklärliche, verstandesmäßig unfaßbare, materielle Thatsachen geben? Nach dem nicht mehr zu bezweifelnden materiellen Charakter des Verstandes ist diese Frage mit nein zu beantworten. Ist der Verstand die auffassende Form der aufgefaßten oder aufzufassenden Materie, so ist alles in logischem Zusammenhang mit der bereits verstandesmäßig erklärten materiellen Natur Denkbare auch wirklich, und alles materiell Wirkliche auch verstandesmäßig erklärlich. Das Wort „mystisch", verbunden mit einer Thatsache, kann also nicht etwa das Verzweifeln an der verstandesmäßigen Erklärbarkeit dieser Thatsache ausdrücken, es enthält vielmehr lediglich eine scharfe Kritik der herrschenden Welterklärungstheorie, die Anklage, daß dieselbe theilweise irrthümlich sei. Theilweise, nicht ganz. Denn wäre die herrschende Theorie ganz irrthümlich, so könnte sie nicht so viele materielle Thatsachen verstandesmäßig erklären, ja, rein verstandesmäßige Berechnungen, auf Grund ihrer Annahmen aufgestellt, in der materiellen Wirklichkeit bestätigt finden.

Wer dem bisher Gesagten beipflichtet, muß also jedesmal, wenn mystische Thatsachen auftauchen, sogleich überlegen, wie jene Theile der herrschenden Welterklärungstheorie, welche gar nicht oder noch nicht vollkommen sicher durch materielle Thatsachen bestätigt worden sind, jenen noch unerklärten Thatsachen entsprechend geändert oder erweitert werden müßten. Das starke psychologische Interesse und der zu männlicher Reife gediehene kritische Geist unserer Zeit haben gegenwärtig wieder eine solche Situation geschaffen. Mit der atomistischen Welterklärungstheorie will Dies und Jenes nicht stimmen: nicht bloß die Elementarphänomene der Kraft und Bewegung, sondern auch die verschiedensten, bisher in dieser Hinsicht noch zu wenig ins Auge gefaßten psychologischen Thatsachen, zu welchem unter

Anderem auch die hypnotische Suggestion gehört — ganz abgesehen von den für Viele noch zweifelhaften spiritistischen Phänomenen.

Man wird also nach einer anderen Annahme Umschau halten müssen, welche, ohne einerseits mit den erprobten Wahrheiten der materialistischen Erfahrungswissenschaft im Widerspruche zu stehen, doch andererseits über dieselben hinausreicht und alle jetzt noch „mystischen" Thatsachen zu erklären vermag. Und ich glaube, diese andere Welterklärungstheorie ist bereits vorhanden, wenn auch in einer veralteten Einkleidung. Es ist die Welterklärungstheorie des Pantheismus, die Lehre des Spinoza: jene Lehre, welche die materiellen Einzelexistenzen als vorübergehende Theilzustände eines Allwesens auffaßt, als Theilzustände der „Gottheit oder Allsubstanz".

Freilich: dieser „deus sive substantia" des Spinoza könnte jetzt wohl weder „deus" noch „substantia" heißen. Allzusehr hat die neuere Zeit sich gewöhnt, mit dem Gottesbegriff eine persönlich-theistische Vorstellung zu verbinden, welche das Allwesen neben die Welt, nicht aber in die Welt setzt: und der Substanzbegriff ist durch den Materialismus etwas so Kleinmaterielles, räumlich Ausgedehntes geworden, daß er für das spinozistische Allwesen heute ebensowenig zutreffend wäre. Um Mißverständnisse zu vermeiden, müßte man daher den Pantheismus heute etwa als „Allgeistlehre" vorstellen: als die Lehre von einem einheitlichen, über Zeit und Raum erhabenen Geiste, dessen räumlich beschränkte und zeitlich vergängliche Theilzustände die materiellen Einzelexistenzen sind.

Das reinmaterialistisch Unerklärliche der mystischen Thatsachen liegt namentlich darin, daß die angenommene atomistische Natur der materiellen Einzelexistenzen vom einfachen Stoffatom bis hinauf zu den komplizirtesten organischen Atomkombinationen einen einheitlichen Zusammenhang und ein Ineinanderübergehen der Einzelexistenzen vollkommen ausschließt. Dieser in allen mystischen Thatsachen hervortretende einheitliche Zusammenhang und die Möglichkeit des Ineinanderübergehens der materiellen Einzelexistenzen, unbeschadet der sonstigen Gültigkeit aller materiellen „Naturgesetze" wäre aber mit der „Allgeistlehre" in unbeschränktestem Maße gegeben: mit jener Lehre der Alleinheit, welche der für sich allein todten und starren Atomistik erst eine lebendige und belebende Basis giebt. Der Allgeist, dessen Zustände die Atome und alle Atomkombinationen darstellen würden, der Allgeist wäre das vereinigende Medium der an sich getrennten Atome und Atomkombinationen, er wäre die eigentliche bewegende Kraft der Stoffwelt, welche derselben die einzelnen Kräfte liefert, ohne doch mit diesen immer bloß einzelnen, räumlich und zeitlich beschränkten Kräften beziehungsweise den dieselben bestätigenden materiellen Einzelexistenzen identisch zu sein.

Die Betrachtung verschiedener reinmaterialistisch unerklärlicher Thatsachen möge diese allgemeinen Bemerkungen rechtfertigen. Ueber die mystischen Elementarphänomene der Kraft und Bewegung wurde schon gesprochen: nicht minder deutlich zeigt sich die erklärende Fähigkeit der Allgeistlehre einer anderen Gruppe von mystischen Erscheinungen gegenüber, welche man die psychologische Gruppe nennen könnte. Ich muß hier Erscheinungen anführen, welche man gewöhnlich gar nicht für mystisch hält, wiewohl sie sich

bei genauerem Betracht als rein-materialistisch unerklärlich herausstellen. Die Grundthatsache der Psychologie, das persönliche Selbstbewußtsein, möge gleich den Anfang machen. Der Satz „Ich denke mich", in welchen sich dieser Begriff auflösen läßt, hat rein-materialistisch etwas durchaus Räthselhaftes. Das Subjekt einer Thätigkeit soll gleichzeitig das Objekt derselben sein: das ist nach rein-materialistischer Anschauung, das heißt wenn Subjekt und Objekt materielle Existenzen sind, unbegreiflich. Jener merkwürdige Satz wird aber sofort erklärlich, wenn man einerseits annimmt, daß jenes „Ich", das denkt, mit jenem „Ich", das gedacht wird, nicht identisch ist, und andererseits annimmt, daß das gedachte Ich ein Theil des denkenden Ichs ist. Ich kann ja auch als körperliches Individuum einen Theil meines eigenen Körpers schlagen, und mit einem gewissen logischen Rechte sagen: „Ich habe mich geschlagen". Diese Erklärung der Thatsache des Selbstbewußtseins ist aber nichts Anderes als die pantheistische: denn sie nimmt einen Allgeist an, der seine Theilzustände denkt. Hieran reiht sich unmittelbar eine wiederholt beobachtete psychologische Erscheinung: die Empfindung, daß der eigene Körper etwas Fremdes, nicht zum Ich Gehöriges sei, welche Empfindung sich so weit steigern kann, daß man sich selbst sieht oder zu sehen glaubt. So erzählte mir eine Bekannte vergangenes Jahr, sie habe, als sie an dem Bette einer Freundin übermüdet als Krankenwärterin saß, mit einem Mal sich selbst, das heißt, ihre äußere Erscheinung am Bette sitzen sehen — wenn auch nur auf wenige Augenblicke. Die vorstellende Kraft befand sich in diesen Augenblicken offenbar nicht in so inniger Verknüpfung mit der Körperlichkeit wie sonst, sie war von derselben vorübergehend frei geworden und schwebte reinäußerlich betrachtend darüber. Dieser sonderbare Vorgang wäre reinmaterialistisch undenkbar, pantheistisch dagegen leicht erklärlich durch momentane Emanzipation der vorstellenden Allkraft aus der individuellen Selbstbeschränkung. Auch die psychologische Erscheinung des Gewissens ist pantheistisch am leichtesten und gründlichsten zu erklären. Man wollte sie begreiflich machen als Widerstreit von Erziehungs- oder Vererbungseindrücken im Gehirn mit den Willenstendenzen des Augenblicks: es läßt sich aber nicht recht einsehen, wie ein solcher Widerstreit, solch ein oft lange hin- und herschwankender Kampf überhaupt zu Stande kommen soll, da das betreffende willenerzeugende Gehirn doch nur einmal vorhanden ist, sich also zu ein und derselben Zeit nur auf eine Weise bethätigen kann. Eine andere, z. B. von dem Münchener Spiritualisten Du Prel vertretene, Theorie erklärte das Gewissen als Widerstreit zwischen einer bewußten und einer unbewußten — für gewöhnlich unter der „Bewußtseinsschwelle" liegenden — Wesenshälfte der Einzelpersönlichkeit selbst, welcher unbewußten Hälfte sie auch die persönliche Präexistenz vor der irdischen Verkörperung, den entscheidenden Willensschluß zu derselben und die Fähigkeit der Forterixtenz nach dem irdischen Tode zusprach. Aber auch diese geistig-individualistische Anschauung kann den Widerstreit in der Persönlichkeit selbst durchaus nicht begreiflich machen; denn gerade nach dieser Theorie ist eben der Wille der unbewußten Wesenshälfte der eine für Leben und Tod maßgebende Wille der ganzen Persönlichkeit, und der bewußte Wille ein besonderer Theil dieses einen Totalwillens, aber nicht

ein Gegensatz desselben. Nur die pantheistische Erklärung stellt zwei ebenbürtige Gegner auf den Kampfplatz des individuellen Gewissens: die Persönlichkeit, insofern sie individualisirter Allgeist ist, und die Persönlichkeit, insoferne sie individualisirter Allgeist ist. Die räthselhafte, vielfach beobachtete Erscheinung, daß man halluzinatorisch einen Bekannten zu sehen glaubt, ehe man ihm wirklich begegnet, und andere Fälle des halluzinatorisch gesehenen „Doppelgängers" fänden gleichfalls ihre ungezwungenste Erklärung im Pantheismus. Da nämlich nach pantheistischer Annahme das vorstellende Ich der Einzelpersönlichkeiten wesentlich ganz dasselbe ist wie das räumlich unbeschränkte, richtiger: raumlose Allich, so steht logisch gar Nichts im Wege, daß bei Veranlassungen, welche die individuellen Fesseln lockern, ein Mensch von einem räumlich weit entfernten anderen Menschen durch das Medium des allgegenwärtigen Allgeistes gesehen wird. Auf dieselbe Art würde sich das mystische Phänomen des Gedankenlesens und das ganze Gebiet des Hellsehens und Somnambulismus erklären: durch persönliche vorübergehende Theilnahme an den absoluten Fähigkeiten des Allgeistes. Die geistig-individualistische Theorie ließe auch hier im Stiche: denn wenn die Kraft der Ueberwindung aller materieller Schranken in jeder einzelnen Willenspersönlichkeit selbst als solcher bereits läge, so gäbe es — abgesehen davon, daß mit dem Nebeneinanderexistiren dieser Persönlichkeiten schon die materiellen Schranken gegeben werden — kaum einen vernünftigen Grund, weßhalb dann diese Kraft nicht immer bethätigt würde, bei den durch sie verbürgten Vortheilen. Die „Unbewußtheit" im normalen Zustande könnte auch Nichts deutlicher machen, da die entscheidende Willenspersönlichkeit des Einzelnen eben in diesem Unbewußten oder Unterbewußten stecken soll.

Im engen Anschluß an die besprochenen Phänomene wäre das Phänomen des genialen künstlerischen Schaffens zu betrachten, welches ich nicht anstehe, gleichfalls unter die mystischen Erscheinungen auf psychologischem Gebiete zu versetzen. Der geniale Künstler ist während des Schaffensaktes frei von den Schranken seines individuell-persönlichen Fühlens, Wollens und Erkennens: nur das unterscheidet ja das geniale Schaffen von dem individuell bewußten und gewollten Schaffen des Talentes, daß ersteres sich persönlich unbewußt und persönlich ungewollt vollzieht. Der geniale Künstlergeist geht in dem angeschauten und darzustellenden Gegenstande auf, lebt nicht mehr in dem Künstler, sondern in dem herauszubildenden künstlerischen Gegenstande. Wie sich fast alle ästhetischen Begriffe in neuester Zeit verwirrt haben, so auch der Begriff der künstlerischen Genialität: man hat sich sogar soweit verstiegen, in der manierirten Koketterie mit persönlichen Eigenheiten höchst zweifelhaften Werthes Genialität zu erblicken. Wenn man in diesem Begriffe überhaupt etwas Bestimmtes von anderen künstlerischen Veranlagungen unterscheiden will, so muß man ihn als die angeborene Fähigkeit definiren, im Schaffen über die Schranken der eigenen Persönlichkeit hinauszuwachsen. Dieser Vorgang, daß der Geist des genialen Künstlers während des Schaffens total in einem fremden Gegenstande, in einer anderen Persönlichkeit und Situation aufgeht und die lebendige, ge-

staltende oder umgestaltende Seele dieses Gegenstandes, dieser Persönlichkeit, dieser Situation wird — dieser psychologische Vorgang ist, rein-materialistisch genommen, ebenso unbegreiflich, als es unbegreiflich ist, wie ein Atom aus eigener Kraft die Stelle eines anderen Atoms im Raum einnehmen soll. Ebensowenig aber läßt sich dieser Vorgang als ein Versinken des Künstlers in seine eigene „unbewußte Wesenshälfte" erklären: denn diese seine angebliche individuell-transzendentale Willenspersönlichkeit könnte ihm wohl sein eigenstes persönliches Sein und Wollen, niemals aber Fremdes näher bringen, geschweige denn Fremdes vorübergehend zu seinem eigenen Wesen machen. Eine derartige Veränderung müßte vielmehr auf gerade entgegengesetztem Wege erfolgen: nicht auf dem Wege einer Selbstbesinnung, sondern auf dem Wege eines Sichselbstvergessens. Die pantheistische Welterklärungstheorie hätte hingegen für dieses Phänomen die vollkommen plausible Erklärung, daß der geniale Künstler, während des Schaffens von allen individuellen Schranken des Wollens und Könnens befreit, gewissermaßen das Werkzeug der Allkraft wird, welche sich seiner zur Gestaltung des betreffenden Werkes bedient. Diese Annahme würde bekräftigt durch das Zeugniß vieler bedeutenden Künstler, welche — wenigstens bei einzelnen Werken — den Vorgang des Schaffens in diesem Sinne empfanden. Ich erinnere nur an Haydn, der bekanntlich, als er zum ersten Male das „Es werde Licht" in seiner „Schöpfung" singen hörte, in naiver Ergriffenheit ausrief: „Das ist nicht von mir!"

Mit dem Phänomen des genialen künstlerischen Schaffens näher verwandt, als man auf den ersten Blick meinen möchte, ist das nun allgemein als Thatsache anerkannte Phänomen der hypnotischen Suggestion. Um es kurz zu sagen: die hypnotische Suggestion ist aktiv das Nämliche, was das geniale künstlerische Schaffen passiv ist. Während nämlich der genial schaffende Künstler in trunkener Liebe so sehr in seinem Gegenstand aufgeht, daß er selbst vorübergehend nur als dieser Gegenstand seines Schaffens lebt, so zwingt umgekehrt der Hypnotiseur seiner Versuchsperson vorübergehend eine bestimmte Vorstellungswelt, ja, eine bestimmte Persönlichkeit auf. Da aber die Versuchsperson vorerst ihre eigene Persönlichkeit und ihre eigenen, selbstständigen Vorstellungen besitzt, so müssen diese Persönlichkeit und diese Vorstellungen vor Allem vorübergehend vernichtet werden: der Hypnotiseur muß die Versuchsperson vor Allem gewissermaßen zu Demselben machen, was ein todter Marmorblock für einen Bildhauer ist, der daraus eine in seiner Phantasie geschaute Gestalt meißeln will. Diese vorübergehende Vernichtung der Versuchsperson als selbstständiger Persönlichkeit mit eigenen Vorstellungen geschieht durch das hypnotische Einschläfern. Wie wäre es nun unter rein-materialistischen Voraussetzungen möglich, daß, wenn auch nur auf kurze Zeit, die absichtlich gewollten Vorstellungen des Hypnotiseurs in der Versuchsperson individuell lebendig werden: ja, nicht nur in der Versuchsperson, sondern auch als die Versuchsperson? Oder hülfe etwa hier die Annahme eines individuell-transzendentalen Ichs einerseits in dem Hypnotiseur, andererseits in der Versuchsperson? Bewahre: denn nach Aufhebung des bewußten Ichs der Versuchsperson durch die hypnotische

Einschläferung müßte das transzendentale Ich der Versuchsperson desto energischer hervortreten, und der Hypnotiseur hätte für seine lebendigen Schöpfungen nichts weniger als ein indifferentes Material vor sich. Die vollkommene Indifferenz dieses Materials ist aber durch die Erfahrung festgestellt.

Legt man hingegen die Allgeist-Theorie zu Grunde, so stellt sich der Vorgang der Suggestion kurz folgendermaßen: durch das hypnotische Einschläfern wird die Thätigkeit jener Nerven und Gehirntheile, welche die bewußte Willensindividualisirung des Allgeistes besorgen, vorübergehend aufgehoben, während die Daseinsindividualisirung bestehen bleibt. Diese rein passive Daseinsindividualisirung — die materielle Körperlichkeit der eingeschläferten Versuchsperson — wird nun von der nächsten für sie in Betracht kommenden Willensindividualisirung des Allgeistes in Anspruch und Besitz genommen: nämlich von dem Willen des Hypnotiseurs, dessen Interesse ja gerade ausschließlich auf sie gerichtet ist. All dies kann nicht nur als möglich, sondern muß geradezu als nothwendig eingesehen werden. Der Wille des Hypnotiseurs regiert also jetzt auch die Körperlichkeit der Versuchsperson ebenso unmittelbar, als er die Körperlichkeit des Hypnotiseurs selbst regiert. Ja, insofern nun bei der Versuchsperson der bestimmende individuelle Wille nicht mehr in die passive Körperlichkeit eingesenkt ist, sondern, frei von der hemmenden Reaktion derselben, von außen her in reiner gebieterischer Aktivität an sie herantritt, erscheint es nicht ausgeschlossen, ja, sogar wahrscheinlich, daß der Wille des Hypnotiseurs über den Körper der Versuchsperson mehr vermag als über den Körper des Hypnotiseurs selbst. So würden sich auch die merkwürdigsten Wunder der hypnotischen Suggestion erklären, wie zum Beispiel das Entstehen wirklicher Brandblasen unter Vorgabe der Berührung mit einem glühenden Gegenstand. Daß die Autosuggestion dieselben Resultate liefern kann, ist natürlich: hier macht sich eben der Wille des sich selbst Hypnotisirenden aus eigener Kraft frei von den Fesseln der körperlichen Daseinsindividualisirung, und kann so gleichfalls auf die letztere mit souverän umgestaltender Kraft einwirken.

Der überraschende allgemeine Zusammenhang der Empfindungen, Vorstellungen und Willensrichtungen, welcher in manchen kulturellen Bewegungen der Menschheit zu Tage tritt und unter Benennungen wie „Zeitgeist“ oder „geistige Epidemien“ bekannt ist — diese oft räthselhafte Kontinuität der Einzelpersönlichkeiten, welche an Stelle des allmählichen Nacheinander einer Ueberlieferung von Individuum zu Individuum mit einem Schlage dieselbe Idee gleichzeitig in Tausenden aufflammen läßt: dieses weder materialistisch noch geistig-individualistisch genügend erklärliche Phänomen kann gleichfalls in der pantheistischen Kontinuitätstheorie eine durchaus befriedigende Erklärung finden. Nicht minder die psychologischen Erscheinungen der Selbstverleugnung und des Mitleids. Der Materialismus kann beiden Thatsachen nur mit gezwungenster Sophistik beikommen. Ebensowenig als ich rein-materialistisch begreifen kann, daß „ich mich selber denke“, ebensowenig kann ich rein-materialistisch begreifen, daß „ich mich

selbst verleugne": daß ich Nichts mehr für mich will, sondern mein Wille sich in den Interessendienst eines anderen Individuums begiebt. Rein-materialistisch betrachtet ist das gerade Gegentheil der Selbstverleugnung, ist der persönliche Egoismus zwingendes Naturgesetz: wie jedes einzelne Stoffatom in beharrlicher Unveränderlichkeit sich selbst festhält, so auch jenes Aggregat von Atomen, welches eine menschliche Persönlichkeit darstellt. Noch räthselhafter wird das Phänomen der Selbstverleugnung, wenn man die Thatsache bedenkt, daß der Einzelne in der Selbstverleugnung gerade seinen höchsten Genuß finden kann: daß also die Vernichtung des Egoismus dem Egoismus dienen soll. Auch diese Mystik der Selbstverleugnungsthatsache löst sich im Lichte des Pantheismus. Man braucht nämlich auch hier nur anzunehmen, daß in dem Satze „Ich verleugne mich" unter dem ersten „Ich" mein eigentliches, wesentliches Ich, nämlich der Allgeist, zu verstehen ist, unter dem „mich" aber mein uneigentliches, unwesentliches Ich, nämlich die relative Einschränkung des Allgeistes. So wird die egoistische Glücksempfindung eines sich selbst Verleugnenden logisch vollkommen begreiflich: als egoistisches Glück des seine Allheit empfindenden Allwesens. Das Phänomen des Mitleids suchte man bisher dadurch zu erklären, daß der Bemitleidende sich unwillkürlich selbst an die Stelle des Bemitleideten versetzt, dessen Leiden selbst fühlt und daher bloß egoistisch leidet. Schön! Ist aber dies plötzliche die Stelle einer anderen Persönlichkeit Einnehmen und an seiner Stelle Empfinden eine Erklärung im rein-materialistischen oder im geistig-individualistischen Sinne? Nein: denn beide Theorien errichten undurchdringliche Scheidewände zwischen den einzelnen Individuen und schließen vollkommen aus, daß die Empfindung des einen Individuums zur Empfindung des anderen werden könnte. Außerdem haben die Naturwissenschaftler für diese und ähnliche psychologische Erscheinungen den Gattungstrieb ins Treffen geführt. Aber ist diese „Gattung" etwas Materiell-Wirkliches? Ist sie nicht ein bloßes Abstraktum aus wirklichen Individuen? Bestenfalls ist sie eine unvollkommene, willkürlich beschränkte Annäherung an die Allgeistlehre, welche allein die Erscheinung des Mitgefühls logisch vollkommen befriedigend zu erklären vermag. Denn nach ihr empfindet das Ich des Mitfühlenden einfach als das Allwesen, das mit allen Existenzen eins ist. Man hätte demnach trotz Friedrich Nietzsche allen Anlaß, das Mitleid als etwas Göttliches zu bezeichnen.

Wie die Theorie vom Allgeist alle mystischen Phänomene psychologischen Charakters logisch zu erklären vermag, so könnte sie auch die spiritistischen Phänomene logisch begreiflich machen. Ein diesbezüglicher Versuch wäre aber noch verfrüht, da jene Gruppe von Phänomenen von der überwiegenden Mehrheit noch nicht als thatsächlich anerkannt ist.

Friedenau b. Berlin. Hanns v. Gumppenberg.

Der Diner-Wolf.

Eine Skizze aus der Berliner Gesellschaft.

Der Mann, von dem ich in nachfolgenden Zeilen erzählen will, heißt nicht Wolf, Gott bewahre! Sein Name ist vielmehr — aber wozu ihn überhaupt nennen? Jedermann in Berlin W. kennt ihn ja, Jedermann hat diese Persönlichkeit schon gesehen oder einen Andern dafür gehalten. Der Diner-Wolf ist so ziemlich in jeder Gesellschaft anzutreffen, d. h. in der „guten", und darunter versteht er eine solche, in der gut gegessen wird, mögen die Leute auch sonst Nichts taugen — in moralischer Hinsicht nämlich. In anderer Hinsicht würde er freilich keinen Spaß verstehen, denn er weiß, was er sich selber schuldig ist. Er verzeiht seinem Nachbar bei Tische eher die sieben Todsünden als einen abgeschabten Rock, eher einen Flecken auf dem Gewissen als einen auf der Kravatte oder den Manchetten. Für ihn ist Freiligraths herrliches Lied:

> Ehre jeder Stirn voll Schweiß,
> Ehre jeder Hand voll Schwielen! —

immer ein großer Unsinn geblieben. Wenn seine Stirn sich je mit Schweißtropfen bedeckte, so geschah das sicherlich nur während einer Landparthie, und einer Hand voll Schwielen drückte er nur widerstrebend — das Geld für die längst schon geschuldete Rechnung hinein. Sonst vermeidet er nach Möglichkeit, ja, fast angstvoll, jeden „plebejischen Verkehr". Seit er pensionirt ist, hat er nur noch für Eines Sinn: für gutes Essen und Trinken. Ein gutes Essen geht ihm über Alles, über Alles in der Welt. Sein Haar ist noch dunkel, aber der Bart schon völlig ergraut — kein Wunder, meinte ein Spaßvogel, man nutzt das am schnellsten ab, womit man am meisten arbeitet.

Der Diner-Wolf nennt sich wohl mit Stolz einen echten Berliner, und er ist es auch, aber nicht in der Art, wie man es gewöhnlich zu verstehen pflegt: etwa ein Mann aus dem Volke, dem das Weißbier über Alles geht. Nein, eine solche Art, die Spezies des gemüthlichen Berliners nämlich, gedeiht gar nicht in Berlin W. Hier ist vielmehr die

vornehme, die reiche und die gebildete Welt zu Hause. Jeder Beamte, jeder Gelehrte und Schriftsteller, jeder Rentner, der die Last einer Hausverwaltung in den andern Stadtvierteln nicht auf sich geladen hat, siedelt sich hier mit Vorliebe an; darum ist die Gegend jenseits des Leipziger Platzes auch schon längst, etwa von den Zeiten eines Varnhagen van Ense und einer Bettina von Arnim her, das Geheimrathsviertel genannt worden. Dieses vornehme Berliner Viertel war früher sehr klein; am Kanal hörte es schon wieder auf. Damals wohnte Ludwig Pietsch, der allbekannte Berliner Berichterstatter großen Stils, dessen Berichte kulturgeschichtlichen Werth haben, und der im Auftrag der Tante Voß überall erscheint, wo „was los ist“, inmitten grüner Wiesen in einem Gartenhäuschen in der Lützowstraße, und seine Freunde stelzten über Schutt und Gerümpel und durch Morast und Sumpflachen zu seinem bescheidenen Heim. Jetzt reiht sich hier Palast an Palast, die Potsdamerstraße nimmt es an Länge mit der Friedrichstraße auf und findet in der Hauptstraße eine Fortsetzung; Berlin ist mit Schöneberg so verschmolzen, daß nur der Kundige weiß, wo die eine Gemeinde anfängt und die andere aufhört. Und sogar die Berliner Polizeibeamten gehören nicht immer zu den Kundigen.

Im Laufe dieser langen Zeit ist das Geheimrathsviertel immerfort gewachsen und umklammert längst den Zoologischen Garten, um sich bis nach Charlottenburg und dem Grunewald auszudehnen. Da ist kein Haus, das nicht seinen, wenn auch noch so bescheidenen, Geheimrath hätte; denn es giebt sehr viele Geheimräthe in Berlin, vom Weißbiergeheimrath an bis zu dem der echten Münchener Biere, von dem Subalterngeheimen, der auf dem Verdeck des Omnibusses fährt und nur an seinem Cylinder kenntlich ist, bis zu dem Rath der zweiten Klasse, der nur die Pferdebahnen mit seiner Gegenwart beehrt und „die ganze Brust voll Orden“ hat — wie der Düppelstürmer Piefke zu sagen pflegte, wenn er benebelt war — diese Dinger aber in seiner Schublade aufbewahrt.

Den Geheimräthen folgte auf dem Zug nach Westen die reiche Welt, die Kaufleute außer Dienst, die sich nun mit Rebusrathen beschäftigen oder auf die Jagd fahren, wie eben das Temperament es fordert. Es folgte ferner die Schaar der Pensionirten, vom Hauptmann und Major aufwärts, der sich nach einem Bank- oder Verwaltungsposten sehnt, bis zum General feldmarschall, der neben seiner Pension noch den Ertrag seiner Dotation zu verzehren hat. Alle diese Leute bildeten in ihrer Gesammtheit den eigenthümlichen Charakter von Berlin W. heraus. Man kann die Physiognomie dieses Stadttheils durchaus nicht gemüthlich nennen. Die Gemüthlichkeit ist nicht vorhanden, wenn man auch viel von ihr spricht. Jedenfalls ist sie



dort nicht zu finden, wo man sie angeblich spüren will: bei den gesellschaftlichen Veranstaltungen. Niemand wird von den Bewohnern des Geheimrathsviertels behaupten dürfen, daß sie gemüthliche Kerle seien. Sie würden glauben, ihrer Würde dadurch Etwas zu vergeben, wenn sie sich offenen Herzens gehen ließen. Ueber ihrer Geselligkeit lagert der Zwang, in ihren Salons dehnt sich die Langweile. Diese Salons! Man sieht es den „guten Stuben" an, daß sie den größten Theil des Jahres im Dornröschenschlaf liegen. Die Schäfer und Schäferinnen auf den Rokokospinden sehen müde und gelangweilt aus, weil sie von dem Familienleben der Bewohner so gar Nichts zu schauen bekommen.

Der Bewohner von Berlin W ist äußerst reservirt und zugeknöpft; er betrachtet die Welt mit kaltem mißtrauischen Blick, und jede Abweichung vom Hergebrachten, namentlich ihm selbst gegenüber, erregt sein Entsetzen. Er kann nur mit mitleidigem Lächeln jene Briefaufschriften betrachten, auf denen der vielgeplagte Adressenschreiber der großen Geschäftsfirmen im Drange der Geschäfte es unterlassen hat, ihm alle seine gebührenden Würden und Titel mit Allem, was sonst noch daran hängt, zu geben. Da sind seine Bekannten doch rücksichtsvoller und ziehen vorher gewissenhaft das Adreßbuch der guten Gesellschaft von Berlin zu Rathe. Darum verkehrt er auch nur mit diesen Leuten; auch seine Gattin hat ihren bestimmt begrenzten Bekanntenkreis und seine Töchter desgleichen. Von den Söhnen muß man schweigen. Diese Absonderung nach Klassen und Kasten erstreckt sich auch auf die Stammtische. Die meisten und exklusivsten finden sich dort, wo Münchener Bier ausgeschänkt wird. Der Honoratiorentisch einer kleinen Stadt könnte nicht fassungsloser sein, als so ein geheimräthlicher Stammtisch, wenn sich eine Persönlichkeit an denselben setzen wollte, die „nicht mang uns mang gehört". Alle Freude, jeder Rest der spärlichen Heiterkeit, die hier überhaupt aufkommen kann, ist wie weggeblasen, wenn solch' ein Eindringling kommt, und macht einem frostigen Hauche Platz, der dem Unverschämten eine Gänsehaut verursacht.

So beschaffen ist die Welt, in welcher der Diner-Wolf lebt; diese Welt liebt er, und darum ist er auf seine Art auch ein echter Berliner. Er führt seinen Stammbaum auf einen der Theilnehmer an Bettina von Arnims ästhetischen Thees und an den deklamatorischen Soireen der Rachel Herz zurück, sagt es sich aber voll Stolz, daß er es weiter gebracht hat, als sein Ahn, der sich an dünnen Butterbroten und noch dünnerem Thee genügen ließ, wenn er nur sein Tagebuch mit Aufzeichnungen über geistvolle Bemerkungen berühmter Männer füllen konnte. Einladungen zu solchen „Sauereien", wie man sie kalauernd nennt, würde er voll mitleidiger Ver-

achtung und mit der Empfindung, in seiner Bedeutung verkannt zu sein, bei Seite legen. In den Gesellschaften, die er besucht, findet man zwar wenig Geist, dafür aber ein gutes Essen, und das ist der Maßstab, mit dem er sie mißt, und diesem guten Essen zu Ehren zieht er seinen besten Rock an — wenn es geht, auch seine Uniform — und hängt die Orden, die er erworben, an ihre Kette auf der Brust. Die Gastgeber sind ihm Nebensache, die Gäste auch, wenigstens so weit sie nicht als jetzige oder dereinstige Gastgeber in Betracht kommen. Nicht ihnen zu Ehren legt er seinen besten Staat und seine Orden an; er macht vielmehr damit seine Reverenz dem Rehrücken und der Steinbutte, den Wachteln und anderen Herrschaften, die auf dem Tisch erscheinen. Er weiß übrigens sehr wohl, daß auch seine Wirthe herzlich wenig Antheil an seiner Person nehmen, und daß sie z. B. ohne die leiseste Rührung zu empfinden, die Kunde von seinem Ableben empfangen würden. Er ist ihnen ja nur ein Paradestück, ein Schmuck der Tafel, wie das Silbergeschirr, eine Zierde des Salons wie die prachtvolle japanische Vase auf dem Ofensims. Aber während das Silbergeschirr und die Vase ein schweres Stück Geld kosten, haben sie den Diner-Wolf billig erworben: mit einer Abfütterung, mit einem freundlichen Lächeln, einem Händedruck — mit lauter Dingen also, die sehr wohlfeil sind. Also lächeln sie ihm denn wohlwollend zu und nennen ihn mit sehr lauter Stimme ihren „theuren Freund". In ihren Augen ist er aber wenig mehr denn ein Kleiderstock, der die glänzende Uniform trägt, und seine Orden sind wie das schillernde Etikett, das der Weinhändler auf die Flasche mit saurem Mosel klebt. Darum wird er auch so vielfach eingeladen, daß er oft die Qual der Wahl hat und mit Papa Wrangel, der einmal zu vier Gesellschaften gleichzeitig geladen war, sagen könnte: „Ick komme uff allen vieren." Er ist auf jeden Fall dafür, niemals eine Einladung abzulehnen. Er braucht dann zu Mittag so gut wie Nichts zu essen und spart dadurch schon die 50 Pf. für den Diener, eine Summe, die er selbst bei dem opulentesten „Fraß" aus Grundsatz nie überschreitet. Er weiß es sehr wohl, daß sich manche Herrschaft aus Neugier vom Diener berichten läßt, was Der und Jener an Trinkgeld gegeben haben. Der Diener nun unterläßt es nicht, zu erzählen, daß der so vornehme, mit Orden geschmückte Herr, vor dem er so grenzenlose Hochachtung gehabt und vor dem er so tiefe Bücklinge gemacht, so „gemein" beim Trinkgelde gewesen sei. Dadurch gewinnt die Herrschaft die Einsicht, daß man einem so hohen Herrn selbst durch das feinste Menu nicht imponiren könne, und das ist doch auch Etwas werth, denn imponiren will der Diner-Wolf selbstverständlich allein. Sollte das Essen ihm einmal nicht schmecken — was

aber selten der Fall ist, da sein Magen eine eiserne Konstitution besitzt — so hält er sich an die Weine, von denen er aus Prinzip nur die besten Marken, diese dafür aber auch reichlich, trinkt.

Außer auf Essen und Trinken und Imponiren versteht er sich auch noch auf eine Kunst, wegen der er sehr gerne bei den Gastgebern gesehen ist: auf das Ausbringen von Toasten. Es giebt Herren, welche die Zumuthung, einen Toast zu halten, in Schrecken und Bestürzung versetzt, und die dann eine halbe Stunde vorher nur trinken, verzweiflungsvoll trinken, aber keinen Bissen essen können.

Daran und daß sie inmitten der allgemeinen Fröhlichkeit stumm und in sich gekehrt dasitzen und auf Anreden zerstreut und konfus antworten, erkennt man Diejenigen, die nicht zum Redner geboren sind, denen aber ein unseliges Geschick die Pflicht zum Reden auferlegt hat. Unser Diner-Wolf kennt, wie keine Magen-, so auch keine Geistesbeschwerden: er beunruhigt sich nicht, ängstigt sich nicht — er ist seiner Sache sicher, denn die Toaste, die er ausbringen wird, hat er schon Hunderte von Malen gehalten. Er pflegt drei Toaste zu halten: Einen auf das würdige Gastgeberpaar, einen auf die Damen und einen auf den speziellen Zweck der Veranstaltung, wenn das ein Geburtstag oder ein Jubiläum ist; sonst feiert er die Hausfrau noch besonders mit den zartesten, sinnigsten Wendungen, wobei er ihr eine ganze Menge Tugenden andichtet, von denen selbst ihr Gatte, der erstaunt und erfreut zuhört, Nichts weiß. Die Hausfrau fühlt sich geschmeichelt und rechnet ihm seine Galanterie hoch an, so daß sie es nie übel nimmt, wenn er von den präsentirten Zigarren eine tüchtige Hand voll ergreift und in die Brusttasche steckt. Er versteht es überhaupt, seine Wirthe „zu kaptiviren", wie er im Jargon der Diplomaten sich auszudrücken liebt. Dem staunenden Zuhörerkreise pflegt er nämlich in einem seiner Toaste zu verkündigen, daß der Amphitryon, an dessen Tische sie sitzen, einer seiner intimsten, langjährigen Freunde sei. Er kennt ihn in Wahrheit vielleicht erst seit dem Herbst, aber wer weiß das? Die Zuhörer — oder Einige davon — mögen sich vielleicht erinnern, daß ihr Wirth in früheren Jahren Kellner in einem Hotel gewesen, oder daß er mit Stiefeln auf den Jahrmärkten herumgezogen ist — aber was beweist das? Der Diner-Wolf scheint zu glauben, was er da sagt, folglich darf Niemand diesem Eisenfresser widersprechen. Und wie innig schaut er hinüber zu dem mit gesenkten Augen dasitzenden Hausherrn, wenn er „urbi et orbi" verkündet, welch' ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle dieser sei. Es kümmert ihn nicht, daß man ihm nachsagt, er habe 20 Prozent Zins genommen und wegen Betruges mit dem Aermel das Zuchthaus

gestreift. Seine schönste Rede läßt er los, wenn eine Tochter vom Hause sich verlobt oder Geburtstag hat. Wie ergreifend klingt dann seine Versicherung, die er mit thränenerstickter Stimme abgiebt, daß er dieses anmuthvolle junge Mädchen unter seinen eigenen Augen habe heranwachsen und aufblühen sehen, und daß sie eine der edelsten weiblichen Gestalten sei, denen er jemals begegnet — mag sie sich auch bei ihren Freundinnen durch ihre giftige Zunge verhaßt gemacht haben . . . wie kann er das wissen? Er feiert ihre Holdseligkeit und Anmuth, selbst wenn es sich um eine dreißigjährige Jungfrau handelt, in so glühenden Farben, daß in den Eltern die schwache Hoffnung keimt, er werde nachher schlennigst um ihre Hand sich bewerben. Aber dazu liebt der Diner-Wolf seine Freiheit viel zu sehr. Als alter Fuchs weiß er, was für Freuden seiner im Ehestand warten würden, daß er für die Einladungen sich wieder revanchiren müßte, daß seine Gattin alle vier Wochen eine neue Gesellschaftstoilette benöthigen würde, und daß, wenn sie das Kommando an sich risse, sein gesellschaftlicher Nimbus dahin sein würde. So begnügt er sich mit einer Wirthschafterin, von der man munkelt, daß sie durchaus kein alter Drache sei, und daß sie, wenn er nicht des Abends zu Hause — und im Winter ist das häufig der Fall — mit Schleier und langen Handschuhen zu „Freundinnen“ oder in Konditoreien ginge.

Nicht der Winter, wohl aber der Sommer ist die Zeit seines Mißvergnügens. Da zerstreut sich die Schaar seiner Gastfreunde, um am Meer, in den Bädern oder im Gebirge die durch die Winterkampagne abgespannten Nerven zu erholen. Gerne geht er dann auch aus Berlin fort, aber nicht ohne zuvor unter seinen Bekannten Musterung gehalten zu haben, wer etwa befähigt wäre und geneigt sein würde, ihm mit 300 Mark „aus einer momentanen Verlegenheit zu helfen“. Findet er deren gar zwei, um so besser. Er reist aus Grundsatz nie in die stillen Sommerfrischen, sondern stets in die fashionabelsten Bäder, nach Ischl, Gastein, Baden-Baden, Scheveningen; doch auch die Heilquellen von Karlsbad unterläßt er nicht zu besuchen, denn hier eher als anderswo hat er Aussicht, recht viele seiner Freunde wiederzufinden und mit ihnen an der Table d'hote und den Vergnügungen theilzunehmen und die Kosten großentheils wieder herauszuschlagen. Nebenbei macht er neue Bekanntschaften, was immer nützlich ist, denn jeden Winter verliert er einige, theils durch Tod, theils durch Verzug, theils durch Bankerott. Den Einen oder den Anderen hat auch wohl das Zuchthaus zu Rawitzsch aufgenommen, wo er, statt Kupons zu schneiden, nun Zigarren wickelt.

Wenn dann der Sommer vergangen und die Oktobersonne vergeblich

die Regenwolken zu durchdringen versucht, dann holt er aus der mottensicheren Aufbewahrung die gesellschaftlichen Requisiten wieder-hervor und beginnt die endlose Reihe der Antrittsvisiten abzufahren. Er hat Angst davor, im Laufe des Sommers vergessen worden, vielleicht todt geglaubt zu sein. Er will zeigen, daß er noch lebt, und überbringt der Hausfrau als „sinniges Zeichen seiner Aufmerksamkeit“ ein Bouquet von Rosen und anderen Kindern der Flora. Er weiß, wo er schon für 75 Pfennig einen schönen Strauß erhält, und wenn er seine Wirthschafterin in die Markthalle schicken müßte. Damit ist der Verkehr wieder eingeleitet — und nun kanns wieder losgehen.

Berlin. Karl Krüger.

Leipziger Allerlei.

Sie bitten mich um Briefe über Leipzig; ich willfahre gern Ihrem Wunsche. Freilich, Sie verlangen Wahrheit, das macht die Sache schwierig; unverfälschte Wahrheit, das macht sie schwer, sehr schwer. Denn wir leben hier in einer Stadt, in der die Bewohner rosagefärbte Brillen tragen, und durch dieses Medium erscheint dem Beschauer Alles rosig.

„Mei Leibzig low' ich mir“ singt unser Lokaldichter Edwin Bormann: „unser Leipzig loben wir“ singt ein ganzer Chor mit ihm. „Leipzig, Leipzig über Alles“ summt stillvergnügt der Philister bei seiner Gose, und bliebe ja ein Augenblick des Besinnens und könnte zu unliebsamem Nachdenken anregen, so würde ein solches Unterfangen illusorisch gemacht durch die Spezialität unserer sächsischen Metropole: die Musik. Das paukt und dudelt und flötet rechts und links: klassisch, romantisch und modern, und Männlein und Weiblein sind im Banne dieser Suggestion.

Keine Muse findet hier einen gleichen Kultus, wie die Musik. Die Säle für die Vorlesungen, die vor Jahren noch überfüllt waren, bleiben leer, während das Publikum den Konzertsälen zuströmt, und, Hand aufs Herz, ists nicht viel bequemer, hinzuträumen, sich von den Tönen tragen zu lassen, die müden Nerven einzulullen in wonnesame Seligkeit, als mühsamer Gedankenarbeit nachzugehen?

Eine Gänsehaut überläuft den friedlichen Bürger, wenn beim Glase Bier zufällig der Gedanke daran, daß er unter Umständen auch denken könnte, in sein geordnetes Gehirn sich verirrt; das könnte ja das so hübsch sortirte Lager seiner Gehirnsubstanz in ein revolutionäres Durcheinander schütteln, und vorbei wäre es dann mit der bürgerlichen Ehrbarkeit, der sichern Basis seines Ansehens. Zitternd steht er vor dieser Gefahr, ihm ists, als vollzöge sich in Bälde dieser gefürchtete Prozeß. Es schwirrt ihm durch die Ohren, es zuckt ihm durch den Sinn, hilfesuchend schweifen seine Augen vom Bierseidel weg durch den Saal. Da sieht er seinen Nebenmann vergnügten Sinnes eine Zeitung aus der Hand legen. Wie ein Ertrinkender faßt er nach dem Rettungsanker, halb zieht es ihn, halb greift er ihn. Wie immer, so übt auch in diesem kritischesten aller Momente „unser Tageblatt“ seinen Zauber aus.

* * *

O, Leipziger Tageblatt! Wo gäbe es Herrlicheres als dich. Wenn eine Erdkatastrophe, eine von denen, wie sie Freund Falb in Aussicht stellt, uns erreichte, und es bliebe von allen Errungenschaften unsrer Kultur im ganzen Deutschen Reiche nur dieses eine Blatt übrig, so wäre man berechtigt, aus dessen Inhalt zu schließen, daß die Bewohner des Planeten Leipzig auf der herrlichsten der Welten leben.

O, Leipziger Tageblatt! Dich und „ein Schälchen Heeßen“ und der Philister fordert sein Jahrhundert in die Schranken. Durch dich belehrt, weiß er es längst, daß Dasjenige, was die „Nörgler“ und „Anarchisten“ Zopf, Ring, Nepotismus, nennen, bloß im fernen China vorkommen kann, daß bei uns aber die „Urgemüthlichkeit“ herrscht, die Kollegialität, die Familienbeziehung; das eben macht uns ja so stark. Nicht müde werden die Herren vom „Tageblatt“, unsre Stadt zu preisen.

Nein, Protektion oder dergleichen giebt es bei uns nicht. Und dennoch: Kennt vielleicht Jemand in unserer Stadt den Sohn oder den Enkel eines einflußreichen Professors oder eines Buchhändler-Nabobs, dem nicht schon in die Wiege ein Lehrstühlchen gelegt wäre? Das liegt aber doch wohl nur daran, daß in solchen Familien Weisheit und Tüchtigkeit erblich sind wie Staatspapiere und Obligationen.

Naturgemäß taucht in enger Gedankenverbindung neben dem schneidigen, jungen, sieghaften Salonprofessor das würdige Haupt des alten Privatdozenten auf. Graues Haar, tiefe Furchen im Antlitz verrathen die Mühsal eines lebenslangen Dozententhums. Welch glänzendes Elend! Im Harren und Hoffen auf Ernennung schleichen die Jahre dahin, er ist alt.

und müde geworden, und immer noch bleibt die gütige alma mater stumm. Müde im Kampf ums Dasein, greift der Eine zur Feder. Nach fünfzig Semestern im Dienste der Wissenschaft wird er kritischer Reporter und stirbt als Tagesarbeiter an einem Lokalblatt. Freilich auf der Karte des alten Dr. W. stand nicht mit großen Lettern: Lieutenant d. R., auch fehlte ihm jene Sicherheit auf dem Parket, die den heutigen Dozenten in den Augen der jungen Schönen einem Jünger des Mars gleichwerthig macht. Dieser Fall steht an unserer Universität nicht vereinzelt da. Da ist ein echter Mann der Wissenschaft, von hervorragender Bedeutung auf nationalökonomischem Gebiete. Trotz Befürwortung seines vor Kurzem verstorbenen Lehrers und Freundes, des berühmten Wilhelm Roscher, wird der vakante Lehrstuhl durch eine auswärtige „Kraft" besetzt. Muß man da nicht an unaufgeklärt waltende Kräfte, an Wunder glauben; denn daß der Mann übergangen wurde, weil er mit seinen Anschauungen auf freiheitlichem Boden steht, das glaubt doch hoffentlich kein Mensch.

Doch verlassen wir die akademischen Kreise und wenden wir uns der Gesellschaftsschicht zu, in der der Reichsgerichtsrath einzig gedeiht. Daß der Reichsgerichtsrath in gewissen Kreisen dominirt, ist ja seine natürliche Bestimmung. Denn nächst seinen Leistungen im Dienste der Themis, über die allenfalls die Archive des Reichsgerichts näheren Aufschluß geben können, gebührt dem Reichsgerichtsrath das besondere Verdienst, in den Kastengeist unserer Stadt Bresche geschossen zu haben. Während früher Buchhandel und Universität als rivalisirende Größen die Demarkationslinie ihres Standes nie überschritten, sich nie auch mit anderen Sterblichen amalgamirten, ist der Reichsgerichtsrath nicht allein zum Bindeglied dieser beiden Elemente geworden, nein, er sieht die Dinge auch etwas weiter und freier als sie. Er steigt auch zu anderen Sterblichen hernieder, er besitzt ein hoch entwickeltes, feines Gefühl für gute Menus und folgt mit natürlicher Herzensgüte den Einladungen aus der vierten Dimension, wie wir im Gegensatz zu der enggefügten natürlichen Dreiheit: Buchhandel, Reichsgericht und Professorenthum, die anderen Bürger benennen wollen. Ueberhaupt spielt im hiesigen Gesellschaftsleben der „Reichsgerichtsrath" die Rolle des „Generals" in Moskau und Petersburg, den man sich zu repräsentativen Zwecken für die Wintersaison „miethet". Man weiß seine Herablassung aber auch zu würdigen. Das schönste Gegenüber, der schäumendste Trunk, das lebhafteste Bravo — kurz vom Guten das Beste und vom Schönen das Schönste wird für den Reichsgerichtsrath reservirt. Und sucht der beschränkte Unterthanenverstand nach einer Erklärung für alle diese Huldigungen, so heißt es: „Ja, es ist doch etwas ganz Anderes, so ein Reichs-

gerichtsrath." Es liegt eben im Gefühl, und wers nicht fühlt, der wird es nie erjagen.

Der Glaube an die Autorität, ist so ganz piano, piano den Leipzigern ins Mark gedrungen. Ob wohl deßhalb unser Publikum nicht merkt, daß eine altersschwache Hand das Szepter unsrer Theaterkritik führt? Ja, Rudolf v. Gottschall ist alt geworden. Er, der einst seine Gegner mit Hieb und Stich getroffen, fühlt es wohl, daß seine Waffen stumpf sind. Aber zum größten Schaden unseres Kunstinstituts, das ohne Sporn völlig stagnirt, schreibt er weiter seine saft- und kraftlosen Kritiken. Böse Zungen, deren es ja allerwärts giebt, behaupten, daß der Dramatiker Gottschall mit dem Kritiker oft in Kollision gerathe. Es löst sich dieser Zwiespalt der Natur, wenn man erfährt, daß die Direktion unseres Stadttheaters jährlich zweien Stücken Rudolf v. Gottschalls zur theatralischen Auferstehung verhilft . . . .

Zur Zeit Heinrich Laubes war es anders. Da platzten die Geister aufeinander. Heinrich Laube saß über den Dichter Gottschall zu Gericht, und dieser geißelte den Theaterdirektor. Hie Laube, hie Gottschall! — hieß es damals.

Die heute so dienstbereite einflußreiche Presse rechtete und feilschte damals mit dem rücksichtslosen, knorrigen Laube wie mit einem hergelaufenen Federfuchser. Die Klique trug den Sieg davon. Laube wandte der „Stadt der Advokaten und Pfeffersäcke" den Rücken und ging nach Wien. Gottschall behauptete das Terrain und ist seitdem der Wahrer der Mittelmäßigkeit.

Von einem literarischen Leben, von einem geistigen Mittelpunkt in Leipzig kann unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Die Zeiten, da die Gutzkow, Freitag, Laube, Julian Schmidt und Andere unsrer Stadt die geistige Signatur gaben, sind ein entschwundener Traum. Heute herrschen hier andere Literaturgrößen, die Jenen schon darum das Wasser nicht reichen können, weil sie seiner zu ihren breiten Bettelsuppen dringend bedürfen.

Leipzig. Justus.



Diplomatie und Politik.

Unsere skeptische Zeit hat mächtig aufgeräumt mit dem Nimbus, der noch vor wenigen Jahrzehnten wichtige Einrichtungen umgab. Die öffentliche Behandlung der die Allgemeinheit interessirenden Fragen gestattet Jedem, sich ein Urtheil über Dinge zu bilden, welche sonst nur einem auserwählten Kreis zugänglich waren. Das ist ein Vorzug, den wir nicht missen möchten. Denn wenn auch geltend gemacht werden kann, daß damit eine gewisse Oberflächlichkeit in der Erörterung und Behandlung von Angelegenheiten verbunden sei, welche man besser im Stillen heranreifen ließe, wird doch das Sprüchwort „On peut être plus fin qu'un autre, mais pas plus fin que tous les autres" in den meisten Fällen Recht behalten. Nur eine Institution hat in unserer Zeit unter allen andern sich einen Theil jenes Nimbus bewahrt, den ihr vergangene Jahrhunderte angeheftet haben. Noch immer blickt die Mehrheit des Volkes mit einer Art geheimnißvoller Achtung auf die Paläste der Diplomaten und glaubt, daß in den Schreibtischen und in den Salons, welche die Mauern dieser Gebäude umgeben, das Schicksal der Welt auf irgend eine dem gemeinen Verstand nicht immer faßliche, Weise gelenkt wird.

Die Nachricht, daß eine badische Gesandtschaft in München, eine russische Gesandtschaft in Darmstadt wieder aufleben sollten, hat eine gewisse Aufmerksamkeit gefunden, und voraussichtlich wird früher oder später in den Zeitungen mit gebührendem Ernst auf die Thätigkeit dieser Gesandten hingewiesen werden.

Der Nimbus, welcher die Diplomatie noch immer umgiebt, erklärt sich aus ihrer geschichtlichen Entwicklung. Zwar liegt es nahe, zu bemerken, daß ein Gesandter weiter Nichts ist, als der Beauftragte einer Regierung, der schließlich weiter Nichts thun kann, als verhandeln, reden und Berichte schreiben. Allein diese Erklärung erinnert zu sehr an das Wortspiel, das einmal einem Diplomaten an den Kopf geworfen wurde, der nicht im Rufe besonderer Fähigkeiten stand: „Excellenz, Sie sind Gesandter, aber kein Geschickter." Mit solchen Synonymen wie „senden" und „schicken" ist im Grunde nichts gesagt.

Die Diplomatie hat sich deßhalb ihr altes Ansehen behauptet, weil ihre Arbeit sich in der That den Blicken der Menge entzieht. Was wollen die bekannten Blau-, Roth- und Gelb-Bücher sagen, welche, nach dem Vorgang Palmerstons, die Minister Napoleons III., Graf Andrassy und eine Zeit lang selbst Fürst Bismarck veröffentlichen ließen? Sie enthielten Nichts

und konnten nichts Anderes enthalten, als was ohnehin auf andere Weise hätte bekannt gemacht werden können. Sie gewährten keinen Einblick in das diplomatische Getriebe. Seiner Natur nach wird dasselbe stets der Oeffentlichkeit entzogen sein; ebenso wie geschäftliche Verhandlungen zwischen Bankiers und Kaufleuten, ja, selbst Vorgänge des privaten Lebens erst dann an den Tag gebracht zu werden pflegen, wenn sie, um einen etwas vulgär klingenden Ausdruck zu gebrauchen, „perfekt" geworden sind.

Von Zeit zu Zeit taucht in republikanisch eingerichteten Ländern der Vorschlag auf, die Gesandtschaften bei den fremden Regierungen abzuschaffen, weil sie, nach Ansicht der Wortführer, überflüssig, schädlich und kostspielig seien. Die Regierungen der Republiken wissen aber recht gut, daß sie der Gesandtschaften nicht entbehren können. Die Vereinigten Staaten verfolgen, zur Zeit wenigstens, keine expansive Politik und haben auch an ihren Grenzen keinen Gegner, den sie durch beständige Verhandlungen fern halten müßten. Dennoch können sie ihre diplomatische Vertretungen selbst bei den kleinen Republiken nicht missen, wenn sie nicht jede Fühlung mit den dortigen Regierungen verlieren wollen. Thäten sie es aber doch, so würden entweder wieder europäische Einflüsse in Spanisch-Amerika das Uebergewicht gewinnen, oder amerikanische Geschäftsleute würden, vermöge ihrer Verbindungen, eine Art von diplomatischem und politischem Nebendienst schaffen. Wie wichtig aber müßten jene Missionen erst erscheinen, wenn man in Betracht zöge, daß keine Regierung in Washington je auf eine wenigstens ideelle Oberherrschaft über ganz Amerika verzichten kann.

Das Beispiel der französischen Republik redet noch deutlicher. Das Schwinden des einst so gewaltigen französischen Einflusses ist zum Theil auf die Schwäche der diplomatischen Position Frankreichs zurückzuführen.

Das Alles hat freilich mit dem Nimbus der Diplomatie wenig zu thun. Derselbe ist zu verdanken einer Jahrhunderte währenden Entwicklung, und dem Umstand, daß die Diplomaten aus den höchsten Gesellschaftskreisen entnommen wurden, daß sie von Anfang an die Person des Souveräns vertraten und zahlreiche wichtige Immunitäten besaßen, und schließlich, daß es Männer waren, denen Niemand eine glänzende Begabung streitig machen konnte.

Daß sich auch heute noch der größere Theil der Diplomatie aus den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen zusammensetzt, liegt in der Natur der Sache. Ein stolzer Name, ein großes Vermögen, eine freigebige Hand ergänzen oft die mangelnde Begabung. Schließlich ist ein Diplomat, der einen mächtigen Monarchen, ein großes Reich zu vertreten hat, kein Handelskammer-Sekretär. Das Berichte-Schreiben ist in der Diplomatie nicht die Hauptsache.

Ein Meister der alten Staatskunst, Richelieu, hat zwei Maximen hinterlassen, welche noch heute angewendet werden müssen, wenn den Interessen des Gemeinwesens nicht Gefahren bereitet werden sollen. Sie lauten: „Es ist nothwendig, beständig zu unterhandeln“ und: „Der Souverän soll nur ausnahmsweise Leute aus dem Volke zu diplomatischen Vertretern und Rathgebern berufen, weil solche Leute gewöhnlich ein zu enges Gewissen und zu viel Vorurtheil haben.“

So ungefähr lauten die Worte Richelieus und sie machen allen Dreien Ehre: Richelieu, ob seiner Kenntniß der Menschen und Dinge; dem Volke wegen der Moralität, die er ihm zuschreibt, und schließlich der Diplomatie, weil die Besonderheit und Schwierigkeit ihrer Aufgabe angedeutet wird.

Fürst Bismarck hat einmal gesagt: die Politik ist keine Wissenschaft, die sich erlernen und mit Logik betreiben läßt; sie ist eine Kunst.“ Das gilt in noch höherem Grade von der Diplomatie. Zwar bereiten sich unsere jungen Diplomaten, wie es selbstverständlich ist, auf dem hergebrachten Weg zu ihrer Laufbahn vor, doch kann es sich dabei nur um die Technik handeln. Sie alle studiren mit Eifer und Fleiß die Berichte der Venetianischen Gesandten, die des Cardinals d'Ossat und die Briefe Mazarins; daneben noch viele andere Muster. Aber daraus kann man höchstens absehen, wie ein Bericht oder ein Brief geschrieben werden soll, um besonders interessant zu erscheinen. Wie Wenigen selbst tragen diese Uebungen gute Früchte.

Wer aber unter der vornehmen und glänzenden Form den Gedankengang des Meisters erräth, seine Arbeitsmethode erkennt, der hat auch selbst Anspruch darauf, ein Künstler zu heißen, und er besitzt alle Anwartschaft, unter nicht zu ungünstigen Verhältnissen, es einmal zu etwas zu bringen.

Man sagt, das Wesen der Diplomatie habe sich verändert und zum Beleg deutet man auf den Gegensatz zwischen der „versteckten“ Methode der österreichischen und napoleonischen und der „offenen“ Methode der Bismarck'schen Diplomatie. Das ist eine Täuschung. Die österreichische Diplomatie hat seit den Tagen des Fürsten Kaunitz die Kunst geübt, unangenehme Dinge nicht sehen zu wollen, und darin haben es ihr einige Rathgeber Napoleons III. nachgemacht. Die „Offenheit“ der Bismarck'schen Diplomatie liegt in der Einsicht, dem Muth, der Geradheit, mit welcher sie den Dingen, wie sie sind, ins Auge blickte. „J'appelle un chat un chat et Rollin un fripon“. Die österreichischen Diplomaten wollten Schwierigkeiten hinwegdisputiren, einen Mantel darüberhängen. Bismarck ging darauf ein, sie hinwegzuräumen, und faßte sie deßhalb fest an. Bismarck

war aus Diplomat, ein Staatsmann, ein Künstler; die Anderen waren Träumer, Advokaten, Handwerker.

Noch ein anderer Punkt pflegt gelegentlich betont zu werden. Man sagt, die alte Diplomatie hätte die Interessen der Höfe vertreten; die moderne vertrete die Interessen der Staaten und Nationen. Wer näher zusieht, wird erkennen, daß es sich hier nur um die Frage handeln kann: „bonnet blanc ou blanc bonnet?“

In allen Staaten steht der Hof des Souveräns an der Spitze der Geschäfte, und auch in Paris und Washington giebt es einen Souverän, umgeben von einem Hof — oder wie man es sonst nennen will. Die Aufgabe der diplomatischen Missionen ist im Wesentlichen dieselbe wie ehemals; nur daß sich der Kreis der Obliegenheiten erweitert hat, und daß sich gewisse Methoden und Formen verändert haben. In früheren Zeiten, noch in den napoleonischen Kriegen, zahlte man an andere Regierungen direkte Subventionen; heute tritt an Stelle derselben die Begünstigung der Aufnahme der Anleihen eines geldbedürftigen Landes. So stellen die in Deutschland untergebrachten italienischen Anleihen eine Subvention dar. Das schließt freilich nicht aus, daß in dringenden Fällen der alte Weg wieder beschritten wird.

Wenn man sich klar werden will, daß der Unterschied zwischen der alten und der modernen Diplomatie beinahe nur in gewissen Aeußerlichkeiten besteht, so nehme man die umfangreichen Berichte des Kardinals d'Ossat, Gesandter König Heinrichs IV. von Frankreich am römischen Hof, zur Hand und vergleiche sie mit den Berichten des Fürsten Bismarck, im besonderen mit jenen aus Frankfurt. Hier findet sich dasselbe Eingehen auf Personalien, dieselbe genaue Schätzung des Gewichtes der Dinge, dieselbe Beachtung scheinbarer Nebensachen. Wem das nicht genügt, der nehme die berühmten Briefe von Mazarin zur Hand. Hier begegnet man demselben offenen Verkehr, derselben freimüthigen Aussprache zwischen Fürst und Diener. Dynastische und Staatsinteressen werden gegen einander abgewogen. Sieht man nun von der durch die Zeit- und Verkehrsverhältnisse bedingten Langsamkeit der Verhandlungen, den umständlichen und prunkhaften Zeremonien ab, so ist es nicht schwer, den Verkehr Mazarins mit Don Luis de Haro, beim Abschluß des Pyrenäen-Friedens, in Vergleich zu stellen zu der diplomatischen Arbeit Bismarcks in dem Jahre 1871 und auf dem Berliner Kongreß. — Jene Art der Beleuchtung, welche alle Schatten auf die alte Diplomatenschule, alles Licht auf die sogenannte „moderne“ werfen will, hat einen leicht greifbaren Ursprung; wenigstens soweit Deutschland dabei in Betracht kommt. Sie ist emporgewachsen aus der Feindschaft, welche die Diplomatie

Talleyrands und Metternichs in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hervorrief. Der Haß macht blind und so hat man denn zwischen den beiden Männern nicht unterschieden. Talleyrand war ein Künstler und zwar der größten einer; ein Virtuose in der Behandlung der Menschen. Metternich wird als Staatsmann wie als Diplomat vielfach überschätzt; wahr ist, daß er seinen Meister nur ungenügend verstand. Bei Talleyrand waren die Prinzipien Vorwand; Metternich machte sie zum Zweck und erlitt gerade deßhalb Schiffbruch. Talleyrand diente ohne Skrupel der Revolution, dem Kaiserreich, dem Königthum. Das Zweckmäßige war für ihn das Entscheidende. Metternichs Unglück war, daß er die letzte Wandlung Talleyrands ernst nahm. Niemand hat über ihn bitterer gespottet, als Talleyrand selbst, der ihn auf dem Wiener Kongreß oft genug umging und durch den Baron Sickingen und andere Vertrauten mit dem Kaiser Franz direkt verhandelte. Es soll übrigens nicht geleugnet werden, daß das, was man schlechthin als „Kabinetspolitik" bezeichnet, eine wichtige Rolle in dem Programm Talleyrands gespielt hat. Das lag aber, nach dem Wiener Kongreß, in den Zeitverhältnissen. Er wollte Frankreich erhalten, und das konnte er nur, indem er die Monarchen für sich gewann. Wie wenig ernst es ihm mit denselben war, geht aus der Behandlung hervor, welche er dem Kaiser Alexander I. von Rußland erwiesen hat. Metternich, als Epigone seines großen Lehrers, beging den Fehler, daß er an einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen den Interessen der Regierungen und den Bestrebungen der Völker glaubte und den letzteren den Weg zu verlegen suchte. Das ist der tiefere Grund seiner Niederlage. Anstatt nun aus dem Fehlschlag dieses mächtigen und immerhin bedeutenden Mannes den Schluß zu ziehen, daß eine Diplomatie, welche nicht im Einklang mit dem Drängen der Volksseele steht, nothwendig scheitern muß, und demzufolge mit aufmerksamer Ruhe auf das etwaige Auftauchen einer neuen „Kabinetspolitik" zu blicken — giebt es besorgte Gemüther, welche mit Unbehagen auf die Errichtung einer russischen Gesandtschaft in Darmstadt, ja, selbst auf die badische Gesandtschaft in München blicken wollen!

Mögen sie sich doch beruhigen in dem Bewußtsein, daß die Aufgaben der Zukunft ganz andere sind, als solche, welche durch kleinstaatliche Ambassaden behandelt werden können. Die Diplomatie kann, wenn sie erfolgreich wirken will, auch heute nichts Anderes sein, als was sie stets in ihren guten Tagen gewesen ist: die Dienerin der Staatspolitik. Die Wege der letzteren aber sind durch die Volksinteressen klar vorgezeichnet.

Figaro.

Das Herrgotts-Telephon.

Ein Märchen.

Der liebe Herrgott hatte es endlich satt bekommen, sich mit den Menschen herumzuärgern. Mit allem Möglichen hatte ers versucht, die Geschöpfe zu bessern, die aus seiner Hand hervorgegangen waren, allein kein Mittel wollte helfen. Der Mensch spottete seiner Allmacht, das mißrathene Ebenbild ließ sich weder im Guten noch im Bösen ändern.

So zog er sich denn, unwirsch und unzufrieden mit sich selbst, in seinen Himmel zurück und suchte die Menschen zu vergessen. Und eine kleine Weile ging das auch ganz gut. Denn da gab es Wolkenpfade anzulegen, auf denen die Engelein, die jetzt durch das Chaos holperten und stolperten, lustwandeln konnten, wenn die Musikstunde, die er ihnen selbst ertheilte, vorüber war.

Als sie aber in den neuen Hallelujachören, die er, die Zeit sich zu vertreiben, komponirt und ihnen einstudirt hatte, taktfest waren und es im Himmel sonst Nichts mehr zu ordnen und zu gestalten gab, da wurde auch die alte Liebe zu seinen mißrathenen Kindern in ihm wieder lebendig. Freilich, persönlich mit ihnen in Verkehr treten, wie er das früher gethan, das wollte er nicht wieder. Darauf hatte er sich ja das Wort gegeben. Sie sollten thun und treiben können, was ihnen beliebte. Aber zuweilen beobachtet hätte er sie gerne, vielleicht, daß sie doch endlich der Vernunft Ehre machten, die er ihnen vor allen anderen Geschöpfen gegeben, und der Stimme des Gewissens gehorchten, das er ihnen in die Brust gelegt.

Und dieser Wunsch, das Thun und Treiben der Menschen zu beobachten, wurde immer lebhafter in ihm, bis er sich eines Tages eine Halle erbaute und den Atomen und Atomchen, die im Weltenraume umherirrten, gebot, sich zu unsichtbaren Fäden aneinander zu reihen, von seiner Halle herab bis zu den einzelnen Menschenkindern, damit er durch sie das Weben ihrer Gedanken, den Schall ihrer Worte, das Bild ihrer Handlungen erfahre.

Und kaum war das Wort gesprochen, da stand auch schon das Werk vollendet da. Millionen unsichtbarer Fäden spannten sich durch den Weltenraum und mündeten alle in der Himmelshalle, in kleinen Röhrchen, die ein Deckel verschloß. So konnte er Alles wissen, sehen und hören, was

er erfahren wollte. Er brauchte nur den Deckel zu heben, auf dem der Name des Menschenkindes geschrieben stand, von dem er Etwas wissen wollte, und gleich erfuhr er Alles.

Das Werk war ihm so hübsch gelungen, daß er sogleich daran ging, es zu probiren. Er hob den ersten besten Deckel empor, und es traf sich eigenthümlich, daß ein Gebet ihm an das Ohr schlug, das ein Priester mit einer satten, fetten Stimme verrichtete.

„Herr, Herr" — so tönte es zu ihm empor — „Du weißt, daß wir erbärmliche Kreaturen sind, nicht werth, im Staube vor Dir zu liegen."

Der liebe Herrgott nickte wohlgefällig und horchte weiter.

„Du weißt es, daß wir der Sünde und dem Tod verfallen sind, aber wir rechnen auf Deine unendliche Barmherzigkeit und Gnade und hoffen, daß Du mit dem Sünder nicht ins Gericht gehest, sondern ihm vergiebst, um Deiner Liebe willen."

„Hm," meinte der liebe Herrgott, „das kommt ganz darauf an. Ich habe Lohn und Strafe in jede Handlung gelegt und habe Euch ein Gewissen gegeben, das Euch sagt, was gut und was böse ist. Handelt Ihr gut und edel, so habt Ihr im Bewußtsein dessen Euren Lohn, handelt Ihr aber böse, so habt Ihr im Bewußtsein dessen Eure Strafe. Ich habe keinen anderen Lohn und keine andere Strafe. Ihr lohnt und straft Euch selbst."

Der Priester aber betete weiter:

„Denn siehe, wir bereuen unsere Sünden und bitten zu Dir, uns fest zu machen im Glauben und in guten Werken, auf daß wir nicht straucheln und fallen und verdammet werden ewiglich. Erfülle uns darum, o Herr, mit Deinem Geiste, auf daß wir Dich loben und preisen für und für, der Du bist —"

Aergerlich schlug der liebe Herrgott die Klappe zu. „Hält man mich für einen eitlen Narren," sprach er zu sich selber, „daß man glaubt, mir Honig um den Mund schmieren zu müssen, damit ich mich herablasse, des Menschen Schulmeister zu werden? Ich habe Euch mit meinem Geist erfüllt und Euch die Freiheit gegeben, nach Euren Trieben und Eurer Vernunft zu handeln, fordert nicht mehr von mir, denn ich vermag Euch nicht mehr zu geben, ohne mir selber ungetreu zu werden."

Und damit hob er den zweiten Deckel, und wieder wars ein Gebet, das ihm entgegenschallte.

„Herr," betetete ein Fürst, „Du weißt es, daß mein Volk, vom feindlichen Nachbar bedroht, zu den Waffen greift, um seine Ehre, seine Selbstständigkeit zu wahren. Segne seine Waffen und gieb seiner guten und gerechten Sache den Sieg."

„Was?" fragte sich der liebe Herrgott, „um Eure Zänkereien soll ich mich bekümmern, Partei für Euch ergreifen? Was muthet Ihr mir zu?" und rasch war der Deckel niedergeschlagen und ein anderer geöffnet, und wieder war es ein Gebet, das an sein Ohr schlug, das eines Kindes. Mit einem feinen Stimmchen betete es:

„Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe beide Aeuglein zu;
Vater laß das Auge Dein
Ueber meinem Bettchen sein.
Was ich Unrecht heut' gethan,
Sieh' es, lieber Gott, nicht an,
Deine Gnad' um Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut."

„So — den Nachtwächter soll ich auch noch spielen und fünf grade sein lassen? Kindchen, Kindchen, wer lehrt Dich das, Dir eine solche Vorstellung von mir zu machen? Lerne denken, dann wirst Du einsehen, was Du Unrechtes gethan, und wirst Dir geloben, es inskünftig besser zu machen. Das kann Dir helfen, nicht aber meine Gnade, denn ich bin ein gerechter Gott."

Und damit schloß er auch diese Klappe. Aber seine Geduld war noch lange nicht zu Ende, denn er hoffte noch immer, er werde auch etwas Vernünftiges zu hören bekommen. Allein, so lange er auch saß und horchte, er hörte seinen Namen immer nur unnütz im Munde führen. Mit seiner Hülfe sollte Alles geschehen. Bald sollte er Aufpasser, bald Rächer, bald Wunderthäter, bald Schlachtenlenker und, was weiß ich, Alles sein. Da riß dem lieben Gott doch endlich der Geduldsfaden, und er rief den Engel Gabriel heran.

„Das Paradies," sagte er zu ihm, „brauchst Du nicht mehr zu bewachen, denn das finden die Menschen doch nicht. Aber hier in dieser Halle kannst Du Dich häuslich einrichten und das Thun und Treiben der Menschen beobachten und darauf hören, was sie beten. Jeden Morgen machst Du mir Meldung. Was sie aber Unnützes thun und treiben, was sie Selbstsüchtiges beten, das will ich nicht wissen, denn das ekelt mich an. Nur wenn Du etwas Gutes melden kannst, dann sage es mir, damit ich wieder einmal eine Freude an den Menschen erlebe."

Und also geschah es und kam es, daß der liebe Herrgott die unnützen Gebete der Menschen nicht mehr zu hören bekam, denn der Engel Gabriel behielt sie alle für sich. Seine Meldung war Tag aus, Tag ein immer dieselbe: „Herr, es sind unnütze Dinge, um die sie Dich bitten." Nur einmal lautete sie anders: „Herr, da unten ist ein Mensch, der schreibt

und redet, sie sollten Dich endlich aus dem Spiele lassen, sollten Dich nicht mehr zum Narren machen und größer von Dir denken, als bisher." „Den muß ich sehen," sagte der liebe Herrgott und machte sich mit dem Engel Gabriel auf den Weg zur Halle.

„Siehst Du ihn da unten?" fragte ihn der Engel, nachdem er die Klappe gehoben.

„Wo?" fragte der liebe Herrgott.

„Da unten, im Gerichtssaal, auf der rechten Anklagebank. Sie machen ihm soeben den Prozeß wegen — Gotteslästerung."

Berlin. Martin Hildebrandt.

Unser Ehescheidungsrecht.

Es mag eine löbliche Absicht des Gesetzgebers gewesen sein, Ehescheidungen soviel wie möglich zu verhindern. Das ist im Allgemeinen zu billigen, denn das Institut der Ehe ist nun einmal ein so wichtiger Faktor des ethischen und bürgerlichen Lebens, daß es nicht gerathen erscheint, eine gewisse Leichtfertigkeit in diesem Punkte aufkommen zu lassen. Ebenso gefährlich ist es aber, die Scheidung einer Ehe übermäßig zu erschweren. Denn in unserer Zeit, in der so viele Momente bei einer Eheschließung mitzureden haben, in der Umstände mannigfachster Art ein genaues Uebersehen aller dabei in Betracht kommenden Faktoren geradezu unmöglich machen, sind Irrthümer, die erst später an das Licht treten und vorher niemals wahrgenommen werden konnten, sehr erklärlich. Und wenn auch an die moralische Kraft des Einzelnen die Anforderung gestellt werden muß, im Interesse der Wahrung der moralischen und rechtlichen Ordnung, jene Zwiespalte nach Möglichkeit zu überbrücken, so giebt es doch Grenzen, über welche hinaus Opfer zu verlangen, eine unmoralische Forderung wäre, Grenzen, welche nicht überschritten werden dürfen, wenn die als heilig gedachte Institution der Ehe nicht selbst eine Quelle der Unmoralität, vielleicht gar zum Ausgangspunkt des sittlichen Untergangs des einen der beiden Theile werden soll. Gewiß, Ehen sollen nicht leichtsinnig geschlossen werden; aber vielfach sind die nach langer Abwägung aller Einzelheiten zustande gekommenen Ehebündnisse die unglücklichsten, und ist einmal der Irrthum

geschehen, so thäte das Gesetz gut, jene Irrthümer so bald wie möglich durch eine Scheidung auszugleichen und nicht beide Menschen zusammengekoppelt alle Bitternisse ihres Irrthums, der doch immer menschlich, allzumenschlich ist, ein Leben hindurch auskosten zu lassen.

Ganz abgesehen davon, daß die Möglichkeit einer Ehescheidung eine sehr geringe ist, lohnt es sich, einmal einen Blick auf die „Gerechtigkeit" der Prozeßführung zu werfen. Das Resultat, welches jeder Unbefangene aus einer solchen Prüfung gewinnen muß, ist das: In unserem sogenannten Rechtsstaat hat die Frau die Macht in Händen, ihren Mann zu Grunde zu richten.

Denn was an den Ehescheidungsrecht zu tadeln ist, ist der Umstand, daß die Frau ohne jegliches Risiko den Prozeß einleiten kann. In der Regel ist sie derjenige Theil, der im schlimmsten Falle — Nichts zu verlieren hat, während die Prozeßordnung „vorläufig" dem Manne sämmtliche Kosten auferlegt, die selbst dann, wenn die Sache einen für ihn günstigen Verlauf genommen hat, meist verloren sind. Durchaus zu billigen sind die Motive, aus denen heraus die Gesetzgebung der Frau als dem wirthschaftlich schwächeren Theil einen Vorsprung auf diesem Gebiete dem Manne gegenüber eingeräumt hat, aber dieses Streben nach ausgleichender Gerechtigkeit hat zu der sehr gefährlichen Situation geführt, die wir oben erwähnten. Es sei ferne von uns, behaupten zu wollen, daß dergleichen Fälle an der Tagesordnung wären; aber das Gesetz verdient so lange nicht das Prädikat „gut", so lange es die Möglichkeit einer Härte, die stets als eine Ungerechtigkeit empfunden wird, zuläßt.

Die Gründe für die Einleitung des Ehescheidungsverfahrens (Untreue, ungenügender Lebensunterhalt, Verschwendungssucht, Mißhandlung 2c.) scheinen auf den ersten Blick derart, daß die Aufnahme des Prozesses sehr erschwert ist. Das ist aber keineswegs der Fall. Eine bloße vage Behauptung, deren Richtigkeit erst noch im Laufe der Verhandlung erwiesen werden soll, genügt, um das Damoklesschwert zum Fallen zu bringen. Uns ist ein Fall bekannt, daß eine Ehe geschieden wurde, weil der Mann durch seine Liebhaberei für — Tauben (es waren nicht viele, die er sich auf dem Hausboden hielt!) Gelder, die zum Unterhalt hätten dienen können, verschwendete! Gewiß stand dem Manne der Protest zu; aber wäre es ihm ein Vergnügen gewesen, mit dieser liebenswürdigen Frau länger zusammen zu leben? Die Kosten des Verfahrens hatte er unter allen Umständen zu decken, denn die Gattin war mittellos. Er protestirte also nicht — aus Klugheit.

Man wendet wohl ein, daß die Möglichkeit, auf ungenügender oder

der Wahrheit nicht ganz entsprechender Grundlage ein Scheidungsverfahren einzuleiten, eben so gut vom Manne mißbraucht werden kann; aber diese Annahme ist fast immer irrig, wenn die Frau Nichts zu verlieren und der Mann Nichts zu gewinnen hat. Es müßten bei Beginn eines jeglichen Prozesses genaue Erhebungen über die Vermögensverhältnisse jedes der Gatten angestellt werden, und das Gericht hätte danach erst seine Maßnahmen betreffs der vorläufigen Kostentragung zu treffen. Es ist nicht richtig, nach einem Schema alle Fälle zu behandeln.

Strengt jetzt die Frau die Klage an, so wird dem Manne aufgegeben, sich einen bei dem zuständigen Gericht zugelassenen Rechtsanwalt zu bestellen. Selbstverständlich hat er einen Kostenvorschuß zu bezahlen, der hundert Mark gewöhnlich bedeutend übersteigt. Es soll hier vor der Hand nur von dem kleineren Mittelstand die Rede sein, und bei diesen Leuten sind hundert Mark bereits ein Kapital! In wirthschaftlich stärkeren Kreisen sind die Härten des Gesetzes weniger empfindlich. Nun verpflichtet aber das Gesetz den Mann, vorläufig auch die Kosten für die Klägerin zu tragen. Dazu kommen wer weiß wie viele Gebühren, von denen sich alle die eine Vorstellung machen können, welche die „Billigkeit“ unserer Rechtsprechung kennen gelernt haben. Freilich, der Mann bekommt ja alles Ausgelegte wieder zurückerstattet, wenn die Klägerin entweder abgewiesen oder als allein schuldiger Theil erklärt wird, und wenn Klägerin im Stande ist, zu bezahlen! Dasselbe gilt auch von dem Gelde, das der Beklagte ihr als Lebensunterhalt für die Dauer des Prozesses — und Ehescheidungsprozesse von Jahreslänge sind keine Seltenheiten! — gewähren muß. Und was will das bei einem Handwerker z. B. oder einem kleinen Beamten besagen! Die Frau hat Nichts zu riskiren, und sie hat Anspruch auf „standesgemäße“ Alimentation obenein, und der Mann? Wenn wirklich die endgültige Entscheidung ihm sagt: Du kannst Deine Auslagen zurückfordern, und wenn wirklich nachher noch Etwas zu holen ist — wird er bis dahin nicht völlig zu Grunde gerichtet sein? Dazu kommt noch, daß diese Alimentenforderungen auf eine viel rigorosere Weise eingetrieben werden, als alle anderen. Klagt man jetzt schon allgemein über allzugroße Härten im Zwangsvollstreckungsverfahren — hier fällt auch der letzte Rest von Schonung noch fort. Andere Gläubiger haben das Recht, von Gehältern z. B. nur den dritten Theil derjenigen Jahresgehaltsumme, welche 1500 Mk. übersteigt, mit Arrest zu belegen; für diese Forderung haftet das gesammte Einkommen des Mannes. So kann es geschehen, daß dem, der doch vor dem Gesetz noch gar nicht einmal als Schuldiger erscheint, sein ganzer Verdienst mit Beschlag belegt wird. Er greift von dem Einen zum

Andern, wenn ihm nicht genügend Kredit zur Seite steht, diese Periode zu überwinden, um überall von dem Gespenst der Pfändung verfolgt zu werden. Ob nicht dieses System für den Betroffenen häufig genug zum materiellen Ruin führt?

Es liegt auf der Hand, daß den in Scheidung stehenden Frauen betreffs ihrer Alimentationsforderungen bestimmte Rechte eingeräumt werden müssen; aber es genügt, ihnen hier ein etwa der Wechselstrenge entsprechendes Vorrecht zur Seite zu stellen. Dagegen ist es ungerecht und unklug zugleich, den Mann schutzlos zu machen, zumal in den meisten Fällen die Frau kaum nennenswerthe Vortheile von einem solchen Vorgehen hat. Diese Härten müssen aus der Welt geschafft werden. Auf folgende Punkte müßte die Gesetzgebung namentlich ihr Augenmerk richten:

1) Genauere Formulirung der Ehescheidungsgründe. Die jetzige Form öffnet der willkürlichen Deutung Thür und Thor.

2) Besondere Vorsicht von Seiten des Gerichtes, wenn der Antrag von dem weniger bemittelten Theil ausgeht, eventuell sind die geltend gemachten Gründe vor Einleitung des Verfahrens unter eidesstattlicher Erklärung abzugeben.

3) Stundung der Prozeßkosten bis zur definitiven Entscheidung.

4) Beschleunigung des Rechtsganges.

5) Milderung des Zwangsvollstreckungsverfahrens für Alimentationsforderungen unter Zugeständniß einer gewissen Strenge, etwa in der Art, daß nicht der gesammte Verdienst des Mannes, sondern ein festzusetzender Prozentsatz, der mit der Höhe des Einkommens gesteigert werden könnte, haftet.

Die Erfüllung dieser Forderungen würde der Frau in keiner Hinsicht Etwas nehmen; nur die Möglichkeit, die wirthschaftliche Existenz des Mannes zu Grunde zu richten, wäre beseitigt.

Max Wundtke.

Vom Büchertisch.

Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Von Eugen Wolff. Verlag von Lipsius und Tischer in Kiel und Leipzig.

Mit liebevollem Eifer hat der Verfasser dieser Goethe-Biographie sich in das zur Beurtheilung des Dichterfürsten und seiner Bedeutung dienende reichhaltige Material vertieft, und es ist ihm gelungen, uns den Lebensgang des Dichters in anschaulicher und fesselnder Weise vor Augen zu führen. Viel Neues kann in einer Goethe-Biographie ja kaum noch vorgebracht werden; es verdient daher alle Anerkennung, wenn der Verfasser einer solchen es versteht, durch andere Vorzüge uns dafür zu entschädigen, daß wir in seinem Buche doch eigentlich nur auf bekannte Daten stoßen. Bei der Beurtheilung des Goethe'schen Schaffens und bei der Darlegung seiner inneren Zusammhänge wandelt der Autor durchaus nicht in den ausgetretenen Geleisen einher. Dieser Theil seines Werkes verräth neben gründlichem Studium viel selbstständige Auffassung und wirkt in Folge dessen außerordentlich anregend.

Die Eroberung von Peru. Von Don Pablo de Aveilla. Aus dem Spanischen übersetzt von Adolf Knabenhans. Verlag von Eduard Moos in Erfurt.

Don Pablo de Aveilla mag ein sehr ehrenwerther Mann sein und auch ein ganz anständiges Spanisch schreiben, Herr Adolf Knabenhans aber kann nicht Deutsch, und das ist sehr schlimm, denn er besitzt die Anmaßung, uns das Buch des Spaniers durch eine Uebertragung in unser geliebtes Deutsch näher bringen zu wollen.

Dieser Herr Knabenhans ist so recht der Typus des modernen Uebersetzers, der gemeinhin für einen Sündenlohn im Dienste eines schäbigen Verlegers frohndet. Für den Bogenpreis, den solch' ein Verleger zahlt, kann ein Mann, der Etwas gelernt hat und sich halbwegs anständig damit ernähren möchte, natürlich nicht arbeiten, die Verleger der gedachten Art müssen daher ihre Zuflucht zu Dilettanten nehmen, die das Bücherübersetzen im Nebenamt betreiben, um sich damit ein Trinkgeld zu verdienen. Diese Leutchen bilden sich, wenn sie einmal Druckerschwärze geleckt haben, gar bald ein, Schriftsteller von Begabung und Bedeutung zu sein, und suchen dann andere Verleger zu gewinnen, denen sie aus eigener Initiative neue Verlagsanerbieten machen. Das Opfer des Herrn Knabenhans wurde Eduard Moos in Erfurt.

Ein Grund, das Buch des General-Kriegsauditeurs Don Pablo de Aveilla, welches ein seichter historischer Roman ohne allen Kunstwerth ist, ins Deutsche zu übertragen, lag eigentlich gar nicht vor. Wie also die Moos'sche Verlagsanstalt in Erfurt dazu gekommen ist, uns dieses an sich völlig werthlose Buch noch obendrein in einer so entsetzlich stümperhaften Uebersetzung zugänglich zu machen, das ist schwer begreiflich: damit ist weder der Verlagshandlung, noch dem Publikum, noch auch dem Uebersetzer gedient — diesem am allerwenigsten, denn er blamirt sich gründlich, und sollte ich jemals wieder dem Namen Knabenhans auf einem Buchumschlag begegnen, so werde ich wissen, was ich zu thun habe. In einem weiten Bogen werde ich um ein solches Buch herumgehen.

Damit aber die Leser nicht glauben, ich thue dem Herrn Knabenhans durch eine lieblose Beurtheilung Unrecht, will ich nachstehend einige Uebersetzungspröbchen zum Besten geben.

„Die drei Genossen erkannten alsbald das Ehrwürdige", — heißt es auf Seite 58 — „das die Vorurtheile ihren Namen gemacht hatten, und sie zweifelten keinen Augenblick daran, ihren Marsch zu unternehmen." — „Inzwischen vermochte Almagro die durchdringenden Reize der schönen Coya nicht unempfindlich zu sehen. Weiß wie die Gipfel der schneeigen Anden, frisch wie eine Nelke im Monat Mai, schlank und muthig wie ein flüchtiges Reh, im achtzehnten Frühling ihres Alters, wogte ihr wolliges Haar in der Gewalt der leichten Winde" ꝛc. (S. 63.) . . . „Lange Zeit hindurch schien Pizarro, bleich, erstarrt, ein Opfer der Ueberraschung und der Wuth, ein lebloses Wesen zu sein; aber wie der Sturmwind das schwache Rohr hinreißt, so schleppte er sie, die keusche Gattin, wüthend packend, bis vor seine Soldaten. „Flieht, sie soll sterben," rief er verstimmt (!) aus; doch ruhig verwirrte weder ein Seufzer, noch eine einzige Thräne das Antlitz Ocollos." (S. 202.) . . . „Die blassen Strahlen der scheidenden Sonne leuchteten trübselig auf den Hinterhalt, die Helme und die Panzer, und die traurigen Zeremonien Luques und die Niedergeschlagenheit der Zuschauer erhöhten das Schauspiel mit dem ganzen erhabenen Aufwand des Ritterstandes." (S. 204.) . . . „Coya, welche wußte, daß das Dasein Almagros und Ocollos zugleich Gefahr liefen, konnte, ohne auf Kosten irgend welcher Gefahren zur Vertheidigung ihrer beiden Lieben in die unmittelbare Nähe von Cuczo zu fliegen, nicht unter den Ihrigen bleiben." (S. 206.)

Doch genug des Blödsinns! In dem Buche wimmelt es davon; auf jeder Seite fast finden wir die eine oder andere Stelle, die unsere Lachlust reizt. Aber man sollte doch lieber nicht lachen über Erscheinungen, die gar so traurig sind. Hoffentlich nimmt sich Herr Knabenhans vor, es nicht wieder zu thun. K. Sch.

Der Völlerfrieden. Betrachtungen über die gegenwärtigen internationalen politischen Zustände der Kulturstaaten und Ideen hinsichtlich der zukünftigen Gestaltung derselben von Wilhelm Karl Becker. Verlagsmagazin in Zürich. Preis 3 Mark.

Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred v. Hedenstjerna. Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Wand an Wand und andere Novellen. Von Eduard Engel. Verlag des Universum (Alfred Hauschild), Dresden und Wien.

Manuskripte für die „Kritik" wolle man, der Einfachheit halber, stets direkt an: Karl Schneidt, Herausgeber der „Kritik", Berlin W. Elßholzstraße 15, adressiren.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.



Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:

Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine seichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Mysing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Vingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der obscönen Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind zu richten an den Vorstand des Vereins, auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung

Berlin W. 30

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Novitäten-Rundschau der „Kritik“

Berlin, den 12. Januar 1895

Die Bildungsmüden, Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). Einzelpreis Mk. 3.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstraße 35.

Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch.) Roman v. Marie L. F. Mohr. B. Richters Verlag, Chemnitz. Geh. 4 Mark. Fein geb. Mark 5.—.

Die Nachtigall von Sesenheim.

Goethes Frühlingstraum. Ein heiterernster Sang vom Rhein von Gust. Ad. Müller. Mit vielen Illustrationen. Prachtband mit Goldschnitt. Preis Mk. 4.50. Sinniges Weihnachtsgeschenk für alle Goetheverehrer, insonderheit Deutschlands Frauen und Jungfrauen! Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand.

Von F. W. Higginson. Aus dem Engl. ins Deutsche übersetzt von Eugenie Jacobi. Brosch. Mk. 2.50. Verlag von August Schupp, Neuwied a. Rh. und Leipzig, Querstr. 19.

Fahrendes Volk. Gedichte von A. Fitger. Vierte Auflage. Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg und Leipzig.

Die anarchistische Gefahr von Felix Dubois. Uebersetzt von Max Trudjen. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis Mk. 3.—.

Der Kampf um das apostolische Glaubensbekenntniß in seinem Verlauf u. in seiner Bedeutung. Ein Konferenz-Vortrag v. Aug. Schilling. Kommiss.-Verl. v. Th. Kay, Kassel.

Die Politik am Berliner Hofe.

Kaiser und Kanzler. Caligula. Die Kladderadatsch-Affaire. Der „kommende Mann“ Caprivis Sturz. Frauenpolitik am Hofe. Der neue Reichskanzler. Leipzig 1895. C. F. Müllers Verlag. Preis 3 Mark.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.60.

Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. Vortrag von Heinrich von Treitschke. Verlag v. S. Hirzel, Leipzig. Preis 1 Mk.

Der Krieg mit den Millionenheeren. Eine militärisch-politische Studie von einem alten Soldaten. 8° Geh. Mk. 1.20. Verlag v. Benno Schwabe, Basel.

Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.20.

Komtesse Käthe. Humoresken von E. von Adlersfeld-Ballestrem. Illustrirt v. Otto Gerlach und F. Cambran, eleg. geb. 4.50 Mk., brosch. 3 Mk. Verlag d. Universum, Dresden.

Der eigne Richter. Schauspiel in 4 Akten von Hans Leonhardt. Verlag von Max Wohlfart in München.

Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten. (2. Jahrgang.) C. F. Müllers Verlag. Leipzig. Preis Mk. 2.50.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesammelt und zusammengestellt von Karl Gander. Preis Mk. 3.—. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Das Recht auf Arbeit. Von Wilhelm Wilms. Preis 40 Pf. Verlag volksthümlicher Schriften (W. Wilms) in Hamm i. W.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang — Nr. 16 — 19. Januar 1895

Die Mächte des Umsturzes.
Die Relativität politischer Begriffe. Von Karl Bleibtreu.
Die soziale Aufgabe der Bibliotheken. Von Dr. Chr. Rueppredt.
Hexenprozesse in Amerika. Von Oskar Kempf.
Ein Weihnachtsabend auf Ramsjöholm. Von Alfred von Hedenstjerna.
Ein plattdeutscher Dichter im Hoosierlande. Von Dr. W. M. A. Fritsch.
Genesung. Von Johannes Schlaf.
Vom Büchertisch.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707



Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:

Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine seichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Mysing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Vingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstleroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der obscönen Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind zu richten an den Vorstand des Vereins auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung

Berlin W. 30

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 19. Januar 1895

II. Jahrgang | Nr. 16 | Jahrgang II

Die Mächte des Umsturzes.

Von den Mächten des Umsturzes ist wieder einmal im Verlaufe mehrtägiger Reichstags-Debatten des Langen und Breiten die Rede gewesen. Dabei hat sich indeß herausgestellt, daß fast jeder einzelne Redner unter „Umsturz" etwas ganz Anderes verstand, als Diejenigen, die vor ihm oder nach ihm das Wort ergriffen. Es herrscht bei uns auf dem Gebiete politischer Begriffsbestimmung die vollendetste babylonische Sprachenverwirrung.

Wenn der Freiherr von Stumm in seiner von falschem Pathos zierlich umrankten Vortragsweise über die Umsturzbestrebungen sich laut und vernehmlich entrüstet, so versteht er darunter die Gesammtheit aller der Strebungen und Bemühungen, die darauf gerichtet sind, aus den Hörigen der modernen Industrie, über die Leute wie er patriarchalisch die Fuchtel schwingen, freie, selbstständige Arbeiter zu machen, die nach eigenstem Belieben und Ermessen nicht nur ihre Frau, sondern sogar ihren Reichstagsabgeordneten sollen wählen dürfen. — Herr Gröber vom Zentrum wiederum hält für einen gar gefährlichen Umsturzmann einen Jeden, der nicht als zuverlässig wahr erachtet, daß die Wiederzulassung der Jesuiten und der ihnen affiliirten Orden das Allheilmittel sei gegen soziale Gebreste jeglicher Art. Und der Fürst Hohenlohe gar ist sicher der Ansicht, daß man gemeingefährliche Umstürzler in allen Denen zu erblicken habe, die nicht zu-

frieden sind mit den bestehenden Verhältnissen, aber auch nicht gesonnen, den Staub von ihren Pantoffeln zu schütteln, sondern die steifnackig und starrköpfig darauf beharren, im Lande zu bleiben und sich hier redlich durch ihre Arbeit zu ernähren. Die „hetzerischen Umtriebe" dieser Leute legen nämlich dem altersschwachen Kanzler des Reiches dienstliche Verpflichtungen auf, denen er sich nicht entziehen kann, die er aber als Belästigungen empfindet, weil sie die wohlverdiente Ruhe ihm schmälern und theilweise sogar über seine Kräfte hinausgehen. Man wird es dem würdigen Greis, der sich am Abend seines Lebens vor so schwere Aufgaben gestellt sieht, gewiß leicht nachempfinden können, daß es ihn hart ankommen mag, wenn er, wie das im Laufe der Umsturzdebatte schließlich doch unvermeidlich geworden war, sich gelegentlich von seinem behaglichen Sitz am Bundesrathstisch erheben und zur Empfehlung einer vielangefeindeten Regierungsvorlage ein paar Worte in die Wagschale legen muß.

Herr von Köller aber hat vom Umsturz die beachtlichste Meinung von Allen. Nach ihm giebt es in Deutschland ein halbes Dutzend gemeingefährlicher Menschen, die das Reich durch wilde, lästerliche Reden in seinem Bestande bedrohen, und zu deren Unschädlichmachung die Staatsgewalt ganz besonderer gesetzlichen Befugnisse dringend bedarf. Da soll z. B. in Frankfurt a. M. ein gar unheimlicher Patron wohnen, der auf den bezeichnenden Namen Müller hört — oder heißt er gar Meyer? — und der seines Zeichens Schlosser — oder am Ende Schneider? — ist. Von diesem Müller oder Meyer, Schlosser oder Schneider wußte Herr von Köller dem entsetzt seinen Worten lauschenden Hause zu vermelden, daß er einmal in einer Volksversammlung gesagt habe, wenn man den Staat schädigen und untergraben könne, so solle man das thun. Seither fühlt der Staat und fühlen sämmtliche Träger staatlicher Autorität sich in ihrer Existenz durch jenen Müller oder Meyer, Schlosser oder Schneider schwer bedroht, so daß schon, um dieses einen unheimlichen Rebellen Herr zu werden, dem die Staatsanwaltschaft ohne Abänderung der bestehenden Gesetzgebung nicht beikommen kann, die Vertreter staatlicher Ordnung darauf bestehen müssen, daß durch Annahme der Umsturzvorlage ihnen die zu seiner



Unschädlichmachung einzig und allein geeigneten Mittel bewilligt werden. Auch in Berlin sollen ein paar Menschen leben, von denen Ausschreitungen zu befürchten sind, und in Buxtehude sitzt möglicherweise auch noch Einer, der im Verein mit ihnen und mit noch etwa drei oder vier Gesinnungsgenossen, die über das Land hin zerstreut sind, dem Deutschen Reich durch Lesen anarchistischer Flugschriften den Untergang zu bereiten droht.

Weit origineller aber noch als alles dies klangen die schlimmen Befürchtungen, die Herr v. Köller in seiner staatserhaltenden Rede daran knüpfte, daß der Kalender des „Proletarier" in Langenbielau etliche Proben urkräftiger revolutionärer Lyrik veröffentlicht hat, von denen der Herr Minister anzunehmen scheint, daß sie wohl geeignet seien, eine Störung der öffentlichen Ordnung herbeizuführen. Herr v. Köller hat, so unpassend dies für einen konservativen Staatsmann auch sein mag, allem Anschein nach der Aufführung der „Weber" im Deutschen Theater beigewohnt. Er hat gesehen, wie die hungernden Weber, aufgestachelt zum Theil durch das trutzige Weberlied, zum Theil aber auch durch die Anforderungen moderner dramatischer Technik, in der guten Stube des menschenfreundlichen Fabrikanten Dreißiger Revolution machten und alle die kostbaren Möbel, den Stolz der wackeren Madame Dreißiger, kurz und klein schlugen. Und Herr v. Köller ist Staatsmann. Er ist einer der obersten Vertreter der Staatsgewalt, deren vornehmste Aufgabe es ist, die Integrität der Tische, Sessel und Sophas in den Salons der Dreißiger und Konsorten zu gewährleisten. Es kann daher gewiß nicht auffällig erscheinen, wenn er gegen revolutionäre Lieder eine starke Abneigung hegt und dabei fest überzeugt ist von der Möglichkeit, daß durch schlechte Verse und unreine Reime ganz Deutschland an den Rand des Abgrundes gedrängt werden kann. . . .

Während man also im Reichstage auf den verschiedenen Seiten des Hauses bemüht war, der öffentlichen Meinung alle Mächte des Umsturzes, deren man irgend habhaft werden konnte, vor Augen zu führen, hat man es leider fast ganz und gar verabsäumt, auf andere, viel näher liegende umstürzlerische Faktoren hinzuweisen, deren Einfluß sicher auch nicht zu unterschätzen ist.

Fiat justitia, pereat mundus! — heißt die Losung unserer Juristen, denen die Entscheidung über des Volkes heiligste Interessen, denen die Rechtsprechung anvertraut ist. Von dieser Devise scheint man sich ganz besonders den zweiten Theil, das pereat mundus! zu Herzen genommen zu haben. Urtheile werden nämlich gar häufig in unseren Gerichtssälen gefällt, die jedem rechtlich denkenden Menschen das Blut in den Adern zum Sieden bringen, und die einem sein Vaterland liebenden Manne die Röthe der Scham und des Schmerzes ins Antlitz treiben. Mögen die Vertheidiger der bestehenden Zustände dagegen vorbringen, was immer sie wollen und können, sie werden doch nicht länger die beschämende Thatsache zu bemänteln und zu vertuschen im Stande sein, daß in politischen oder auch nur von ferne die Politik streifenden Prozessen die unparteiische, auf rein sachlichen Erwägungen beruhende Rechtsprechung schon manchmal verdrängt wird durch eine im schlimmsten Sinne tendenziöse „Rechtspflege".

An Beweisen für die Richtigkeit dieser Behauptung fehlt es nicht. Erst am 26. September vorigen Jahres gelangte vor der 137. Abtheilung des Berliner Schöffengerichtes ein Fall zur Verhandlung, der nach dieser Richtung hin ganz besonders bezeichnend gewesen ist. Ein 17jähriger Bursche Namens Sczcodry, seines Berufes Vergoldergehülfe, hatte sich durch den Besuch anarchistischer Versammlungen der Polizei verdächtig gemacht. Eine bei ihm vorgenommene Haussuchung ergab, daß der junge Mensch, dem eine strafbare Handlung nicht nachzuweisen war, sich im Besitze eines scharfgeschliffenen Dolches, eines Gummischlauches und einer Anzahl anarchistischer Druckschriften befand. Der Besitz des Dolches belastete ihn in den Augen der Polizei ganz besonders; denn damit konnte er, nach der bekannten Polizeilogik, doch nur ein Attentat verüben wollen, obwohl es manchmal ja auch vorkommen soll, daß ein Arbeiter sich solch eines Mordinstrumentes zu allerhand verdächtigen Manipulationen mit Brot, Wurst, Speck, Käse und anderen Geheimmitteln aus dem Bereiche der Küchenchemie zu bedienen pflegt. Wegen des Dolches und vielleicht auch wegen des Gummischlauches, den er ja unter Umständen einem behördlich patentirten „Achtgroschenjungen" entwendet haben konnte, um den Staat der letzten zuverlässigen

Stütze zu berauben, wurde Sczcodry sofort in Untersuchungshaft genommen. Schließlich ließ sich aber aus dem Fall beim besten Willen doch nicht viel machen. Sczcodry war nämlich nichtswürdig genug, obwohl er zugab, daß er durch den Besuch anarchistischer Versammlungen sich mit den anarchistischen Theorien habe befreunden wollen, dennoch jegliche Attentatsabsicht entschieden in Abrede zu stellen. Den Dolch wollte er nicht gekauft, sondern auf dem Gesundbrunnen gefunden haben. Nun war zwar der Vertreter der Anklagebehörde, ein Herr Strehler, überzeugt, daß der junge Mann den Dolch gekauft und nicht gefunden habe, trotzdem aber wurde gegen ihn auf Grund seines gänzlich unglaubwürdigen Geständnisses die Anklage wegen Fundunterschlagung erhoben, da man ihn sonst ja ganz frei hätte ausgehen lassen müssen. In der öffentlichen Schöffengerichtsverhandlung erklärte der Amtsanwalt Strehler ausdrücklich, er sei fest überzeugt, daß Sczcodry sich der Fundunterschlagung nicht schuldig gemacht, sondern den Dolch käuflich erworben habe; das hielt den pflichteifrigen Beamten aber nicht ab, auf Grund des vorliegenden Geständnisses, von dessen Falschheit er tief durchdrungen war, eine exemplarische Bestrafung des Angeklagten von dem Gerichtshof zu fordern, mit dem Hinzufügen, daß derartige unreife Burschen mit ihren verworrenen anarchistischen Ideen als äußerst gemeingefährlich erscheinen müßten. Und es ließen sich in der That die Schöffen und der vorsitzende Richter durch diese rein politische Erwägung, die mit dem Prozeßfalle nicht das Mindeste zu thun hatte, bewegen, den Beschuldigten, von dessen Unschuld sie nach den Ausführungen der Staatsanwaltschaft überzeugt sein konnten, antragsgemäß zu einem Jahr Gefängniß zu verurtheilen, bloß weil er anarchistische Versammlungen besucht und in Folge dessen anarchistischer Gesinnung verdächtig war. Es handelte sich also hier um einen Tendenzprozeß allerschlimmster Art, der unserer Rechtsprechung und dem Geiste, von dem sie stellenweise schon durchseucht ist, wahrlich keine Ehre macht.

Am Sonnabend ist nun dieser Fall vor der Strafkammer als Berufungsinstanz abermals zur Verhandlung gelangt, die nun zur Frei-

sprechung des Angeklagten führte, da er diesmal den Nachweis erbrachte, daß er den Dolch gekauft und nicht gefunden habe. Er hatte in der Schöffengerichtsverhandlung lediglich aus Angst die Thatsache des Kaufes in Abrede gestellt, weil er befürchtete, man könne ihn wegen irgend welcher verbrecherischen Absichten zur Rechenschaft ziehen. Zufällig mußte diesmal Herr Dr. Benedix selbst, der schon der ersten Verhandlung vor dem Schöffengericht zu seiner Information beigewohnt hatte, die Freisprechung des Angeschuldigten beantragen. Dieser hat nun, obwohl schon nach den Ergebnissen der ersten Verhandlung an seiner Unschuld nicht gezweifelt wurde, dennoch mehrere Monate im Gefängniß zubringen müssen, weil er — für die anarchistischen Theorien einiges Interesse bekundet und sich dadurch in verhängnißvoller Weise verdächtig gemacht hatte.

Fälle wie dieser sollten von der Presse denn doch etwas eingehender und ernster gewürdigt werden, als thatsächlich geschieht. Aber es will sich Niemand die Finger verbrennen. Und so bleiben denn leider häufig genug Vorgänge unerörtert und ungerügt, welche ganz geeignet wären, die Frage nahe zu legen, ob den thatsächlich nur im sozialdemokratischen und anarchistischen Heerlager die Mächte des Umsturzes zu suchen sind. Eine Gesetzesvorlage zur Bekämpfung derjenigen Vertreter umstürzlerischer Tendenzen, die, durch politische Leidenschaft verblendet, das festeste Bollwerk des Staates, das Vertrauen in die Unparteiischkeit der Rechtsprechung, untergraben, wäre jetzt mehr als je am Platze. K. Sch.

Die Relativität politischer Begriffe.

Der Modephilosoph Nietzsche gab das Schlagwort aus: „Die Umwerthung aller Werthe.“ Das soll heißen, die Moderne betrachte gut und bös, Recht und Unrecht von einem neuen Gesichtspunkt, nach dem Lied der Macbeth'schen Hexen: „Schön ist häßlich, Häßlich schön.“ Das klingt sehr bestechend, scheint aber nur ein blendender Sophismus. Jedes Jahrhundert seit Anbeginn hat die Begriffe vorhergehender Zeiten umgewandelt, da schon der alte griechische Denker erkannte, daß „Alles fließt“. Die neuen Werthe wurden dann wieder gleichfalls umgestoßen, und um eine „Umwerthung“ handelt es sich gar nicht, sondern nur um die Relativität aller Werthe. Die alte Pilatusfrage „Was ist Wahrheit?“ behält ewig Recht, das Neuere ist darum noch nicht das Bessere. Wenn also heut der Sozialismus brünstig glaubt, er verkörpere nun wirklich den Werth aller Werthe, die endlich gefundene Heilswahrheit, so sollte die Geschichtsbetrachtung lehren, daß es etwas Festes, eine gültige Wahrheit, überhaupt nicht giebt. Jeder politische Glaube ist auch nur ein Aberglaube, ein Vorurtheil.

Man meint gewöhnlich, daß der Protestantismus die religiöse Duldung und freie Forschung verfochten und so der Freiheit eine Gasse gebrochen habe. Aber die Calvinisten in Schottland und Genf, die Lutheraner in Schweden verpönten jede echte Wissenschaft und verfolgten jeden Andersgläubigen nicht minder als die Katholiken. Es bedurfte der ganzen Autorität Cromwells, um die Puritaner von Verfolgung der Papisten und Juden abzuhalten. Der Geist der Unduldsamkeit nahm bei den französischen Hugenotten gehässigste Formen an. Kaum durften sie nach dem Edikt von Nantes und durch Richelieus geniale Versöhnungspolitik aufathmen, als sie mit seltener Unverschämtheit überall die Katholiken angriffen und in La Rochelle eine feste Burg des Hochverraths errichteten. Als La Rochelle ihrem wilden Fanatismus entrissen wurde, zürnten sie immer noch dem milden Sieger, als er in der eroberten Stadt die freie Ausübung ihrer Religion den katholischen Mitbürgern gestattete. Freilich stoßen wir hier gleich auf eine historische Thatsache, die allen Anhängern von „Umsturzgesetzen“ zu denken geben sollte. Man hat bezweifelt, daß die Sozialdemokratie durch das Ausnahmegesetz gewachsen und durch Aufhebung desselben wesentlich erschlafft sei. Hier nun liefern die Hugenotten den erstaunlichsten Beweis für die Stärkung jeder Partei durch ihre Bekämpfung. Unaufhörlich verfolgt, vermehrten sie sich unaufhörlich; nach dem Toleranzedikt von Nantes hingegen verminderten sie sich fortdauernd an Zahl und

Ansehen, vollends als Richelieu ihre Häupter „regierungsfähig“ machte und sie zu allen Staatsämtern zuließ.

Nun knüpfen wir gleich an dies historische Beispiel eine befremdliche Betrachtung: daß nämlich das so viel freiere englische Volk, dessen politischer Werth allen Freisinnigen als unfehlbar galt und gilt, erst in unserm Jahrhundert sich zu ähnlicher Toleranz aufschwang. Es kostete harte Kämpfe, ehe in Großbritannien die Emanzipation der Katholiken durchgesetzt wurde. Es muß also mit dem absoluten Werth der englischen Freiheit nicht so weit her sein, da eine einfache Forderung der Gerechtigkeit dort viel länger auf sich warten ließ, als in dem bigott katholischen Frankreich. Wir müssen vermuthen, daß eine gerecht abschätzende Werthbestimmung für die politische Entwickelung der Engländer und Franzosen schwanken wird, daß ihre beiderseitigen Begriffe von Freiheit nur relative waren. Die Engländer spotteten über die monarchische Gesinnung ihrer Nachbarn unter den Bourbons. Aber diese Anbetung des Königthums zog ihre Hauptnahrung aus der französischen Eitelkeit und dem Klassenhaß, da dem Volke die gemeinsame Unterwerfung aller Stände unter seinen Kronrepräsentanten schmeichelte, der zugleich den Chauvinismus mit Gloire beschenkte. Daher meinte Horace Walpole treffend: „Die Franzosen lieben in ihren Königen sich selbst.“

Wenn also der englische Bischof Burnet trocken schrieb: „Das Volk ist nicht für den Fürsten, sondern der Fürst für das Volk da“, so erregte eine so barbarische Unbotmäßigkeit in einem Lande Grauen, wo noch Ludwig XV., der Pompadour-Louis, durch Handauflegen die Skropheln heilen wollte und dies göttliche Vorrecht sich noch durch Atteste bestätigen ließ! Aber ehe man die Franzosen belächelt und für die englische Verfassung schwärmt, beobachte man die bigotte kirchliche Vornirtheit unter Georg III. und dagegen den baldigen Reformeifer der antiklerikalen französischen Regierung, die weit überlegene Bildung des französischen Adels im Vergleich zu den englischen Tories. Wenn man bedenkt, was zur Zeit vor und bei der französischen Revolution in England möglich war, und die reißende Schnelligkeit dieser Umwälzung mit jener stumpfsinnigen Reaktion vergleicht, so sollte man am Wesen beider Völker irre werden. Das ist jedoch nur scheinbar. Die Revolutionen werden in Frankreich durch den großen Einfluß der Literatur ermöglicht, da bei diesem geistreichen Volke Niemand als unreif und ungebildet zurückbleiben will, besonders wenn das Konservative dem Fluch der Lächerlichkeit verfällt. Das innerlich konservative und bourgeoise Wesen der französischen Gesellschaft kommt aber immer wieder zum Vorschein, durch jede Drapirung von Staatsformen hindurch. Zehn Tage nach dem Bastillesturm erließ die siegreiche Bourgeoisie eine Verordnung, wonach die Buchdrucker die Verantwortung für jedes Flugblatt tragen sollten, das von Schriftstellern „sans existence connue“, d. h. ohne notorisch bekannte Subsistenzmittel, verfaßt sei! So wird das gebildete Proletariat sofort mit einem Fußtritt bedacht, nachdem es dem Kapitalismus die Alleinherrschaft erobern half. Damals wurde auch die demüthige Petition der Juden um Verleihung des Bürgerrechts einstimmig abgelehnt:

nur ein Einziger unterstützte den Antrag, der unbekannte Robespierre. „Die Laster der Juden," sagt er, „sind eine Folge ihrer Erniedrigung. Sie werden gute Menschen werden, sobald es ihnen nützt, es zu sein." 1791 ging die gleiche Petition, dies Mal in energischem Tone vorgetragen, einstimmig durch, denn die Revolution arbeitete mit Fiebereile, wie dies dem gallischen Temperament entspricht, und stieß natürlich Alles um, was dem geistigen Freiheitsbegriff widersprach. Die langsamen Engländer hingegen, schwerfällig ihr Interesse hin und her erwägend, öffneten den Juden erst nach Mitte unseres Jahrhunderts das Parlament. Sie hielten auch fest an der konstitutionellen Monarchie, die ja in keiner Weise ihre Interessen schädigte, während Frankreich den Druck des zweiten Kaiserreichs mit Gründung einer endlich feststehenden Republik beantwortete. Demnach könnten die Franzosen als die Fortgeschritteneren erscheinen. Aber genaueres Zusehen zeigt auch hier wieder die Relativität aller politischen Begriffe. Erst 1560 wurde in Frankreich das letzte Turnier abgehalten; das spricht Bände für das dortige Festwurzeln des Feudalsystems und seiner schimmernden Eitelkeiten. Die germanische Zanksucht steckte noch in diesem fränkischen Adel, und so sah die Krone sich genöthigt, ein zentralistisches System einzuführen. Dies ermöglichte allerdings ein Zusammenraffen aller Kräfte durch die Einheitsmonarchie, um dem Ausland, besonders dem zersplitterten Deutschland, zu imponiren. Was Ludwig XI., Richelieu, Ludwig XIV. angebahnt, erbten die jakobinische Schreckensherrschaft und Napoleon. Aber was gegen das Ausland stärkte, schwächte im Innern. Das System blieb bis heute bestehen und wuchert fort. Diese französische Zentralisation, die jede Selbstbestimmung der Gemeinden unterdrückt, ist u. A. von Tocqueville und Bulwer scharf beleuchtet worden. Das Ueberhandnehmen unnützer Civilbeamten, die sich z. B. 1850 auf 807000 beliefen, hängt damit zusammen. Jeder Präfekt hat Machtbefugnisse, wie wir sie in Deutschland, dem angeblichen Lande der Bureaukratie, uns nie gefallen ließen. Wer daher über unseren föderativen Partikularismus klagt, sollte auch die Schäden eines zentralistischen Systems bedenken, wo über der Einheit der Staatsgewalt jede Selbstständigkeit der einzelnen Glieder verloren geht.

Dem gegenüber war „Selbstregierung" immer die Lieblingslosung des englischen Gemeindelebens. Hier reifte also der Freiheitsbegriff gesünder heran, als in dem relativen Gleichheitsstreben der französischen Demokratie, wo an die Stelle von Hof und Adel einfach die Bureaukratie getreten ist. Aber auch die englische Selbstregierung hat nur relativen Werth, denn sie und die Parlamentswirthschaft hindern andererseits die englische Großpolitik. Einen offiziellen Staat giebt es ja eigentlich im britischen Reiche nicht, sondern nur eine gesetzgebende Behörde, deren Majorität während der Dauer ihrer Herrschaft exekutive Funktionen an Minister und deren Unterbeamten verleiht. Es liegt auf der Hand, wie ein solches zentrifugales System, das sich in die Angelegenheiten der Gemeinden und sonstigen Einzelglieder des Reichs nicht einmischen darf, die Kraft nach außen hin schwächen muß. Sollte daher England je in ernste Händel verwickelt werden, so müßte dieser vielgerühmte Begriff Selbstregierung sich bitter rächen. Allerdings entspricht

er dem Nationalcharakter. In keinem anderen Lande würde man so gelassen das irische Home Rule und die wahrscheinliche Unabhängigkeitserklärung der Kolonien hinnehmen. Jeder Zwang, jede Abhängigkeit mißfällt diesen Insulanern, von denen Jeder selbst eine Insel bildet. Die erste Steuer auf persönliches Eigenthum, die je in England erhoben wurde, stammt erst aus dem Jahre 1166, nämlich zum Zweck eines Kreuzzuges. Nur solch' populärer Vorwand ermöglichte die Ausführung. Der Brite ist geborener Individualist. Individualismus und Kollektivismus, der sich heut Sozialismus nennt, behaupten beide, die wahre Freiheit gepachtet zu haben, und doch sind beide Gegensätze nur relativ. Philosophisch betrachtet, kann sich das Ich-Gefühl im menschlichen Selbstbewußtsein nicht wohl entwickeln ohne den Gegensatz eines Du. Niemand kann seine Eigenart, seine Ueber- oder Unterlegenheit empfinden, ohne andere ihm ähnliche Wesen, an denen er sich messen kann. Der Begriff des Rechts und der Freiheit entsteht daher nur durch eine Vergleichung desselben mit denjenigen Zuständen, die man als Unrecht und Unfreiheit erkennt. Da diese Zustände aber wechseln, so ist auch der Freiheitsbegriff ein wechselnder und jede Verfassung ist etwas Fließendes, nichts Festes.

„Ordnung" war ein Lieblingswort Napoleons, aber er selber stiftete die größte revolutionäre Unordnung. Und so haltlos ist der Ordnungsbegriff, daß selbst der katholische Priester Lamennais, als er seinen naiven Versuch einer neuen liberalen Theokratie gescheitert sah, sich in einem bitteren Briefe gegen die römische Geistlichkeit über das ereiferte, „was sie Ordnung nennen."

Durch die Befreiung des Gedankens emanzipirt sich das Individuum, das ist ein logischer Schritt. Aus der religiösen folgt die politische Befreiung, letztere aber führt in ihren Konsequenzen bei weitem über den bürgerlichen Verfassungsstaat hinaus, wo das Individuum sich immer noch bevormundet fühlt. So kam denn schon Rousseau zu durchaus anarchistischen Tendenzen. Die Gesellschaft ist immer noch ein Zwang für den Einzelnen, und Ibsen sagt logisch: „Am stärksten ist der, der allein steht." Rousseau scheut nicht vor der Schlußfolgerung zurück, daß man sich keinem Staatsvertrag zu unterwerfen brauche, in den man nicht persönlich einwilligte! Aehnlich dachte sogar unser Kant. Der hohe Begriff der Freiheit, der allen fortschrittlichen Parteien vorschwebt, hat also nur relativen Werth, da er in seiner konsequenten Durchdenkung unweigerlich zur Befreiung des Einzelnen von allen beschränkenden Gesetzen führen müßte. Selbst Rousseau fühlte wohl, daß die Souveränität des Ichs nur im Reich der Träume bestehen könne, und stellte ihr daher die „Volkssouveränität" entgegen. Dieser Begriff wurde nun das Feldgeschrei der modernen Demokratie. Prüfen wir ihn aber näher, so stellt sich seine Relativität heraus. Die Volkssouveränität kann offenbar nur beruhen auf dem Beschluß der Mehrheit, die selten aus der intelligenteren Hälfte sich zusammensetzen wird. Deßhalb haben der Legitimismus und die Kirche diesen Begriff ausgebeutet, wenn er zu ihren Zwecken paßte. Lamennais sagte bündig: „Die Autorität ist nur die allgemeine offenbarte Vernunft. Wehe dem Einzelnen, der sich absondert!"

Er wollte hiermit die unfehlbare Autorität der Kirche und des Königs aus dem Vorurtheil der Masse ableiten. Jeder Aberglaube könnte demgemäß die Offenbarung der Vernunft des Gesammtvolkes sein! Darum ist Jeder unvernünftig, wer eine Autorität, auch wenn sie auf der göttlichen Ordnung der Unbildung und Knechtschaffenheit fußt, zu bezweifeln wagt! Nun, diese naive Auffassung könnte ja gerade der Sozialismus für sich in Anspruch nehmen, dessen Massenmehrheit also die Autorität der geoffenbarten Vernunft darstellen müßte! So verfängt sich jedes politische Dogma in seiner eigenen Schlinge. Auf die Volkssouveränität berief sich auch Louis Napoleon in seinem Bauern-Plebiszit, als seine Regierung thatsächlich schon von allen maßgebenden Volksschichten verurtheilt war. Mehrheitsbeschlüsse beweisen gar Nichts! Auf die Souveränität des Ichs beruft sich das absolutistische Gottesgnadenthum so gut wie der Anarchist. Alle Begriffe sind nur relativ, und es giebt nur eine empirische Wahrheit: Der Stärkere hat Recht. Wer ist das heut?!

Karl Bleibtreu.

Die soziale Aufgabe der Bibliotheken.

In unserer Zeit, wo die soziale Frage in allen Verhältnissen mit Recht eine so wichtige Rolle spielt, muß im allgemeinen Interesse Alles geschehen, was zu einer sachgemäßen Lösung derselben beizutragen vermag. Wenn nun im Folgenden untersucht werden soll, was die Bibliotheken in dieser Hinsicht für eine Aufgabe haben, mag das vielleicht zunächst gesucht erscheinen. Ich denke jedoch, soweit es im vorgeschriebenen Rahmen möglich ist, zu beweisen, daß auch hier durchaus nicht Alles so ist, wie es sein sollte, daß nämlich große Theile der Bevölkerung, besonders bei uns in deutschen Ländern, thatsächlich eigentlich keinerlei Gelegenheit oder Anregung zu einer Bibliothek-Benutzung haben, obwohl eine solche, entsprechend gehandhabt, ideell und materiell mächtig fördernd wirkt. Daß es sich aber bei der sog. sozialen Frage keineswegs nur um materielle Interessen handelt, darf wohl als ausgemacht gelten. Wie sie aus den bestehenden Verhältnissen von selbst erwachsen mußte, so kann auch nur eine den thatsächlichen Bedürfnissen nach Möglichkeit rechnungtragende Reform auf den betreffenden Gebieten wirklich Besserung bringen.

Was kann und soll das große Publikum aus den Bibliotheken für einen Gewinn erzielen?

Durch Lektüre und Studium geeigneter Werke muß Jedermann die zum Leben nothwendigen Kenntnisse, welche er in der Schule erworben, nicht bloß immer wieder auffrischen, sondern auch zeitgemäß ergänzen. Bedenken wir nur, wieviel Zeit, Geld und Mühe für die verschiedenen Schulen bei uns aufgewendet werden, dann werden wir gerne zugeben, daß die verhältnißmäßig geringeren Anforderungen an Zeit, Mühe und Geld unter keinen Umständen gescheut werden dürfen, um das Erlernte zu erhalten und im Leben zu verwerthen. Ohne geeignete Lektüre aber fällt es zum großen Theil ganz der Vergessenheit anheim. Ueberdies giebt es in unserer Zeit soviel Neues und verändern sich gewisse Sachen so schnell, daß man immer ein Bißchen etwas thun muß, wenn man nicht da und dort schwere Lücken in seinen Kenntnissen aufkommen lassen will. Wer aber sollte sich mit dem Dürftigsten begnügen, wo es soviel des Wissenswerthen giebt? Wer in unserer großen, vielseitigen Zeit das Leben nach seinen mannigfaltigen Richtungen verstehen und ausnützen lernen, wer halbwegs zu den Gebildeten gerechnet werden und mit diesen sich aussprechen, ja, wer nur irgend eine Zeitung oder Zeitschrift mit selbstständigem Urtheil lesen können will, muß heutzutage nothwendig auf den verschiedenartigsten Gebieten eine gewisse Kenntniß besitzen. Das lernt man weder auf den mittleren und höheren Schulen Alles, noch kann man es daselbst lernen, viel weniger, wer nur die Volksschulen zu besuchen Gelegenheit hat; das muß sich Jeder durch privaten Eifer im praktischen Leben und nicht zum wenigsten durch fleißige Lektüre

nach und nach selbst aneignen. „Vielbelesene" Leute erkennt man meist sehr bald im Gespräch.

Wer aber möchte bezweifeln, daß man sich durch gute Bücher auch direkt in seinem Berufe vorwärts bringen kann? Haben wir nicht viele Beispiele aus der Geschichte und aus unserer Zeit von Leuten, die, aus den ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangen, ohne weitere Schulen durchgemacht zu haben, allein durch Bücher, die oft nicht einmal die vorzüglichsten waren, in ihrer freien Zeit sich Kenntnisse und Fertigkeiten erworben haben, die sie später befähigten, mit den Besten ihres Faches zu wetteifern und sich von den untersten Stellungen zu den höchsten heraufzuarbeiten?

Nehmen wir z. B. an, der Sohn einfacher Eltern kommt von der Volksschule weg zu einem Schlosser in die Lehre. In den freien Stunden des Abends oder am Sonntage liest er, was er sich an Büchern nur verschaffen kann. Bei seiner Gewissenhaftigkeit merkt er bald, wie wenig er eigentlich weiß, wie Vieles ihm bei seiner Lektüre ganz oder halb unverständlich bleibt. Wo er die Möglichkeit hat, sucht er nach Aufklärung. Der Meister gewinnt den strebsamen Jungen lieb und hilft ihm, wo er kann. Angeregt und voll Eifer für sein Fach, wie der kleine Schlosserlehrling einmal ist, studirt er besonders gerne Werke über Technik, die er aus der Fortbildungsschule oder dem Gewerbeverein entlehnt bekommt. Da er in der Werkstätte ebenso fleißig ist, wird er bald zum ausgelernten Gesellen erklärt. Er wird später, durch mehrere im Gewerbeverein oder in einer Ausstellung prämiirte Arbeiten bekannt geworden und gut empfohlen, Vorarbeiter, Leiter oder gar Inhaber eines größeren technischen Geschäftes und ist auch gesellschaftlich in den besseren Bürgerkreisen der Stadt hochangesehen. — Der Kaufmann, der Landwirth, der Lehrer, der Arzt können sich durch Ausbildung in ihren betreffenden Wissenschaften neben der Praxis auch wesentlich durch entsprechende Bücher fördern. Daß für die mehr geistigen Berufsarten die Bücher zum nöthigsten Handwerkszeug gehören, und wie Viele sich gerade in diesen Kreisen durch eigenstes Privatstudium ohne fremde Beihülfe in die Höhe schwingen, braucht nicht weiter dargelegt zu werden.

Aber auch in ethischer Hinsicht ist die Bedeutung der Lektüre nicht zu unterschätzen. Neben geselliger Unterhaltung und Wanderung in der freien Natur müssen wir in dem Lesen schöner Bücher einen der höchsten und reinsten Genüsse erkennen, die uns das Leben überhaupt zu bieten im Stande ist. Freilich muß es eine gesunde Lektüre sein und muß in der richtigen Auswahl und im richtigen Maße gekostet werden. Die schlechten Bücher zu verdrängen, ist — nebenbei bemerkt — eine wesentliche Aufgabe der Volksbibliotheken. Die fragliche Art des Vergnügens ist, rein menschlich und sozial genommen, um so wichtiger, als sie ohne größeren Aufwand von Mitteln auch den Aermsten zugänglich gemacht werden kann, und weil sie überdies von anderen, oft verderblichen und kostspieligen Vergnügungen und vom Müßiggang abhält und in jedem Falle auch sittlich erhebend und befreiend wirkt, den Gesichtskreis erweitert und im Urtheil und Charakter

selbstständiger macht. Selbstdenkende Männer aber sind es vor Allem, die wir heutzutage mehr als je im politischen und sozialen Leben brauchen, und Männer von festem Charakter. Nehmen wir an, es würden nach und nach immer mehr von den Leuten, die jetzt so häufig fast ihre ganze freie Zeit und ihre Einnahmen im Wirthshause verbrauchen, wodurch sie noch obendrein zu allem möglichen Anderen verführt und zum Arbeiten untüchtig werden, durch Gelegenheit und Anregung zur Lektüre veranlaßt werden, ihren Wirthshausbesuch auf ein berechtigtes Maß zu beschränken, was würden sie dadurch allein schon geistig und sittlich, sowie auch materiell gewinnen, was gäbe das für einen Fortschritt?

Wie steht es nun mit dieser Gelegenheit und Anregung zur Lektüre? Es kann nicht verschwiegen oder beschönigt werden: vielfach liegt da gar keine vor, und zwar sind wir in dieser Hinsicht besonders in Deutschland merkwürdiger Weise beträchtlich hinter anderen Nationen zurückgeblieben. Große, alte, wissenschaftliche und Fachbibliotheken haben wir so viele und gute, daß wir auf unsere Leistungen, wie die Bibliothek-Ausstellung in Chicago gezeigt hat, mit Recht stolz sein können. Allein, was uns fehlt, resp. nur an einzelnen Orten oder in bescheidenen Anfängen vorhanden ist, das sind für das große Publikum eingerichtete Volks-Bibliotheken.

In dem 1893 erschienenen „Adreßbuch der deutschen Bibliotheken" sind nur 74 Stadtbibliotheken aufgeführt, worunter noch dazu mehrere sind, die nicht vermehrt oder zunächst bloß von den Gemeindebeamten benutzt werden. Einige haben großen Umfang und Werth; 20 weisen einen Bestand von 50000 und mehr Bänden auf. Die größeren gehören zum Theil den freien Reichsstädten an, wo sie die Stelle der Staatsbibliotheken vertreten. Wenn wir nun auch wissen, daß in dem oben genannten Handbuche, wo es in erster Linie auf die wissenschaftlichen Büchersammlungen abgesehen ist, die städtischen Bibliotheken keineswegs vollständig aufgezählt, daß gewiß in vielen anderen Orten noch solche vorhanden sind, so bleibt es doch unbestreitbare Thatsache, daß die Gemeindeverwaltungen in Deutschland in dieser Hinsicht mit verhältnißmäßig sehr wenigen Ausnahmen bis jetzt nicht Viel oder gar Nichts gethan haben.

Freilich finden sich gerade in Deutschland in so vielen Städten höchst ansehnliche staatliche Bibliotheken, daß ein Bedürfniß nach eigenen gemeindlichen Büchereien nicht zu bestehen scheint.*) Allein giebt es etwa doch noch mehr Orte und dabei auch größere Städte, in denen gar keine halbwegs öffentliche Bibliothek vorhanden ist, so kommen anderwärts die vorhandenen nach den bisherigen Einrichtungen für das große Publikum meist kaum in Betracht.

Die weitverbreiteten Lesevereine bieten nur den zahlenden Abonnenten für gewöhnlich Zeitschriften. Die ganz in den Dienst des Volkes gestellten Volks-Bibliotheken aber, welche Gemeindeanstalten oder Eigenthum von Volksbildungsvereinen sind, werden bis jetzt nur an wenigen Orten und da

*) In dem obigen Adreßbuche sind 96 Bibliotheken aufgeführt, die 50000 und mehr Bände ihr eigen nennen; 51 mit 100000 oder mehr, 24 mit 200000 oder mehr; 14 mit 300000 oder mehr und 8 mit 400000 oder mehr Banden.

oft nur in ungenügender Weise gepflegt. England und Amerika sind die Musterstätten für Volksbibliotheken. In Amerika, wo die Bildungs- wie verschiedene andere Institute überhaupt vielfach durch Privatmittel unterhalten werden, sind Stiftungen von 100000, von 1000000 und mehr Mark für solche Zwecke wahrlich keine Seltenheit. In England und Amerika giebt es sogar eine eigene Bibliothek-Steuer. Wer sich darüber wie über Volksbibliotheken im Allgemeinen unterrichten will, findet in Ed. Reyers „Entwickelung und Organisation der Volksbibliotheken"*) interessante Zusammenstellungen und vielfache Anregung.

Was wir also nach dem Gesagten vorschlagen möchten, wäre in der Hauptsache Folgendes: der Staat sollte anordnen und dafür sorgen, daß diese Anordnungen auch in der Praxis bethätigt werden, daß nämlich alle seine Büchersammlungen, soweit es nur die Mittel und die Rücksicht auf den nächstliegenden Benutzerkreis möglich machen, auch der Gesammtheit zugute kommen. Es muß nicht bloß an Ort und Stelle, sondern auch in der Verleihung nach auswärts mit thunlichster Liberalität vorgegangen werden, wenn auch dadurch mehr zu Grunde geht, als bisher. Daß die vorhandenen Bücherschätze benutzt werden und Nutzen stiften, muß überall als oberster Grundsatz gelten. Durch Verwendung der noch vielfach unbenutzt liegenden Doubletten, welche sogar häufig nur im Wege stehen, sowie durch Bewilligung kleiner Geldzuschüsse könnten noch in vielen Provinzialstädten kleine Bibliotheken ins Leben gerufen werden.

Die Pflichtexemplare, welche zweifach abgeliefert werden, sollten in dem zweiten Exemplar an die betreffenden Fachbibliotheken abgegeben werden, wo dieselben allein am Platz sind, während das erste nothwendig der Zentralbibliothek des Landes oder der Provinz verbleiben muß, damit an einer Stelle die sämmtlichen bezüglichen Veröffentlichungen vereinigt werden.

Durch geeignete Einrichtung von Schulbibliotheken könnte auf dem Lande Manches erreicht werden, was auch den Erwachsenen willkommen wäre.**) Nebenbei bemerkt wäre es nicht zu unterschätzen, wenn durch gelegentliche Vertheilung guter Bücher an fleißige Volks- und Fortbildungsschüler da und dort der Grund zu einer Haus- und Familienbibliothek gelegt würde.

Da aber der Staat allein nicht Alles leisten kann, sollte auch in dieser Hinsicht die Gemeinde und die Privatthätigkeit ergänzend und fördernd eingreifen. Wo nicht bereits irgend eine anderweitige Gelegenheit zur Lektüre gegeben ist, haben die Gemeindeverwaltung und die Bemittelteren geradezu die Pflicht, eine solche nach den jeweiligen Verhältnissen zu schaffen.***) Auch der Wohlhabendere ist im Allgemeinen nicht in der Lage oder doch nicht geneigt, alles Das an Büchern persönlich zu erwerben, was er vielleicht gerne lesen würde, wenngleich er sich leichter helfen kann. So

*) Leipzig 1893. Wilhelm Engelmann.

**) Ueber „Dorfbibliotheken" lese man die Zeitschrift „Der Bildungs-Verein" in Berlin vom 21. März 1894.

***) In Berlin hat sich vor Kurzem erst ein „Komitee zur Errichtung von Volksbibliotheken in den Vororten Berlins" gebildet.

wird durch eine öffentliche Bibliothek dem Bemittelten und Unbemittelten geholfen und zugleich eine hohe Kulturaufgabe erfüllt. Es brauchen keineswegs überall große Bibliotheken zu erstehen, wenn nur gute Bücher vorhanden sind und möglichst zweckentsprechend verwaltet werden. Wenn nur wenigstens überall etwas in dieser Richtung geschehen würde! Der gute Erfolg, der sich nach und nach in immer höherem Maße zeigen würde, müßte von selbst zur weiteren Ausbildung der Sache führen.

Die Einrichtung wäre aber überall ganz den jeweils vorliegenden Verhältnissen anzupassen. Das Publikum müßte unter Umständen erst zur richtigen Benutzung herangezogen werden; wiederholte Mittheilungen in der Presse würden sicherlich anregend, möglichst vereinfachte Benutzungsweise für Jedermann und zu verschiedenen Zeiten, entgegenkommendes Benehmen seitens des Bibliothek-Personals und angenehmer Aufenthalt in den Bibliothek-Räumlichkeiten wesentlich fördernd dabei einwirken. Damit eine Büchersammlung den verschiedensten Volkskreisen zugänglich ist, muß sie zu verschiedenen Stunden, in der schlechteren Jahreszeit besonders auch an mehreren Abenden und des Sonntags geöffnet sein. Wie sie im Uebrigen ausgestattet und verwaltet werden sollte, wie überall auch mit geringen Mitteln eine solche geschaffen werden kann, dafür bietet der von der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung zu Berlin" bereits in 6. Auflage herausgegebene „Musterkatalog für Haus-, Vereins-, Volks- und Schul-Bibliotheken" werthvolle Anhaltspunkte.

Die Bibliotheken gehören neben den Schulen und anderen Anstalten zu den hervorragendsten rein menschlich, sozial und kulturell fördernden Hilfsmitteln. Wenn sie aber voll zur Geltung kommen und sich die darauf verwendeten Mittel richtig verzinsen sollen, müssen die Büchersammlungen allen Volkskreisen zugänglich gemacht werden; wo dies bei den vorhandenen nicht möglich oder zweckentsprechend scheint, müssen andere geschaffen werden. Denn alle Bürger tragen nach ihren Verhältnissen zu den öffentlichen Einrichtungen bei. Und je weniger es jemals möglich sein wird, daß alle Menschen einander gleichgestellt werden, um so mehr muß jeder Vorwärtsstrebende, der sich als befähigt ausweist, nach Möglichkeit in seinem Streben gefördert werden.

München. Dr. Chr. Rueppre
cht.



Hexenprozesse in Amerika.

In fast allen Religionssystemen der Menschheit begegnen wir einem bösen Prinzip, dessen Bestreben es ist, die Pläne der guten Gottheit zu durchkreuzen und ihr die Herrschaft streitig zu machen. Ein Mensch, der mit einer nach dem derzeitigen Stand der ärztlichen Wissenschaft unerklärlichen, unheilbaren Krankheit behaftet war, konnte den Ursprung derselben doch sicherlich nicht auf den Geist der Liebe zurückführen, als welcher in allen geläuterten Religionssystemen die Gottheit erscheint, sondern er mußte sich nach einer anderen Quelle des Uebels umsehen, und diese fand er dann in dem Teufel, der da beständig bestrebt war, Gottes Werke zu verderben. Auch für sonstiges Ungemach, sowie für alles Unerklärliche, das sich nicht auf göttlichen Ursprung zurückführen ließ, wurde eine solche Erklärung angenommen. Wie nun einst der biblische Zauberer Simon durch den Apostel Paulus überwunden wurde, so ist es stets eine der heiligsten Pflichten der Nachfolger dieses Apostels gewesen, den alten Beelzebub mit seinen Dienern und Anhängern mit christlichen Waffen zu bekämpfen und so das Heiligthum des Evangeliums zu retten. Und wenn es in früheren Zeiten an das Verfolgen ging, dann war die Kirche stets dazu bereit, besonders aber, wenn sie sich dazu stark und einflußreich fühlte.

Die Inquisition wurde in Deutschland nie so recht populär; eine andere Form derselben, nämlich die Hexenverfolgungen, wurden es leider um so schneller. Da nach der Bibel die Frauen auf Veranlassung des Teufels die Sünde in die Welt gebracht hatten und denselben nach Moses, den Propheten und Kirchenvätern etwas Unheimliches und Unreines anklebte und sie auch bei den alten Germanen als Priesterinnen aufgetreten und im Besitze heidnischer Weisheit gewesen waren, so galt es für eine selbstverständliche Sache, daß der Teufel immer noch einen großen Einfluß auf sie ausübte und sie wenigstens leichter als die Männer zur Ausführung seiner höllischen Pläne benützen konnte. Gegen die Weiber waren denn auch die hauptsächlichsten Verfolgungen gerichtet, und wenn sie nun die Frechheit hatten, zu leugnen, einem Feinde das Vieh behext zu haben oder auf einer

Ofengabel zum Hexensabbath geritten zu sein und an den ekelhaften Speisen des höllischen Abendmahles theilgenommen zu haben, dann sorgte die Folter, die Daumenschraube oder das Streckbrett dafür, daß sie willig Alles eingestanden, was man ihnen nur in den Mund legte.

Der Verfasser der „Cautio criminalis“ (Rinteln, 1631), nämlich der Jesuit und Dichter Graf v. Spee, dessen Haar durch den Anblick dieser Gräuel frühzeitig ergraut war, sagt mit seltener Offenherzigkeit: „Freilich schwöre ich, daß unter den Vielen, welche ich wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen begleitete, nicht eine war, von welcher man, Alles genau erwogen, hätte sagen können, sie sei schuldig gewesen; und das Nämliche theilten mir zwei andere Theologen aus ihrer Praxis mit. Aber behandelt die Kirchenobern, behandelt Richter, behandelt mich so, wie jene Unglücklichen, unterwerft uns denselben Martern, und Ihr werdet in uns Allen Zauberer entdecken.“

Dies war jedoch die Stimme des Predigers in der Wüste, und es wurde bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts lustig weiter gefoltert. Es war ungemein leicht, in den Geruch der Hexerei zu kommen. Wer fleißig, sparsam und genügsam war und es dadurch im Laufe der Zeit zu Etwas brachte, dem warf der Teufel das Geld durch den Schornstein ins Haus; wer hingegen sein Geld leichtsinnig verschwendete, mußte erst recht vom Teufel besessen sein. Wer die Kirche regelmäßig besuchte und eifrig auf Zauberei schimpfte, hatte sicherlich gewichtige Gründe, den Verdacht von sich abzulenken; wer das Hexenwesen bezweifelte, war ein strafwürdiger Verächter der Bibel und der geistlichen Obrigkeit.

Wer Morgens lange im Bette liegen blieb, hatte unstreitig in der vorherigen Nacht einer Hexenversammlung beigewohnt; wer bei der Anklage erschrak, hatte offenbar kein gutes Gewissen, und wer ruhig blieb und sich selbst durch die gräßlichsten Schmerzen der Folter kein Geständniß abzwingen ließ, dem stand einfach ein unsichtbarer Teufel bei. Von 1580—1680 wurden jährlich in Deutschland gegen tausend Hexen verbrannt, und England that sein Möglichstes, in dieser Hinsicht nicht hinter dem Kontinente zurückzubleiben.

Als sich König Jakob mit einer dänischen Prinzessin par distance hatte trauen lassen und sich die junge Frau auf der Reise nach England befand, wurde das Schiff von einem schrecklichen Sturme an die Küste Norwegens getrieben. Der König reiste ihr darauf nach und brachte sie im Frühjahr 1590 in seine Heimath. Daß eine Verschwörung gegen ihn bestand, welche ihn nicht in den Besitz seiner Braut oder Frau gelangen

lassen wollte, war eine nunmehr unbestreitbare Thatsache, und bald stellte es sich denn auch heraus, daß Dr. Finn, der berühmte Schwarzkünstler, mit zweihundert Hexen ein Komplott geschmiedet hatte, die dänische Prinzessin durch einen Seesturm am Landen zu verhindern. Die Uebelthäter wurden also schleunigst ins Gefängniß geworfen, und als nun eine der Hexen ein volles Geständniß ablegte und ihre nächtlichen Orgien beschrieb, da war Dr. Finns Schuld sonnenklar. Er wurde verbrannt, und seine zweihundert Hexen wurden auf andere Weise zu Tode gemartert. Innerhalb eines weiteren Jahres wurden noch sechshundert Hexen dem allgemeinen Aberglauben geopfert, denn die Königin Elisabeth hatte ein Gesetz unterzeichnet, welches die Hexerei mit dem Tode bestrafte. Als der erwähnte König Jakob 1603 den englischen Thron bestieg, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als jenes Gesetz zu verschärfen und auf Grund dieser neuen Verordnung, die hundertfünfzig Jahre lang in Kraft blieb, wurden dann die Hexen und Zauberer in England und dessen amerikanischen Kolonien prozessirt und verurtheilt.

Da nun in England der Hexenglaube allgemein war und sogar von obrigkeitlicher Seite gehegt und gepflegt wurde, so ist es sicherlich kein Wunder, daß er auch in den amerikanischen Kolonien seine Anhänger und wissenschaftlichen Vertheidiger und selbstverständlich auch seine Opfer fand.

Nicht Sucht nach Reichthum, Komfort und angenehmem Leben hatte die Puritaner in die Wildniß Amerikas getrieben, sondern vielmehr der Wunsch, von der Obrigkeit ungestört auf eigene Façon selig zu werden — ein Recht, das sie aber, da sie streng theokratischen Grundsätzen huldigten und sich im Besitz eines alleinseligmachenden Glaubens wähnten, den Anhängern anderer Sekten nicht zugestanden. Die Bibel war ihre alleinige Führerin und ihre spezielle Auslegung derselben galt für maßgebend. Wo sich aber blindgläubige und engherzige Menschen befinden, da stellen sich gewöhnlich auch Zauberer und Hexen ein.

Die ersten Kolonisten waren ernste, rauhe und sich ihrer schwierigen Aufgabe wohlbewußte Männer. In England hatten sie sich in Folge ihrer unbeugsamen religiösen Ueberzeugung unangenehmen Verfolgungen ausgesetzt, und nun hatten sie in Amerika beständig mit nagenden Existenzsorgen zu kämpfen. Ihr Leben war durch unverhoffte Indianerüberfälle bei Tag und Nacht bedroht; politischer und religiöser Zank gehörten gleichsam zu ihrem täglichen Brode. Daß der Teufel in den rothen Indianern willfährige Werkzeuge zur Verhinderung eines Gottesreiches auf dem neuen Kontinente gefunden hatte, war ein stehender Glaubensartikel, und die Vertilgung derselben war mithin eine von der Religion gebotene Aufgabe. Dies bezog

sich natürlich auch auf die weißen Diener des Teufels, nämlich die Zauberer und Hexen. Fiel in der Küche einer frommen Familie ein Topf in auffallender Weise um, platze ein Reifen am Wasser- oder Milcheimer, rasselte es Nachts plötzlich im Kamin, oder lief ein Schwein scheinbar ohne Veranlassung plötzlich durch den Hausgang, dann trieb der Teufel sein Spiel; betrugen sich die Kinder, die entweder mit einer katholischen Magd oder mit einer gerade nicht in der allgemeinen Achtung stehenden alten Frau in Berührung gekommen waren, in auffallender Weise, und ahmten sie z. B. die Stimmen der Katzen, Hunde und Schweine nach, dann waren sie zweifelsohne behext, und ein hochnothpeinlicher Prozeß stand in Aussicht. So wurde im Jahre 1688 zu Boston eine katholische Irländerin hingerichtet, weil sie angeblich die vier Kinder der Familie Goodwin behext hatte. Ein Arzt hatte nach genauer Untersuchung des ältesten dieser Kinder, nämlich eines dreizehnjährigen Mädchens, bestätigt, daß die gegen die Irländerin erhobene Anklage auf Wahrheit beruhte, und Cotthon Mather, das geistliche Oberhaupt Neuenglands, berichtete von diesem Mädchen, daß es bellen konnte wie ein Hund und miauen wie eine Katze; auch habe sie ihre Hände als Flügel gebraucht, sei wie eine Gans durch die Luft geflogen und habe dabei nur selten mit den Füßen den Boden berührt.

Ein anderes Kind derselben Familie erzählte, jene katholische Magd habe ihm einst einen Strick um den Hals gelegt, um es zu erdrosseln, und es führte sich dabei auf, als sei es am Ersticken. Dann gab es beim Verhör vor, sich in einem heißen Ofen zu befinden, und bewies dasselbe durch plötzliches Schwitzen. Auch sprang es mehrmals wie rasend hin und her und sagte, es reite auf dem Teufel, der Pferdegestalt angenommen habe.

Um dieses Kind von seinem höllischen Quälgeiste zu befreien, nahm es Cotton Mather in sein Haus und begann an ihm die Macht des christlichen Gebetes zu erproben. Was er nun später über seinen persönlichen Umgang mit diesem Kinde berichtet, zeigt, daß er einer der leichtgläubigsten Menschen auf Gottes Erdboden war. Dieses Mädchen hielt ihn systematisch zum Narren und schmeichelte hauptsächlich seinen gelehrten Schrullen, was ihn in seiner christlichen Geduld so sehr befestigte, daß er sich sogar während des Studirens ruhig von ihm Bücher an den Kopf werfen ließ. Später hielt Cotton Mather über seine Beobachtung eine gewaltige Predigt, die er auch in den Druck gab, wodurch er den Hexenglauben in den Kolonien aufs Neue befestigte. Dies geschah mehrere Jahre vor den Hexenprozessen von Salem, die eine größere Berühmtheit als dieser und andere vereinzelte Fälle erlangten

Die Bewohner von Salem scheinen dem Namen ihres Städtchens (Salem-Friede) überhaupt niemals Ehre gemacht zu haben, denn ihre beständigen Zänkereien über gottesdienstliche Gebräuche, sowie über die Zulässigkeit des Branntwein- und Tabakgenusses ließen sie nie so recht zu einem ruhigen und friedlichen Dasein kommen. Die Männer wurden bestraft, wenn sie hohe Stiefel oder langes Haar trugen, und den Frauen waren lange Rockärmel, Schnüren und ähnlicher Firlefanz streng verboten. Scheltenden Männern und keifenden Frauen wurde die Zunge in Holzklammern gesteckt, oder sie wurden drei Mal ins Wasser getaucht. Der fortschrittlich gesinnte Geistliche Roger Williams hatte allerdings in dieser Kolonie liberale Ideen ausgestreut und unter Anderem auch eine Trennung der weltlichen und geistlichen Macht befürwortet, aber er war dafür in die Verbannung getrieben und seine Anhänger waren exkommunizirt und mundtodt gemacht worden, so daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um auch einmal zu Ehren Gottes ein paar Hexenprozesse zu inszeniren. Und diese äußere Veranlassung war dann bald gefunden.

In der Familie eines gewissen Parris, eines verschmitzten, herrsch- und rachsüchtigen Geistlichen, versammelten sich während des Winters 1691—92 mehrere junge Mädchen, die sich die Zeit mit dem Erzählen und Anhören grausiger Gespenstergeschichten vertrieben, und Frau Tituba, eine aus Westindien stammende Sklavin, machte sie bei dieser Gelegenheit mit den abergläubischen Gebräuchen ihrer ursprünglichen Heimath bekannt. Sie weihte diese Mädchen derart in die Kunst des Verstellens und Nachäffens ein, daß sie bald in den Ruf des Behextseins kamen. Zu diesem Kreise gehörte die neunjährige Tochter des Geistlichen und seine elfjährige Nichte Abigail Williams, welche späterhin eine Hauptrolle in den Hexenprozessen spielte; ferner Ann Putnam, eine zwölfjährige Beamtentochter, durch deren Aussagen später die meisten Hexen am Galgen endeten, und die sich so verhaßt machte, daß Niemand an ihrem Grabe vorbeiging und Jedermann den Wunsch aussprach, ja nicht in ihrer Nähe beerdigt zu werden. Ferner gehörten zu diesem Kreise mehrere Dienstmädchen, die sich später durch schändliche Anklagen an ihren früheren Herrschaften rächten, sowie die Frauen Pope, Bibber und Putnam, die Mutter der eben genannten Ann Putnam. Bald hatten diese in der Kunst, die Behexten zu spielen, eine solche Fertigkeit erlangt, daß sie öffentliche Vorstellungen geben konnten, die von zahlreichen neugierigen und leichtgläubigen Männern und Frauen besucht wurden. Bei diesen Vorstellungen geberdeten sie sich wie wahnsinnig, schrieen plötzlich laut auf, schnitten die scheußlichsten Grimassen und warfen sich, vor Schmerz sich krümmend, auf den Boden. Nachdem sie

herausgefunden, daß sie die Aufmerksamkeit aller Bewohner des Städtchens auf sich gelenkt hatten, und daß man nur noch von ihnen sprach, gaben sie sich erst recht Mühe, sich durch ihr wahnsinniges, aber berechnetes Gebahren zu Heldinnen des Tages zu machen. In der Kirche unterbrachen sie durch ihr albernes Geschwätz das Gebet und die Predigt, und anstatt sie, was doch ein Leichtes gewesen wäre, zur Ordnung und Vernunft zu bringen, bedauerte man sie allgemein, waren sie doch, was auch ein Dorfarzt nach gründlicher Untersuchung konstatirt hatte, behext und vom Teufel besessen. Jeder, der entgegengesetzter Ansicht war und in Folge dieser unangenehmen Auftritte dem Gottesdienst fernblieb, mußte späterhin schwer für seine Ketzerei büßen.

Man suchte durch Fasten und Beten die armen Kinder von' ihren Quälgeistern zu befreien, und Parris lud auch mehrere ihm befreundete Geistliche in sein Haus ein, um die Besessenen zu beobachten und dann eine Beschwörung der bösen Geister vorzunehmen. Die Kinder spielten bei dieser Gelegenheit ihre Rolle so geschickt, daß jene frommen Herren fest davon überzeugt waren, der Fürst der Finsterniß habe seine Herrschaft in Neuengland angetreten. Wer sind Diejenigen, fragte man allgemein, die im Dienste des Teufels diese armen Geschöpfe so unmenschlich quälen? Und dann bestürmte man die Mädchen so lange mit Fragen, bis eins nach dem anderen die Namen Good — Osburn — Tituba ausrief. Diese drei Personen wurden nun am 19. Februar 1692 auf die Aufforderung von vier angesehenen Bürgern in Anklagestand versetzt. Die Richter John Hawthorne und Jonathan Corwin präsidirten während der Gerichtsverhandlung, die mit Gebet eröffnet worden war. Die drei Angeklagten standen auf einer Plattform und die als Zeugen zitirten Mädchen befanden sich in ihrer Nähe.

Sarah Good wurde zuerst vorgeführt. Es war dies eine arme, bettlägerige Frau, die keinen Freund hatte und ihre Nahrung vor fremder Thür suchen mußte. Sie lebte von ihrem Manne getrennt und hatte, wie es scheint, den bösen Zungen häufig Gelegenheit gegeben, sich mit ihr zu beschäftigen. Die Frage, ob sie es sei, welche die armen Kinder so teuflisch quäle, beantwortete sie mit einem entschiedenen Nein. Doch da fielen plötzlich die Mädchen nieder und krümmten sich so vor Schmerzen, daß sich jeder Zuschauer darob entsetzte. Sobald man sie aber in der Nähe der Hexe brachte, kehrte das teuflische Fluidum in dieselbe zurück und die Kinder beruhigten sich augenblicklich. Diese Manifestation überzeugte natürlich die Richter und das Publikum von der Schuld der Angeklagten, und als dieselbe sah, daß ihr Urtheil überhaupt schon vor dem Verhöre gefällt war,

ward sie zur Angeberin und schob die Schuld auf die mitangeklagte Sarah Osburn; wenigstens wurde ihre Bemerkung, daß die Quälerei der Kinder von einer anderen Person ausgehen müsse, auf jene Frau gedeutet.

Auch von Frau Sarah Osburn glaubte man allgemein das Schlechteste. Ihre Ehe war eine äußerst unglückliche. Die Frau ward tiefsinnig und klagte oft darüber, daß sie, die wohlhabende Farmerswittwe, sich einen armen Knecht zum Manne genommen habe. Ihr Mann gab ihr kein günstiges Zeugniß; aber er stellte entschieden in Abrede, daß sie eine Hexe sei. Auch sie selber bestritt dies energisch; allein die Aussagen und das fanatische Gebahren der Mädchen machte jede Widerrede überflüssig.

Nun wurde Tituba vorgeführt. Man hatte vorher ihren Körper einer gründlichen Untersuchung unterworfen und mehrere Male an demselben entdeckt, die selbstverständlich für Teufelszeichen erklärt wurden; allem Anscheine nach rührten sie aber von Schlägen her. Tituba war durch die Predigten des Parris, ihres geistlichen und weltlichen Herrn, und durch die zahlreichen, damals von Mund zu Mund gehenden Hexen- und Gespenstergeschichten in den Aberglauben ihrer Zeit gründlich eingeweiht worden; auch mögen ihr dadurch die heidnischen Gebräuche ihrer Heimath wieder ins Gedächtniß zurückgerufen worden sein, so daß sie, da sie überhaupt eine ungebildete Person war, den ganzen Hokuspokus für baare Münze nahm und dann, nachdem ihr, wie ein amerikanischer Historiker berichtet, Herr Parris zu Hause die Antworten auf die Fragen des Richters mit der Peitsche eingebläut hatte, als willenloses Werkzeug Alles bejahte, was man nur von ihr verlangte.

So gestand sie denn im Verlaufe des gerichtlichen Verhörs allmählich ein, daß sie und vier andere Frauen die Mädchen behext hätten; zwei dieser Frauen befänden sich bereits im Gefängniß, die übrigen vermöge sie aber nicht zu nennen. Sie selber habe die Mädchen auf das Geheiß eines Mannes behext, der ihr bald in der Gestalt eines Schweines und bald in der Gestalt eines Hundes erschienen sei. Auch seien einstmals in seinem Gefolge zwei Katzen, eine rothe und eine schwarze, erschienen und hätten gerufen: „Diene mir!"

Fernerhin gab sie zu, daß sie mehrmals auf einem Stocke mit Blitzesschnelle durch die Luft geritten sei. Und da nach diesem freimüthigen Geständnisse die tobenden Kinder im Gerichtssaale wieder ihre Ruhe erlangten, so beruhte ihre Aussage auf Wahrheit, und die drei Frauen blieben mithin bis zum Schlußverhör und Urtheilsspruch im Gefängnisse. Letzterer ergiebt sich von selbst: sie wurden zum Tode durch den Strang

verurtheilt und mußten bis an ihren Todestag mit schweren Ketten belastet, damit sie der Teufel nicht etwa befreie, im dumpfen Gefängnisse schmachten.

Die beiden anderen von Tituba erwähnten Frauen mußten, da die Mädchen ja noch immer gequält wurden, unter jeder Bedingung ausgefunden und unschädlich gemacht werden. Die Kinder wurden nun unablässig mit Fragen bestürmt, doch sie zögerten gar lange mit einer Antwort und steigerten dadurch die Neugierde des Publikums aufs Höchste. Endlich erklärte Ann Putnam unter konvulsivischen Zuckungen, es sei Martha Corey, welche sie quäle und mit Nadeln steche. Diese Frau, die dritte Gattin des Farmers Giles Corey, war allgemein als fromm und sanftmüthig bekannt; aber sie hatte die Unvorsichtigkeit begangen, die sonderbare Aufführung der besessenen Mädchen zu verdammen, und von den Magistratspersonen behauptet, sie seien sehenden Auges blind.

Im Verhör hatte Frau Corey natürlich Nichts einzugestehen, doch sorgten jene Mädchen schon dafür, daß sich Richter und Zuschauer von ihrer Schuld überzeugten. Sie vertheidigte sich mit seltener Entschiedenheit und Geistesgegenwart, jedoch vergeblich. Ihre Frömmigkeit war allgemein bekannt, aber ebenso bekannt war es, daß der Teufel sehr oft im Kleide der Unschuld auftrat. Auch erinnerte man sich, daß ihr Mann einst in einem Streite mit ihr gesagt hatte, sie habe den Teufel im Leibe.

Die zweite bisher unbekannte Quälerin sollte Rebecca Nourse, eine allgemein geachtete und fromme Frau sein, die, da zwischen ihrer Familie und der des Geistlichen Parris ein alter Streit bestand, nun das Opfer einer scheußlichen Privatrache wurde. Sie wurde also verhaftet und ihr hohes Alter, sowie ihre gesellschaftliche Stellung gaben der Untersuchung ein erhöhtes Interesse. Die Richter schienen sich allmählich von ihrer Unschuld zu überzeugen, und sie wäre vielleicht trotz des wahnsinnigen Gebahrens der Mädchen freigesprochen worden, wenn nicht plötzlich Frau Pope, ein hysterisches Weib, das während des Verhörs den Angeklagten Schuhe und sonstige Kleidungsstücke an den Kopf zu werfen pflegte, ohnmächtig niedergestürzt wäre. Dies entschied gegen Frau Nourse.

Die nächste Angeklagte war Dorcas, die vierjährige Tochter der Frau Sarah Good, welche beschuldigt wurde, die leidenden Mädchen mit Nadeln gestochen, gewürgt und gebissen zu haben, was dieselben durch Male an den Armen bewiesen. Sie wurde also zu ihrer mit Ketten belasteten Mutter ins Gefängniß geworfen.

Daß der Teufel seine Herrschaft in Salem angetreten und selbst von den Herzen der frömmsten Leute Besitz ergriffen hatte, war nun klar, auch



wenn dies der Geistliche Deodat Lawson nicht noch besonders öffentlich in einer Predigt bestätigt hätte. Zum Ueberflusse hielt auch noch Parris am Tage der Austheilung des Abendmahls eine Predigt über dasselbe Thema und haranguirte seine Zuhörer derart, daß mehrere Frauen zur Verwunderung der Gemeinde aufstanden und nach Hause gingen. Darunter waren die Ehefrauen Cloyse und Procter, gegen die natürlich gleich ein Anklage auf Hexerei erhoben wurde. Bald danach wurden auch der Farmer Giles Corey und Mary Warren dem Gefängnisse überliefert. Letztere hatte eine Zeit lang bei John Procter als Magd gedient und auch jenem Zauberkränzchen im Parris'schen Hause angehört. Die Frage, ob sie das Buch des Teufels geküßt und ihren Namen in dasselbe eingetragen habe, bejahte sie nach auffallend kurzem Zögern, worauf sie gegen allen Gebrauch freigelassen wurde, um dann als Zeugin gegen zehn andere Personen, worunter John Procter und Frau, verwendet zu werden. Gerade dadurch, daß sich jene Anklägerinnen nicht um die gesellschaftliche Stellung der Angeklagten kümmerten und jedes Familienband unbeachtet ließen, klangen ihre Aussagen unparteiisch und gerecht.

Die Angeklagte Abigail Hobbs, eine blödsinnige, heimathlose, 50jährige Frau, war mit ihrem Geständnisse schnell bei der Hand und erklärte, daß sie durch ihre als Hexe begangenen Verbrechen den Galgen mehr als zehn Mal verdient habe. Sie fürchte sich vor Niemand, da sie mit „old boy", wie sie den Teufel nannte, ein Bündniß abgeschlossen habe. Fernerhin erzählte sie, daß sie die Bilder der besessenen Mädchen vom Teufel erhalten habe, und sobald sie dieselben mit Dornen steche, fühlten die Kinder unausstehliche Schmerzen.

Ann Putnam trat als spezielle Anklägerin gegen den damals in Maine thätigen Geistlichen George Burroughs auf und beschuldigte denselben, der früher in Salem gewirkt und daselbst zahlreiche Gegner hatte, drei Frauen, nämlich seine beiden eigenen und dann die Gattin des Geistlichen Lawson, ermordet zu haben. Burroughs wurde also eingefangen und in das mit Hexen und Zauberern angefüllte Gefängniß geworfen. Ann Putnam bezeugte, daß ihr seine beiden Frauen im Todtenhemde erschienen seien; die erste habe ihr erzählt, daß er sie unter den linken Arm gestochen und dann die tödliche Wunde mit Siegellack verschlossen habe; die zweite habe er auf einem Schiffe umgebracht. Dies brachte natürlich das ganze Publikum gegen jenen Geistlichen auf, stand derselbe doch sowieso nicht im Rufe der Strenggläubigkeit und hatte sogar mehrmals die Theilnahme am Abendmahle versäumt. Außerdem wurde gesagt, Burroughs habe bei den nächtlichen Teufelsfesten als Kaplan fungirt, und Mary Warren beschwor,

er besäße eine Trompete, womit er die Hexen zu seinen Versammlungen herbeirufe. Den Ton dieser Trompete könne man in allen Ansiedelungen Neuenglands deutlich vernehmen, und sobald ihn die Hexen hörten, setzten sie sich eiligst auf ihre Besen oder Ofengabeln und reisten ab.

Außerdem ward Burroughs beschuldigt, bei mehreren Gelegenheiten Proben außerordentlicher Körperkräfte abgelegt zu haben, und da er von kleiner Statur war, so konnte ihm nur der Teufel dabei geholfen haben.

Mit mehreren anderen Verurtheilten wurde er zum Galgenberge bei Salem gefahren, und als er die verhängnißvolle Leiter bestieg, hielt er eine gewaltige Rede über den Aberglauben der Zeit und betete das Vaterunser mit solcher Inbrunst, daß die Umstehenden zu Thränen gerührt wurden und man mit Recht befürchtete, sie würden die Hinrichtung gewaltsam verhindern. Doch die Anklägerinnen waren auch zur Stelle und sagten, der Teufel stehe hinter ihm und diktire ihm seine Rede. Auch zeigte sich der gestrenge Cotton Mather hoch zu Roß und beruhigte die Gemüther durch die Bemerkung, Burroughs sei überhaupt kein ordinirter Geistlicher, und der Teufel habe ja auch bekanntlich die Macht, als Engel des Lichtes aufzutreten. Darnach konnte dann die Hinrichtung ungestört vor sich gehen. Burroughs Leiche wurde nach einem zwei Fuß tiefen Loche geschleift und darin nebst den zweier anderen Zauberern beerdigt, aber so, daß eine Hand, ein Fuß und das Kinn unbedeckt blieben.

Diese Erfolge machten jene grundverdorbenen Anklägerinnen von Tag zu Tag kühner; sie waren im Lokalklatsch gründlich bewandert und konnten also leicht anstößige Menschen ins Gefängniß und an den Galgen bringen. Das Scheußlichste aber war, daß man allmählich anfing, kleine Kinder zu bereden, gegen ihre Mütter als Zeugen aufzutreten, und welchen niederträchtigen Einflüsterungen dieselben ausgesetzt waren, und wie schrecklich sie dieselben verwertheten, davon möge ein Beispiel genügen:

Als Martha Carrier dem Gerichtshofe vorgeführt wurde, fand sie ihre vier Kinder auf dem Zeugenstande vor, und eins derselben, ein Mädchen Namens Sarah, wurde gefragt:

„Seit wie lange bist Du eine Hexe?" — „Seit meinem sechsten Jahre." — „Wie alt bist Du jetzt?" — „Gegen acht Jahr." — „Wer hat Dich zu einer Hexe gemacht?" — „Meine Mutter." — „Auf welche Weise?" — „Ich mußte mit einem Finger ein Buch berühren; das Buch war roth, seine Blätter waren schwarz." — „Wie hast Du diese Mädchen gemartert?" — „Ich habe sie gestochen. Meine Mutter hat mich zu ihnen gebracht." — „Aber dieselbe war doch im Gefängniß?" — „Sie erschien

mir in der Gestalt einer schwarzen Katze." — „Wie weißt Du, daß es Deine Mutter war?" — „Die schwarze Katze sagte es mir."

Ein anderes Kind der Angeklagten bezeugte Aehnliches. Doch Frau Carrier war, wie man zu sagen pflegt, auch nicht auf den Mund gefallen und nannte im Eifer ihrer Vertheidigung die Richter Lügner und Betrogene; doch je wackerer sie sich vertheidigte, desto schrecklicher krümmten sich die besessenen Mädchen vor Schmerzen. Dieselben wurden erst dann ruhig, als man der Angeklagten Fesseln anlegte, so daß sie also ihre teuflische Kunst nicht mehr ausüben konnte.

So füllten sich allmählich die Gefängnisse von Salem, Jrswicht, Boston und Cambridge; die Geschäfte waren lahmgelegt, und Jeder, der es ermöglichen konnte, verließ diese wirklich vom Teufel besessene Gegend; denn wer da mit den armen Angeklagten Mitleid hatte und ein Wort zu ihren Gunsten sprach, der war ihr Mitwisser und Mitschuldiger, dem das Gefängniß drohte.

Dem Gouverneur Phips ging es mit der Verfolgung und Verurtheilung der Hexen und Zauberer viel zu langsam voran; er ernannte daher einen aus sieben Bostoner Juristen bestehenden Gerichtshof, welcher die Schuldigen schleunigst zur Bestrafung bringen und Neuengland vom Regimente des Teufels befreien sollte. Die Juristen kamen dann auch ihrer Aufgabe getreulich nach.

Unter den fünf Personen, die sie am 19. Juli 1692 an den Galgen beförderten, befand sich auch die uns bereits bekannte Rebekka Nourse. Ihre unbescholtene, tugendhafte Vergangenheit, sowie ihr würdevolles Auftreten beim Verhör machte auf Richter und Geschworene den günstigsten Eindruck, und das Urtheil lautete, trotz der verzweifeltsten Anstrengungen der Zeugen, „nichtschuldig". Nun aber ging ein wahrer Hexentanz an; die von ihr bezauberten Mädchen und Frauen, die ihren Einfluß schwinden sahen, boten nun ihre gesammten höllischen Künste auf, um den Richtern und Geschworenen eine andere Meinung beizubringen, was ihnen leider auch gelang. Man erzählt sich, daß der Körper dieser am Galgen gestorbenen Frau bei Nacht ausgegraben und in der Nähe ihrer Wohnung beerdigt wurde. Ihr eingesunkenes Grab zeigt man noch heute und ihr aus Eichenholz erbautes Häuschen ist ebenfalls noch zu sehen.

Immer kühner, frecher, verschmitzter und verwegener wurden jene Anklägerinnen. Die Hexenprozesse nebst Hinrichtungen schienen ihnen zu einer nothwendigen Unterhaltung geworden zu sein. Als sie aber den Geistlichen Willard, die Gattin des Gouverneurs Phips und schließlich die fromme

Gattin des Geistlichen Hale der Zauberei bezichtigten, da überschätzten sie doch ihren Einfluß und standen auf einmal in den Augen des Publikums und der Richter als Meineidige da; denn diese Personen, dessen war Jedermann sicher, konnten mit dem Teufel absolut kein Bündniß abgeschlossen haben. So kam man allmählich zu der Ueberzeugung, daß man systematisch hintergangen worden war, und bald legte sich der Sturm. Im Januar 1693 wurden von fünfzig eingekerkerten Personen nur drei schuldig befunden, aber nicht hingerichtet, und im Mai desselben Jahres wurde in Folge einer Proklamation des Gouverneurs Phips allen Gefangenen die Freiheit zurückgegeben. Im Ganzen waren gegen 300 Personen eingekerkert gewesen; zwei davon waren im Gefängniß gestorben und zwanzig waren hingerichtet worden. Laut dieser Proklamation aber mußten die entlassenen Gefangenen die Kosten ihres Prozesses und ihres Unterhaltes im Gefängniß aus eigener Tasche bestreiten, was viele Familien an den Bettelstab brachte. Die Industrie Salems war auf lange Zeit lahm gelegt; das Vertrauen in die Richter und Leiter der Kolonie war geschwunden. Von jenen unheilvollen Mädchen gestand nur eines, nämlich Ann Putnam, ihre Schuld ein; bestraft aber wurde kein einziges. Der Geistliche Parris, dem der Historiker Upham mit Recht die intellektuelle Urheberschaft dieser Hexenprozesse zuschreibt, mußte sein Amt niederlegen und das Weite suchen. Sein fanatischer Gesinnungsgenosse Cotton Mather blieb seinen alten Ansichten treu und war nach wie vor ein gewaltiges Rüstzeug der Reaktion. Von allen Richtern hatte nur einer, nämlich Robert Pike, den Muth gehabt, seinem Zweifel am Hexenglauben Ausdruck zu verleihen.

Als Richter Sewall zu der Ueberzeugung gekommen war, daß er sein Amt mißbraucht und sich zu einem Werkzeuge des Aberglaubens hergegeben hatte, legte er in einer Kirche Bostons ein öffentliches Bekenntniß seines bedauernswerthen Irrthums ab und bat die lauschende Gemeinde, mit ihm Gott im Gebete zu ersuchen, daß er das Land jener Missethaten wegen nicht bestrafen möge.

Im Jahre 1696 wurde zur Sühne dieser Verbrechen ein allgemeiner Fasttag ausgeschrieben, und fünfzig Jahre später wurde ein Gesetz erlassen, nach welchem die Ueberlebenden dieser Tragödie oder deren Angehörige durch Geld oder Landschenkungen für ihre Verluste entschädigt werden sollten.

Gallows Hill, auf dessen kahlem Gipfel im Sommer 1692 neunzehn Personen solange am Halse aufgehängt wurden, bis sie todt waren, steht noch, und an seinem Fuße hat eine fleißige und friedliche Bevölkerung ihre Wohnungen aufgeschlagen. Die Häuser rücken immer weiter hinauf, denn der alte Glaube an das Umgehen der Todten auf der Richtstätte ist wie

der Glaube an Zauberei und Hexerei so ziemlich verschwunden. Bleiche, lahme, zahnlose und in allgemeiner Ungnade stehende Frauen können nun ungehindert alt werden; böse Zungen mögen ihnen mancherlei Unannehmlichkeiten bereiten und ihnen das Leben verbittern, das Todesurtheil aber können sie nicht mehr über sie aussprechen. Und selbst wenn dieselben auf einem Besenstiele einen Ritt durch die Luft wagen wollten, so hätte kein vernünftiger Mensch etwas dagegen einzuwenden, ist doch oben mehr Ellbogenraum als auf der dicht besetzten Erde. Höchstens würde ihnen, im Falle sie dieses Kunststück überhaupt fertig brächten, irgend ein Barnum die Offerte machen, sie öffentlich für Geld zu zeigen, und dann wäre ihr Glück auch ohne den Teufel gemacht. Die Menschheit schreitet doch voran, trotz all' und alledem.

Oskar Kempf.

Ein Weihnachtsabend auf Ramsjöholm.

Es war am Tage vor Heiligabend, und der alte Baron auf Ramsjöholm war froh wie ein Kind, hauptsächlich weil sein eigenes, sein einziges Kind zu Weihnachten nach Hause gekommen war.

„Weißt Du gewiß, daß der Kachelofen im Zimmer des Jungen ordentlich Zug hat, Malvine?"

„Ja, lieber Pontus, und warm ist es auch, dafür kann ich einstehen. Wir haben drei Tage geheizt, und die Betten haben die ganze Zeit über auf Stühlen gelegen."

„War das Thürschloß nicht in Unordnung?"

„Der Dorfschmied ist oben gewesen und hat danach gesehen, und Johann hat die alte Schreibtischschublade abgehobelt, so daß sie sich nun leicht einschieben läßt."

„Malvine, Du kannst dem Jungen wohl den Spiegel der seligen Tante Christine hinhängen, dann sieht es dort noch etwas gemüthlicher aus."

„Ja, lieber Pontus; neue Gardinen sind auch da und der Schwefelholzhalter und der Aschenbecher."

So hatten die Alten schon eine Woche vorher Alles besorgt, ehe der „liebe Junge" kam.

Der Junge war Doktor der Philosophie. Der alte Baron hielt diesen Beruf zwar recht unpassend für einen Adligen. Die jungen Herren der Familie Silberlanz waren meistens bei der Garde oder der königlichen Kanzlei eingetreten; als das Vermögen in späterer Zeit etwas abgenommen hatte, standen sie gewöhnlich bei einem Regimente in der Provinz. Gelehrte jedoch waren niemals unter ihnen gewesen. Aber, Herrgott, wenn der Junge es durchaus so wollte . . .

Ueberdies hatte der Junge ihnen nie eine trübe Stunde bereitet. In der Schule machte er gleichmäßig und mit guten Zeugnissen jedes Jahr seine Klasse durch und ließ sich nie etwas zu Schulden kommen, und auf der Universität hatte er stets mit seinem Wechsel gereicht. Zum Teufel! Sollte der Junge am Ende gar keinen Jugendübermuth haben? O ja, o ja; er liebte nur seine alten Eltern zu sehr, um ihnen Kummer machen zu wollen.

Und nun war morgen Heiligabend, und jetzt war er gerade mit bleichen Wangen und seinem Diplom heimgekommen und war jetzt mit dem Gewehr auf der Schulter und mit Stella und Waldmann zur Seite in den Wald gegangen.

„Ist der junge Baron nach Hause gekommen?" fragte der alte Baron unaufhörlich und öffnete die Küchenthür ein wenig. Denn er nannte ihn stets „Baron". Das war er durch seinen Vater, und der liebe Papa blickte, so gut er auch sonst war, auf alle Bürgerlichen mit einer gewissen Ueberlegenheit herab.

„Karin, sieh' mal die Allee hinunter, ob der Herr Doktor schon zu sehen ist," befahl die Baronin.

Sie sagte am liebsten „Doktor", denn das war er durch seinen guten Kopf geworden, und den hatte er von seiner Mama.

Der Doktor-Baron kam noch nicht, und der Papa nahm eine ganze Handvoll Zigarren aus der besten Kiste und ging damit in das Zimmer seines Sohnes hinauf.

Wie sah es dort aus! Die Kleider übereinander, untereinander und dort mitten auf dem Bette sein bester „Bonjour", wie man zu Papas Zeiten den Ueberrock nannte. Der unordentliche Mensch hatte nicht einmal die Brieftasche in den Jagdrock gesteckt, als er ausging. Ja, das hatte er doch gethan, aber einige Papiere steckten noch in der Brusttasche. Was konnten das für Papiere sein? Pfui, der Tausend, schämst Du Dich nicht, Papa Silberlanz, Deines Jungen Taschen zu durchsuchen? Ja, das that

er wirklich, er kam sich wie ein Einbrecher vor; aber er konnte es nicht ändern, Alles, was den Jungen anging, interessirte ihn so unbeschreiblich.

Ein Brief! In Damenhandschrift! Der Tausend, der Junge war also doch nicht so duckmäuserig, wie er aussah. Aber was, zum Teufel, war das hier? Dies war gewiß kein gewöhnliches Verhältniß! Der alte Baron schämte sich, runzelte die Stirn und las:

Mein unaussprechlich geliebter Malcolm!

Ach, wie freue ich mich auf die Rückkehr meines lieben „Doktors“! Tausend, tausend Dank für Deinen liebevollen Brief! Aber ich bebe, wenn ich daran denke, daß Du Deinem Vater Alles sagen wirst. Der alte Herr Baron ist freilich gut, aber Du hast ja selbst gesagt, daß Du einen schweren Kampf fürchtest. Ach, mich wundert das nicht! Ich bin ja in allen Dingen so gering und unbedeutend im Vergleich mit Dir, mein theurer Malcolm. Aber Du darfst nicht böse auf mich werden, wenn ich mich bei dem Gedanken, was die Deinigen, wenn sie Alles erfahren, dazu sagen werden, und daß Du mich vielleicht gar in Dein Heim hineinbetteln mußt, so entsetzlich gedemüthigt fühle.

Manchmal bin ich so bange und verzweifelt, daß ich ganz aller Lebensfreude entsagen möchte aus Furcht vor der kommenden Aufregung; dann will ich von Dir scheiden und ganz wie in einem Roman einsam und unglücklich mein Leben verbringen. Doch ich kann es nicht, theurer, geliebter Malcolm, wenn ich nur daran denke, ist es mir schon, als würde mir ein Dolch ins Herz gestoßen. Aber wenn wir noch ein Bißchen warten könnten und nicht, wie Du wolltest, am Weihnachtsta . . : .

„Schock Schwerenoth! Da lese mal Einer ein solches Geschmiere von neun und einer halben Seite . . . . Und dabei kann mir der Junge über den Hals kommen . . . . Wie heißt die Person? Haha, „Deine treue, Dich ewig liebende Marie“ steht da am Rande der neunten Seite. Sehr aufklärend! Dahin geht heute vielleicht die „Jagd“. Das Kouvert! Hm! Der Stempel unserer eigenen Poststation!“

Und wie eine Rakete sauste der alte Baron in den Saal zu seiner Frau hinunter.

„Malvine, Malvine!“

„Ja, liebes Pontuschen.“

„Kennst Du irgend ein Weibsbild hier in der Gegend, das Marie heißt?“

„Ja — a . . . Maria aus der Seebüdnerei, die uns beim Schlachten hilft, und Korporals Mi . . .“

„Was redest Du für dummes Zeug! Ich meine natürlich ein junges, hübsches Mädchen?“

„Aber, was fällt Dir ein, Pontus? Ja, der Schmied hat eine Tochter, die Maria heißt und gar nicht so übel aussieht, aber . . .“

„Herr Gott, Malvine, begreifst Du denn nicht! Ich meine eine Maria, die unsern Jungen verhexen, verderben, ruiniren könnte. Verstehst Du mich nun?“ schrie der Baron und lief im Zimmer umher, daß Tannenbaumlichte und Konfektschüssel in die größte Gefahr geriethen.

Mama begriff auch jetzt noch nicht recht; aber nachdem man sich in den Salon begeben und sie der Haushälterin gesagt hatte, daß sie nicht durch Wirthschaftsangelegenheiten gestört werden wollte, und der alte Baron ihr die Sache auseinandergesetzt hatte, erklärte Mama, daß die, welche Malcolm verhext habe, keine Andere als des alten Fahnjunkers Alms Maria in Hakanstorp sein könnte, und das wäre allerdings ein nettes und auch hübsches Mädchen. Aber, Du lieber Gott, der Vater war doch nur ein einfacher Fahnjunker und ihre Mutter hatte auf dem Distinger Markt in einer Bude Bonbons verkauft . . . . Der alte Baron verbarg wie zerschmettert seine kleine rothe Nase in den Händen.

„Malvine, daß unser einziges Kind, unser lieber Junge, uns solchen Kummer bereiten muß! Und daß Fahnjunker Alm, der früher ein so guter Kerl war und bei meiner eigenen Kompagnie gestanden hat, eine solche Schlange zur Tochter haben kann! Aber dies hier mit Malcolm ist doch gewiß erst nach der Pensionirung des Alten geschehen, Malvine?“

„Tröste Dich, Pontus. Eine Jugendneigung ist nicht immer ernst zu nehmen. Ich werde Malcolm übermorgen vornehmen, laß uns nur erst unsern Heiligabend in Ruhe und Frieden verleben.“

„Ja, Gott gebe, daß Du ihn zur Vernunft bringen könntest! Ja, Gott gebe es . . . hm . . . hm . . . . Doch wenn der Junge von dem Mädchen artig und bereitwillig abläßt, nachdem er ihr nachgelaufen, ihr natürlich alles Mögliche gelobt und vorgeredet und geschworen hat . . . . hm . . . . Schockschwerenoth! Dann ist er kein echter Silberlanz!“

„Bist Du von Sinnen, Pontus? Willst Du denn, daß unser eigener Sohn des Fahnjunkers Mädel heirathen soll?“

„Was sagst Du, Malvine? Er sollte die Traditionen seiner Familie, seine Pflicht und Schuldigkeit gegen seine armen, alten Eltern vergessen, sie ins Grab bringen und die da heirathen? . . . Schockschwerenoth! So etwas thut doch kein echter Silberlanz?“

„Aber, Pontus, Pontus, sag' mir um Gotteswillen, was thut denn ein echter Silberlanz?“

„Still, Malvine, mache mich nicht toll!“ schrie der alte Baron und stürmte hinaus.

In die Weihnachtsstimmung auf Ramsjöholm war ein Mißton gekommen. Die Baronin weinte verstohlen, während sie umherging und farbiges Papier für den Tannenbaum kräuselte, und sie schob ihre Thränen auf einen Schnupfen, sobald sie beim Weinen ertappt wurde. Der Baron war kurz angebunden und brummig, sobald er mit seinem Sohne sprach, und hielt lange Vorträge über den Knappen Silber, der einst das Leben seines Königs gerettet hatte und dafür als Silberlanz geadelt worden war; von dem Major Silberlanz, der in der Schlacht bei Klissow ganz allein von seinem Bataillon übrig geblieben und dafür baronisirt worden war; von dem Silberlanz, der ein Krönungspferd geführt hatte, und dem Silberlanz, der als Gefangener in Sibirien gewesen war. Und wie sie Alle, Alle das Ansehen und die Ehre der Familie aufrecht erhalten hätten.

„Und dann der Silberlanz, dem Malcolm für die zärtlichste Vaterliebe, für seine Erziehung zu Glauben und Ehre, für Alles, Alles zu danken hat!“ sprach der junge Baron mit Wärme und schloß den Vater liebevoll in seine Arme und blickte ihm treuherzig in die guten Augen unter den buschigen, grauen Brauen.

„Hm . . . . hm . . . . laß mich los, Junge! Einen solchen armen Alten, wie mich, giebt man gern für die erste, beste Waldfrau, Nixe oder Dirne hin!“ murmelte der alte Baron, und seine Stimme klang ein wenig gepreßt.

Der junge Baron seufzte und sah wehmüthig aus. Dann ging er auf sein Zimmer und betrachtete unter häufigen Küssen lange die Photographie eines blühenden Gesichtchens unter wallenden Locken.

Heiligabend fuhr der Baron Vormittags zu seinem alten Freunde, dem Präpositus, der ganz verblüfft über das eigensinnige Interesse wurde, das der Herr von Ramsjöholm an seinem Beichtkinde, der Tochter des Fahnjunkers Alm, zeigte. Armes Mädchen, sie mußte sich wohl etwas Arges haben zu Schulden kommen lassen, denn bei jedem Lobspruche, den ihr der Präpositus ertheilte, sah der alte Baron immer grimmiger aus und stieß zornig mit dem Stocke auf den Boden. — Doch nach dem Mittagbrod, als Papa und Mama eine lange Unterredung in der Speisekammer gehabt hatten, die Lichter angezündet und die Rouleaux niedergelassen waren, kam eine bessere Weihnachtsstimmung über Ramsjöholm. Der milde Weihnachtsengel schien mit seinen weißen Flügeln Frieden ins Haus gefächelt zu haben, und nur bei dem alten Baron, der immer wieder

die Gardinen zurückschlug und in den Hof hinausblickte, verspürte man eine gewisse Unruhe.

Da ertönten Schlittenglocken, ein schlechter Einspännerschlitten fuhr in den Hof, stampfende Füße ließen sich in der Halle hören, und ein großer, stattlicher Greis mit der Verdienstmedaille auf dem sauber gebürsteten Rocke trat in den Saal; ihm zur Seite ging ein junges, blondes Mädchen, das Bild einer Ingeborg.

Die Baronin erröthete über das ganze Gesicht, und der junge Baron stützte sich auf die Sophalehne. Sein Herzschlag verdoppelte sich.

Doch der alte Baron bot seinen Gästen mit artiger Verbeugung die Hand zum Willkommen und führte sie zu der kleinen Gruppe beim Sopha in der Ecke des Salons.

„Meine Frau und mein Sohn ... Herr Fahnjunker Alm, Mamsf ... hm ... Fräulein Alm. So, Du kennst Fräulein Alm, Malcolm? Mein alter Regimentskamerad hier ist Wittwer und sitzt mit seiner liebenswürdigen Tochter allein zu Hause; ich war daher so frei, ihm vorzuschlagen, daß wir der größeren Gemüthlichkeit halber zusammen Heiligabend feiern wollten ... hm ...“

Zwischen den beiden jungen, glänzenden Augenpaaren begann ein eifrigeres Telegraphiren als auf dem Staatstelegraphen am Oskartage. Die braunen Augen fragten: „Verstehst Du dies?“ Die Blauen fragten: „Hast Du es schon gewagt?“ Die Braunen signalisirten: „Ich bete Dich an!“ Die Blauen antworteten: „Du bist mein Alles auf der ganzen Welt!“ Aber während der ganzen Zeit hielten sich der junge Baron und Fräulein Maria so weit wie möglich von einander entfernt, und die alte Baronin mußte allein für die Konversation sorgen. Sie war sehr artig und da, wo über ihre Freundlichkeit durch eine Verbeugung quittirt werden mußte, richtete sich der alte Fahnjunker allemal zum Honneur.

Der alte Baron hatte seine erste Sicherheit verloren; er war zerstreut und unruhig; maß den Fußboden mit großen Schritten und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Alle fünf Minuten erhob er sein Punschglas und stieß mit dem alten Fahnjunker an, alle zehn Minuten bot er Fräulein Maria die silberne Fruchtschale. Schließlich trat er mit noch längeren Schritten als vorher zum alten Alm und sagte: „Herr Fahnjunker .... ich möchte ergebenst .... das heißt, wir sind ja alte Freunde .... ich will daher .... hm .... ich meine, daß wir beim Regiment gut mit einander auskamen .... Herr Fahnjunker, wollen Sie meinen Sohn haben? Schockschwerenoth! Ich meine, Herr Fahnjunker Alm: ich bitte ge-

horsamst, für meinen Sohn Baron Adolph Christian Malcolm Silberlanz um die Hand Ihrer liebenswürdigen Tochter anhalten zu dürfen . . . puh!"

Der alte Alm war einst mit dabei gewesen, als eine Kanone beim Manöver zersprang; doch war er jung und stark und jetzt alt und pensionirt. Daher nahm ihn diese Gemüthsbewegung auch bedeutend ärger mit. Er richtete sich auf, so daß es in den Rückennähten krachte, und konnte kein Wort hervorbringen. Aber es war ja auch Keiner da, der danach hinhörte, was er zu sagen haben könnte.

Der junge Baron schloß den Vater so fest in die Arme, daß der Alte beinahe erdrückt wurde: „Papa, für diesen Augenblick werde ich Dich bis zu meinem letzten Athemzuge segnen!"

Ueber Marias Wangen strömten die Thränen warm und dicht. So war nun der Kampf entschieden und die Angst zu Ende! Sie stand als Tochter in diesem gefürchteten Heim, sie durfte ihrem Malcolm nach Herzenslust öffentlich ihre Liebe zeigen!

„Gieb ihr doch einen Kuß, Junge! Bist Du ein echter Silberlanz, so geschieht es — Schockschwerenoth! — gewiß nicht zum ersten Male."

Der alte Alm thaute auf. Wo es das zukünftige Glück seiner Tochter, seines einzigen Kindes, galt, war er ebenso gut Hauptperson, wie der Baron auf Ramsjöholm. Ruhig und mit Würde trat er zu den Jungen und ergriff Malcolms Hand:

„Sie glauben nun alle gewiß, daß Sie dem alten Alm eine große Ehre erwiesen haben. Darin haben Sie Recht, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür, daß meine Maria einen so guten und ausgezeichneten Mann bekommt, den ich aufrichtig lieben gelernt habe. Und das ist mehr, Maria, als der Baronstitel und ganz Ramsjöholm. Und Sie, meine Herrschaften, müssen nicht glauben, daß Alms Tochter, so arm sie auch ist, jedem ersten besten Baron ihr junges Herz geschenkt haben würde. Ja, ja, ich drücke mich schlecht aus, aber ich meine es gut, und ich nehme ihren Antrag mit ergebenstem Dank an."

Als auch die Baronin ihren Antheil an den Umarmungen bekommen hatte, ging man zu dem Tannenbaum und den Festgaben, die Dienstboten wurden hereingerufen und nahmen mit vergnügten Gesichtern ihre Geschenke in Empfang.

Frühlingslieblich, in jener Schönheit, die noch durch jubelnde Freude erhöht wird, lehnte Maria das Haupt an die Schulter ihres Geliebten, und er sah die kleinen Weihnachtslichter sich in ihren strahlenden Augen spiegeln.

Allerdings sah „der Silberlanz, der das Krönungspferd geführt hatte", ein wenig finster aus, wie er so von der Wand auf das junge Paar her-

niederblickte. Doch das kam wohl nur daher, daß er so schlecht gemalt war, denn er wäre kein echter Silberlanz gewesen, wenn er nicht von diesem blonden Köpfchen mit seiner süßen, jugendfrischen Anmuth entzückt gewesen wäre.

Die Baronin küßte Maria auf die Wange und fragte:

„Will die künftige Baronin zum ersten Mal auf Ramsjöholm den Thee bereiten?"

Und an der anderen Seite des Baumes stand der alte Baron und schämte sich förmlich, daß er das große Opfer, welches er, wie er sich einbildete, gebracht hatte, nicht im Geringsten bitter fand, und daß die kleine Mamsell drauf und dran war, sich mit voller Fahrt in sein altes, eitles, gutes, schwaches Herz hineinzustehlen.

Es machte ihm eine ganz gotteslästerliche und eines Adligen unwürdige Freude, die beiden jungen, schönen Liebenden dort dicht aneinander geschmiegt stehen zu sehen; er trank sein eigenes Wohl in einem großen Glase Punsch und flüsterte:

„Du, Malvine, streng genommen kann das kleine Mädchen doch auch nicht dafür, daß sie Alm heißt. Von den Beiden kommen mit der Zeit doch noch echte Silberlanzen!"

Alfred von Hedenstjerna.

Ein plattdeutscher Dichter im Hoosierlande.

Wenn der Hoosier*) unseres Staates verwandte Züge mit den Einwanderern aus der norddeutschen Tiefebene zeigt, in der die trauliche plattdeutsche Sprache heimisch ist, so ist das eigentlich in der früheren Geschichte Englands und der Ansiedelung von Amerika begründet. Diese Annäherung zweier schon verwandten Volksstämme wird auch in Zukunft fortdauern und durch die Größe und den Charakter der zukünftigen deutschen Einwanderung beeinflußt werden. Auch der Hoosier hat einen eigenen Dialekt, der sich durch Humor und Zutraulichkeit auszeichnet, und welcher von dem Dichter Witcomb Riley zu einigen recht hübschen Gedichten benutzt worden ist. Diese Verwandtschaft zwischen dem Englischen und dem Plattdeutschen macht es auch begreiflich, daß unsere plattdeutschen Landsleute, die hier herrschende englische Sprache wenigstens sprachlich schneller und besser erlernen als die Hochdeutschen. Hat doch schon ein englischer Schriftsteller Charles Lee Lewis, welcher Fritz Reuters Buch: „Ut de Franzosentid" ins Englische übersetzt hat, in seiner Vorrede zu dem Buche, dem er den Titel: „In the year 13" gegeben hat, erzählt, daß die Sprache, in welcher die Erzählung geschrieben ist, größere Aehnlichkeit mit dem Englischen habe als das Hochdeutsche. Und wie mit der Sprache, so geht es im gesellschaftlichen Leben. Der plattdeutsche Einwanderer schickt sich gewöhnlich schnell in die Arbeit, welche er hier findet; nur an seinen echt deutschen Gewohnheiten, welche in seinem tiefen Gemüth wurzeln, darf der Puritaner nicht rütteln.

Diesen Annäherungen und Gegensätzen haben wir es jedenfalls zu danken, wenn ein Vertreter der plattdeutschsprechenden Bevölkerung, der plattdeutsche Dichter Karl Münter uns in seinem Buche: „Nu sind wi in Amerika" ein so interessantes Bild deutsch-amerikanischen Lebens geliefert hat. Leider ist über diesen Dichter nur wenig bekannt geworden, und so müssen wir sein Buch zu Hülfe nehmen, um zu der Darstellung, welche wir geben, einige Züge aus seinem Leben zu gewinnen. Karl Münter wurde den 12. Februar 1821 in Verchen i. Pommern, geboren, studirte in Greifswald Theologie und wurde nach vollendeten Studien als Hülfsprediger am Nationallyceum in Stockholm angestellt. Im Jahre 1854 kam er nach den Vereinigten Staaten und fand zuerst in New-Orleans eine Anstellung.

*) Hoosier ist der Name der Einwohner im Staate Indiana.

Später kam er nach Indiana, wo er in Delaware, Ripley County, einer kleinen deutschen Gemeinde als Prediger vorstand. Hier in ländlicher Zurückgezogenheit schrieb er sein Buch: „Nu sünd wi in Amerika“, welches bei Bloch und Co. in Cincinnati 1878 gedruckt wurde.

Von Delaware fährt der Eisenbahnzug in ein paar Stunden nach Cincinnati, und dorthin kam er öfters zum Besuch, um im Kreise gewählter Landsleute zu verkehren, zuweilen kehrte er da in der Wirthschaft an der Ecke von Walnut- und 12. Straße ein, wo an den Nachmittagen zwischen 5 und 6 Uhr die gebildeten Deutschen sich ein Stelldichein zu geben pflegen, und wo schon so mancher in Cincinnati auf Besuch weilende Denker und Träumer unter Gleichgesinnten vergnügte Stunden verlebt hat. Münter hatte Bekannte unter den Gästen dort, auch war er ein freisinniger Prediger und den Freuden des Lebens nicht abhold. Mit beißender Satire hat er das hier wuchernde Temperenzwesen und die Sonntagsmuckerei gegeißelt und echtes deutsches Wesen empfohlen.

„Dat dütsche Blaut
Dat deit an'n Sabbath hier kein gaut,
Dat kann und kann sick nich verstell'n,
Dat feult und weit,
Wat Sundag heit,
Dei Sundag is 'n Dag der Freud!“

Obwohl das kleine Buch bei seinem Erscheinen Anerkennung fand, so war der Absatz doch nur gering, und der Autor, der kein Geschäftsmann war, hatte keinen Gewinn davon. Die Deutschen der Union haben in den ersten Jahren nach der Einwanderung genug mit sich selbst zu thun, sind sie dann wohlhabend geworden, so ist alles Interesse für das Schöne und Große oft dahin. So kam es denn auch, daß zwei Jahrhunderte hingehen mußten, ehe man sich eines Pastorius, des Gründers von Germantown, erinnerte, und das Interesse für ihn erwachte erst, als man durch lärmende Demonstrationen darthun konnte, wie sehr man seine Verdienste zu schätzen wußte. Wer sollte sich da um einen armen plattdeutschen Dichter gekümmert haben, dem als Geschäftsmann keine buchhändlerische Autorität zur Seite stand? Und doch: kommt durch Zufall dem Einen oder Anderen ein Exemplar des Buches in die Hand, so erzählt er in seiner Freude von demselben und erweckt dem Dichter, der 1881 in Johannisburg, Illinois, gestorben ist, Freunde, welche das Andenken des bescheidenen Mannes und liebenswürdigen Dichters hochhalten und seine Riemels gerne lesen. Wer Fritz Reuters Bücher lieb hat, der wird auch Gefallen an diese Dichtung finden; man könnte sie eine Fortsetzung von Reuters: „Kein Hüsung“

nennen. Mit glücklichem Geschick versetzt Karl Münter den einfachen, pommerschen Landmann in ein ihm fremdes Land, auf den Boden dieser Republik. Er schildert, wie Jochen Fromm es mit Fiekens Hülfe nicht allein zu einer „Hüsung", sondern auch zu einer schönen Farm bringt. Neben den vielen Lichtseiten, sind auch die Schattenseiten nicht vergessen. So schildert uns der Dichter mit außerordentlicher Anschaulichkeit die Proselytenmacherei der Methodisten auf einem „camp meeting", einem auf freiem Felde abgehaltenen „Gottesdienst", wo unter Lärm und Aufregung leicht erregbare Frauen und Männer durch plötzliche „Erweckung" bekehrt werden. Damit der kleine Roman nicht an Einseitigkeit leide, führt der Dichter auch einen gebildeten Deutschen ein und zeigt an ihm, wie es unpraktischen Menschen so schwer wird, hier vorwärts zu kommen. Auch die Natur unseres Landes findet eine eingehende, liebevolle Schilderung. Der Sturm, welcher mit brausender Gewalt so oft über Städte und Länder der Union einhersaust und auf seinem Wege Alles in Trümmer legt, die verschiedenen Jahreszeiten und besonders der „Indian Summer", der Alte-Weiber-Sommer, wie man ihn in der alten Heimath gewöhnlich nennt, sie alle werden wahr und schön vor Augen gestellt. Es hält schwer, eine Stelle auszuwählen, um sie dem Leser als Beispiel vorzuführen, denn es ist ja Alles in den „plattdütsch Riemels" hübsch und interessant. Aber wir greifen deßhalb doch nicht aufs Gerathewohl ein Stück heraus, sondern wählen die Schilderung des Indian Sommers, weil der Dichter in diesem Abschnitt auch etwas von seinen Ansichten über Gott und Natur mittheilt und die Leser daraus erfahren, wie dieser Prediger im Lessing'schen Geiste seinen Pfarrkindern ein Lehrer des Guten gewesen ist.

Was Jochen ock woll man nen Buer,
Hei har doch Sinn för dei Natur,
Und dei's in'n Harst hier apenbor
Am schönsten in dat ganze Johr.
  Dei Winter har em woll gefolln,
Von't Frühjohr har'e gor nicks holln,
Dei Sommer was'n heiten Gast,
Dor har'e hat sien leiwe Last,
Doch nu genütt in vullen Tägen
Hei dei Natur mit groten Hägen.
Wo moj leet sick dat werre slapen,
Nu bruckt'e nich na Luft tau japen,
Verswunn is dei Sommerplag,
Wat giwt dat nu för schöne Dag,
Dor is de ein den annern liek,
An Wollgeruch un Keulung riek,

Dat is dei Olle-Wiewer-Sommer,
Segt Jochen, denn hei was'n Pommer.
Un wat'ne Freud het hei von wegen
Dem äwerricken Ernte-Segen;
Deit dei em ock woll nich gehüren,
Dat kann ein doch sien Freud nich stüren.
Hei kennt dei Kunst, sick ganz in'n Stilln
Tau freugen rein üm Gottes Willen,
Un den liehrt'e dorbei ook kenn,
Un möt em sienen Vader nenn.
Deß' Vaderschaft, ja dei's, obschon
Ganz ute Mod, sien Religion;
So segt'e, het dei Sak irst Sinn,
So weit ick, wat ick sall un bün,
Un so het ock mien Heiland dacht,
Dat was sien ganze Gottesmacht.
Un dorüm leiw ick dei Natur,
Dor finn ick mienes Vaders Spur,
Dat Herrnwesen hew ick satt,
So kann'k mi mienen Gott nich denken,
Sülwst wulle mi sien Gnade schenken,
Dei hochste Herr, wat helpt mi dat?
Ick bün'n Knecht und bliew'n Knecht,
Un hew doch nie dat Kinnes Recht.
Dei Gnade let mi ewig arm,
Dei Gnade makt dat Hart nich warm,
Dat kenn ick jo — dei Leiw allein
Dei deit dat Hart tau'n Harten teihn,
Dei makt as Kind mi irsten frie,
Süß war ick't nie — —
Un frie will Jochen wesen, frie,
So woll von buten as von binnen,
Dat is sien Sinnen und Beginnen,
Un is hei ock woll man nen Buer,
Dei Frieheit ligt in sien Natur.
Un as dei Winter ranne rückt
Un Jochen nu den Busch ankickt,
Wat is 'ne Pracht
Dat is doch grar, as wenn'e lacht,
So het'e em noch gor nich seihn,
Dat is jo'n wohren Götterhain,
Wat sall dat heiten?
Dat heit tau'n Dod sick vörbereiten;
Dei Tied is hen,
Hei sall int Graw,
Sien Kled möt raf,

Dor treckt'e denn
Noch eis sien allerschönstes an.
O seg, wer kann
Sick denn woll in'n Dod noch putzen,
Wat sall dat nutzen?
Dat's siene Sak;
Em is nich bang,
Dat durt nich lang,
Denn is up't frisch hei werre wak!
Un himmlisch leet
Sien Doden-Kled,
Dat lücht un lewt,
As wier't von Gold un Perlen wewt.
Wat kann Ein dor för schönes Grenn
So hell nu un so düster seihn,
Un wundervulles Roth un Gäl,
Von jere Farw, wer weit wo väl,
Un ock dat lütte Blatt dat strahlt,
As har dei Sünn dat fülwsten malt.
In dese Pracht
Sinkt hei sacht,
As wenn'e lacht
In Dodes-Nacht. — — — —

„Nu sünd wie in Amerika!" — So ruft gar mancher deutsche Einwanderer, als ob er mit diesem Ausrufe sein Herz erleichtern und Alles von sich schütteln wolle, was ihn bisher bedrückt hat. Vielen ist es im alten Vaterlande traurig ergangen, oft durch eigene Schuld, oft war es auch schwer, gegen des Schicksals Mächte anzukämpfen. Freundlicher Zuruf hat ihnen dort zwar nicht gefehlt, zuletzt aber wollte alle Mahnung nicht helfen; es ging einmal nicht mehr. In der neuen Welt fingen sie ein neues Leben an; es ist ja auch Vielen unter ihnen geglückt, aber die alte Heimath, das Vaterhaus haben sie nicht vergessen. Das haben die Deutsch-Amerikaner während des deutsch-französischen Krieges und bei anderen Gelegenheiten hinlänglich bewiesen, das zeigen ihre deutschen Zeitungen, ihre deutschen Bücher, ihre Gesang- und Turnvereine, die deutschen Kirchen und das ganze geistige Leben der Deutschen in Amerika. Auch das kleine Buch, welches der plattdeutsche Dichter Karl Münter bei uns im Hoosierlande geschrieben, giebt Kunde von der Liebe zum alten Vaterlande. Und diese soll uns niemals verkümmert werden.

Evansville, Indiana. Dr. W. M. A. Fritsch.

Genesung.

Es war nach langen Wochen einer starren Qual, einer trockenen, thränenlosen Trauer.

Eine schwüle Sommernacht.

Unmöglich, in den heißen Kissen Schlaf zu finden!

Er wirft die Decke zurück, rückt den Oberkörper in die Höhe und starrt träge, mit weiten Augen, vor sich hin in das schwüle Dunkel.

Immer drückender, immer dumpfer.

Kein leisester Lufthauch von draußen durch das weitoffene Fenster. In steifer, schattenhafter Ruhe ragen die Laubballen des Gartens. Der Duft ihrer Blüthen legt sich mit schwerem Druck auf seine Brust.

In müden, öden Bildern kommt die Erinnerung des Tages.

Er steht auf, kleidet sich an und macht seinen Spaziergang.

Hoch brennt die Sonne im glühenden Blau. Endlos dehnt sich die Straße mit dickem weißen Staub, endlos in das heiße Land hinein.

An den hohen, grünen Getreidefluthen geht er hin, an den Graswellen der Wiesen vorbei, zwischen den heißen, harzduftenden Kiefern hin durch hellgrünes Heidelbeerkraut und Farren. Die Käfer surren, die Vögel zwitschern, zirpen und flöten.

Hügelauf, hügelab, durch rauschende kühle Gründe, durch Schonungen mit ihren jungen, hellgrünen Sprossen, unter jungem Buchengrün. Der blaue Himmel wölbt sich drüber mit grellweißen Wolken.

Stumpf, müde, öde gleiten Formen, Farben, Laute, Geräusche und Düfte an ihm vorüber. Und immer, immer tief in ihm derselbe Druck in der Herzgegend; und es ist ihm, als säße da irgendwo das verhaltene Rasen eines wahnsinnigen Schmerzes.

Stunden lang wandert er, ohne Müdigkeit und ohne Frische durch den ödesten Wald, liegt in dem schaurigen, einsamen Dunkel der Tannengründe vor einem Quell, sieht, wie die feinen, klaren Wellen kräuseln, gleiten, hupfen und wirbeln, und sieht es nicht; liegt da, stumm, ohne Bewegung; nur aus seinen weiten Augen starrt seine Verzweiflung.

Er geht zurück durch das Dorf.

Die Höfe, die Häuser, Hütten, Gärten liegen in einem mattlila faden Dunst. Fein legt er sich über Dächer, Wände, Mauern, Zäune, Geräthe, macht alle Farben müde und stockig und giebt ihnen einen leisen Ton der Fäulniß.

Ueberall sieht er Flecke und Risse und mit widerwärtiger Deutlichkeit drängt sich ihm alles Schadhafte auf.

Kinder, die auf der Gasse spielen und jubeln, stoßen ein heiseres Gekreisch aus. Die Leute sprechen grell, blicken, bewegen sich mechanisch wie Automaten. Ueberall sieht er Fehler und Häßlichkeiten in ihrer Haltung, ihrem Gang, sieht Gebresten, verkrüppelte und unschöne Gliedmaßen,

schadhafte, schmutzige Kleider, schiefe, unförmliche Gesichter, welk, runzlig, gedunsen, mager, mit einer ekelhaften gelben, braunen, bleichen oder schmutzig karminrothen Farbe.

Dann wieder zu Hause, stundenlang zwischen Schlaf und Wachen auf das Sopha gestreckt. Aber Alles ist so furchtbar still und seine wirren, müden Gedanken werden in ihm lebendig wie mit Stimmen.

In dumpfer Pein auf und wieder hinaus unter Menschen.

Der Lärm der Mittagstafel erlöst ihn. Das Summen, Schallen, Plappern des Gesprächs, Gelächter, Klappern der Teller und Gläserklingen schaffen ihm Zerstreuung. Mitten in diesen Geräuschen ist ihm, als wären sie die furchtbare, grausig zurückgestaute Schmerzenergie in ihm, die Freiheit gewonnen hätte. Das thut ihm wohl. Es geht, bis ihm das Alles wieder todt wird, automatisch, unerträglich.

Dann wieder lange Streifereien in der Einsamkeit und die halbwachen Nächte mit ihren Träumen . . .

* * *

Immer drückender, immer dumpfer die Schwüle und die schweren, brütenden Düfte.

Und nun kommt wieder dieses unmögliche Bild.

Er sieht die Todte.

Steifgereckt liegt der Körper auf dem Linnen. Das weiße, liebe Gesicht spitz in dem aufgelösten langen, blonden Haar, der Kopf starr hinten in das Kissen, in die goldige seidige Fluth gebohrt, das Kinn in die Höhe, mit dem lächelnden Mund und den zugedrückten, breiten Lidern, rund über die Augäpfel gewölbt, wie zwei weiße Rosenblätter. Die Gurgel und den Kehlkopf hat der Todeskrampf herausgepreßt, scharf und schrecklich markiren sie sich durch die feine, weiße Haut.

Nur immer dieses gräßliche, unmögliche Bild sieht er, wird nicht mit ihm fertig. Sieht es immer wieder, und immer mit derselben furchtbaren Starre seiner Seele, wie es sich ihm einprägte vor Wochen, als er noch müde und staubig von langer Reise an ihr Bett trat . . .

* * *

Regungslos liegt er in dem schwülen Dämmer, starr, ohne Gedanken.

Den Schlund herauf hat er einen häßlichen Geschmack, ähnlich wie Naphtalin-Kampfer riecht. Für ein paar Augenblicke weckt er in ihm die grauenhafte Vorstellung, als schwände er hin in einen Zustand der Verwesung.

Nichts, Nichts lebt um ihn. Alles, Alles ist ein weites bebendes Meer, eine grauenhafte, mystische Einheit, eine einzige träge im Endlosen und ins Endlose rinnende Bewegung. Keine Farbe, keine Form, kein Laut mehr: nur ein dumpfes Rauschen ist noch, das immer langsamer wird, starrer, immer stockender, schwindender.

Müde regte sich in ihm eine Gewißheit: so ist das Sterben.

Er lächelt, löscht hin in einem Halbschlummer.

* * *

Immer drückender, immer dumpfer die Schwüle und die schweren Düfte.

Wie in einer hypnotischen Starre liegt er da, mit hochgezogener Stirnhaut und offenem Mund, wie etwas Unbestimmtem, Unmöglichem entgegenstaunend, und spürt mit einem Mal in sich eine Sehnsucht, mit mattem, innerlichem Lächeln, eine ungewisse Sehnsucht.

So liegt er mit verlöschenden Sinnen in dem stillen, mystischen Rauschen.

Aber nun, plötzlich, verdichtet es sich, wird schneller, lauter, wird ein regelmäßiges, dumpfes Pochen, giebt ihm mit einem feinen, elektrischen Prickeln die Empfindung seines Körpers wieder.

Er dämmert mit halbgeschlossenen, schweren Lidern.

Da! —

Ein zartes, zartes weißes Schimmern. Eine Kühle, die gegen ihn herweht über seinen Körper!

Und nun — nun ist es — als dehnten sich — leise, leise — und schwöllen — sein Fleisch — seine Muskeln . . .

Aber es sind Glieder, warme, volle Glieder.

Leise drängen sie sich gegen ihn, schmiegen sich an seinen Körper und irgendwo, bei ihm, ist ein feines, feines Klingen . . .

Langsam, schwer windet sich sein Körper seitwärts nach oben, wie unter einen warmen Last.

Er will schreien vor Grauen und wahnsinnig tollem Verlangen, zu sehen mit leiblichen Augen, irgend Etwas, was er fieht, zu sehen, mit leiblichen Augen, zu fühlen, tasten, festzuhalten . . . Aber seine Stimme stockt; sein Athem ringt unter dem Bemühen zu rufen, stickt . . . . Vergeblich windet er sich gegen die grausige, süße Starre, die ihn bannt . . .

Aber er will! und — auf!! . . .

— Wacht! Sieht! Mit weitoffenen Augen wie in der Starre einer Ekstase, sieht für den Bruchtheil einer Minute.

Weiß weicht es von ihm rückwärts vom Bett, langsam gegen das Fenster.

Ein Gesicht, Glieder, ein Gewand! . . .

Zerrinnt, zerfließt in weißem Schimmer! Ist fort! . . .

Völlig wach!

Er blickt um sich her.

Nichts! . . .

Nur das rasende Pochen seines Herzschlags und sein verklingendes Wimmern, unartikulirt, gepreßt, wie das mühevolle, ringende Krächzen eines Taubstummen.

Das graue, todte Zwielicht! . . .

* *
*

Im süßen Wahnsinn einer unumstößlichen Gewißheit sitzt er und wartet, wartet . . .

Mit rasendem Herzschlag, mit arbeitender Brust sitzt er und wartet; und in der Herzgegend schauert seine Erregung in einer Kühle. Ein Beben die Beine hinab lähmt seine Gelenke, macht ihm die Hände zittern . . .

Wartet . . . Lauscht! . . . Lauscht . . .

Noch einmal, ein einziges Mal! Jetzt! — So!

Aber in ihm ist ein stilles, feiges Grausen.

Nichts! . . .

Langsam erhellt sich das Dunkel mit einem wellenden Licht. Schärfer, deutlicher treten die Möbel hervor, das Tapetenmuster der Wände, die Blumen auf dem Fensterbrett, die Gegenstände auf dem Tisch . . .

Mit einem heimlichen Weinen, das nicht aus ihm herauskam, sinkt er in die Kissen zurück . . .

* * *

Mechanisch faßt er den Kleiderständer ins Auge am Fußende des Bettes.

Auf dem obersten vertikalen Pflock hängt schief nach hinten sein Filzhut; an den unteren Pflöcken Kleidungsstücke. So ist es im ungewissen nächtlichen Halblicht eine Gestalt, die vor ihm steht.

In ihrer steifen Ruhe nimmt sie sich aus wie das Idol einer ägyptischen oder indischen Gottheit mit einem dünnen, hohen Hals, einem unter der Last einer hohen Tiara leicht rückübergebeugten Haupt und einer langen, geraden Nase . . .

Und nun beginnt es sich wieder in ihm zu regen.

Aus dem dunklen, sehnenden Rauschen seines Blutes, aus der fiebernden Gluth seiner Glieder, dem bangen Vibriren seiner Nerven wächst es und löst es sich wie mit fluthenden Strophen in Gedanken und Vorstellungen.

Was war das? . . .

* * *

Die Hände unterm Genick liegt er und sieht lange vor sich hin. Und wie er liegt und sein Herzschlag sich sänftigt, da, allmählich beginnt die faule, schlaffe, schwüle Ruhe zu weichen und irgendwo in ihm zuckt es und löst sichs.

„Eine Halluzination!“

Ein tiefer Athemzug und plötzlich durchzuckts ihn wie ein süßer Krampf, kräftig wirft er sich herum, drückt sein Gesicht in das Kissen und weint, weint, weint . . .

Und freier, freier, und seine Backen näßen sich.

Und weint und weint . . .

Magdeburg. Johannes Schlaf.

Sprechsaal.

Zur Konvertirung der 4 % Reichs- und Preußischen Anleihe.

Vor einem Jahre wurde die Anlage von Kapital in 4 % Deutscher Reichs- oder Preußischer Anleihe für diejenige gehalten, bei welcher man die größte Sicherheit hatte, vor Kapitalsverlust geschützt zu sein, da eine Auslosung dieser Papiere nicht stattfand und an eine Zinsherabsetzung nicht zu denken war. Dies hat sich nun in der letzten Zeit durch bedeutende Ankäufe der 3 % Anleihe besonders seitens des Auslandes plötzlich geändert. Die Kurssteigerung der 3 % Staatspapiere erweckt die Befürchtung, daß die 4 % Papiere konvertirt werden könnten, und gerade die von der Börse unabhängigen Zeitungen rathen zum Verkauf derselben. Zwar haben unlängst gewisse Aeußerungen des Finanzministers etwas befestigend auf den Kurs der 4 % Papiere gewirkt, waren aber doch nicht bestimmt genug, um den Inhabern das Gefühl der Sicherheit zurückzugeben. Sollte sich der Staat nun doch genöthigt sehen, die Konvertirung vorzunehmen, so würde die Folge sein, das sich das Kapital wieder mehr ausländischen, zum Theil zweifelhaften Werthen zuwenden würde, denn da die 4 % Staatspapiere zum großen Theil in den Händen kleiner Kapitalisten sind und diese vielfach ihr ganzes Vermögen in solchen Papieren angelegt haben, bleibt ihnen bei einer Zinsherabsetzung um 1 % eben Nichts weiter übrig, als höher verzinsliche Papiere zu kaufen, die ihnen die größte Sicherheit zu bieten scheinen, das sind aber nach ihrer Meinung die auswärtigen Staatspapiere.

Dieser Gefahr muß nun vom Staate, wenn möglich, vorgebeugt werden, damit nicht wieder, wie in den letzten Jahren, das deutsche Nationalvermögen große Einbußen erleidet. Zunächst ist zur Befestigung der Verhältnisse die Aufnahme der Amortisation nöthig. Es bleibt dabei dem Staate unbenommen, bei Bedarf dafür eine neue Anleihe auszugeben. Jedenfalls ist er so eher in der Lage, dem üblichen Zinsfuß folgen zu können, da sich ja ein natürliches Sinken des Zinsfußes nicht plötzlich zeigt, sondern sich allmählich entwickelt. Haben dann die eventuell neu auszugebenden Papiere einen niedrigeren Zinsfuß, so wird Niemand dadurch geschädigt. Ferner muß nach Möglichkeit verhindert werden, daß einheimische Papiere nach Holland, England und Amerika wandern und wir dafür zweifelhafte Papiere des Auslandes erhalten. Das läßt sich aber wohl am besten durch eine weitere Erhöhung der Steuer auf die Emissionen fremder Werthpapiere in Deutschland erreichen. Um nun aber auch Denjenigen zu Hülfe zu kommen, die wegen der Geringfügigkeit ihres Kapitals ohne einen höheren Zinsfuß nicht existiren können, müßte sich der Staat entschließen, auch Rentenbriefe mit etwa 30jähriger Amortisation auszugeben. Diese dürften bei älteren Leuten oder solchen, die nur auf einige Zeit, etwa zum Zweck einer bestimmten Ausbildung, des Studiums u. s. w., eine Versorgung brauchen, bald beliebt werden, besonders wenn den Inhabern das Recht eingeräumt würde, etwa bei der Einwechselung der neuen Rentenzinskupons, einen Antrag auf Umwandelung des Rentenbriefes in ein nur zinstragendes Inhaberpapier welches der Auslosung unterworfen ist, zu stellen. So

würde zugleich auch der Gefahr vorgebeugt, daß diese Rentenbriefe sich nicht einführen würden. Der Einwand, daß gegenwärtig von der Rentenversicherung bei Privatgesellschaften verhältnißmäßig wenig Gebrauch gemacht wird, ist, wie ich glaube, deßhalb nicht stichhaltig, weil die Scheu, das Kapital aus den Händen zu geben und einer Privatgesellschaft zu überlassen, viele von solchen Rentenversicherungen zurückhält. Würde dagegen der Staat solche Rententitel ausgeben, so würde erstens der Inhaber den noch vorhandenen Rest seines in solchen Rententiteln angelegten Kapitals in den Händen behalten und könnte ihn jederzeit an der Börse verkaufen, ferner würde ihm die größtmögliche Sicherheit geboten für den regelmäßigen Bezug der Rente. Schließlich wäre noch darauf hinzuweisen, daß die eventuelle Auffangung der in Rentenbriefen angelegten Kapitalien auch in sozialer Beziehung vortheilhaft wirken würde.

M.

Vom Büchertisch.

Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben. Von Alfred von Hedenstjerna. 2 Bände. Verlag von H. Haessel in Leipzig. Preis 2 Mark per Band, geb. 3 Mark.

Selten, höchst selten einmal befindet sich unter den zahlreichen Büchern, die aus fremden Sprachen übersetzt werden, eines, dessen Lektüre geeignet ist, Leuten von Geschmack und Bildung eine echte Herzensfreude zu bereiten. Besonders unter den nordischen „Dichtern", mit deren Werken im letzten Jahrzehnt findige Verleger den deutschen Büchermarkt in einer nichts weniger als idealen Absicht überschwemmt haben, könnte man gar manchen namhaft machen, dessen Bekanntschaft uns besser erspart geblieben wäre. Zu ihnen gehört Hedenstjerna nicht. Im Gegentheil: es ist sehr zu bedauern, daß seine Werke in Deutschland noch so wenig bekannt sind, während doch gerade er in seiner keuschen und gemüthvollen Eigenart dem deutschen Wesen ganz besonders sympathisch sein müßte.

Allerdings, der Verfasser der reizenden Federzeichnungen und Novelletten, die die Verlagsfirma von H. Haessel in Leipzig in der Bearbeitung von Margarethe Langfeldt herausgegeben hat, hat niemals ein Buch unflathigen Inhaltes geschrieben. Aus diesem Grunde konnte es ihm natürlich auch nicht gelingen, das Interesse derjenigen unter unsern Verlegern zu erwecken, die ihre Lebensaufgabe darin sehen, allen literarischen Unrath, der irgendwo in ausländischen Augiasstallen produzirt wird, sofort auf dem Wege einer zweckdienlichen Kanalisation nach Deutschland überzuleiten. Alfred von Hedenstjerna ist zu sehr Vollblutdichter, als daß die auf die Geschmacksverrohung des Publikums spekulirenden Geschäftsleute sich einen namhaften Gewinn aus der Herausgabe seiner Werke versprechen sollten.

Und dennoch: man braucht nur die vorliegende Sammlung von Bildern aus dem schwedischen Volksleben zu lesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es auf

die Dauer doch nicht gut möglich ist, diesem Autor durch die jetzt so beliebte Schundwaare den deutschen Markt zu versperren. Wenn erst das gebildete Publikum dahinter gekommen sein wird, daß es in Hedenstjerna einen Dichter von großer Begabung und gewinnender Eigenart zu schätzen hat, daß er vor allen Dingen ein gottbegnadeter Humorist und Menschenschilderer ist — und zwar Humorist und Menschenschilderer im besten Sinne des Wortes, so wie Gottfried Keller einer war und Peter Rosegger einer ist — dann wird Hedenstjerna bei uns bald populärer werden, als Strindberg es heute ist, der — weniger durch seine wirklich künstlerischen Arbeiten, als vielmehr durch seine Beichte eines Thoren, die eine Geschmacklosigkeit ist und eine schlimme Verirrung, — sich die Gunst sämmtlicher deutschen Lustgreise und aller höheren „Matratzenweiber" im Fluge erobert hat.

Um die Bekanntschaft mit Hedenstjerna zu vermitteln, dazu eignet sich diese Sammlung kleinerer Arbeiten aus seiner Feder ganz besonders. Hier zeigt sich in seinem vollen Umfange das liebenswürdige Talent des Autors. Sein köstlicher Humor, seine glückliche Begabung für die Kunst seiner Charakteristik erzielen in diesen an sich durchaus anspruchslosen Geschichten so unmittelbare Wirkungen, daß der Leser sich in seltenem Maße von der Eigenart des Autors angemuthet und gefesselt fühlt. Wer diese kleinen Geschichten gelesen hat, der wird sicher Verlangen danach tragen, auch andere Werke aus der Feder eines Dichters kennen zu lernen, der es so vortrefflich versteht, uns aufs Anregendste zu unterhalten, ohne zu unlauteren Kniffen seine Zuflucht zu nehmen oder an die niederen Triebe in der Menschenbrust zu appelliren. Der Umstand, daß diese Geschichten durchaus anständig und dabei doch so gar nicht muckerisch, daß sie so thaufrisch und so urgesund sind, wird hoffentlich zu ihrer weitesten Verbreitung beitragen. Die in unserer heutigen Nummer enthaltene Skizze: „Der Weihnachtsabend auf Ramsjöholm" enthält alle Vorzüge der Schreibweise und der Darstellungskunst Hedenstjernas. Unsere Leser und Leserinnen werden es sicher nicht zu bereuen haben, wenn sie sich hiernach entschließen, diese beiden Bände, welche 32 der herzigsten Geschichten enthalten und auch einzeln zu haben sind, ihrem Bücherschrein einzuverleiben.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Novitäten-Rundschau der „Kritik"

Berlin, den 19. Januar 1895

Die Bildungsmüden. Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). Einzelpreis Mk. 3.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstraße 35.

Hinter den Coulissen der Antisemiten.

Erinnerungen aus dem antisemitischen Hauptquartier. B. Wilh. Georg, früherem Redakteur des Bockel'schen Reichsherold. Preis mit Porto Mk. 0.55. Direkt zu beziehen von Gebrüder Schmiul, Hannover.

Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. Vortrag von Heinrich von Treitschke. Verlag v. S. Hirzel, Leipzig. Preis 1 Mk.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.60.

Die Politik am Berliner Hofe.

Kaiser und Kanzler. Caligula. Die Kladderadatsch-Affaire. Der „kommende Mann". Caprivis Sturz. Frauenpolitik am Hofe. Der neue Reichskanzler. Leipzig 1895. C. F. Müllers Verlag. Preis 3 Mark.

Der Krieg mit den Millionenheeren. Eine militärisch-politische Studie von einem alten Soldaten. 8° Geh. Mk. 1.20. Verlag v. Benno Schwabe, Basel.

Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch.) Roman v. Marie L. F. Mohr. B. Richters Verlag, Chemnitz. Geh. 4 Mark. Fein geb. Mark 5.—.

Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.20.

Der eigne Richter. Schauspiel in 4 Akten von Hans Leonhardt. Verlag von Max Wohlfart in München.

Das Recht auf Arbeit. Von Wilhelm Wilms. Preis 40 Pf. Verlag volksthümlicher Schriften (W. Wilms) in Hamm i. W.

Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten. (2. Jahrgang.) C. F. Müllers Verlag, Leipzig. Preis Mk. 2.50.

Der Kampf um das apostolische Glaubensbekenntniß in seinem Verlauf u. in seiner Bedeutung. Ein Konferenz-Vortrag v. Aug. Schilling. Kommiss.-Verl. v. Th. Kay, Kassel.

Fahrendes Volk. Gedichte von A. Filger. Vierte Auflage. Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg und Leipzig.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesamm. und zusammengestellt von Karl Gander. Preis Mk. 3.—. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Komtesse Käthe. Humoresken von E. von Adlersfeld-Ballestrem. Illustrirt v. Otto Gerlach und F. Czabran, eleg. geb. 4.50 Mk., brosch. 3 Mk. Verlag d. Universum, Dresden.

Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand.

Von F. W. Higginson. Aus dem Engl. ins Deutsche übersetzt von Eugenie Jacobi. Brosch. Mk. 2.50. Verlag von August Schupp, Neuwied a. Rh. und Leipzig, Querstr. 19.

Die anarchistische Gefahr von Felix Dubois. Uebersetzt von Max Trudien. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis Mk. 3.—.

Die Nachtigall von Sesenheim.

Goethes Frühlingstraum. Ein heiterernster Sang vom Rhein von Gust. Ad. Müller. Mit vielen Illustrationen. Prachtband mit Goldschnitt. Preis Mk. 4.50. Sinniges Weihnachtsgeschenk für alle Goetheverehrer, insonderheit Deutschlands Frauen und Jungfrauen! Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Von Eugen Wolff. Verlag von Lipsius u. Tischer in Kiel und Leipzig.

Der Völkerfrieden. Betracht. üb. d. gegenw. internat. polit. Zustande d. Kulturstaaten u. Ideen hinsichtl. der zukünftigen Gestalt. ders. v. Wilh. Karl Becker. Verlagsmagaz. i. Zürich. Pr. Mk. 3.

Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred v. Hedenstjerna. Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Wand an Wand und andere Novellen. Von Eduard Engel. Verlag des Universum (Alfred Hauschild), Dresden und Wien.

Lohberg, Kaiser-Anekdoten. Heitere Momente, charakteristische Skizzen u. leutselige Züge aus d. Leb. Kaiser Wilhelms II. Eleg. geb. Mk. 1 ord. Verlag v. Herm. Liedich, Züllichau.

Brauchen wir Panzerkreuzer? Zeitfrage an den deutschen Reichstag, gestellt von einem sachverständ. Patrioten. Gr. 8°. (24 S.) Preis 50 Pf. Verlag v. Herm. Peters, Berlin.

Fürst Bismarck's ges. Reden. 76 Bg. Tausendzweihundertzwanzig Seiten. Elegant gebunden. Preis Mk. 3.—. Verlag Siegfr. Cronbach, Berlin.

Rußland unter Kaiser Alexander III. sowie Politik und Aufgaben Nikolai's II. Von F. Neuburger. Gr. 8°. 97 S. Preis Mk. 2.50. Verlag M. Driesner, Berlin.

L. Blanc üb. Eisenbahn-Personentarif-Reform und Selbstabfertigung der Reisenden mittelst Bahnmarke. Gr. 8°. 22 S. Preis 50 Pf. R. v. Decker's Verlag, Berlin.

Musikalischer Hausfreund. Blätter f. ausgew. Salonmusik. Red. C. Fuchs. 8. Jahrg. 1894/95. Nr. 7. Gr. 4°. (8 S. Musik u. 2 S. Text.) Vierteljhrl. Mk. 1. Verl. Joh. Sengbusch, Leipzig.

Preis für den Raum eines Feldes (5 Zeilen) nur 1 Mk. netto.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang | Nr. 17 | 26. Januar 1895

Luginsland. Bismarcks Pelzmütze und Hohenlohes Genie. — Des Kaisers Wunschzettel. — Die Ordnungssäule Lenzmann. — König Stumm und die „Hilfe“. — Stöcker gegen Stumm. — Revolutionäres Wurstpapier. — Immer mehr Schulden! — Dem Deutschen Reich und nicht dem Deutschen Volke.
Leibliche und geistige Noth. Von E. Rebe.
Sascha Schneider. Von Fritz Stahl.
Sozial-philosophische Briefe. Von Dr. H. Eckener.
Staat und Christenthum. Von Leo N. Tolstoj.
Musikalische Indifferenz. Von Paul Ertel.
Vom Büchertisch.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 26. Januar 1895

II. Jahrgang | Nr. 17 | Jahrgang II

Luginsland.

Eins muß man dem Fürsten Bismarck lassen: er hat allezeit eine starke Dosis Humor und Ironie sein eigen genannt. Wenn man seine gesammelten Reden liest, kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß ein feinsatirischer Geist aus ihnen spricht, und auch seine Handlungen ließen dies gar häufig erkennen. Und dieser überlegene Humor, diese köstliche Satire sind dem Alten verblieben bis auf den heutigen Tag.

Das hat sich erst kürzlich wieder gezeigt, als sein zweiter Nachfolger im Amte, Onkel Chlodwig zu Hohenlohe, ihm im Auftrag des Kaisers auf seinem Tuskulum in Friedrichsruh einen Besuch abstattete. Bei dieser Gelegenheit lud Bismarck, nachdem sie erst ein schmackhaftes Frühstück zu sich genommen hatten, seinen Gast zu einer Schlittenfahrt ein. Und damit dieser sich dabei das Genie nicht erkälte, dessen er zur Verwaltung der Reichsangelegenheiten so nothwendig bedarf, borgte er ihm eine seiner Pelzmützen. Diese Pelzmütze aber war dem neuen Kanzler viel zu weit: sein Kopf verschwand fast ganz und gar darin, und überaus putzig nahm sich der alte niedliche Herr neben der Hünengestalt Bismarcks aus. Man sah nur noch eine Mütze; daß ein Kopf darin stecke, konnte man allerdings vermuthen, da ja nicht gut anzunehmen war, daß Fürst Bismarck mit einem Strohmann zusammen ausfahren würde.

Harmlose Menschen werden hierin gar Nichts finden. Boshafte Politiker aber sind nur allzu geneigt, hinter Allem und Jedem, was

ein Mann wie Bismarck thut, eine versteckte Absicht zu wittern. Wie nun, wenn auch in diesem Fall der Alte seinem Nachfolger nicht umsonst seine größte und geräumigste Pelzmütze über die Ohren gestülpt hätte? Wäre es denn gar nicht denkbar, daß er durch diesen symbolischen Akt den geistigen Abstand, der zwischen ihm selbst und dem Fürsten Hohenlohe besteht, recht sinnenfällig hätte markiren wollen? Allerdings wäre das ziemlich überflüssig gewesen. Denn daß Fürst Hohenlohe ebenso wenig im Stande ist, den Platz, den früher Bismarck innegehabt hat, auszufüllen, wie sein winziger Schädel dessen Pelzmütze auszufüllen vermag, das hätte sich eigentlich ein Jeder von selbst sagen können.

Der Kaiser selbst scheint ja über diese Thatsache auch nicht im Unklaren zu sein. Und da er nichts Unbilliges von seinem durch das Alter gebeugten Kanzler fordern möchte, ist er nach Kräften bemüht, ihm einen Theil der Arbeit abzunehmen. Bei dem parlamentarischen Herrenabend des Monarchen hat sich dies wieder so recht deutlich gezeigt. Nicht bloß, um ihnen etwas Gutes zu essen und zu trinken vorzusetzen, hatte Wilhelm II. die parlamentarischen Herrschaften zu sich geladen, sondern es kam ihm in erster Linie darauf an, sie mit seinen Plänen und Entwürfen vertraut zu machen und dafür ihre Unterstützung sich zu sichern. Mit besonderer Vorliebe verweilte er an jenem Abend längere Zeit bei seinen maritimen Projekten, zu deren Förderung er die Erbauung schneller Kreuzer für unerläßlich hält. Das Diner, das den Herren Abgeordneten bei dieser Gelegenheit vorgesetzt wurde, war sehr schmackhaft. Fraglich ist es aber, ob die Schiffsbaupläne, mit denen der Reichstag sich wohl in Bälde schon zu beschäftigen haben wird, den Herren Volksvertretern ebenso schmackhaft erscheinen werden. Auf alle Fälle hat der Kaiser seinen Wunschzettel bereits eingereicht und zwar in Form von Modellzeichnungen, die seine eigene Signatur tragen und der Reichstagsbibliothek überwiesen worden sind. Die Zeichnungen sollen sehr mühsam ausgearbeitet sein und auf ein architektonisches Talent schließen lassen, das der kompositorischen Begabung des Kaisers ebenbürtig ist.

Daß unter einem so kunstbegabten und kunstsinnigen Herrscher im Reichstag eine Vorlage eingebracht werden konnte, die, falls sie

Gesetz würde, ganz geeignet wäre, der Kunst die Lebensadern zu unterbinden, erscheint befremdlich. Und dennoch ist es so. Die „Umsturzvorlage" ist sogar auf direkte kaiserliche Anregung zurückzuführen. Es fehlt daher auch nicht an gesinnungstüchtigen Parlamentariern, die sich ganz besonders für diese Vorlage erwärmen. Sogar bis in die Reihen der Opposition hinein scheint sie ihre Freunde zu haben, die ihr indirekt jede Förderung angedeihen lassen, wenn sie auch nicht den Muth haben, sich direkt für sie zu verwenden.

In der Kommission, die sich gegenwärtig mit der Zurechtstutzung dieser Vorlage beschäftigt, kam es zu einem Zwischenfall, der so recht bezeichnend war für die Zustände, die innerhalb der parlamentarischen Vertretung der freisinnigen Volkspartei obwalten. In der Sitzung vom 17. d. Mts. beantragte der Abgeordnete Spahn (Centrum), die Regierung aufzufordern, a) eine Uebersicht zu geben über die Strafbestimmungen der anderen Kulturstaaten, auf welche die neu vorgelegten Paragraphen Bezug nehmen, b) das entsprechende Material zu liefern, welches die Verschärfung der einzelnen Paragraphen rechtfertigt. — Staatssekretär Nieberding versprach das Material ad a zu liefern, während es unmöglich sei, dem Wunsche ad b zu entsprechen. Es wurde der Antrag Spahn ad a mit großer Mehrheit, ad b mit 14 gegen 13 Stimmen angenommen. Der Abgeordnete Dr. Bachem (Centrum) beantragte darauf, die Kommission zu vertagen, bis die Regierung das im Antrage Spahn geforderte Material vorgelegt habe. Der Vorsitzende Dr. Böttcher (ntl.) erklärte, daß die Annahme dieses Antrages die Verwerfung der Vorlage bedeuten würde. Der Abgeordnete Lenzmann erklärte sich nunmehr gegen den Antrag; er verließ indeß den Berathungssaal vor der Abstimmung. Der Antrag wurde darauf mit 14 gegen 13 Stimmen abgelehnt.

Die Ablehnung des Antrages Bachem übt naturgemäß ihre Rückwirkung auf den kurz zuvor angenommenen Antrag Spahn aus, der nur noch platonische Bedeutung hat. Die Regierung braucht jetzt nur bei der ihr durch Annahme des Antrages Spahn zur Pflicht gemachten Beschaffung des Materials, welches die Verschärfung der einzelnen Paragraphen rechtfertigen soll, saumselig zu Werke zu gehen und die Absicht, welche diesem gewiß verständigen Antrag zu Grunde

lag, wird dadurch vereitelt. Daß die Regierung das thun wird, ist um so eher anzunehmen, als ihr Vertreter, der Staatssekretär Nieberding, ja selbst erklärt hat, es sei unmöglich, dieses Material zur Stelle zu schaffen.

Der Fall Lenzmann spricht ganze Bände gegen den Parlamentarismus in seiner gegenwärtigen Form. Da läßt sich ein Mann, indem er vor den Wählern wer weiß wie radikal und volksthümlich sich aufspielt, in den Reichstag wählen, und wenn er erst ein Mandat ergattert hat, dann geht er hin und schaltet und waltet mit den ihm übertragenen Vollmachten ganz nach seinem persönlichen Belieben. Und die Wähler sind rechtlos dieser Felonie gegenüber. Sie müssen es sich gefallen lassen, daß ihr Erwählter, von dem sie glaubten, er huldige freiheitlichen Anschauungen und werde diese auch im Parlament vertreten, die Geschäfte der Reaktion besorgen hilft, weil es ihm just so gefällt. Ihn abzuberufen, dazu haben sie kein Recht und aus einem etwaigen Tadelsvotum, das eine Volksversammlung ihm hinterher ausstellt, macht er sich herzlich wenig. Zunächst ist er noch auf mehrere Jahre hinaus gewählt, und wenn später sein Auftrag abgelaufen ist, dann ist die erste Entrüstung über die verrätherische Handlungsweise längst verraucht, der Thatbestand selbst ist den einfachen Leuten aus dem Volke — falls sie ihn überhaupt jemals ganz begriffen haben — nicht mehr gegenwärtig, und mit glatten, doppelzüngigen Reden wird es einem gewandten Mann schon wieder gelingen, die erforderliche Stimmenzahl auf seinen Namen zu vereinigen.

Was in diesem Falle den freisinnigen Wählern des Abg. Lenzmann zugestoßen ist, kann bei einer anderen Gelegenheit konservativen und sozialdemokratischen Wählern ebenso gut passiren. Auch unter den Abgeordneten dieser Parteien fehlt es nicht an Leuten, die in der Theorie sehr grundsatztreu sind, in der Praxis aber gar zu gerne mit sich handeln lassen. Wir haben es also hier mit einer Unvollkommenheit des parlamentarischen Systems selbst zu thun. Leider ist es nicht die einzige Unvollkommenheit und nicht einmal die schlimmste von denen, die ihm anhaften.

Die Herren Volksvertreter wissen ganz genau, daß sie der großen Masse der politisch Unmündigen Alles bieten dürfen, sofern

sie es nur geschickt anfangen und, wenigstens nach außen hin, den Schein wahren. Nachdem Herr Lenzmann in der Kommission, in der es seine Aufgabe gewesen wäre, die Umsturzvorlage mit allen sich darbietenden Mitteln zu Fall bringen zu helfen, als zuverlässige Stütze dieser volksfeindlichsten aller Vorlagen sich erwiesen hatte, trug er kein Bedenken, in der öffentlichen Reichstagssitzung vom 18. Januar bei der ersten Berathung der Vorlage über eine Reform des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung sich wieder als ein in der Wolle gefärbter Volksmann aufzuspielen. Dem Advokaten Lenzmann fiel es nicht schwer, bei dieser Gelegenheit eine Rede vom Stapel zu lassen, die mit allerhand radikal klingenden Mätzchen verbrämt war und in dem großartigen Witze gipfelte, es sei dringend wünschenswerth, daß die jungen Juristen neben ihren juristischen Examen noch einen Kursus im „Sitzen" absolviren müßten, damit sie späterhin als Richter wenigstens eine Vorstellung davon hätten, was es heiße, seiner Freiheit beraubt zu sein. Welch' ein gewaltiger Volksheld doch dieser Lenzmann ist! Der tendenzlahme Witz von den „sitzenden" Referendaren und Assessoren wird die nächste Zeit hindurch das Stammtischgespräch bilden in allen den Kneipen, in denen beschränkte Fortschrittsphilister in ihrer Weise bei Schnaps und Bier Stellung nehmen zu den weltumwälzenden Fragen der Zeit. Und Lenzmanns Schneidigkeit, Lenzmanns Ueberzeugungstreue, Lenzmanns Mannesmuth werden alle Diejenigen lobpreisen, die durch hohle Redensarten sich imponiren lassen.

Solcher Halbheit gegenüber, die es nicht wagt, die Konsequenzen zu ziehen, lobe ich mir den Freiherrn v. Stumm. Herr v. Stumm ist ein Volksfreund ganz besonderer Art. Patriarchalischen Sinnes beglückt er seine Arbeiter nach eigenen Rezepten. Wenn sie sich unter seiner milden Herrschaft nicht wohl fühlen und nicht glücklich, so ist das lediglich ihre Schuld. Sie sind verstockten Herzens und wollen nicht einsehen, daß nur ihres Prinzipals übergroße Menschenfreundlichkeit ihn noch veranlassen kann, sich alljährlich einen hübschen Kapitalzuwachs durch sie verdienen zu lassen. Ein Ausfluß seiner allzu großen Menschenliebe ist es wohl auch, daß der souveräne Beherrscher der Neunkirchener Hüttenwerke nicht einmal dulden will, daß irgend wer bei dem schwierigen und oft so undankbaren Werke

der Volksbeglückung ihm die Palme streitig mache. Er wird allein mit der schweren Arbeit fertig und leidet nicht, daß Unbefugte sich zwischen ihn und sein rußgeschwärztes Volk drängen. Sogar die christlich-sozialen Geistlichen, wie Pastor F. Naumann und P. Weber, welche den Arbeitern und ihren Bestrebungen ein reges Interesse und ein großes Verständniß entgegenbringen, sind nach der in Neunkirchen und, wie es heißt, auch bei Hofe sehr maßgeblichen sozialpolitischen Ansicht des Herrn von Stumm im höchsten Grade verdächtig, das gute Einvernehmen, das in allen Betrieben naturgemäß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern besteht, durch ihre Reden und Schriften stören zu wollen. Die christlich-sozialen Pastoren sind ebenso schlimm wie die sozialdemokratischen Agitatoren — sie müssen also unschädlich gemacht werden. Solche Weisheit hat Herr Stumm im Reichstag verkündet.

Und, um dem Wort die That folgen zu lassen, hat er in einer Versammlung der Großindustriellen des Saargebietes den Beschluß fassen lassen, daß die Zeitschrift: „Die Hilfe", in der Pastor Naumann und seine Gesinnungsgenossen ihre menschenfreundlichen Ansichten einem größeren Leserkreis vortragen, als gemeingefährliches Umsturzorgan zu betrachten und demgemäß zu behandeln sei. Es wurde beschlossen, daß Arbeiter, welche diese von einem christlichen Geistlichen geleitete Zeitschrift lesen oder auch nur in Wirthschaften verkehren, in denen sie ausliegt, entlassen und in keinem der verbündeten Betriebe wieder eingestellt werden sollen. Ein Boykott also in regelrechter Form gegen die Zeitschrift: „Die Hilfe" und obendrein eine unerhörte Vergewaltigung der Arbeiter! Es gehört der ganze Protzenstolz übermüthig gewordener Fabrikpaschas dazu, den Arbeitern vorschreiben zu wollen, was sie lesen sollen und was nicht. Eine solche Zensur ist schlimmster Gewissenszwang. Allerdings, auf etwas mehr oder weniger Gewissenszwang kann es den hochmögenden Herrschaften, die in jeder Weise ihre Arbeiter vergewaltigen, nicht ankommen. Wer bei der Reichstagswahl den Stimmzettel abgeben muß, der ihm auf Befehl seines „Arbeitgebers" von einem Werkbeamten in die Hand gedrückt wird, der kann sich schließlich auch gefallen lassen, daß ihm Vorschriften hinsichtlich seiner Lektüre und seiner politischen Ueberzeugung gemacht werden.



Herr Stumm ist, wie alle Welt weiß, bei Hofe persona gratissima. Der Kaiser hält große Stücke auf ihn und erblickt in ihm das Muster eines Arbeitgebers. Ob nun wohl diese offenkundige Vergewaltigung der Arbeiter die Billigung des Monarchen finden wird? Man darf in der That sehr gespannt darauf sein, wie in der Folge sich das Verhältniß des Kaisers zu Herrn von Stumm gestaltet und ob diesem nicht am Ende doch in irgend einer Form die kaiserliche Mißbilligung zu erkennen gegeben wird.

Der Staat selbst hat ein Interesse daran, daß übermüthige Industriepotentaten die Arbeiter nicht frivoler Weise noch tiefer herabwürdigen, als sie durch die Ungunst der wirthschaftlichen Verhältnisse schon herabgewürdigt sind. Die Arbeiterklasse bildet einen wichtigen Bestandtheil der Gesammtbevölkerung; wenn sie ihres Ehrgefühls beraubt, wenn der letzte Rest von Menschenwürde ihr systematisch ausgetrieben wird; wenn die Industrieproletarier dem lieben Vieh gleich geachtet und gleich ihm behandelt werden, dann werden wichtige Interessen der Gesammtheit aufs Empfindlichste geschädigt.

Die endgültige Auseinandersetzung zwischen der produzirenden und der kapitalbesitzenden Bevölkerungsklasse ist unvermeidlich. Diese letzte Abrechnung wird um so glimpflicher von statten gehen, je gebildeter der Arbeiterstand dann ist, eine je größere Selbstachtung er besitzt, und je mehr er von dem Gefühl seiner Menschenwürde durchdrungen ist. Wohlmeinende Leute sind daher seit Langem schon bemüht, dahin zu wirken, daß die unausbleibliche Umgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse sich in friedlichen und gesetzlichen Formen vollziehe, daß sie von allen Segnungen wohlthätiger Neuerung begleitet werde, und zu diesem Zwecke sind sie schon jetzt als Mittler thätig zwischen den Arbeitern und den Besitzenden.

Die junge Schule der christlich-sozialen Geistlichen, denen es anscheinend Ernst ist mit ihrem Sozialismus, und die nicht gewillt sind, daraus einen Köder zu machen, vermittelst dessen die Arbeiter für die alte Sklaverei geistig wieder eingefangen werden sollen – die Naumann, Göhre, Weber u. A. sind erfreuliche Erscheinungen auf dem Gebiete christlichen Geisteslebens. Wenn so das Evangelium gedeutet wird; wenn als seines Wesens innerster Gehalt die warme,

werkthätige Liebe erkannt wird, die dem unglücklichen Bruder zu helfen versucht, indem sie sein Recht ihm erkämpfen hilft und nicht durch Verabreichung von Almosen ihn demüthigt; wenn die Vertreter des christlichen Sozialismus, wie diese Männer, den Muth haben, für die Gleichberechtigung aller Menschen einzutreten, und auch den Mächtigen der Erde gegenüber die Rechte des Arbeiters zu vertheidigen, und wenn gleichzeitig in weiteren christlichen Kreisen dieses charaktervolle Vorgehen Anerkennung und Nachahmung findet, dann kann das Christenthum auch jetzt noch eine Macht werden, die abermals die Welt bezwingt.

Von solch' einem geläuterten Christenthum, das in Wirklichkeit mehr eine Religion der That und der Erkenntniß, als eine Religion des Glaubens und des Dogmas wäre, wollen aber, wie wir gesehen haben, die Herren Stumm und Konsorten nichts wissen. Darum sollen ihre Arbeiter auch nicht die „Hilfe" lesen. Deshalb muß ihnen verheimlicht werden, daß auch von dem Standpunkt christlicher Weltbetrachtung aus ihre gegenwärtige Lage eine unwürdige ist. Der Priester, der als echter Jünger des sanften Jesus von Nazareth dessen milde Lehre verkündet und sie ins Leben umzusetzen versucht, er ist in den Augen dieser Herrschaften ein Sozialdemokrat, ein Umstürzler, ein — Anarchist. Mit allen Machtmitteln roher Gewalt muß er unschädlich gemacht werden, damit die Möglichkeit ihm genommen wird, Unheil zu stiften, indem er Aufklärung denen bringt, die ewig in Geistesnacht und leiblicher Sklaverei gehalten werden müssen, wenn der ungestörte Fortbezug hoher Dividenden und Geschäftsgewinne der privilegirten, kapitalbesitzenden Klasse auf ewige Zeiten gewährleistet werden soll . . .

Die Maßregel, durch welche die Großindustriellen des Saargebietes jegliche Aufklärung von ihren Lohnsklaven fernzuhalten suchen, erinnert lebhaft an eine militärische Verfügung, die in Mainz gegenwärtig das Tagesgespräch bildet. Dort wurde kürzlich den Soldaten verboten, ihren Bedarf an Wurst, Speck, Schmalz und anderen wohlschmeckenden Sachen bei einem bestimmten Schlächtermeister einzukaufen, weil dieser gelegentlich einmal einem Rekruten ein Stück Blutwurst in einen Papierfetzen eingewickelt hatte, der — von einem sozialdemokratischen Blatt herrührte. Seither sollen die

Mainzer Schlächter- und Käsehändler sich zu einer Konsumgenossenschaft zusammengethan haben und ihren gesammten Bedarf an Makulatur von der stets gut regierungstreuen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" beziehen, die nun endlich jene Verwendung findet, zu der sie durch ihre inhaltliche Beschaffenheit von jeher prädestinirt war . . .

Sogar den Herrn Stöcker, der doch gewiß nicht zu den Umstürzlern zu zählen ist, hat das überhebungsvolle Auftreten Stumms gegen die christlich-sozialen Geistlichen im höchsten Grade empört. Er hat im Verein mit dem Professor Adolph Wagner in einer öffentlichen Volksversammlung der christlich-sozialen Partei seiner Entrüstung über die maßlose Selbstüberschätzung des Neunkirchener Schlotbarons einen nicht mißzuverstehenden Ausdruck gegeben, und Professor Wagner hat ihn an Schärfe der Ausführungen noch wesentlich überboten. Es wurde in dieser Versammlung direkt ausgesprochen, daß Leute wie Stumm und Genossen die schlimmsten Umstürzler sind. —

Ein wahres Glück ist es, daß, während sogar die Herren Großindustriellen in ihrer besonderen Weise der Revolution vorarbeiten, wenigstens das staatliche Defizit als zuverlässige Stütze der Ordnung übrig bleibt. In der Thronrede, die bei Eröffnung des preußischen Landtages verlesen wurde, ist ein Passus enthalten, der von der trostlosen Finanzlage handelt. Diese Trostlosigkeit aber ist durchaus tröstlich. Das stetig anwachsende Defizit Preußens wird über kurz oder lang eine neue Anleihe erforderlich machen, und Jeder, der sein Geld in diesem Werthpapier anlegt, hat von Stund' ab ein lebhaftes Interesse daran, daß aller Umsturz vermieden wird. Das Schuldenmachen erweist sich mithin als konservative Maßregel allerersten Ranges. Kein Wunder daher, daß unsere erleuchteten Staatsweisen so leichten Herzens Schulden auf Schulden häufen.

Für die Zinsen all der Schulden haben die Unterthanen aufzukommen, denen dadurch am wirksamsten klargemacht wird, wie wichtig und werthvoll sie für das Ganze sind. Ehre, wem Ehre gebühret! Und wenn auch auf die Votivtafel des neuen Reichstages unmöglich die Widmung: „Dem Deutschen Volke!" gesetzt werden konnte, so fehlt es doch nicht an andern Anlässen, wo dem Volke alle Ehren erwiesen werden, die es überhaupt beanspruchen kann. Wenn es zum Bezahlen kommt, lassen selbst die Größten im Lande ihm ehrfurchtsvoll den Vortritt. K. Sch.

Leibliche und geistige Noth.

„Ein schlimmeres Uebel als der Tod
Der liebsten Menschen ist die Noth!
Sie streift des Lebens Blüthe ab,
Streift, was uns Lieblichstes gegeben,
Vom Herzen und Gemüthe ab."

So singt Mirza-Schaffy, der Dichter des heiteren Lebensgenusses, — und wer könnte ihm widersprechen? Wo die Noth herrscht, da sind Kinder ein Unglück, statt ein Segen, da sterben die Liebe, die Würde, das Selbstgefühl; unter dem Eiseshauche der Noth erstarrt alles Leben und alles Streben.

Wie weit die Fähigkeit des Menschen im Dulden und Ertragen gehen kann, das empfindet man schaudernd bei der Schilderung einzelner Phasen der Geschichte, namentlich der des russischen Volkes, sowie auch schon bei der Lektüre der unabsehbar langen Zahlenreihen des Elends, welche die soziale Statistik aufstellt. Wie weit, wie weltenweit entschwinden vor den Bildern solcher wirklichen Noth die kleinen abstrakten Schmerzen, die in dem größten Theil unserer Romane und Novellen ihr Wesen treiben und fast alle nur — entweder auf unverstandener oder unerwiderter oder von äußeren Umständen abhängiger Liebe beruhen. Mit vollem Rechte ruft Ada Christen allen diesen in ihren kleinen selbstgeschaffenen Schmerzen egoistisch aufgehenden Menschen die Worte zu:

„All' Euer girrendes Herzeleid
Thut nicht so bitter weh
Wie: Winterkälte im dünnen Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.
All' Eure romantische Seelennoth
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie: ohne Dach und ohne Brod
Sich betten auf einem Stein."

Wenn dieser Vers den Grundton bildete in den Goldschnittbüchern für die jüngere Frauenwelt, statt all der süßlichen Liebesverhimmelungen, die sie durchziehen, so könnte Vieles besser sein; denn man thäte wahrlich den Menschen ein Unrecht, wenn man annehmen wollte, sie hegten und pflegten ihre kleinen Seelenschmerzen, obgleich sie das ganze grausige Elend der wirklichen physischen Noth kennen! Nein, — sie kennen es nicht, zumal die Frauen und Mädchen nicht, denn kännten sie es, so müßten sie ja erröthen über jede Sekunde, die sie irgend welchen Nichtigkeiten widmen



konnten, könnten sie es, so müßten sie sich ja schämen, immer wieder mit ihrem zarten weiblichen Gefühl zu prunken, während sie doch mit vollen Händen für Flitter und Tand das Geld fortwerfen, das ihren Nebenmenschen zur Beschaffung des Brotes dienen könnte!

„Aber," werfen hier vielleicht einige hochweise Nationalökonomen ein, „wenn die Reichen ihr Geld nicht ausgeben würden, so stände es ja noch viel schlimmer um die Armen, gerade das schafft diesen Arbeit und Brot, und sie sollten Gott danken, wenn alle Reichen ihr Geld rollen ließen und recht viel für Flitter und Tand ausgäben."

Ist das nun wohl Logik? Denn wenn man sich hier schon an die Menschlichkeit und Brüderlichkeit vergebens wendet, so müßte doch wenigstens die Logik bestehen können, aber auch diese leidet bei derartigen Auslassungen kläglich Schiffbruch. Hier fehlt das Nothwendigste — und dort ist ein Genuß, der weit über das Nothwendige hinausgeht — um nun eben hier das Nothwendige zu schaffen, muß nicht etwa dort vom Ueberfluß genommen, sondern vielmehr der Genuß noch immer mehr erhöht werden, und wenn er sich auch bis zum Ueberdruß, bis zur Blasirtheit steigern sollte! Kein Kind würde wohl derartig unlogisch verfahren und z. B., um von zwei ungleichen Sandhäufchen das kleinere zu vergrößern, neuen Sand nicht etwa auf das kleinere, sondern — auf das größere schütten, weil dann schon von dort ein wenig Sand zu dem kleineren herunterrinnen wird!

Ist es aber etwas Anderes, wenn der Genuß und die Lebensfreude nicht dort geschaffen werden, wo sie gänzlich fehlen, sondern dort, wo sie schon so im Uebermaß vorhanden sind, daß bereits Abgestumpftheit dagegen eingetreten ist? Also nicht nur ihrem Herzen, sondern auch ihrem Verstande stellen Diejenigen ein schlechtes Zeugniß aus, die da behaupten, daß der Genuß der Reichen eine ausgleichende Wohlthat für ihre ärmeren Brüder und Schwestern sei.

Ist es nun so traurig um die physische Noth bestellt, so steht es nicht minder traurig um eine Noth anderer Art, unter der vornehmlich die weibliche Hälfte der Menschheit leidet, die geistige Noth! Schon der Umstand, auf den oben hingewiesen wurde, der Mangel an jeder Kenntniß des wirklichen Lebens und Leidens, und dieser zwar gerade bei den bemittelten Klassen, ist ein Beweis dafür. Das dreht sich in solchem Mädchenkopfe zuerst immer nur um das liebe Selbst, um den Putz, die Vergnügungen, die Anbeter, dann um ihn, „den Herrlichsten von Allen", und später im besten Fall um die nächsten Angehörigen, Mann, Kinder und Freunde. Aber ja keinen Blick darüber hinaus gethan, immer hübsch in dem engen Kreis der nächsten Pflichten geblieben, alles Andere geht uns Nichts an!

Freilich, so ganz unterdrücken läßt sich der Trieb nach Bethätigung der individuellen Kräfte nicht, und da eine freie Entwicklung desselben nicht nur nicht gefördert, sondern noch möglichst behindert wird, so macht er sich eben auf andere Weise Luft. Man kann daher getrost all die vielverlästerten weiblichen Launen, die Klatsch-, Putz- oder Herrschsucht, die Koketterien, Liebeleien, Modethorheiten oder andererseits die Scheuerwuth, die Zanksucht, den steten Dienstbotenwechsel und vieles Andere noch auf dieses eine Konto setzen. Fast allen Frauen, denen nicht der Unterhalt zum Leben fehlt, fehlt dafür ein Inhalt ihres Lebens! Ein Leben, wie sie es zumeist führen, ist kein des Menschen würdiges Dasein, und es ist nicht nur eine Grausamkeit, sondern auch eine Unklugheit, so viele Millionen Kräfte zu zwingen, brach zu liegen — zu ihrem eigenen und Anderer Unheil.

„Une femme entretenue“, — das ist ja wohl das größte Schmachwort, was man einer Frau nachsagen kann, — aber sind denn, genau genommen, viele unserer müßigen, tändelnden großen Damen etwas Anderes? Zeitlebens abhängig von der Gnade Anderer, immer nur auf hübsche und neue Ausstaffirung ihres Persönchens bedacht, bei hohen Schneiderrechnungen zu Bitten und Schmeicheleien oder auch zu Thränen und Ohnmachten ihre Zuflucht nehmend, wo ist da der Unterschied? Nichts danken sie sich selbst, Alles nur ihrem Gatten oder Vater! Jeder Mann von einigem Selbstgefühl würde es als eine Schande betrachten, sich von einem Andern, und wäre es sein nächster Angehöriger, erhalten zu lassen, er würde mit allen Kräften aus solchem unwürdigen Zustand hinausstreben, bei der Frau aber findet man es ganz selbstverständlich, daß sie, nicht nur in ihrer Jugend, sondern ihr ganzes Leben lang sich von der Gnade Anderer erhalten läßt und dafür nichts Anderes leistet, als hübsch auszusehen und ihre gegebenen Kräfte zu nichts Anderem als zur Herstellung mehr oder weniger unnützer Handarbeiten gebraucht. Selbst da, wo in Familien des Mittelstandes die Frau dem Hauswesen vorsteht, ist auch diese Arbeit heut lange keine solche, die ein ganzes Leben befriedigend könnte ausfüllen, und da, wo gar keine oder schon erwachsene Kinder sind, wird sich immer eine Leere in dem Leben einer solchen Frau vorfinden. Sie fühlt ihre Kräfte verkümmern, weil sie sie nicht ausnützt, denn um sie allein im Haushalt befriedigend ausnützen zu können, müßte dieser noch ein produktiver sein, so wie er es früher war. Da diese Zeiten aber auf immer dahin sind, so muß jede nur einigermaßen reich und tief veranlagte Natur unter der Thatsache ihres unnützen Daseins entsetzlich leiden, giebt es doch nichts Fürchterlicheres in der Welt, als solche ungenützten, verkümmernden Kräfte und Fähigkeiten!

Mag solchen Frauen auch vielleicht nicht immer die wahre Ursache ihres Leidens ganz zum Bewußtsein kommen, wer zählt die Thränen, die dennoch allein aus diesem Grunde geweint werden? Und doch wird Alles gethan, schon von frühester Jugend an, durch Lektüre, Theater, Gesangstücke, Gespräche, kurz: durch das ganze Milieu, in dem so ein junges Mädchen auf wächst, um ihr die Anschauung einzuimpfen, daß nur die Liebe zu einem Mann der einzig würdige Inhalt eines Frauenlebens und alles Uebrige überflüssig sei. Aber trotz des gläubigen Vertrauens, trotzdem so eine junge Mädchenseele weiches Wachs in den Händen ihrer Erzieher ist, durchzieht sie dennoch manchmal ein heimliches, unbewußtes Leid, der unterdrückte Drang nach Bethätigung der Kräfte erhebt sein Haupt, aber dieses Leid wird für Liebeskummer erklärt, denn einen andern kann es ja bei einem Mädchen gar nicht geben! Und so glaubt denn auch schließlich das arme Wesen selbst daran, seine Phantasie macht sich eine Liebe zurecht, an die sein Gram und seine Thränen sich nun anklammern können — und aufs Neue ist das Gefühl der geistigen Noth erstickt!

Könnte man hierauf die Probe machen, indem man auf einmal allen jungen Mädchen ein Feld gäbe, ihre individuellen Kräfte zu bethätigen, so würde es nicht lange dauern und mindestens die Hälfte alles Liebesjammers wäre aus der Welt verschwunden, denn vor einem großen Mitleid, einer klaren Erkenntniß und einer den Neigungen entsprechenden zweckvollen Thätigkeit halten solche egoistischen Liebesleiden nicht Stand — und das wäre doch wahrlich kein Unglück für die Welt!

Um die Frauen aber des Mitleids und der Erkenntniß fähig zu machen und ihnen freie Bahn zu schaffen, dazu müßte noch Vieles, Vieles anders werden. So lange man noch selbst von Gebildeten Aussprüche hört, wie den: „Ei, zu was braucht ein Mädchen Wissen zu erwerben, wenn sie nur eine gute Suppe zu kochen versteht, dann weiß sie genug," — so lange ist noch ein Ende der geistigen Noth des weiblichen Geschlechts nicht abzusehen. Mit dem Kampf gegen die geistige Noth muß jedoch der Anfang gemacht werden, wenn die leibliche Noth verschwinden soll, anders ist dieser überhaupt nicht beizukommen. Man lehre daher vor Allem die Kinder, Knaben wie Mädchen, selbstständig denken und öffne ihnen die Augen für all das mannigfache Leid auf Erden, so wird zugleich mit der geistigen Noth auch das meiste physische Elend von selbst verschwinden.

E. Nebe.

Sascha Schneider.

Hätte Sascha Schneider seine Kartons, die jetzt im Salon Gurlitt zu sehen sind, zuerst in einer internationalen Ausstellung gezeigt, so wären sie ein europäisches Ereigniß geworden. Als die Schotten zuerst in Paris erschienen, schlugen sie der Theorie des alleinseligmachenden Naturalismus die erste schwere Wunde, diese Kartons hätten ihr den Gnadenstoß versetzt. Nun werden sie erst durch ganz Europa wandern müssen, um den gleichen Erfolg zu erzielen. Dresden, wo sie zuerst ausgestellt waren, ist zu wenig moderne Kunststadt, als daß, was dort geschieht, auch außerhalb seiner Mauern Aufsehen erregen könnte. Und die Berliner Kritiker haben eine so nuancenlose Art, sie sprechen so in demselben Tone von einem großen Genie wie von einem hübschen Talent, daß ihr Wort erklärlicher Weise draußen wirkungslos verhallt. Nur eine Thatsache ist geeignet, überall eine Vorstellung von der Bedeutung dieses Meisters zu geben: zwei der Kartons des bis dahin völlig unbekannten jungen Russen sind für die Dresdener Galerie angekauft worden, die dank der Thätigkeit des unbefangenen und feinfühligen Karl Wörmann die beste Sammlung moderner Bilder besitzt.

Sascha Schneider behandelt religiöse und symbolische Motive. Wie arm doch unsere Sprache ist, daß wir auch der eigenartigsten Persönlichkeit gegenüber die allgemeinsten Worte anwenden müssen! Er ist nicht religiöser Maler im Sinne einer Schule: von den Neuen entfernt ihn sein Stil, das bewußte Ausgehen auf das Ideal, von den Alten entfernt ihn sein Temperament, das bewußte Ausgehen auf den Ausdruck. Er ist nicht Symbolist im Sinne der modernen Rebusmaler, wenn er auch hier und da in einer Kleinigkeit an ihr läppisches Gebahren erinnert. So werde ich den Mann am besten kennzeichnen, wenn ich seine Werke beschreibe.

Ein streng blickender Engel hat Judas den Verräther vor den Weltenrichter geführt. Neben ihm lauert ein Teufel auf das sichere Opfer. Judas aber hat in seinem Richter den verrathenen Meister erkannt und ist in schreiendem Entsetzen in die Knie gesunken: er wirft den Kopf zurück, um dem gerade durch seine starre Ruhe so furchtbaren Blick des Herrn zu entgehen, und streckt ihm den Beutel mit dem Blutgeld entgegen, als könne er durch dies Opfer Gnade finden. Hinter Christus stehen zwei Engel mit den Marterwerkzeugen. — Man sollte meinen, ein so nahe liegendes Motiv müsse in den vielen Jahrhunderten christlicher Kunstübung oft genug gestaltet worden sein. Das Gegentheil ist der Fall: mir ist nicht ein einziges Kunstwerk bekannt, das diesen Stoff behandelt. Die „Vision" von Kunz Meyer, in der dem Judas in der Einöde die Gestalt des Gekreuzigten erscheint, ein Bild, das merkwürdiger Weise in München eine Medaille erhielt und jetzt bei Schulte ausgestellt ist, gehört dem Motiv nach nur ungefähr hierher und kann in seinem theatralischen Arrangement und seiner Oberflächlichkeit überhaupt nicht recht ernst genommen werden. Das Finden des Motivs ist trotzdem der geringere Theil von Sascha

Schneiders künstlerischer That. Wie er es innerlich und äußerlich geformt hat oder, um die nüchternen Kunstausdrücke zu gebrauchen, Komposition, Charakteristik und Technik, das giebt dem Werk seine Größe und seine Bedeutung. Wir haben die Kunst der Komposition lange beinahe verabscheut und sicher entbehrt. Wir sehen hier, wie eine ausdrucksvolle Anordnung, wenn sie nur von der freilich sehr drohenden Gefahr der Theatralik sich frei hält, die Wirkung verstärkt. Unbeschreiblich ist das edle und bleiche Gesicht des Welterlösers, auf dem die Ruhe dessen, der die Welt überwunden hat, nicht ganz die Spuren der Kämpfe zu verwischen vermocht hat: ein neuer Christuskopf, der an keinen anderen erinnert, und der unverwischbar neben dem Typus eines Dürer und eines Rembrandt haften bleibt in unserer Seele. Auch die Engel sind eigenartig: kräftige, männliche, fast streitbare Jünglingsgestalten, die mehr an die Cherubim des alten Testamentes, als an die geschlechtslosen sanften Himmelsboten der christlichen Kunst erinnern. In diesen Figuren läßt der Künstler seiner heißen Liebe für die Schönheit der Linien freien Lauf, während er in der Teufelsfratze zeigt, daß er vor keiner Kühnheit in der Charakteristik, daß er selbst vor der Karikatur nicht zurückschreckt, wenn er sie gebraucht. Im Handwerklichen fällt zuerst die fabelhafte Sicherheit und Kraft der Zeichnung und Modellirung auf. Auch wenn man von dem ganzen geistigen Inhalt der Bilder, von dem seelischen Ausdrucke der Figuren absieht, bleibt noch ungemein viel zu bewundern. Und gerade dies, was man sonst der Schule zuzuschreiben pflegt, muß Schneider sich selbst erworben haben, denn weder hatte es Leonhard Gey, der sein Lehrer war, noch hat es irgend ein anderer der lebenden Dresdener. Wie man überhaupt weit zurückgehen müßte, um einen ähnlichen Akt zu finden, wie ihn dieser Künstler malt. Wenn durchaus verglichen werden soll, so könnte man eher plastische Werke der Gegenwart heranziehen: Arbeiten von Adolf Hildebrand, den Athleten von Franz Stuck und den Neger von Rudolf Maison. Wenn man sehr gelehrt sein will, spricht man von stillvollem Realismus, sonst kann mans auch schlichtweg Kunst heißen.

Eins trennt diese Kartons von denen eines Cornelius und der anderen Nichtmalenkönner. Das Jahrhundert des Malenlernens, das seit ihrer Zeit verstrichen, macht für uns den reinen Zeichenstil unmöglich. Schneider giebt seine Werke auch nur Schwarz auf Weiß, aber sie wirken, auch wo der rothe Ton, den er mitunter hinzufügt, fehlt, durchaus malerisch, weil er zwischen dem tiefsten Schwarz und dem reinsten Weiß unendlich viele Nuancen hat, so viele Nuancen wie ein René Reinicke. Mit diesen geringen Mitteln weiß er unerhört viel anzufangen. Man muß, um diese Seite seiner Begabung zu würdigen, die phantastischen Flügel seiner Engel bewundert haben, oder, wie er in dem Bilde, das „Christus in der Hölle“ zeigt, den ruhig strahlenden Nimbus neben dem flackernden Feuer des Pfuhls zum Ausdruck bringt.

Wie in diesem Bilde, so tritt uns Sascha Schneider in den anderen allen entgegen. Mit wenigen Ausnahmen giebt er neue Motive in einer Formensprache, die nicht gesuchte und gezwungene Abweichungen vom Alten braucht, um eigenartig zu wirken und mit einer überzeugenden Kraft der

Gestaltung, die ihre Wurzeln in der tiefen Empfindung des Motivs und der souveränen Beherrschung der Kunstmittel hat. Dagegen finden wir in keinem anderen Bilde solche Verirrungen wie hier: den Mantel Christi mit einem eingewebten Dornenornament zu schmücken, dem Racheengel ein Gewand mit hundert Augen zu geben, das erinnert an die Frevelthaten der Symbolisten; die sich bei uns, immer für eine Saison freilich nur, in der Bewunderung der Jüngsten sonnen dürfen.

Danach brauche ich andere Kartons nur noch dem Gegenstande nach zu beschreiben.

Vor einem großen Kreuz, auf dem die Inschrift: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" prangt, steht Christus und predigt dem versammelten Volke die frohe Heilslehre, die in diesen Worten liegt. Sie aber verstehen ihn nicht, nur die Worte klingen an ihr Ohr und bleiben haften, ihr Sinn wird ihnen nicht offenbar. Der Same fällt auf schlechten Boden. Er wird nicht zum Heil aufgehen, sondern zum Fluch. Das weiß das Scheusal in Affengestalt, das mit höllischem Grinsen über das Kreuz herüberschaut: sein wird dereinst die blutige Ernte.

Ein Jüngling. Seine Arme, die an den Gelenken Fesseln umschließen, fallen kraftlos am Körper herab. Er wendet uns den Rücken, aber der gebeugte Nacken, die fallenden Schultern schildern eindringlich seine Hülflosigkeit. Er starrt zu Boden. Da sieht er ein furchtbares Ungeheuer, etwas riesiges Schwarzes, das die starren, todten Augen auf ihn gerichtet hält und mit seinen formlosen Armen ihn zu packen immer droht und niemals ihn packt. „Der Schuldbewußte." — Keine noch so subtile Seelenanalyse, keine noch so leidenschaftliche Beschreibung kann die Qual des schuldbeladenen Gewissens packender schildern als dieses Blatt — und doch würde der Theoretiker das Motiv zehn Mal eher der redenden, als der bildenden Kunst zuweisen. —

Sascha Schneider hat einen großen Erfolg errungen. Was bei uns gewiß nicht oft geschieht, Blätter wie „Die Kunst unserer Zeit" und die „Moderne Kunst" reproduziren seine Werke und machen so den jungen Künstler auch weiteren Kreisen bekannt. Das ist für ihn wichtig. Für uns aber ist es wichtiger, daß dieser Erfolg richtig verstanden wird. Dazu sollen diese Zeilen beitragen. Und deßhalb noch eines: Die „Modernen", die in Allem von den Alten sich unterscheiden wollen, haben eines von ihnen übernommen: die Einseitigkeit, die Intoleranz. Sie haben dabei unter den Kunstschreibern leider Bundesgenossen gefunden. All diese klugen Leute waren einig darin, daß im neunzehnten Jahrhundert, diesem Säkulum der Wissenschaft und des Unglaubens, eine Idealkunst unmöglich sei. Mindestens eine lebendige Idealkunst auf antiker Grundlage. Und nun haben wir sie doch. Die Lehre daraus? „In der Kunst ist Alles nur so lange unmöglich, bis Einer kommt und es macht." Ist das trivial? Ja, was kann ich wohl dafür, daß die letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der hohen Kunst so viel Unsinniges zu Tage gefördert haben, daß jetzt das Einfachste neu entdeckt und bewiesen werden muß! Es wird bald ein Verdienst sein für einen Kunstkritiker, wenn er trivial ist. Fritz Stahl.

Sozial-philosophische Briefe.*)

III.

Pessimistische Lebensanschauung ist ein Ausfluß persönlicher unbefriedigter Stimmung, keine Erkenntnißwahrheit. Das Unternehmen, in Gestalt einer sogenannten Philosophie der Menschheit den Beweis für eine angeblich im inneren Wesen des bloßen Daseins begründete Unvermeidlichkeit des Elendgefühles zu bringen, ist keinen Deut besser, als etwa ein Versuch wäre, aus dem Besitze der Zähne einen ununterbrochenen Zahnschmerz als Schicksal der Menschen ableiten zu wollen. Dennoch hat es stets Philosophen gegeben, die die Schnurre kultivirten, unter Absehung von dem menschlichen Glück ihre eigene Mißstimmung als das naturnothwendige Erzeugniß der ihnen in menschlicher Form auferlegten Lebensfristung zu glorifiziren und als das unentrinnbare Loos der zum Leben Verdammten hinzustellen. Nach ihnen ist das Leben in sich selbst ein Fluch, und keine irdischen Ideale sind im Stande, diesen Fluch aufzuheben. Und seltsamer Weise haben sich zu Zeiten weite Kreise der menschlichen Gesellschaft bereit finden lassen, solche Philosopheme als köstliche Offenbarungen hinzunehmen und in den Klagegesang im Chorus einzustimmen.

Dieser eigentliche subjektive Pessimismus, den man als „theoretischen" bezeichnen könnte, ist wesentlich anders geartet als jene mehr praktische trübe Betrachtung der **faktischen** Lage der Menschheit. Eine solche wird auch mit dem Namen „Pessimismus" belegt, ist aber leider nur zu oft völlig berechtigt. Sie unterscheidet sich von dem Eingangs gekennzeichneten Pessimismus darin, daß sie die thatsächlichen traurigen Zustände zwar mit düsterem Blicke betrachtet, dieselben aber in ihrer bloßen Zufälligkeit richtig erkennt und nicht das Leben überhaupt in Bausch und Bogen abthut. Sie trägt vielmehr Ideale in sich, nach denen sie den Werth der herrschenden Zustände bemißt und diese zu bessern gedenkt. Freilich hat nun auch dieser bessere praktische Pessimismus meist etwas recht Subjektives an sich und das Gefühlsmäßige in der Regel nicht völlig abgestreift. Je nach der eigenen Gemüthsverfassung und idealen Kraft wird der praktische Pessimist die bestehenden Verhältnisse dunkler oder lichter auffassen. Er wird sich schlimmsten Falles in seiner Beurtheilung des Menschengeschickes von dem theoretischen Pessimismus kaum unterscheiden, ohne jedoch je dessen innere Begründung anzuerkennen. Nur eine, übrigens unausführbare, statistische

*) Siehe Heft 8 und 11.

Feststellung der wirklich vorhandenen befriedigten Existenzen würde jenes subjektive Moment und die harmlosen Streitereien der in alle Nuancen, vom sonnigsten Optimismus bis zum schwärzesten Pessimismus, sich kleidenden, mehr oder weniger menschenfreundlich gesonnenen „Realpolitiker" aufheben können, ohne aber die Ideale derselben zu vertilgen und — ohne einen einzigen Bekenner des radikalen, theoretischen Pessimismus zu bekehren. Und mit diesem haben wir es im Folgenden vornehmlich zu thun.

Die Elendsdoktrin, die Leben und Unlust für gleichwerthige Begriffe erklärt, findet, wie schon gesagt, lediglich in der Gemüthsverfassung ihres Urhebers ihre Stützen; sie ist ein Hohn nicht nur auf eine gesunde Logik überhaupt, sondern auch schon auf die modernen biologischen Einsichten. Wenn daher mehr oder weniger weite Gesellschaftsschichten die Richtigkeit derselben anerkennen, so beweist das weiter Nichts, als daß mehr oder weniger große Bevölkerungskreise sich sehr unbehaglich fühlen. Man muß sich indeß vor der irrigen Annahme hüten, als ob jegliches größere Ungemach, das Völker oder Individuen trifft, sogleich zur Erzeugung des fraglichen Pessimismus mit seinem spezifischen Radikalismus führe. Ein Blick auf das Einzel- wie auf das Gesammtleben lehrt Nichts weniger als dieses. Er zeigt vielmehr, wie selbst die gewaltsamsten und vernichtendsten Eingriffe in ein menschliches Dasein in der Regel Muth und Kraft nicht derartig lähmen können, daß nicht wenigstens der klare Blick für die Möglichkeit eines Glückes und die Hoffnung seiner Verwirklichung — mindestens in einem anderen Leben — erhalten bleibt. Damit das Leben an sich zum Ueberdruß werde, müssen besondere Umstände vorliegen. Die auch heute nur zu wohlbekannte Form des Lebensekels, die als Blasirtheit bezeichnet wird, verlockt dazu, nach dem Gesetze der Reaktion den Pessimismus überhaupt als Gegenregung gegen einen stattgehabten übermäßigen Genuß der Lebensfreuden, kurz als Uebersättigungsgefühl aufzufassen. In der That hat ein scharfer und edler Denker wie Eugen Dühring in seinem „Werth des Lebens" die Ausschweifung in dieser Hinsicht gebührend gekennzeichnet und auf sie die Ueberdrüssigkeitslehren zurückgeführt. Es ist ja auch eine Jedem sattsam bekannte Erscheinung, daß die Prostituirte und der Wüstling mit Vorliebe die Metamorphose in die lebensfeindliche Betschwester, resp. den bigotten Mucker durchmachen. Dennoch würde man fehlgreifen, wenn man auf diese Weise die ganze Frage erledigt glaubte. Schon der Umstand, daß nicht nur die faulenden Theile an der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide, sondern daß zuweilen die weitesten Schichten der Bevölkerung jener Gemüthskrankheit zum Opfer fallen, macht dieses ersichtlich. Eine Entnervung und ausschweifende Lebensgestaltung des Volksganzen ist stets um so weniger möglich, je mehr dieses für die Befriedigung der korrupten Bedürfnisse der höheren Schichten seine Kräfte zu opfern hat. Auch wird den Meisten aus dem Bereiche der eigenen Lebenserfahrung die Wahrnehmung zu Gebote stehen, daß thatsächlich von moralischer Korruption nicht berührte und gerade die besseren Elemente der Gesellschaft von dem Hauche des Pessimismus nicht am wenigsten getroffen sind. Andererseits ist darauf hinzuweisen, daß große sittliche Verderbniß herrschen kann, ohne aus ihrem

Schoße unvermeidlich den Weltschmerz zu erzeugen. So präsentirt sich beispielsweise die liederliche Epoche der Regierung eines Ludwig XV. als das denkbar Aergste auf dem Gebiete der moralischen Korruption, und doch war in ihr keine nennenswerthe Ausdehnung und Steigerung zu spüren von einem Pessimismus, der ja in gewissem Maße das geistige Leben der Menschheit zu allen Zeiten bedrückt hat.

Nun giebt es außer der durch wüste Ausschreitungen hervorgebrachten körperlichen und geistigen Abgetriebenheit noch andere Vorbedingungen, die dem Emporschießen von lebensfeindlichen Ideen in der menschlichen Seele besonders günstig sind. Erfahrungsgemäß spinnen ideale Jünglinge und Jungfrauen sowie alternde Personen sich gern in ein Gewebe von pessimistischen Vorstellungen ein, wenn sie erfahren haben, daß die Formen und Mächte des thatsächlichen Lebens ihren Idealen oder Systemen, die sie mit der ganzen Kraft ihrer eigensten Persönlichkeit aufgebaut haben, sich nicht fügen wollen. Wer seinen Träumerkopf so an der ehernen Mauer der Wirklichkeit sich einrennt, wer so von allen Fasern gerissen, die ihn geistig mit dem praktischen Leben versöhnten und verbanden, sich im Dasein nicht zurechtzufinden weiß und sein tiefes Innere in Widerspruch mit der Außenwelt gesetzt sieht, der ist sogleich bereit, das Leben für schal und nichtig zu erklären und es beiseite zu werfen wie ein leeres oder gar ein mit Gift gefülltes Gefäß, aus dem der Durstende keine Labung trinken könne. Es sind keine plumpen, unberechtigten Einzeleingriffe, keine klar absehbaren, willkürlichen Machtfaktoren, die hier den Unterdrückten zum Weltschmerz seine Zuflucht nehmen lassen, sondern ein wildes, undurchsichtiges Getriebe von theilweise berechtigten Ideen und Forderungen, ein zähes System von theils angemaßten, theils aber wohlbegründeten Positionen, das in seiner labyrinthischen Verschlungenheit den Einzelnen gefangen hält, weil er keinen Ausweg weiß, wenn er nicht das ganze Gelände von Grund auf auseinandersprengen will.

Wenn nun die Gesellschaft unvermerkt in Verkehrtheiten und Verderbniß gerathen ist, die mit ihren inneren Wünschen und Idealen in Widerspruch stehen, ohne daß sie angesichts der Zähigkeit der vorhandenen Mißstände und der scheinbar unausrottbaren sittlichen Korruption eine Besserung des Menschenlooses für möglich hält — dann ist so ein allgemeiner geistiger Bankerott da, und der Pessimismus hält siegreich seinen Einzug in die Gemüther. So ist der Weltschmerz das Produkt der eigensten Thorheit der Menschen. Nicht äußere Kalamitäten vermögen die Menschheit niederzudrücken, die eigene Saat ist es, die ihr über den Kopf wächst und sie erstickt, zuerst die Kleinen, dann die Größeren. Der vorhandene Widerspruch zwischen der inneren Denkart und den faktischen Zuständlichkeiten bethätigt seinen lähmenden Einfluß an immer weiteren Kreisen. Die mit der Verzwicktheit der herrschenden, halb wahr, halb falsch gestalteten Verhältnisse wachsende Rathlosigkeit und Energielosigkeit zeigt eine parallel gehende Tendenz, immer radikalere Anschauungen von der Werthlosigkeit des Daseins überhaupt zu erzeugen.

Auf diese Weise begreift man leicht sowohl die bereits der Geschichte

angehörigen Erscheinungen eines außergewöhnlich stark sich regenden Pessimismus, als auch die neueste weltschmerzliche Epidemie, die nach der Mitte unseres Jahrhunderts zu grassiren begann und bis in die Gegenwart, wenn auch mit abnehmender Heftigkeit, hineinreicht. Indeß soll nicht verkannt werden, daß andere Faktoren den also hervorgerufenen allgemeinen Pessimismus noch zu verstärken geeignet sind, daß insbesondere die schon berührte Blasirtheit denselben zu seiner widerwärtigsten Gestalt zu steigern pflegt. Soziale Wirren zeigen stets das Bild eines reichen Ueberflusses auf der einen, das eines darbenden Elends auf der anderen Seite. Somit muß die unvermeidliche Genußsucht und die aus der Unsicherheit der materiellen Existenzgestaltung sich ergebende niedere Interessenrichtung solcher Epochen auf eine nachfolgende Blasirtheit direkt hinarbeiten. Dazu kommt, daß in Zeiten sozialer Spannungen stets von den besorgten privilegirten Klassen ein Druck auf das geistige Leben ausgeübt wird, der früher oder später in dem Mangel an höheren Gesichtspunkten, in der Leere des Daseins an Idealen sich geltend macht. Dadurch wird den materiellen Vorstellungsweisen völlig das Feld überlassen und des Lebens Schalheit vollendet.

Bevor wir im Speziellen die Begreiflichmachung des heute herrschenden weltschmerzlichen Affektes versuchen, wird ein kurzer Ueberblick über die Völkergeschichte unseren grundsätzlichen Standpunkt zu der Frage zu sichern und zu klären haben.

Wenn es wahr ist, daß der Pessimismus in weiterem Umfange nur platzgreift als Reaktion gegen vermeintlich nothwendige Uebel und Korruption, die in Wirklichkeit aber nur das Ergebniß gesellschaftlicher Verkehrtheiten und Verwickelungen sind; wenn mit anderen Worten der Pessimismus nur die Frucht einer besonderen und entwickelten sozialen Organisation der Menschheit ist, so werden gerade die kulturell weiter fortgeschrittenen und besseren Völker unter seinen Heimsuchungen besonders zu leiden haben. Denn offenbar werden nur diese jene ausgebildete gesellschaftliche Gliederung, die unter Umständen zum Fluche wird, und zugleich jene ideale Kraft aufzuweisen haben, die sich zur kritischen Reflexion und zur Stellungnahme gegen die Lebensplagen zu erheben vermag. In der That finden wir auch, daß wenig entwickelte und Naturvölker von pessimistischen Vorstellungsweisen noch verschont sind. Im steten Kampf mit der Natur und mit äußeren Feinden liegend haben dieselben überhaupt nicht die Muße, die zur Erzeugung von gedanklichen Systemen und speziell von solchen pessimistischer Art nothwendig ist. In verhaltnißmäßig dumpfem Bewußtsein dahinlebend, ohne sonderliche Gefühlssteigerungen weder nach der positiven Lust- oder nach der negativen Schmerzseite, beweisen gerade diese mühselig sich plagenden Völker, daß die Bethätigung der Lebenskrafte an sich durchaus nicht mit Unlustempfindungen und Ekel verknüpft ist. Ihre in ihren Religionen ausgesprochenen Ideale von einem in Krieg und Jagden thatkräftig zugebrachten Dasein zeigen vielmehr, daß sie ein volles Glück im Lebensgenusse selbst erhoffen. — Andererseits sehen wir, daß auch ein Volk mit einer verhältnißmäßig hohen gesellschaftlichen Entwickelung und noch dazu ein Volk in einer

so traurigen sozialen Lage wie das ägyptische zu erheblicheren lebensfeindlichen Ideen nicht gelangt. Mag auch den in einer unerhörten Knechtschaft niedergehaltenen alten Aegyptern gegenüber ein edler pessimistischer Affekt betreffend Menschenschicksal und Daseinsnoth durchaus am Platze sein, so konnte ein solcher im Volke selbst doch keine Stätte finden. Einer gänzlich niedergedrückten Sklavengesellschaft gebricht es dazu an der nöthigen geistigen Spannkraft. So kommt es denn, daß wohl uralte Sagen dem Volke in ältester Zeit das Verlangen nach glücklicheren Zuständen erweckten; mit dem Aufkommen des Frohndienstes für das Pharaonengeschlecht entschwand jedoch selbst dieser laue und matte Zug eines praktischen Pessimismus und für die entschiedenere Konzeption eines radikalen, lebensfeindlichen Pessimismus ging um so mehr das intellektuelle Vermögen verloren. Die in ihrer eigenen Herrlichkeit sich spiegelnden „Söhne der Sonne", die Pharaonen, schufen sich stolze Befriedigung in der Ausnutzung der Unterthanen, und diese letzteren trockneten bei der Bereitung der Grabkammern für die königlichen Mumien selbst zu geistigen Mumien ein.

Ein Pessimismus von weltgeschichtlicher Bedeutung erwuchs aus dem geilen Nährboden der verderbten Zustände, die unter den asiatischen und besonders den indischen Stämmen herrschten. Das schlaffe, aber begabte Volk der Hindu, das seine idealen Geisteskräfte sichtbarlich genug in herrlichen Erzeugnissen der Poesie und in scharfsinnigen Systemen spekulativer Philosophie bekundet hat, das aber daneben in Folge seines lahmen, energielosen Charakters durchaus unfähig war, einer äußeren Vergewaltigung und zugehörigen moralischen Korruption Widerstand entgegenzusetzen, dieses Volk mußte geeignet erscheinen, den radikalen Pessimismus sozusagen klassisch zu begründen. Schon die ursprüngliche, im Brahmanismus niedergelegte Konzeption von dem Unwerthe des Lebens beweist, wie wenig der unmündige Hindustamm trotz seiner geistigen Regsamkeit von Anbeginn an es verstand, die Verkehrtheiten seiner Lebensgestaltung thatkräftig zu überwinden und sich ein seinem besseren Wesen entsprechendes Loos zu erringen. Nothgedrungen mußte aber eine Religion, die die Abwendung vom Leben predigt, mit ihrem lähmenden Einflusse dem Werke der Knebelung des Volkes zu statten kommen. Der Brahmanismus mit seinem Kastenwesen, seiner Heiligung des Rangunterschiedes und der Ungerechtigkeit, seinen endlosen Regeln und Vorschriften, die jede freie Entwickelung unterdrückten, arbeitete direkt auf den geistigen Tod der ganzen Nation hin. Inmitten des also zur Unerträglichkeit gesteigerten Elends erhob nun der Buddhismus sein Haupt, als ein letzter gewaltiger Protest, in dem der Hindustamm seine geistigen Kräfte und sein besseres Selbst noch einmal zur Geltung brachte. Freilich kam in diesem Proteste nur das negative Bestreben zum Ausdruck, sein besseres Ich von einer Noth und Verderbniß loszusagen, aus der man in seiner Ohnmacht keinen Ausweg wußte, und die man durch positive bessere Gestaltungen nicht zu überwinden vermochte. Diese schwächliche, den moralischen und geistigen Bankerott offen aussprechende Lösung der Frage gipfelte in der Forderung der völligen Abtödtung der Lebenstriebe und sah das höchste Glück in einem noch weniger als traumhaften Gegenbild des

Lebens. Wo die Kraft nicht ausreichte, die künstliche und gewaltsame Züchtung der Verderbniß und Demoralisation zu durchschauen, war man auf die Konsequenz angewiesen, die menschliche Natur selbst als dafür verantwortlich anzuklagen und sich gegen das Leben selbst zu richten. Die an sich demüthige und noch weiter gedemüthigte Denkweise der Hindu kam solchen Lehren bereitwillig entgegen. Nicht zu verkennen ist nun hierbei, daß in dem Maße, in welchem die immerhin eine gewisse Spitzfindigkeit erfordernde Lehre an weiteren und niedrigeren Klassen des Volkes ihren unheilvollen Einfluß bethätigte, sie zugleich an Schärfe der pessimistischen Gedankenfassung einbüßte. Das geistig gänzlich abgetödtete Volk der Inder vermochte selbst zu einem flauen theoretischen Protest sich schließlich ebensowenig aufzuraffen, wie die minderwerthigen Nachbarnationen gen Osten, welche allmählich auch den Buddhismus annahmen. Was dieser an Schroffheit im Laufe der Zeit verlor, ersetzte er durch spiritistisch-mystische Elemente, welche er in sich aufnahm. Für ein Sklavenvolk, wozu die Inder mehr und mehr wurden, war er endlich selbst in dieser verwässerten Form noch zu hoch, und so trat denn nach einiger Zeit der abgesetzte Brahmanismus in Indien wieder in seine Rechte.

Von unmittelbarstem Interesse für uns ist indeß das Stück Geschichte, während dessen auch die energischeren Völker des Abendlandes pessimistischen Vorstellungsweisen zum Opfer fielen. Gewiß ist hier nun zwar, daß die fraglichen Anschauungen im Großen und Ganzen mit der Herrschaft des Christenthums zusammenfallen, das seinem Entstehen wie seinem innersten Wesen nach sich als entschieden lebensfeindliche Macht bekundet. Dennoch darf man angesichts der Thatsache, daß es besonders den germanischen Stämmen öfters sehr gut gelang, sich von den pessimistischen Lehren des Christenthums praktisch zu emanzipiren und in den anderweitigen Elementen der Religion Genüge zu finden, christlichen Glauben und Lebensüberdruß nicht als völlig untrennbare Begriffe hinsetzen. Das weltflüchtige Kloster- und Büßerleben findet schon seit langem keinen rechten Anklang mehr. Sporadisch und aus gewissen äußeren Gründen ist allerdings der fragliche Zug des Christenthums, wie wir sehen werden, bisweilen schärfer hervorgetreten. Ebenso darf man nicht aus den Augen lassen, daß vor jeder Berührung mit christlichen Ideen die europäischen Völker bereits durch philosophische Spekulation einen Pessimismus erzeugt und damit dem Christenthum den Weg geebnet hatten. Interessant ist hierbei, daß gerade diejenigen Stämme, die von Haus aus eine optimistische Auffassung des Lebens wahrhaft klassisch bethätigt hatten, die Griechen und Römer, zu dieser entgegengesetzten Anschauungsweise abschwenkten. Während die echt griechische Ueberzeugung das Sittliche als naturgemäßen Ausfluß der menschlichen Veranlagung und Sittlichkeit als mit Glückseligkeit zusammenfallend angesehen hatte, tritt schon in der stoischen Schule mehr und mehr die Neigung hervor, dem Leben einen asketischen, quietistischen Zug zu verleihen und in der völligen Unterdrückung der sinnlichen Triebe durch die Vernunft das Ideal zu erblicken. Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, wie dieses Streben der Stoa vollkommen parallel mit der zu-

nehmenden Hoffnungslosigkeit der griechischen Zustände und der zugehörigen wachsenden Demoralisirung ging. Dementsprechend war es auch der römischen Philosophie nach Maßgabe der in der römischen Welt herrschenden ungleich größeren Korruption vorbehalten, die stoischen Ideen in jenem Punkte zu einer viel größeren Schärfe zuzuspitzen. Die Händler- und Latifundienmißwirthschaft des international gewordenen Rom hatte die ökonomischen Kräfte des Reiches vollständig lahm gelegt; durch die ungenirt ihr Wesen treibende Ungerechtigkeit und maßlose Habgier der reichgewordenen Elemente wurde die Scheidung des Volkes in Millionäre und Bettler weiter durchgeführt und damit das finanzielle und Pöbelmaterial für die zersetzenden Staatsstreiche aller Art bereitet; die geistige und moralische Kraft zum Widerstande gegen die allenthalben sich breit machende Korruption wurde gewaltsam niedergedrückt oder verdampfte sehr schnell in der ausdörrenden Luft der hauptstädtischen Genuß- und Lasteratmosphäre.

Unter diesen Umständen mußte es der römischen Gesellschaft unmöglich erscheinen, aus des Lebens Noth und Wirrsal einen Ausweg zu finden, und je stärker sie von sittlicher Fäulniß ergriffen war, desto geneigter war sie, die Aussichtslosigkeit von Verbesserungsbestrebungen durch den Hinweis auf die angeblich von Grund aus korrupte Sündennatur der Menschheit a priori anzunehmen. Wenn die menschliche Natur als im innersten Wesen schlecht gilt, so ist nur mit der Ausrottung des Menschen selbst die Ausrottung des irdischen Elends zu erreichen Diese Konsequenz wurde denn auch von Seneca und noch bewußter von Epiktet und Marc Aurel gezogen, welche auch bereits in ihrem positiveren religiösen Aufschwung dem Christenthum entgegenkamen, indem sie mit Hülfe des in der Welt als Gottheit wirksamen Guten den Menschen von seinem bösen Selbst zu erlösen gedachten.

So war der Boden für die Aufnahme des Christenthums schon bereitet. War dieses auch ursprünglich gegen das schlimme Treiben des Judenvolkes gerichtet gewesen, so hatte doch der Stifter der neuen Religion ebenso wenig ideales Verständniß bei seinen eigenen Landsleuten gefunden, wie früher auftretende Propheten und Bußprediger. Lehren, wie die hier in Rede stehenden, finden nur Eingang bei Völkern, die sich noch einen Rest besseren Empfindens in dem zeitweiligen Abfall von ihrem gutartigen Charakter bewahrt haben In der verfallenden griechischen und römischen Welt waren, wie gezeigt, die günstigen Bedingungen zu finden, wie überhaupt unter den späterhin durch die Stürme der Völkerwanderungen außer Rand und Band gerathenen, zermürbten und geschwächten europäischen Stämmen. Es wäre überflüssig und zu weit führend, die triviale Weisheit noch zu beleuchten, wie besonders die germanischen Stämme immer erst dann, wenn sie ihre Kraft gebrochen fühlten, für die pessimistischen Seiten des Christenthums sich zugänglich erwiesen. Genug, daß nach einem mißlungenen Restitutionsversuch des klassischen Optimismus durch Pelagius offiziell, wenn auch in etwas gemäßigter Form, die Augustinische Lehre von der absoluten Verderbniß der menschlichen Natur und der Nichtigkeit und dem unentrinnbaren Jammer des Erdenlebens mit Erfolg verbreitet

wurde, daß allerorten Klöster aufsproßten, in deren Weltabgeschiedenheit man durch Unterdrückung der natürlichen Triebe Trost suchte, daß ein müdes Aufgeben und das Gefühl gänzlicher Unzulänglichkeit an Stelle des Kraftbewußtseins trat. Man wende nicht ein, daß das Christenthum in seinem positiven Himmelsideal ein besseres Leben verkündete, daß also sein Pessimismus sich nicht radikal gegen das Leben selbst gewendet hätte. Das jenseitige Dasein wurde ursprünglich so nebelhaft allgemein, fast als bloße Negation von Schmerz und Mühsal gefaßt und trug so wenig von den bekannten Zügen des eigentlich menschlichen Lebens an sich, daß es sich von dem buddhistischen „Nirwana" fast gar nicht unterschied. Auch ist darauf hinzuweisen, daß es für manche sich noch kräftiger fühlende Stämme anfangs mit einem konkreteren Inhalt ausgestattet werden mußte.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde die im Christenthum steckende lebensfeindliche Stimmung überwunden. Der Grund hierfür lag, abgesehen von dem wieder erfolgenden Durchbruch der dem abendländischen Volke eigenthümlichen Thatkraft, in der vor sich gehenden befriedigenderen Entwicklung, die die Lebensverhältnisse unter der Ausbildung eines geordneten Staatswesens nahmen. Der Feudalstaat mit den entsprechenden, aus gleichem Sinne herausgeborenen Zunftgestaltungen auf gewerblichem Gebiete war eine dem mittelalterlichen Geiste durchaus angepaßte, wohlthätige Institution. Daneben ist darauf hinzuweisen, daß die Kirche durch ihre bis in das Kleinste hinuntergehende Organisirung des Volksganzen auf die Ausbildung soliderer Zustände nur fördernd einwirken konnte. Wenn die dem Christenthum innewohnende, mit einem echten Pessimismus gegebene demokratisirende Tendenz sich in praktischen Einrichtungen verkörperte, so mußte sie infolge der damit erzielten Ermöglichung eines besseren Daseins jenem selbst entgegenarbeiten und es aufheben. So sehen wir denn, daß am Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung der düstere Zug merklich verblaßt. Der durch die kühnen Kräfteaufraffungen in den Kreuzzügen herbeigeführte Aufschwung im Handel und Verkehr that sein Uebriges, die schon im Lande aufsprießende Wohlfahrt weiter zu beleben. Fröhliches Volksleben begann sich zu regen; eine herrlich weltliche Poesie entstand. Die großen geistlichen Ritterorden zeigten ein ganz anderes Gepräge als die Büßersekten der Benediktiner, Karthäuser, Cistenrienser u. a. In der Philosophie eines Pater Abälard kam der neue Geist zur Geltung: Die orthodoxen Lehren von der völligen Verderbniß der Menschen und der Nichtigkeit des Erdenlebens machten besseren Ansichten von sittlicher Thatkraft und irdischer Glückseligkeit Platz.

Indeß war die Wendung zum Bessern von kurzer Dauer. Die Feudalinstitutionen waren gut für ein unmündiges Volk gewesen, wurden aber verderblich für reifere Männer. Sobald die an Stelle der mittelalterlichen anspruchslosen Unthätigkeit tretende geistige Regsamkeit größere Bedürfnisse und Reichthümer schuf, wurden aus den feudalen Gängelbändern einschnürende Fesseln und Würgseile.

Es war besonders der durch den Levante- und hanseatischen Handel hereingebrachte größere Wohlstand, der den Anstoß gleichzeitig zu einer

Befruchtung und zu einer Zerstörung des sozialen Lebens gab. Der städtische Reichthum reizte die Begehrlichkeit der Gutsherren zu einem immer maßloserem Erpressungs- und Auspressungssystem gegenüber den Hörigen. Die im Grunde kommunistische Zunfteinrichtung artete bei der wachsenden Habgier zu Monopolformen aus, die Gewerbe und Verkehr niederdrückten. Die durch Pest- und andere Kalamitäten schon stark erschütterte Volkssittlichkeit ging in der zwischen Luxus- und Hungerdasein schwankenden Unsicherheit mehr und mehr verloren. Dazu kam, daß die enge Berührung mit griechischer Kultur schon die neuen Ideale des Humanismus weckte, während man für eine rein weltliche und verstandesmäßige Weltanschauung noch nicht reif war. Die Gemüther, auch die der Gebildeten, irrten in schwankender Haltungslosigkeit. Ordnung und Sitte selbst schienen mit den Mißzuständen, mit denen sie so eng verwachsen waren, zu Grunde gehen zu müssen. — Die Kirche, wie sie war, vermochte keinen festen Halt zu liefern. Ganz und gar nach dem feudalen System zugeschnitten und sogar die Hauptstütze der Korruption, war sie in erster Linie reformbedürftig geworden.

Die unter diesen Umständen zum Durchbruch kommende Anschauungsweise mußte bei gewissen zeitgemäßen Abänderungen wesentlich dieselbe sein, die sich im 2. und 3. Jahrhundert im Geiste des ersten Christenthums bethätigt hatte. Man wollte in der sogenannten Reformation, die ebenso sehr sozialen als kirchlichen Unzulänglichkeiten ihren Ursprung verdankte, ausdrücklich auf die reinen Lehren zurückgehen und that dieses auch vornehmlich in der Restitution eines Pessimismus, wie kaum Augustin ihn schroffer gefaßt hatte. Der im Vergleich mit dem entarteten Katholizismus so unsagbar nüchterne und resignirte Protestantismus fand schnellen Eingang bei allen, welche mit der Sehnsucht nach besseren Zuständen nicht zugleich die Kraft zu einer wirklich aufgeklärten Denkweise verbanden, wogegen er bei den geistigen Führern der anbrechenden neuen Epoche so wenig Entgegenkommen fand, wie bei den gänzlich stumpfen und unterdrückten Elementen. Und bezeichnender Weise feierte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als die Gährung in den Gemüthern sowie gleichzeitig die Aussichtslosigkeit der Bestrebungen am entschiedensten zu Tage trat, gerade die radikalste Richtung des Protestantismus, der Calvinismus, seine größten Triumphe.

Leider verbietet der Umfang, der diesem Aufsatze gesteckt ist, ein näheres Eingehen auf jene lehrreichen Thatsachen, und wir beschränken uns darauf, noch einer interessanten Erscheinung zu gedenken. Die grenzenlose Willkürherrschaft eines Ludwig XIV. hatte mit einem völligen Ruin des französischen Volkes auf geistigem, moralischem und wirthschaftlichem Gebiete geendet. Als nach dem Tode des Tyrannen sich der französische Geist schüchtern zu regen begann, geschah dieses unter dem Drucke der Verhältnisse zunächst in einer negativen, lebensfeindlichen Form. Man begann mit dem calvinistischen Jansenismus zu liebäugeln; pessimistische Ansichten wurden gehört; so wandte sich Voltaire in spottender Weise direkt gegen Leibnizens optimistische „Theorien". Aber in dem Maße, wie man seine Kräfte zu positiven Leistungen wachsen fühlte, schwand dieser quietistische Zug. Schon Rousseau, und noch entschiedener spätere Philosophen, setzte ein hoffnungs-

freudiges Vertrauen in die Macht des Menschen, sich ein befriedigendes Dasein zu zimmern; das ganze Volk sympathisirte mit diesen Gedankengängen. Und das geschah lediglich auf Grund der erwachenden theoretischen Kräfte, während die sittlichen Zustände bei den höchsten Ständen und die thatsächliche Lage des Volkes sich unter der Maitressenwirthschaft noch fortgesetzt verschlimmerten. — In England veranlaßte das lähmende und reaktionäre Regiment eines Georg III. unterdessen die entgegengesetzte Entwicklung.

Gegenüber den behandelten Erscheinungen einer universelle Bedeutung beanspruchenden Massenresignation stellen sich nun die lebensfeindlichen Regungen unseres Jahrhunderts als verhältnißmäßig geringfügige Anzeichen einer pessimistisch verdorbenen Lebensauffassung dar. Zwar haben seit der Zeit der großen Revolution die fraglichen Ideen in philosophischer und dichterischer Form mehrfach einen entschiedenen und geradezu verzweifelten Ausdruck gefunden, doch haben diese verbitterten Aeußerungen weder ganz allgemein im Gesammtvolke Verständniß gefunden, noch unausgesetzt seit jener Zeit als volle oder halbe Wahrheiten in den Gemüthern ihre Geltung behaupten können. Für diese Thatsachen sind mehrere Gründe bestimmend geworden. Einmal sind Bestrebungen reaktionärer und revolutionärer, also entgegengesetzter Richtung mit wechselndem Erfolge im letzten Zeitabschnitte in die Erscheinung getreten und haben dieser Epoche ein gewisses Kraftgefühl nicht rauben können, zumal die Anstrengungen zweiter Art einen theilweisen Erfolg errangen. Sodann ist auch die thatsächlich vorhandene, Korruption und Noth verhältnißmäßig nicht so arg und erscheint nun an den im Herzen gehegten Idealen und Utopien gemessen, so niederdrückend. Endlich sind die weitesten und besonders gerade die von sozialistischen Ideen beherrschten Kreise zu religionsfeindlichen Anschauungen von einem Selbstzweck des Erdendaseins gelangt, für dessen Besserung sie in mehr oder weniger klarer Weise ein Mittel zu besitzen glauben. Diese Umstände haben eingermaßen ausgereicht, ein zügelloses Emporschießen des radikalen Pessimismus in breiterem Umfange zu verhindern. Freilich sind die herrschenden Verhältnisse noch heillos genug gerathen, um einen lähmenden und verbitternden Druck auf die Gemüther auszuüben und um an Stellen größter Korruption sogar eine auf absichtliche Vernichtung des Menschengeschlechts abzielende Art von Selbstmordsphilosophie zu zeitigen, die an Kraftlosigkeit und Verkommenheit Ihresgleichen nicht findet.

Die in der unmittelbar auf die Befreiungskriege folgenden reaktionären Epoche zu Tage tretenden Erscheinungen von romantischer Weltenflucht und mystischer Verstandesauflösung können wir übergehen. Diese repräsentiren zwar ein Stück echter Lebensverzweiflung, beschränken sich aber fast ausschließlich auf die damaligen feudal gesinnten und mit ihren innersten Fasern an den zerfallenden oder zerschlagenen Institutionen des Mittelalters hängenden Kreisen, wie z. B. der häufige Rücktritt zum vornehmeren Katholizismus in jener Zeit es illustrirt. Die in ihrem thatkräftigen Kämpfen für moderne Ideen und freiheitliche Entwickelung unterdrückten Völker fielen schlimmsten Falles jenem erbitterten Groll anheim, der in seiner Ohnmacht

wohl den unbesiegbaren Zwang entgegenstehender Meinungen und Mächte verzweifelt anklagt, sich aber in seiner gesunden Würdigung der reellen Sachlage nicht dazu verirrt, menschliches Leben und Wesen überhaupt preiszugeben. So sehen wir, daß z. B. selbst der furchtbare Schmerzensschrei über menschliches Schicksal, der aus der gewaltigen Dichterseele eines Byron quoll, durch eine unbesiegbare, in den Tiefen des Herzens gehegte Hoffnung auf Völkerglück gemildert wird. Für eine allgemeinere Wirksamkeit der Schopenhauer'schen Philosophie war bei deren Entstehung in den Gemüthern kein Raum. Und um so weniger war dieses in den folgenden Jahrzehnten der Fall, als die immer kräftigere und erfolgreichere Geltendmachung von gewissen freiheitlichen Ideen, als die frische wirthschaftliche Entwickelung und die ungeahnten Fortschritte auf wissenschaftlichen Gebieten ein Gegengewicht gegen pessimistische Anwandlungen zu liefern geeignet waren. Der realistische und materialistische Geist, der in den 50er und 60er Jahren auf allen Gebieten zum Ausdruck gelangte, zeigte schließlich eine verhältnißmäßig feste, selbstbewußte Haltung und begann einigermaßen wohlthuend zu berühren. Der Umschwung trat aber schnell ein.

Als das schon längst drohende und von Nationalökonomen und sozialistischen Denkern theoretisch erörterte Massenelend gerade durch die errungenen freiheitlichen Verkehrsformen erzeugt, sich offen bemerkbar machte und, immer gewaltigere Dimensionen annehmend, auch die kleinbürgerlichen und weiterhin sogar Unternehmerkreise zu packen begann, als Existenzunsicherheit und die zugehörige moralische Korruption die unerquicklichsten Zustände zu schaffen anfing, denen die Menschheit unentrinnbar verfallen zu sein schien, da erhob der unheimliche Pessimismus wieder höher und höher sein Haupt. Nur vorübergehend vermochte die thatkräftige Ermannung und Begeisterung während der zwei Kriege das aufkommende Elendsgefühl zu ersticken. Nach den glorreichen Erfolgen des Nationalkrieges trat das Letztere als natürliche Reaktion gegen die künstliche seliche Erhebung und als Ressentiment auf die inzwischen noch ärger gerathene Verderbtheit des sozialen Lebens um so entschiedener zu Tage. Die geflissentlich an allem Guten vorbeisehende, alles Arge und Niederdrückende mit Genugthuung hervorsuchende, die mißgelaunten Aeußerungen unbefriedigter Existenzen aller Zeiten und Völker emsig zusammentragende, im schroffen Widerspruch mit jeglicher inneren Erfahrung schließlich das zielbewußte Streben selbst als etwas Schmerzliches anschwärzende und in einer ganz nebulosen, mystischen Metaphysik ihre endgültige Sanktionirung suchende Pessimismusdoktrin Schopenhauers wurde nach langjährigem halben Todesschlafe jetzt zu einem wirkungsreichen Leben erweckt. Einigermaßen versöhnen mit dieser Art von Aufnahme, die der geistreiche Philosoph plötzlich fand, kann nur die Thatsache, daß auch die besseren Leistungen desselben nun endlich die verdiente (ja vielleicht überreichliche) Würdigung erfuhren. Immerhin ist aber auch gerade der Pessimismus Schopenhauers verhältnißmäßig würdig und verstandesmäßig gehalten und kann da, wo er seine mystisch-metaphysischen Bestandtheile aus den Augen verliert und sein eigentliches Feld in einer unübertrefflichen Brandmarkung der sich breit

machenden Korruption sucht, eine entschieden heilsame Wirkung nicht verfehlen. Interessant ist übrigens die Bemerkung, daß Schopenhauer seinen ersichtlich aus seinem eignen unbefriedigten Dasein hergeleiteten theoretischen Pessimismus in dem Maße verschärfte, als er zu der Ansicht von der Bedenklichkeit seiner anfangs so emphatisch verkündeten metaphysischen Weisheit gelangte. Ungleich trauriger, aber noch bezeichnender für den einreißenden Geist als dieses Aufkommen Schopenhauers ist die Thatsache, daß die einem eigentlichen Lebensekel dienende Philosophie Hartmanns nun auch bei ihrem Erscheinen so begeistert begrüßt wurde. Diese in unglaublich vielen Stereotyp-Exemplaren bis zur Bewußtlosigkeit an die Lebensmüden verabfolgte und, wie in den Zeiten bester Schelling'scher Naturphantastik, einer ein Dutzend Jahre vorher erschienenen wissenschaftlichen Entdeckung von der Tragweite der Evolutionstheorie unbewußt Hohn sprechende „Philosophie des Unbewußten“ ist nun zwar bereits abgethan und der Lächerlichkeit preisgegeben, dennoch bleibt sie als werthvolles Symptom für die herrschende Gemüthsverfassung zu verzeichnen, zumal ihr neben ihrem pomphaften Triumpheinzug sich etwas komisch ausnehmendes geräuschloses Verschwinden nicht wegen, sondern trotz ihrer pessimistischen Bestandtheile erfolgte. Daß mit ihr das eigenartige Rezept zum dereinstigen Verdunstenlassen der geplagten Menschheit durch Majoritätsbeschluß verloren geht, wäre zu bedauern, wenn nicht durch die verständlicheren, aber ebenso unfehlbaren Vorschläge zu einer bewußten Abthnung der Menschen vermittelst einfacher Enthaltsamkeit, wie sie unter Anderen von dem Grafen Tolstoi geliefert werden, bereits ein gewisser Ersatz vorhanden wäre. Uebrigens wenden sich diese letzteren Spielarten pessimistischer Lebensbetrachtung mit ihren schmackhaften Ausfällen gegen die geschlechtlichen Triebe vollständig an jene von ihren überreizten Nerven und von der Langenweile geplagten Vertreter der widerwärtigsten Form von Lebensüberdrüssigkeit, nämlich der Blasirtheit, und der allgemeinere Geschmack eines Volkes wird unter allen Umständen für sie sich zu gesund erweisen.

Was in der eigentlichen sogenannten Philosophie zu Geltung und Ansehen gelangte, fand natürlich Ausdruck auch auf allen anderen Gebieten, die von der herrschenden Anschauungsweise ein Gepräge zu erhalten geeignet sind. Schon zu Anfang des Jahrhunderts war in dem gleicherweise in der Erreichung des industriellen Höhepunktes wie Elends um ein Beträchtliches uns vorausgeeilten England jene malthusianische Weisheit allen geläufig, wonach die Menschheit naturgesetzlich sich jeder Zeit bis an die äußersten Grenzen der Ernährungsmöglichkeit vermehre und demgemäß Armuth und Elend das Loos der übergroßen Mehrzahl sei. Daß diese Lehre trotz vernichtender Angriffe von mancher Seite in den gewöhnlichen Lehrbüchern der Nationalökonomie ihr weltdenunziatorisches Dasein weiter fristete, ist bei der ihr entgegenkommenden Wahlverwandtschaft der sonstigen trübseligen Betrachtungsweise nur recht und billig. Solche sensationellen Entdeckungen sind aber berufen, schnell Gemeingut zu werden. Und so gehört denn die entmuthigende Idee von einer Uebervölkerung der Erde zu dem unentbehrlichsten Hausrath in der Ausstattung jedes Philisterschädels. Die unselige

Menschenrasse sitzt danach darbend auf der sterilen Erdkruste wie ein zu fruchtbares Kaninchengeschlecht auf den kahlgefressenen Kohlfeldern. Wie nun weiter diese Theorie des englischen Pfarrers den Naturforscher Charles Darwin anregte, dieselbe verallgemeinert auf das ganze animalische und vegetative Naturleben zur Anwendung zu bringen, ist bereits im vorigen Briefe erörtert. Die so konzipirte unpräzise Vorstellung eines universellen „Kampfes um das Dasein" mußte bei der vorhandenen kläglichen Gemüthsverfassung von dem größeren Publikum aber entschieden in der zugespitzten Form übernommen werden, als ob in der Gesammtnatur unter den Lebewesen ein erbitterter, schmerzlicher Kampf um das Dasein ausgefochten würde. Die praktischen Konsequenzen und Nutzanwendungen dieser „Erkenntniß" auf das menschliche Treiben waren gegeben und konnten nur dazu dienen, die zu pessimistischen Stimmungen ohnedies schon Anlaß gebenden gesellschaftlichen Spannungen und Verkehrtheiten noch geflissentlich zu verschlimmern und zugleich mit einem Scheine von Normalität und Unabänderlichkeit auszustatten. Auf diese Weise suchte der sonst vorwiegend aus der den Menschen eignen Korruption und Hilflosigkeit gegenüber den Ausbeutungsgelüsten seine Kraft saugende Pessimismus eine auf Selbsttäuschung berechnete Rechtfertigung in dem Hinweise auf eine angebliche Naturordnung universeller Bedeutung.

Wir hätten noch auf Mancherlei hinzuweisen, um die bis in die unmittelbare Gegenwart hineinreichende neueste Ueberdrüssigkeitsregung fest zustellen. So z. B. auf das Gebiet der Kunst, wo die Musik in den schmerzlichsten Dissonanzen schwelgt, wo an Entsagungs-Poesie und besonders — Lyrik fast noch mehr verbrochen wird, als an düsteren, spintisirenden Produkten ethisirenden oder sozialisirenden Inhalts, wo vor allen Dingen die unserer künstlichen Alkoholvergnüglichkeit dienende, neun Zehntel des Ganzen ausmachende trivialste Eintagsliteratur die unseligen Zerstreuungs- und Uebertäubungsbedürfnisse der Zeit auf einige Minuten zu befriedigen hat, um, wie ein giftiges Narkotikon, im nachfolgenden Jammer die Last des Lebens, die Jeder wie einen Klotz mit sich herumschleppt, nur um so fühlbarer zu machen.

Wie schon angedeutet, hat die heutige Menschheit ein besonders starkes Gefühl für die Unzulänglichkeiten ihres Daseins. Der jedem Pessimismus zu Grunde liegende Zwiespalt zwischen einem besseren Wollen und einem an äußeren Verhältnissen und der eigenen Zwitterbeschaffenheit scheiternden Können ist heute in seiner ganzen Schärfe sichtbar. Nachdem die französische große Revolution stolz den Anbruch einer auf die menschliche Kraft und Intelligenz begründeten glücklichen Aera verkündet und den Vernunftkultus eingerichtet hatte, nachdem die Völker in begeistertem Ringen ein verhältnißmäßiges Maß von Freiheit auf mancherlei Gebieten für sich durchgesetzt hatten, mußte man in den gegenwärtigen Miséren stranden! Die Enttäuschung ist gewaltig. Reaktionäre Elemente suchen Abhilfe in der Rückkehr zum Verlassenen; radikale Parteien klagen die Halbheit des Erreichten als Ursache des Elends an. Aber gerade die auf die erlangte persönliche Freiheit pochenden, für dieselbe eingetretenen bürgerlichen Kreise

wissen nicht, wo ein, noch aus. Das sozialdemokratische Schlagwort von einem „Bankerott" der Bourgeoisie hat seine unzweifelhafte Berechtigung. Man hat die Patsche der einschnürenden feudalen Gesellschaftsordnung glücklich verlassen, aber man ist in die noch größere Patsche eines anarchischen Zustandes auf wirthschaftlichen und geistigen Gebieten gerathen. Offenbar hat gerade die so heiß erstrittene individuelle Bewegungsfreiheit die Hauptschuld an der Unerträglichkeit der Verhältnisse. Der Mensch selbst ist das Unzulängliche. Er scheint die Freiheit nicht vertragen zu können. Er hat es dahin gebracht, daß die „Freiheiten" eigentlich nur noch auf dem Papier stehen. Wo früher gesellschaftliche Satzungen und Vorurtheile den Einzelnen niederhielten, da üben die faktischen und ungleich drückenden Machtverhältnisse, die Einer dem Andern gegenüber zur Anwendung bringt, einen viel härteren Zwang aus. Mit seiner lediglich formellen Freiheit hinzugehen, wohin er will, sitzt ein Jeder zwischen den für ihn mehr oder minder hohen, steilen Felswänden der thatsächlichen Machtpositionen eingeschlossen; er darf hinaufklettern, wenn er kann, d. h. wenn er zu seinem Bißchen Geschicklichkeit die nöthige materielle Unterlage mitbringen kann. Was ist da zu thun? Soll man die persönliche Freiheit opfern? Soll man in das Zwangsgefüge des sozialdemokratischen Zuchthausstaates eingehen?

Nie und nimmer! Und doch ist etwas mehr Sozialität dringend von Nöthen. Das Problem ist heute: **Wie läßt sich die persönliche Freiheit, und zwar eine echte und reelle Freiheit, mit dem Sozialismus verbinden?** Dieses ist das Sphinxräthsel, um das sich Alles dreht. Und man ist der Lösung desselben noch um so ferner, als man in seinem Abscheu vor jener sozial geheißenen Demokratie mit ihren vielen naturwidrigen Forderungen eine blinde Angst vor der Befassung mit allen sich sozialistisch nennenden Erörterungen hat und in dem Maße, als man von den moralisch korrumpirenden Wirkungen des manchesterlichen Systems selbst betroffen ist.

Es sind, wie oben ausgeführt, nicht allein die geistigen und machtbezüglichen Ohnmachtsgefühle, die zu der hilflosen Stimmung des Pessimismus treiben; in fast noch höherem Grade ist daran die Erkenntniß der moralischen Unzulänglichkeit betheiligt. Nicht allein die großen pessimistischen Religionen sehen wir deßhalb in der vorgestellten Schlechtigkeit des Menschenmaterials fußen, auch die Lehren lebensfeindlicher Philosophen, ja, überhaupt die Anschauungen jedes richtigen Pessimisten holen ihre besten Stützen in der angeblichen Niedertracht der Menschen. Die souveräne Verachtung, mit der ein Voltaire, Hume und Schopenhauer auf das gemeine Treiben der „Fabrikwaare der Natur" herabschauten, stimmen ebenso schön zu der Hoffnungslosigkeit ihrer Lebensbetrachtung, wie die heutigen böswilligen Verleumdungen, die den Menschen als das jeder Schlechtigkeit fähige, egoistische Thier zu denunziren beflissen sind. Daß man mit derartigen Wesen nie eine erträgliche Gesellschaft begründen, sondern nur von einer Trostlosigkeit in die andere gerathen kann, bis das solchergestalt nothwendig zum Fluche werdende Leben völlig vertilgt ist, liegt auf der Hand.

Dazu ist auch ersichtlich, daß die Glieder einer verderbten Gesellschaft sich selbst innerlich unfähig zu einer thatkräftigen Ermannung fühlen müssen. Sie hängen an dem süßen Gifte, das die gordische Verschlingung der verzwickten gesellschaftlichen Einrichtungen in tausend Gestalten birgt, und saugen sich daran sittlich impotent zu jeglicher tiefergreifenden Reform. Mit ungezählten Schwächen fühlen sie sich an die Korruption gekettet und resigniren sich demzufolge meist dazu, an ihrer eignen Kläglichkeit zu verkommen.

Wenn man nun gegenwärtig lebensanzweiflerische Ansichten mit dem Hinweis auf die Ruchlosigkeit und besonders die egoistischen Seiten der Menschen rechtfertigen will, so findet man leider Material genug dazu. Wie gährende Uebergangsepochen mit ihrer Haltungslosigkeit und Unsicherheit aller Art die Sitte untergraben, und was speziell die gegenwärtige Zeit an moralischen Ungeheuerlichkeiten erzeugt hat, das haben wir bereits in den vorigen Briefen mehrfach erwähnt, und wir können einfach darauf verweisen. Wir wollen hier nur auf die eine Aeußerungsform deuten, in welcher die Moral in dem Geschäftsverkehr zum Ausdruck kommt oder vielmehr nicht zum Ausdruck kommt Mit welcher Unverschämtheit hier die Machtpositionen auf Kosten der Allgemeinheit ausgebeutet werden, mit welcher Gewissenlosigkeit hier dem sogenannten Verdienste nachgegangen wird, ist nur mit Rücksicht auf die ja allerdings längst chronisch gewordene Existenzunsicherheit zu verstehen. Der Begriff „Verdienst" hat eine rein äußerliche Bedeutung angenommen, die von dem ursprünglich sittlichen Inhalt desselben durchaus Nichts mehr beibehalten hat. Man pflegt sich über Macchiavellis politische Theorie offiziell zu entrüsten. Der Macchiavellismus, der in der Erwerbspolitik heute praktisch geübt wird, ist aber doch viel weitherziger und offenkundiger. Es sind nicht mehr die Pferdehändler allein, deren Geschäftspraktik hauptsächlich im „Täuschen" aufgeht. Und diese Art, seinem materiellen Interesse nachzugehen, hat man nicht nur mehr und mehr gutgeheißen oder gar nur als eine fatale Thatsache zu dulden sich verstanden, man hat vielmehr durch jene oben erwähnte Erfindung der „Kampf um das Dasein"-Theorie das ganze ruchlose Verfahren als eine allgemeine Naturnothwendigkeit glorifizirt, um damit den letzten Gewissensskrupel, den der Mensch bei der Ausbeutung Seinesgleichen empfinden könnte, in ein Wohlgefallen aufzulösen.

So ist also in der That der Mensch in der Verkehrung der sittlichen Begriffe heute weit genug gelangt, um an sich selbst und damit an einer Aufbesserung seiner Lage verzweifeln zu müssen. Unfähig, die Schwierigkeiten, die die äußeren Verhältnisse und die sein eigenes Ich in moralischer und geistiger Hinsicht ihm bieten, zu überwinden, in den selbstgestrickten gesellschaftlichen Netzen und durch seine eigene stoffliche Schwere unten am Boden gehalten, weiß er nicht, wie je ein Aufschwung zu den Sternen möglich werden könnte. Um sich demgemäß das Dasein gründlich zu verleiden, brauchte der Mensch nicht erst in der Blasirtheit den höchsten Gipfel des Pessimismus zu erklimmen. Ein Zusammenfluß von allerlei Umständen hat indeß der Menschheit dieses Unternehmen gegenwärtig sehr

bequem gemacht. Die durch die moderne Verkehrsentwickelung ermöglichte Beweglichkeit des Einzelnen, die eben dadurch erzielte Mannigfaltigkeit des bunten Lebensbildes und der Genüsse, die Verbilligung der Genußmittel und besonders der gesundheitschädlichen, die bei dem heutigen vabanque-Spiel mehr oder minder ausgeprägte Abenteuerlichkeit der Lebensgestaltung der Meisten — dieses und noch manches Andere ist sehr geeignet, den Menschen zu übersättigen und ihm selbst bei einigermaßen bescheidenen Mitteln die Gelegenheit zu geben, seine gesunde Genußfähigkeit zu zerstören. Die demgemäß in den weitesten Kreisen herrschende Blasirtheit bedeutet schließlich das Unvermögen, auch nur in der Bethätigung der primitivsten animalischen Triebe zu einer wohlthuenden Empfindung zu gelangen. Damit ist der Werth des irdischen Daseins aber bis auf den letzten Rest erschöpft. In dumpfer Resignation, so gut es geht, lebt man seinen Lebensfaden ab; denn wozu sich für Etwas mit größerer Energie bemühen, was ja doch so nichtig ist!

Nach alledem wird sich die Menschheit von heute erst dann aus ihrer quietistischen Stimmung zu einem optimistischen Streben aufraffen, wenn sie sich zur Gestaltung ihres Daseins positive Pläne und Ideale gebildet hat, die auf einer besseren Hoffnung in ihre Kraft und moralische Tüchtigkeit beruhen.

Das wirthschaftliche und soziale Elend, die Niederhaltung der freien Entwicklung nicht nur einzelner Individuen, nein, ganzer Klassen und des ganzen weiblichen Geschlechtes, die geschlechtlichen Kalamitäten, die Parteizänkereien, die reaktionären und revolutionären Verhetzungen, die geistige Oede im Gesammtleben und die Fäulnißzustände im sitlichen Leben, kurz, die ganzen Widerwärtigkeiten des Daseins, wie es heute ist, dürfen nicht länger als nothwendige Ergebnisse einer der menschlichen Natur entsprechenden Gesellschaftsverfassung gelten, sondern sie müssen in ihrer bloß historischen Gültigkeit erkannt werden. Erst dann wird der Pessimismus, mit welchem man sich gegen dieselben auflehnt, zu einer heilsamen Macht sich entwickeln. Denn sicherlich sind die weltschmerzlichen Empfindungen eines Volkes gewissermaßen die Wehen, die eine geistige Geburt verkünden. Aber es hängt von der Thatkraft eines Volkes ab, ob der Pessimismus zu reformatorischen Umgestaltungen des Lebens fortstrebt, oder ob er sich in gänzlicher Entsagung und weiterhin in Knechtsinn verliert. Oberflächliche Beurtheiler sind geneigt, nach Analogie des Schicksales der römischen Gesellschaft der heutigen Welt dasselbe Loos zu prophezeien. Indessen vergessen dieselben, daß die Menschheit des 19. Jahrhunderts außer der angeblichen „Verderbniß der Römer der Kaiserzeit“, eine Gesellschafts- und Volkswirthschaftslehre, weitverbreitete politische Einsicht und persönliches Selbstbewußtsein und vor allen Dingen moderne Mittheilungs- und Verbindungsmittel besitzt, die ein einheitliches Denken und Handeln ermöglichen. — In der That hat sich auch in diesem Jahrhundert eine immer stärker werdende positive Regung im Sozialismus eingefunden, welche die modernen fruchtbaren Erkenntnisse praktisch zu verwerthen sich bestrebt. Mögen nun auch diese Bestrebungen theils noch sehr unklar gehalten, theils völlig miß-

rathen und auf beklagenswerthe Abwege gerathen sein, so geben sie doch im Allgemeinen die Richtung an, in welcher man die Rettung aus der Noth gefunden zu haben glaubt. Die von sozialistischen Ideen beherrschten Kreise sind es denn auch, die aus dem düsteren Pessimismus zu einer befriedigenderen Lebensanschauung sich gerettet haben. Soll der Stimmungsumschwung aber ein vollendeter werden, so müssen die fraglichen Gedanken Hand in Hand gehen mit einem freudigen Vertrauen in die sittliche Kraft des Menschen. Auch hierzu hat die wissenschaftliche und speziell die historische Einsicht des 19. Jahrhunderts die Mittel zu liefern. Dieselbe hat die lähmende Wahnvorstellung von einer natürlichen, zu allem Guten unfähigen Verderbniß der menschlichen Natur zu beseitigen, sie hat jenen boshaften Unternehmen entgegenzutreten, welches jegliches Rechnen mit auch nur nicht schlechten Veranlagungen der Menschheit als lächerlichen „Idealismus" in Verruf zu bringen sich bemüht. Offenbar ist gerade diese menschenverleumderische Art von Lebensphilosophie echt idealistisch oder besser ideologisch, indem sie auf Grund einer bloßen Thatsächlichkeit vorhandener Korruption ohne Weiteres den allgemeinen Gedanken einer nothwendigen und natürlichen Schlechtigkeit der Menschennatur faßt, um damit weiter zu operiren. Eine auf biologische und historische Einsichten sich stützende echte Ethik muß demgegenüber betonen, daß die heutige, wie jede frühere, menschliche Charakterverderbniß das Produkt einer entarteten Gesellschaftsverfassung ist. Die sittliche Anlage des Menschen ist zum Guten wie zum Bösen gleich entwicklungsfähig, und die geschichtliche und tägliche Erfahrung zeigt, daß der Mensch vielmehr zu seinem Schaden übermäßig zähe an dem Gebräuchlichen, Sittlichen zu hängen, als sich begehrlich gegen Sitte aufzulehnen pflegt; er ist im Grunde ein sittlich indifferentes „Gewohnheitsthier", und erst wenn er in seinen Gewohnheiten gehindert wird, tritt bei ihm an die Stelle der naiven Sittlichkeit die bewußte „Schlechtigkeit". Die mit dem geistigen Fortschritt der Menschheit sich vollziehenden allmählichen Umwälzungen im Gesellschaftsleben bringen naturgemäß Spannungen und Bedrückungen hervor, die den Einzelnen solchergestalt ungünstig beeinflussen, daher die fortgesetzten und bisweilen sehr starken Bethätigungen von sittlicher Entartung, die der Ansicht von einer wesenhaften Bosheit und Verderbtheit der Menschen willkommen sind. Gerade der Umstand aber, daß trotz dieser unaufhörlichen Beunruhigungen seiner sittlichen Persönlichkeit noch bei jeder günstigen Gestaltung der Verhältnisse der Mensch sich „besserte", beweist, wie groß die natürliche Neigung desselben zum sittlichen Handeln ist.

Die wachsende Einsicht ist es, welche ihr Werk, das Menschenloos besser zu formen, durch Erweckung des Vertrauens auf die menschliche Natur und auf die Möglichkeit eines glücklicheren Erdendaseins einzuleiten hat. Wann ihr dieses in vollem Umfange gelingen wird, ist nicht vorauszusehen; sicher aber wird nur ihren Streichen das Schreckgespenst der pessimistischen Geistesumdüsterung dereinst endgültig erliegen.

Flensburg. Dr. H. Eckener.

Staat und Christenthum.*)

I.

Das Christenthum in seiner wahren Bedeutung hebt den Staat auf. So ist es auch von Anfang an aufgefaßt worden, darum ist Christus gekreuzigt worden, und so ist es stets von den Menschen aufgefaßt worden, die nicht von der Nothwendigkeit zur Rechtfertigung des christlichen Staates gezwungen waren. Erst von der Zeit an, wo die Staatshäupter das nominelle, äußere Christentum annahmen, begann man alle die unmöglichen, schlau verwickelten Theorien zu erfinden, nach denen das Christenthum mit dem Staate in Einklang gebracht werden kann. Aber für jeden aufrichtigen, ernsten Menschen unserer Zeit muß die Unvereinbarkeit des wahren Christenthums — der Lehre der Demuth, der Verzeihung von Kränkungen, der Liebe — mit dem Staate, mit seiner Vergrößerungssucht, seinen Gewaltthaten, seinen Todesstrafen und Kriegen einleuchtend sein. Das Bekenntniß des wahren Christenthums schließt nicht nur die Möglichkeit der Anerkennung des Staates aus, es zerstört auch seine Grundlagen.

Wenn es aber so ist, und wenn es richtig ist, daß das Christenthum mit dem Staate unvereinbar ist, so drängt sich natürlich die Frage auf:

*) Gerade jetzt, da gewisse Leute emsig bemüht sind, „im staatlichen Interesse" Schutzwälle aufzuwerfen gegen alle „Angriffe auf die Religion", dürfte es doppelt lehrreich sein, diese Ausführungen des Grafen Leo Tolstoj zu lesen. Graf Tolstoj ist Christ im besten Sinne des Wortes, und gerade weil er Christ ist, bekennt er sich als Gegner der staatlichen Autorität. Mit grausamer Logik vertheidigt er diesen seinen Standpunkt und zwar mit den Waffen, die die christliche Weltbetrachtung ihm liefert. Vielleicht lernen unsere Reaktionare aus diesen Darlegungen eines überzeugten Christen, der seiner Ueberzeugung gemäß lebt und keine Kompromisse mit seinem Gewissen schließt, daß Christenthum und Staat doch keineswegs identische Begriffe sind, sondern daß man ein guter Christ sein und dennoch den Staat aufs Heftigste befehden kann. In seinem aufsehenerregenden Werk: „Das Reich Gottes ist in Euch", das in der Uebersetzung des Dr. Raphael Löwenfeld im Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist, hat Tolstoj diesen seinen Standpunkt ausführlich entwickelt und eingehend begründet. Wir werden in einem der nächsten Hefte der „Kritik" uns des Näheren mit diesem gerade jetzt so überaus interessanten Buche abgeben. Die Red.

Was ist nothwendiger für das Glück des Menschen, was sichert mehr das Glück des Menschen, die staatliche Lebensform oder ihre Aufhebung und ihr Ersatz durch das Christenthum?

Die einen sagen, der Staat sei nothwendiger für die Menschen, die Vernichtung der Staatsform würde eine Vernichtung alles dessen nach sich ziehen, was die Menschheit geschaffen hat. Der Staat werde, wie er es war, auch in Zukunft die einzige Form der Entwicklung der Menschheit bleiben, und all das Uebel, das wir unter den Völkern sehen, die in staatlicher Form leben, rühre nicht von dieser Form her, sondern von Mißbräuchen, die ohne die Vernichtung abgestellt werden können, und die Menschheit könne, ohne die Staatsform anzutasten, sich entwickeln und einen hohen Grad von Wohlfahrt erreichen. Und die Menschen, die so denken, führen zur Bekräftigung ihrer Meinung nur ihnen unwiderleglich scheinende philosophische, historische, ja, sogar religiöse Beweise an. Aber es giebt Menschen, die das Gegentheil annehmen; daß nämlich, wie es eine Zeit gab, in der die Menschheit ohne staatliche Form lebte, diese Form eine vorübergehende sei, und daß eine Zeit kommen müsse, wo den Menschen eine neue Form Bedürfniß sein wird, und daß diese Zeit jetzt gekommen ist. Und die Menschen, die so denken, führen zur Bestätigung ihrer Ansicht ihnen unwiderleglich scheinende philosophische, historische, religiöse Beweise an.

Man kann ganze Bände zur Vertheidigung der ersten Ansicht schreiben (sie sind auch schon geschrieben und werden noch immer geschrieben), man kann aber auch viel dagegen schreiben, und es ist auch, obwohl erst kurze Zeit, doch schon viel und Glänzendes dagegen geschrieben worden.

Aber man kann nicht, wie die Vertheidiger des Staates behaupten, beweisen, daß die Vernichtung des Staates ein allgemeines Chaos nach sich ziehen wird, gegenseitigen Raub, Todtschlag, Vernichtung aller gesellschaftlichen Einrichtungen und die Rückkehr der Menschheit zur Barbarei; noch kann man beweisen, wie die Gegner des Staates behaupten, die Menschen seien schon so vernünftig und gut geworden, daß sie einander nicht berauben und tödten, daß sie einen friedlichen Verkehr den Feindseligkeiten vorziehen, daß sie selbst ohne alle Hilfe des Staats das schaffen werden, was sie brauchen werden, und das deßwegen der Staat nicht nur alles dies nicht fördert, sondern vielmehr unter dem Schein der Einschränkung der Menschen auf sie einen schädlichen und verderblichen Einfluß ausübt. Man kann mit abstrakten Betrachtungen weder das eine noch das andere beweisen; noch weniger kann man es durch die Erfahrung beweisen, sondern die Frage steht so: Soll man diese Erfahrung machen oder nicht? Die Frage: Ist

die Zeit gekommen, oder ist sie noch nicht gekommen, den Staat aufzulösen, wäre unlösbar, wenn es nicht ein zweites vitales Mittel gäbe, sie unwiderleglich zu lösen.

Ganz unabhängig von der Beurtheilung dessen, ob die Jungen eines Nestes so weit reif sind, um die Bruthenne fortzujagen, ob die Küchlein aus dem Ei herauszulassen, oder ob sie dazu noch nicht reif sind, werden die unbestreitbaren Löser dieser Frage die Küchlein sein, wenn ihnen die Eierschalen zu enge geworden sind und sie anfangen, sie mit dem Schnabel durchzustoßen und selbst herauszukommen.

So steht es mit der Frage, ob für die Menschen die Zeit gekommen oder noch nicht gekommen ist, die staatliche Form aufzuheben und sie durch eine neue zu ersetzen. Wenn der Mensch in Folge eines in ihm erwachsenen höheren Bewußtseins nicht mehr die Forderungen eines Staates erfüllen kann, nicht mehr Raum in ihm findet und gleichzeitig nicht mehr der Einschränkungen der Staatsformen bedarf, so ist die Frage: Sind die Menschen zur Auflösung der Staatsform reif oder nicht? von einer ganz andern Seite gelöst und ganz so unwiderleglich wie für das Küchlein, das aus dem Ei schlüpft, in das es keine Kraft der Welt mehr zurückbringen kann, von den Menschen selbst, die dem Staate schon entwachsen sind und durch keine Macht mehr in ihn zurückgebracht werden können.

„Es ist sehr wohl möglich, daß der Staat nöthig war und jetzt noch nöthig ist für all die Zecke, die ihr ihm zuschreibt", sagt der Mensch, der sich die christliche Lebensauffassung zu eigen gemacht hat, „ich weiß nur, daß einerseits der Staat für mich nicht mehr nöthig ist, andererseits — kann ich nicht mehr die Dinge thun, die für die Existenz des Staates nöthig sind. Schaffet für euch das, was für euer Leben nöthig ist, ich kann weder die allgemeine Nothwendigkeit, noch den allgemeinen Schaden des Staates beweisen, ich weiß nur, was ich brauche, und was ich nicht brauche, was ich kann, und was ich nicht kann. Ich weiß für meine Person, daß ich keine Scheidung meiner Person von anderen Völkern brauche, und darum kann ich eine ausschließliche Zugehörigkeit zu irgend einem Volke oder Staate oder zur Unterthanenschaft unter irgend eine Regierung nicht anerkennen. Ich weiß für mich, daß ich alle Regierungseinrichtungen, die innerhalb eines Staates geschaffen werden, nicht brauche, und darum kann ich die Menschen, die meiner Arbeit bedürfen, dieser nicht berauben und sie in der Form von Steuern, zu, so viel ich weiß, unnöthigen und schädlichen Einrichtungen hergeben; ich weiß für mich, daß ich keine Verwaltung, keine Gerichte, die von der Gewalt hervorgerufen werden, brauche, und darum kann ich weder an dem einen, noch an dem andern theilnehmen; ich weiß

für mich, daß ich weder das Bedürfniß habe, andere Völker zu überfallen und zu tödten, noch mich mit der Waffe in der Hand zu schützen. Darum kann ich nicht theilnehmen an den Kriegen und an den Vorbereitungen dazu. Es ist sehr wohl möglich, daß es Menschen giebt, die all das für nöthig und unentbehrlich zu halten sich gezwungen fühlen, ich kann mit ihnen nicht streiten, ich weiß nur für mich und weiß es unzweifelhaft, daß ich es nicht brauche, und daß ich das nicht thun kann; und ich brauche es nicht zu thun, nicht etwa, weil ich, ich für meine Person, es so will, sondern weil es der nicht will, der mich ins Leben gesandt hat und mir ein unzweifelhaftes Gesetz zur Richtschnur in diesem Leben gegeben hat.

Welche Beweise auch die Menschen dafür anführen wollten, daß es schädlich sei, die staatliche Macht zu vernichten, und daß diese Vernichtung Unheil mit sich bringen würde — die Menschen, die der staatlichen Form schon entwachsen sind, können in ihr keinen Raum mehr finden; und wie viele und wie starke Gründe der Nothwendigkeit man auch dem Menschen anführen möge, der der Staatsform entwachsen ist, er kann nicht mehr zu ihr zurückkehren, er kann nicht theilnehmen an Dingen, die sein Bewußtsein verwirft, wie ausgewachsene Küchlein nicht zurückkehren können in die Eierschale, aus der sie herausgewachsen sind.

„Wenn es aber auch so ist," sagen die Vertheidiger der bestehenden Ordnung, „so wäre doch immerhin die Vernichtung der staatlichen Gewalt nur dann möglich und wünschenswerth, wenn alle Menschen Christen würden. Bis dahin aber, so lange dies nicht der Fall ist, so lange unter den Menschen, die nur den Namen Christen führen, unchristliche Menschen sind, böse Menschen, die für ihren persönlichen Genuß bereit sind, die anderen zu schädigen, wäre die Vernichtung der staatlichen Form nicht nur kein Glück für die übrigen, sie würde nur ihre Noth vergrößern. Die Vernichtung der staatlichen Form des Lebens ist nicht nur dann nicht wünschenswerth, wenn es einen kleinen Theil wahrer Christen geben wird, sie ist sogar dann nicht wünschenswerth, wenn Alle Christen sein werden, und wenn in ihrer Mitte oder rings um sie wie bei anderen Völkern unchristliche Menschen bleiben werden, denn diese unchristlichen werden ungestraft die Christen plündern, ihnen Gewalt anthun, sie tödten und ihr Leben zu einer Qual machen. Es wird nur das eintreten, daß die Bösen ungestraft herrschen werden über die Guten und sie vergewaltigen, darum darf die staatliche Macht nicht eher aufgehoben werden, als bis alle bösen, begehrlichen Menschen in der Welt vernichtet sind. Da aber das, wenn auch nicht nie, so doch noch lange nicht eintreten wird, so muß, ungeachtet der Versuche zur Befreiung einzelner Christen von der staatlichen Macht, diese Macht für die Mehrzahl der

Menschen aufrecht erhalten werden.“ So sprechen die Vertheidiger des Staats. „Ohne Staat vergewaltigen die Bösen die Guten und herrschen über sie. Die Staatsmacht aber giebt den Guten die Möglichkeit, die Bösen niederzuhalten,“ sagen sie.

Aber mit dieser Behauptung erklären die Vertheidiger der bestehenden Ordnung schon im Vornhinein die Richtigkeit des Satzes, den sie beweisen müssen. Indem sie sagen, ohne die staatliche Macht würden die Bösen über die Guten herrschen, sehen sie als bewiesen an, daß die Guten eben die seien, die gegenwärtig die Macht inne haben, und die Bösen eben die, die sich ihnen unterwerfen. Aber das eben muß doch bewiesen werden. Das wäre doch nur richtig, wenn in unserer Welt das geschähe, was in China zwar nicht geschieht, aber doch vorausgesetzt wird, daß nämlich stets die Guten herrschen, und daß, sobald an der Spitze der Regierung Menschen stehen, die nicht besser sind als die, über welche sie herrschen, die Bürger die Pflicht haben, sie zu stürzen. So wird in China angenommen, in Wirklichkeit aber ist es nicht so und kann nicht so sein, denn um die Macht der gewaltthätigen Regierung abzuschütteln, genügt es nicht, das Recht dazu zu haben, man muß auch die Kraft dazu besitzen. Und so ist es auch in China nur eine Annahme. In unserer christlichen Welt aber hat man dies niemals auch nur angenommen. In unserer christlichen Welt giebt es gar keine Gründe anzunehmen, daß die Besseren oder die Besten herrschten, und nicht die Menschen, die die Macht ergriffen haben und sie für sich und ihre Nachfolger festhalten. Die Macht aber ergreifen und festhalten können keineswegs die Besseren.

Um die Macht zu erwerben und sie festzuhalten, muß man die Macht gerne haben. Machtstreben aber vereinigt sich nicht mit Güte, sondern mit den der Güte entgegengesetzten Eigenschaften: mit Stolz, List, Grausamkeit. Ohne sich zu erhöhen und die anderen zu erniedrigen, ohne Heuchelei, ohne Lüge, ohne Gefängnisse, ohne Festungen, ohne Strafen, ohne Todtschlag kann keine Macht aufkommen, noch sich erhalten.

„Wollte man die staatliche Macht vernichten, so werden die bösen Menschen über die weniger bösen herrschen,“ sagen die Vertheidiger der Staatsherrschaft. Wenn aber die Aegypter die Hebräer unterworfen haben, die Perser die Aegypter, die Macedonier die Perser, die Römer die Griechen, die Barbaren Rom, waren wirklich alle, die unterworfen haben, besser als die, die unterworfen wurden? Und ganz so ist es bei dem Uebergang der Macht in einem Staate von einer Person an die andere. Ist die Macht immer an die bessere Person gekommen? Als Ludwig XVI. und Robespierre zur Macht gelangten und dann Napoleon, wer herrschte, die Besseren oder

die Schlechteren? Wann herrschten die Besseren: als die Versailler oder die Kommunards die Macht inne hatten, oder als an der Spitze der Regierung Karl I. oder Cromwell stand? Und als Peter III Zar war, oder als man ihn getödtet hatte und in einem Theil Rußlands Katharina, im anderen Pugatschew die Zarengewalt inne hatte, wer war damals böse, wer gut? Alle Menschen, die sich in der Macht befinden, behaupten, ihre Macht sei nöthig, damit die Bösen nicht die Guten vergewaltigen, und betrachten es als selbstverständlich, daß sie eben die Guten seien, die die anderen Guten vor den Bösen schützen.

Aber Macht inne haben, heißt Gewalt üben, Gewalt üben heißt thun, was der nicht will, über den die Gewalt geübt wird, und was bestimmt in Bezug auf seine Person der nicht wünscht, der die Gewalt übt; folglich heißt Macht inne haben, dem andern das thun, was wir nicht wollen, daß die anderen uns thun, das heißt Böses thun.

Sich unterordnen heißt Duldung der Gewalt vorziehen. Duldung der Gewalt vorziehen aber heißt gut sein oder wenigstens weniger schlecht, als die, die den anderen das thun, was sie für sich nicht wollen.

Und darum spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß stets und auch jetzt nicht die Besseren die Macht inne haben, sondern im Gegentheil die Schlechteren, schlechter als die, über die sie ihre Macht gebrauchen. Es können auch Schlechte sein unter denen, die sich der Macht unterordnen, es ist aber nicht möglich, daß die Besseren über die Schlechteren herrschen.

Das konnte man bei der heidnischen ungenauen Definition des Guten noch annehmen: bei der christlichen klaren und genauen Definition des Guten und Bösen aber kann man das gar nicht mehr denken.

Wenn man die mehr oder weniger Guten und die mehr oder weniger Schlechten in der heidnischen Welt nicht unterscheiden kann, hat die christliche Auffassung von gut und schlecht so klar die Merkmale des Guten und des Schlechten definirt, daß man sie nicht mehr vermischen kann. Nach der Lehre Christi sind die Guten die, die sich demüthigen, dulden, dem Uebel nicht mit Gewalt widerstreben, Kränkungen vergeben, die Feinde lieben; schlecht die, die sich erhöhen, herrschen, kämpfen, den Menschen Gewalt anthun, und darum giebt es nach der Lehre Christi keinen Zweifel, wo die Guten sind: unter den Herrschenden oder unter den Demüthigen, und wo die Bösen sind: unter den Demüthigen oder unter den Herrschenden? Ja, es ist geradezu komisch, von machthabenden Christen zu sprechen.

Die Nichtchristen, das heißt solche Menschen, die ihr Leben im weltlichen Glücke suchen, müssen stets herrschen über die Christen und diejenigen, die ihr Leben in der Lossagung von diesen Gütern sehen.

Und so war dies immer und wurde immer bestimmter und bestimmter nach dem Maße der Verbreitung und Klärung der christlichen Lehre.

Je mehr das wahre Christenthum sich verbreitete und in das Bewußtsein der Menschen trat, desto weniger wurde es den Christen möglich, unter den Machthabern zu sein, desto leichter wurde es den Nichtchristen, über die Christen Macht auszuüben.

„Die Beseitigung der staatlichen Gewalt in dem Falle, daß in der Gesellschaft nicht alle Menschen wahre Christen geworden sind, wird nun das bewirken, daß die Bösen über die Guten herrschen und sie ungestraft vergewaltigen werden,“ sagen die Vertheidiger der bestehenden Lebensordnung.

Die Bösen werden herrschen über die Guten und sie vergewaltigen.

Etwas anderes aber hat es nie gegeben und kann es auch jetzt nicht geben. So war es stets seit Anbeginn der Welt, und so ist es bis zum heutigen Tage. Die Bösen haben stets die Macht über die Guten und vergewaltigten sie immer. Kain vergewaltigte Abel, der schlaue Jakob hatte Macht über den vertrauensseligen Esau, Laban, der ihn betrog, über Jakob, Kaiphas und Pilatus über Christus, die römischen Imperatoren über Seneca, Epiktet und die guten Römer, die zu ihrer Zeit lebten. Iwan IV., genannt der Schreckliche, der betrunkene Syphilitiker Peter mit seinen Narren, die blutige Katharina mit ihren Liebhabern hatten die Macht über die fleißigen, frommen Russen ihrer Zeit und vergewaltigten sie.

Ob also die staatliche Gewalt beseitigt werden wird oder nicht, die Lage der guten Menschen, die von den bösen Menschen vergewaltigt sind, wird dadurch nicht verändert.

Man kann die Menschen keineswegs damit einschüchtern, daß die Guten über die Bösen herrschen, da das, womit man sie einschüchtert, dasselbe ist, was immer war, ist und nicht anders sein kann.

Die ganze heidnische Geschichte der Menschheit besteht nur aus den Ereignissen, durch welche die Schlechteren die Macht über die weniger Schlechten ergriffen haben, und nachdem sie sie ergriffen hatten, durch Grausamkeiten und Ränke aufrecht erhielten und, indem sie sich als Hüter der Gerechtigkeit, als die Beschützer der Guten gegen die Bösen hinstellten, über die Guten die Macht hatten. Alle Umwälzungen in der Geschichte sind nichts, als die Ergreifung der Macht durch die Schlechteren und die Herrschaft über die Guten. Was die Machthaber sagen: wenn ihre Macht nicht wäre, würden die Schlechteren die Guten vergewaltigen, bedeutet nichts, als: die Gewaltthätigen, die sich in der Macht befinden, wollen diese Macht nicht anderen Gewaltthätern abtreten, die sie ihnen gern abnehmen möchten.

Indem sie das sagen, stellen die Machthaber nur sich selbst bloß. Sie sagen, ihre Macht, das heißt die Gewalt, sei nöthig, um die Menschen gegen andere zu schützen oder gegen Gewaltthäter, die erst kommen sollen.

Darin liegt die Gefahr der Anwendung der Gewalt, daß, sobald sie angewendet wird, alle Beweise, die die Gewaltthäter für sich beibringen, nicht nur mit gleichem, sondern mit mehr Grund gegen sie beigebracht werden können. Sie sprechen von vergangener und häufiger noch von kommender Gewalt und hören selbst nicht auf, täglich Gewalt auszuüben. „Ihr sagt, die Menschen haben früher geraubt und geschlagen, und ihr fürchtet euch, daß sie einander berauben und schlagen werden, wenn eure Macht fehlte. Das kann wohl sein, kann aber auch nicht sein; daß ihr aber Tausende von Menschen in Gefängnisse, auf Foltern, in Festungen, in der Verbannung vernichtet, daß ihr Millionen von Familien zerstört und Millionen Menschen im Soldatenthum körperlich und sittlich zu Grunde richtet — das ist keine vermuthete, sondern eine wirkliche Gewalt, gegen die man nach eurem eigenen Urtheil mit Gewalt ankämpfen müßte. Und darum seid die Bösen, gegen die man nach eurer Meinung unzweifelhaft Gewalt anwenden müßte, ihr selbst," müßten den Gewaltthätern die vergewaltigten Menschen sagen. Und die Menschen, die nicht Christen sind, sagen dies auch stets und denken und handeln so. Wenn die Vergewaltigten schlechter sind als die, die sie vergewaltigen, so fallen sie über sie her und bemühen sich, sie zu stürzen, und stürzen sie auch unter günstigen Umständen, oder, was das Gewöhnliche ist, sie treten in die Reihe der Gewaltthäter und nehmen theil an ihren Gewaltthaten.

Und so vollzog sich eben das, womit die Vertheidiger der Staatsordnung die Menschen einschüchtern — daß nämlich, wenn es keine gewaltthätige Macht gäbe, die Bösen über die Guten herrschen würden, so vollzog sich eben das und so vollzieht es sich im Leben der Menschheit unaufhörlich, und darum kann die Vernichtung der staatlichen Gewalt in keinem Falle die Ursache der Vergrößerung der Gewalt der Bösen über die Guten sein.

Jassnaja Poljana. Leo N. Tolstoj.

Musikalische Indifferenz.

Dem genialen Hans von Bülow soll ein Denkmal errichtet werden. Setzt da neulich Eugen d'Albert, der bekannte Künstler, ein Konzert in Hamburg fest, um den Reinertrag dem Fonds für das Bülow-Denkmal zu überweisen. Das Konzert konnte nicht stattfinden — wegen zu geringer Betheiligung. Wie, hat denn die altehrwürdige Hansastadt kein Geld mehr? Das entspricht doch nicht der hergebrachten Tradition von dem Reichthum der großen Handelsstadt. Oder ist ein Wunder geschehen? Die Thatsache ist, abgesehen von der Blamage für das Kunstverständniß einer großen Stadt und eines großen Publikums, aus doppelten Gründen höchst bedauerlich. Einmal, weil Hamburg es nicht für nöthig erachtet, zu den Kosten eines Denksteines für Bülow, der bekanntlich den Hamburgern nächst Brahms überaus werth war, beizutragen, dann aber auch deßhalb, weil ein so bedeutender Künstler wie Eugen d'Albert, der sich in echt künstlerischer Freigebigkeit dem guten Zweck widmet, nicht im Stande ist, einen Saal zu füllen. Ja, wer soll denn sonst noch das Publikum dazu animiren, wenn nicht Herr d'Albert?

Allein, was in Hamburg möglich war, ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen in jeder anderen Großstadt, Berlin nicht ausgenommen, leider nicht unmöglich. Ich bin überzeugt, daß, wenn einer unserer bedeutendsten Künstler es unternähme, hier in Berlin, etwa in dem gewaltigen Saale der „Philharmonie", zu Gunsten des Bülow-Denkmals ein Konzert zu arrangiren, er ein ähnliches Fiasko erleben würde. Zwar würde man das Konzert — aus gewissen anderen Gründen — nicht absagen, aber wenn kein Fehlbetrag, so würde doch nur ein geringer Nutzen die Folge sein. Das Publikum ist indifferent, gleichgiltig geworden. Ich will nicht in Wiederholungen verfallen und die alte Geschichte von der Ueberproduktion der Musiker, die als Kunstdilettanten, aber nicht als wahre Künstler unsere Konzertsäle stürmen, erzählen; ich denke, diese Angelegenheit ist nun schon gründlich abgethan. Vielmehr gilt es, doch nach tieferen Gründen zu forschen, um Erscheinungen wie die obige zu erklären.

Da ist zunächst die eigenthümliche Thatsache, daß das Publikum Größen der Kunst auffallend schnell vergißt, wenn sie nicht mehr am Leben sind. Die Menschen rechnen mit der Gegenwart und Zukunft, die Vergangenheit ist für sie todt und daher ihnen gleichgiltig. Dies gilt nicht nur von der Politik — man denke an Bismarck und Caprivi —, sondern von jeder öffentlichen Thätigkeit. Wie lange wird es dauern, so ist der erst kürzlich verstorbene Rubinstein mit Ausnahme einiger ihn überlebenden Werke ins Meer der Vergangenheit versunken. Und so auch hier. So

lange Bülow seinen Zauber-Dirigentenstab schwang, so lange er am Klavier Offenbarungen des hehren Geistes den Zuhörern mittheilte, förmlich suggerirte, so lange war er der Held des Tages; man mußte ihn sehen und hören, das verlangten der gute Ton und die Mode. Denn alles Musikmachen ist leider, wie ein Kleidungsstück, der „Mode" unterworfen. Wem gerade das Publikum die Gunst aufdrängt, der ist der vielbewunderte Gott: Allah il Allah, und das Publikum ist sein Prophet. So sind zur Zeit die Abonnements konzerte der Königlichen Kapelle und der Siegfried Ochs'sche Gesangverein „Mode". Tritt nun aber einmal ein großer Künstler, vorausgesetzt, daß er nicht ein Komponist allerersten Ranges war, vom Schauplatz der Thaten ab, dann verschlingt ihn auch alsbald der Fluß Lethe. Beispiele ließen sich hierfür in Menge anführen. Das Gedächtniß des Menschen für Vergangenes ist ein kurzes. So erklärt sich leider die betrübende Thatsache, daß Bülow der Gegenwart bereits zu entschwinden scheint. Es ist dasselbe Schauspiel wie seiner Zeit bei der Denkmalserrichtung für Karl Maria von Weber in Eutin. Den Freischütz kennt und liebt zwar jeder, dem berühmten Todten aber einen Gedenkstein zu setzen, das ist zuviel verlangt. In diesem letzten Falle war der Umstand um so merkwürdiger, als die Melodien des Autors im Herzen des Volkes nach wie vor fortleben.

Ein weiterer Punkt ist das freilich nicht unberechtigte Vorurtheil des Publikums gegen musikalische Wohlthätigkeits- oder Zweck-Veranstaltungen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß bei d'Albert im obigen Falle ein solches Mißtrauen ausgeschlossen ist, allein die Menge hat in den weitaus meisten Fällen Recht. Bei Wohlthätigkeits-Konzerten giebt sich gar häufig der Künstler nicht die erforderliche Mühe. Das wird sofort klar, wenn man bedenkt, daß er für seine Mitwirkung zu Gunsten des löblichen Zweckes kein Aequivalent in klingender Münze erhält, mithin am Ausgange der Sache nicht interessirt ist, vorausgesetzt daß er neben dem Künstler nicht auch ein „uneigennütziger Mensch" ist. Die Sorte ist indessen selten. So wirkt man denn aus Gefälligkeit und um Reklame zu machen pour le roi de Prusse mit, und wozu soll man da seine besten Kräfte einsetzen. Gewöhnlich glänzt die Kritik durch Nichterscheinen, auch sie hat kein besonderes Interesse an Zweck-Konzerten; und bespricht sie etwa doch solche, so geschieht es immer unter der Reserve: es war ja ein Wohlthätigkeitskonzert, da darf man es nicht so genau nehmen. Selbstverständlich war Alles vortrefflich. Ich halte diesen Standpunkt der Kritik für einen gänzlich verfehlten. Warum soll denn ein Musiker das Recht haben, in einem solchen Falle schlechter zu spielen als sonst? Etwa weil die Kritik fehlt? Nun, ich denke, er spielt doch schließlich nicht für die wenigen Herren der Kritik, sondern für das bei weitem zahlreicher erschienene Publikum. Also hat er sogar erst recht die Pflicht, zumal bei theuren Preisen, sein bestes Können einzusetzen, jeder andere Gedanke ist eine Ungezogenheit gegen die Zuhörer. Und doch wird in dieser Hinsicht oft gesündigt. Ich selbst weiß aus vielfacher Erfahrung nur zu gut, wie sehr sich sogar namhafte Künstler ersten Ranges bei Zweck-Abenden gehen ließen. Es hat etwas Erniedrigendes, Häßliches an sich, wenn man die Bemerkung machen muß, daß die

„Kunst nach Brod geht". Das Publikum weiß aber von dieser Thatsache und versagt daher begreiflicherweise solchen Konzerten seine Theilnahme. Man hat daher zu einem stimulirenden Mittel gegriffen, das ebenso geschmacklos wie entwürdigend für den Zweck selbst erscheinen muß. „Nach dem Konzerte findet ein zwangloses Tanzkränzchen statt"; diese Ankündigung bietet häufig genug die Lockspeise für das Publikum. Die Wohlthätigkeit soll also nicht durch die musikalische Aufführung, sondern durch eine ganz „profane Tanzlustbarkeit" gefördert werden! Das ist traurig, aber ein Zeichen unserer Zeit.

Mit der viel gerühmten fortschreitenden Kultur unserer Völker wäre auch ein Fortschritt des Kunstverständnisses wohl am Platze gewesen. Doch es hat nicht sollen sein. Nach wie vor ist das große Publikum allen künstlerischen Veranstaltungen gegenüber taub und wendet sein Interesse höchstens einer Modesache zu. Es giebt eine Menge verblendeter Thoren — auch ich gehörte einst in unbegreiflichem Optimismus dazu —, welche das Publikum als obersten Richter in Kunstangelegenheiten preisen. O sancta simplicitas! Wenn das der Fall wäre, dann wäre Ludolf Waldmann der bedeutendste Liederkomponist und Millöcker und Mascagni die größten Opernkomponisten aller Zeiten, Leoncavallo mindestens ein Heros. Das Publikum als Richter! Man möchte fast laut auflachen. Wie das „Publikum" sich in Konzerten benimmt, davon weiß der Eingeweihte ein hübsches Liedlein zu singen. Hauptfall: In einer Oper — sagen wir die „Medici" des berühmten (!) Maestro Leoncavallo — ist eine Stelle (1. Akt), die lebhaft mit der Hauptmelodie von Waldmanns „kleiner Fischerin" um den Vorrang wetteifert; diese Stelle ist entzückend, gerade ihr triviales Gepräge erringt ihr beim „Publikum" die Siegespalme. Zwar schütteln einige Kenner den Kopf; allein was verstehen diese Flanmacher von Musik. Der Unsinn siegt. Dies läßt sich in jedem Konzert beobachten. Liegt ein wirklich künstlerischer Fall vor, dann gähnt das Publikum, findet aber trotzdem die Sache sehr schön; denn man möchte sich nicht gern blamiren. Die wahre Meinung der geschätzten Zuhörer kommt aber sofort zum Durchbruch, wenn irgend eine banale, ordinäre aber leicht faßliche Stelle die Menge fesselt. Dann bricht der beschämende Beifallssturm los. Das ist also die Menge, die über Sein und Nichtsein eines Kunstwerkes entscheidet. Pfui Teufel! Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß dann fast immer ein echtes Kunstwerk vorlag, wenn eine Aufführung vom Publikum — abgelehnt worden war.

Aus diesem Gesichtspunkt heraus erklärt es sich auch, weßhalb die Menge den sogen. klassischen Soiréen, d. h. solchen, die wirkliche Meisterwerke zur Aufführung bringen, fernbleibt. Eine Sonate oder Symphonie langweilt die Menge tödlich. Man wird mir hier den Einwand machen, daß z. B. die Konzerte der Sing-Akademie, ich meine die Chor-Aufführungen unter Leitung des Prof. Blumner, die Abonnements-Konzerte des Joachim-Quartetts, endlich die Symphonie-Konzerte der Königlichen Kapelle fast ausverkauft sind. Aber auch das ist lediglich Modesache. Geht denn Jemand der Durchschnittsbesucher etwa nach der Singakademie, um Herrn Blumner dirigiren zu sehen, oder um Bachs Matthäus-Passion als gläubiger

Christ im tiefsten Herzen in sich aufzunehmen? Mit Nichten! Ich kenne das Publikum der Singakademie ziemlich genau und weiß, daß die meisten Zuhörer, Betschwestern und andere Leute von geringer musikalischer Kenntniß, diese Konzerte nur deßhalb besuchen, weil dies zum guten Ton gehört. Man langweilt sich erschrecklich, aber man sagt es nicht; denn eine Demonstration gegen Sebastian Bach wäre ein Verbrechen. Er ist einmal anerkannt, da heißt es gegen seine Ueberzeugung mit dem Strom schwimmen.

Wenn wir den Grund für diese musikalische Scheinheiligkeit und Verständnißlosigkeit suchen wollen, er ist nicht schwer zu finden. Er liegt in der unglaublich mangelhaften Vorbildung unserer verehrten Zeitgenossen für Musik. Die Gebildeteren unter ihnen können alles Mögliche, Latein und Griechisch und Mathematik, aber von irgend einer Kunst haben sie keine Ahnung. Das Leichtfaßliche, also Gewöhnliche, ist ihr Alpha und Omega; wie oft habe ich in der sogen. guten Gesellschaft den ekelhaften Gassenhauer: „Die Gigerlkönigin" Triumphe feiern sehen. Die „gute" Gesellschaft will gar nichts von wahrer Kunst wissen, sondern nur von ihrem Schatten-Zerrbild. Die Mitglieder der Gesellschaft sind entweder gar nicht oder doch nur im höchsten Grade dilettantisch für die Kunst erzogen worden. Alle musikalische Bildung unserer Gegenwart ist eitel übertünchte Kultur, ein oberflächliches Kokettiren mit der Kunst. Wäre es möglich, uns schon von Kindheit an, vorausgesetzt, daß wir natürlich dafür begabt sind, der musikalischen Kunst zuzuführen, d. h. der wahren echten Kunst, dann würde uns auch der Sinn für das Rohe, Gemeine genommen werden. Hiermit soll aber nicht einer einseitigen musikalischen Ausbildung das Wort geredet werden. Die musikalische Bildung soll und kann vielmehr nur ein Bestandtheil der Gesammtbildung sein. Solange noch die Zahl derer, die Goethes „Iphigenia" oder „Faust" nicht verstehen können, eine große ist, so lange ist der Musik kein Heil zu prophezeien. Zwischen Poesie und Musik besteht die innigste Wechselwirkung. Je mehr Menschen die klassisch-poetischen Meisterwerke begreifen, desto größer wird das Interesse, das Verständniß für die Musik sein.

Berlin. Paul Ertel.

Vom Büchertisch.

Anti-Janssen. Von Lic. theol. Mücke. Erste Lieferung. Verlag von Edwin Runge in Berlin-Schöneberg. Preis 50 Pfg. die Lieferung.

Schwer wie ein unverdaulicher Kloß liegt den protestantischen Theologen und Historikern Janssens Werk „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters" im Magen, durch das die Geschichte und die Folgen der Reformation gar eigenartig beleuchtet werden. Es hat daher bislang an sogenannten Widerlegungen der von Janssen beliebten Ausführungen und Behauptungen nicht gefehlt. Die Verfasser solcher Schriften machten sich aber gemeinhin die Arbeit sehr leicht. Sie schimpften in etlichen Druckbogen recht gesinnungstüchtig auf den Gegner und glaubten ihn dadurch vernichtet zu haben. Aber Schimpfereien beweisen nun einmal Nichts. Und so kam es denn, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes den Entschluß faßte, dem katholischen Geschichtschreiber einmal ganz anders zu Leibe zu rücken. Band um Band, Kapitel um Kapitel will er in einem umfangreichen Lieferungswerke, dessen erstes Heft jetzt vorliegt, Janssens Geschichtsauffassung widerlegen. Ob ihm dies gelingen wird, darüber läßt sich ein Urtheil jetzt noch nicht fällen. Nur über Eines ist schon jetzt ein Zweifel nicht mehr möglich: Der Verfasser ist ein gar gelehrter Herr, der im Besitz des besten wissenschaftlichen Rüstzeuges sich befindet, und dem es heiliger Ernst ist mit der Aufgabe, die er sich gestellt hat.

Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben. Seine Ziele und Aussichten. Zwanglos erscheinende Hefte, herausgegeben von Gustav Dahms. Verlag von Richard Taendler in Berlin. Preis des Heftes 60 Pfennige.

Die dieser Broschürensammlung zu Grunde liegende Idee ist eine durchaus gesunde und praktische. Die Frage der Frauenemanzipation, deren Erörterung lange Zeit hindurch nur ein Sportvergnügen gewesen ist für müßige Leute, und die demgemäß von ihnen in der ärgsten Weise kompromittirt wurde, ist jetzt in ein Stadium getreten, das sie ernster Betrachtung und gründlichen Studiums würdig erscheinen läßt. Zu solcher Betrachtung und zu solchem Studium das Material herbeischaffen zu helfen, das soll, wenn ich die Absichten des Herausgebers richtig verstehe, der Zweck dieser Broschürensammlung sein.

Bis jetzt liegen drei Hefte der Sammlung uns vor. Heft 1 handelt von der „Frau im Staats- und Gemeindedienst" und ist vom Herausgeber, Herrn Gustav Dahms, selbst geschrieben. Die Schrift enthält allerhand interessante Daten über den Stand der Frauenemanzipation in den verschiedenen Ländern, unter besonderer Berücksichtigung deutscher Verhältnisse. Leser, die mit der einschlägigen Materie weniger vertraut sind, können sich an der Hand dieser Angaben ungefähr ein Bild von dem machen, was in ihrem Kampfe um Gleichberechtigung mit den Männern die Frauen der verschiedenen Länder auf dem Gebiete staatlicher und kommunaler Arbeit bereits erreicht haben. Der Herausgeber steht verständigen Emanzipations-

bestrebungen wohlwollend gegenüber, woraus ihm ein Vorwurf sicher nicht zu machen ist. Dagegen kann ihm der Vorwurf einer gewissen Oberflächlichkeit nicht erspart werden. Dieser Fehler hängt ja wohl zum Theil damit zusammen, daß schon der Umfang der einzelnen Hefte ein gründliches Eingehen auf den behandelten Gegenstand von vornherein ausschließt, zum Theil aber liegt doch wohl auch ein Verschulden des Autors vor. Ich weiß nicht, ob es dem Kollegen Dahms bekannt ist, daß ich lange Jahre hindurch emsig bemüht war, auf dem Gebiete des Gefängnißwesens gründliche Studien zu machen. Zu diesem Behufe ließ ich mich wiederholt längere Zeit von entgegenkommenden Staatsanwälten und Richtern, die sich die Förderung meiner Studien gerne angelegen sein ließen, hinter Schloß und Riegel setzen. In Gefängnißangelegenheiten bin ich also einigermaßen Autorität. Ohne dies würde ich es nicht wagen, Herrn Dahms auf einen auf Seite 22 seiner Schrift befindlichen groben Irrthum aufmerksam zu machen. Dort heißt es nämlich, daß bis jetzt nur im Königreich Sachsen die Frauen als Gefängnißwärterinnen zugelassen seien, was in keiner Weise richtig ist. In Preußen — und sicher auch in andern deutschen Bundesstaaten — unterstehen die weiblichen Gefangenen schon seit gar langer Zeit ausschließlich weiblicher Beaufsichtigung. Dieser Zweig der öffentlichen Thätigkeit ist also den Frauen schon längst gewonnen, darum brauchte Herr Dahms sein publizistisches Schwert nicht mehr zu ziehen. — Indeß die kleineren Mängel der Schrift sollten Niemand abhalten, diese selbst zu lesen. — Paul Schlenthers Broschüre: „Der Frauenberuf im Theater", welche das zweite Heft in dieser Serie bildet, ist seitens der Presse mit besonderem Wohlwollen behandelt worden; gerade sie hat aber eine so günstige Aufnahme keineswegs verdient. Daß ein so gründlicher Kenner unserer Theaterzustände wie Paul Schlenther über das Thema „Frauenberuf im Theater" ein hochinteressantes Buch hätte schreiben können, wenn er gewollt hätte, das unterliegt keiner Frage. Aber er hat es offenbar nicht gewollt. Statt dessen hat er alle die Gemeinplätze, die über dieses Thema längst schon im Schwange sind, wieder einmal zusammengetragen und das Ganze mit einem zähen Phrasenbrei garnirt, der hinterher dem Leser schwer und unverdaulich im Magen liegt. Wer den Muth nicht hat, über solche Dinge die Wahrheit zu sagen, der laßt am besten seine Hände davon. Als Motto hätte der Abhandlung die Devise vorangesetzt werden können: „Wasch mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß!" — Nach allen Seiten hin hat der gute Herr Schlenther Rücksichten genommen, mit Keinem wollte er es verderben, und so kam es denn, daß seine Kritik gar schwächlich ausgefallen ist. Dazu kommt noch, daß der Stil ziemlich holperig und die Logik stellenweise sehr brüchig ist. Herr Schlenther schreibt sonst einen guten Stil und weiß sehr wohl seine Gedanken logisch zu ordnen. Diesmal aber hat die Befangenheit, in der er sich der von ihm behandelten Frage gegenüber befand, sein Schaffen beeinträchtigt. Und dabei ist denn auch die Logik zu kurz gekommen. — Auf S. 37 wird uns — um nur ein Beispiel anzuführen — zugemuthet, nachstehenden Unsinn widerspruchslos hinunterzuwürgen: „. . . . Freilich ist es auch vorgekommen, daß die Bühne und der Verkehr mit der Kunst läuternd auf den Wandel eines weiblichen Leichtfußes gewirkt hat. Aus sehr übelbeleumdeten Schauspielerinnen sind an der Hand eines edlen Mannes vortreffliche Hausfrauen geworden, die ihren Kindern im gut bürgerlichen Sinn eine um so musterhaftere Erziehung gaben, je besser sie aus eigner Erfahrung die Klippen des Lebens kannten." — Wie stellt sich Herr Schlenther das vor? Also weil es mit-

unter vorkommt, daß eine übelbeleumdete Schauspielerin „an der Hand eines edlen Mannes" zur vortrefflichen Hausfrau sich entwickelt, deßhalb also soll die Bühne auch manchmal eine läuternde Wirkung erzielen?! Mit demselben Rechte könnte man behaupten, daß die Prostitution die beste Vorschule für die Ehe sei, da es ja manchmal in der That vorkommt, daß eine Prostituirte durch einen tüchtigen Mann zur braven Hausfrau erzogen wird, „die ihren Kindern eine um so musterhaftere Erziehung giebt, je besser sie aus eigner Erfahrung die Klippen des Lebens kennt . . ." Nein, Herr Schlenther, mit solchem Geschwafel darf man sich denn doch nicht mit der Aufgabe abfinden, die Ihnen gestellt war. Sie haben sich da die Gelegenheit, ein gutes Buch zu schreiben, ebenso leichtherzig entgehen lassen, wie etwa der erste beste Broschürenschmierer, der gleichfalls einen dankbaren Stoff in gänzlich unzulänglicher Weise bearbeitet. Und wenn das große Publikum, das von diesen Dingen eigentlich herzlich wenig versteht, auch aus Ihrer Schrift noch gar Vieles lernen kann, so ist das noch lange keine genügende Entschuldigung für Sie. — —

Erfreulicher Weise läßt sich bei dieser Broschürensammlung ein Fortschritt insofern konstatiren, als Heft 3, welches „Die Ehefrage im Deutschen Reich" betitelt ist, eine mit großer Gründlichkeit bearbeitete außerordentlich lehrreiche Schrift ist. Der Verfasser, Herr Professor Dr. Max Haushofer, läßt es sich in dieser Broschüre angelegen sein, die Frauenfrage als Ehefrage allseitig zu beleuchten. Daß er bei diesem Bestreben zu Aufstellungen gelangt, die spießbürgerliches Empfinden schwer verletzen müssen, weil sie mit altüberlieferten Anschauungen gründlich aufräumen, daraus wird kein verständiger Leser ihm einen Vorwurf machen. Im Gegentheil: der Freimuth, mit dem der Herr Verfasser hier ein heikles Thema behandelt, ist durchaus anerkennenswerth. Broschüren dieser Gattung werden nicht als Lernmittel für Töchterpensionate geschrieben und brauchen auch nicht von den Insassinnen adeliger Jungfernstifte gelesen zu werden. — Ein großer Vorzug dieser Schrift besteht übrigens darin, daß sie dem Leser weniger eine fertige Meinung einzutrichtern versucht, als vielmehr ihn zum selbstthätigen Denken anregen will. Manche Gedankenreihen deutet der Verfasser nur an und zwingt dadurch den aufmerksamen Leser, sich des Weiteren damit abzugeben und seine eignen Schlußfolgerungen daraus zu formuliren. Das ist eigentlich mehr, als man von einem Durchschnittsprofessor erwarten darf. Vielleicht ist Herr Haushofer aber auch gar keiner.

K. Sch.

Druck: G. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Novitäten-Rundschau der „Kritik“

Berlin, den 26. Januar 1895

Die Bildungsmüden. Roman von Oskar Muting (Otto Mora). (Einzelpreis Mk. 3.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstraße 35.

Hinter den Coulissen der Antisemiten.

Erinnerungen aus dem antisemitischen Hauptquartier. V. Wilh Georg, früherem Redakteur des Bockel'schen Reichsherold. Preis mit Porto Mk. 0.75. Direkt zu beziehen von Gebrüder Schmidt, Hannover.

Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. Vortrag von Heinrich von Treitschke. Verlag v. S. Hirzel, Leipzig. Preis 1 Mk.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.60.

Die Politik am Berliner Hofe.

Kaiser und Kanzler. Caligula. Die Kladderadatsch-Affaire. Der „kommende Mann“. Caprivis Sturz. Frauenpolitik am Hofe. Der neue Reichskanzler. Leipzig 1895. C. F. Müllers Verlag. Preis 3 Mark.

Der Krieg mit den Millionenheeren. Eine militärisch-politische Studie von einem alten Soldaten. 8° Geh. Mk. 1.20. Verlag v. Benno Schwabe, Basel.

Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch.) Roman v. Marie L. F. Mohr. V. Richters Verlag, Chemnitz. Geh. 4 Mark. Fein geb. Mark 5.—.

Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragodie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.20.

Der eigne Richter. Schauspiel in 4 Akten von Hans Leonhardt. Verlag von Max Wohlfart in München.

Das Recht auf Arbeit. Von Wilhelm Wilms. Preis 40 Pf. Verlag volkstümlicher Schriften (W. Wilms) in Hamm i. W.

Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten. (2. Jahrgang.) C. F. Müllers Verlag, Leipzig. Preis Mk. 2.50.

Der Kampf um das apostolische Glaubensbekenntniß in seinem Verlauf u. in seiner Bedeutung. Ein Konferenz-Vortrag v. Aug. Schilling. Kommiss.-Verl. v. Th. Kay, Kassel.

Fahrendes Volk. Gedichte von A. Filger. Vierte Auflage. Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg und Leipzig.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesamm. und zusammengestellt von Karl Gander. Preis Mk. 3.—. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Komtesse Käthe. Humoresken von F. von Adlersfeld-Ballestrem. Illustrirt v. Otto Gerlach und F. Czabran, eleg. geb. 4.50 Mk., broich. 3 Mk. Verlag d. Universum, Dresden.

Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand.

Von F. W. Higginson. Aus dem Engl. ins Deutsche übersetzt von Eugenie Jacobi. Preis Mk. 2.50. Verlag von August Schupp, Neuwied a. Rh. und Leipzig, Querstr. 10.

Die anarchistische Gefahr von Felix Dubois. Uebersetzt von Max Lindner. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis Mk. 3.—.

Die Nachtigall von Sesenheim.

Goethes Frühlingstraum. Ein heiter-ernster Sang vom Rhein von Gust. Ad. Müller. Mit vielen Illustrationen. Prachtband mit Goldschnitt. Preis Mk. 4.50. Sinniges Weihnachtsgeschenk für alle Goetheverehrer, insbesondere Deutschlands Frauen und Jungfrauen! Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Von Eugen Wolff. Verlag von Lipsius u. Tischer in Kiel und Leipzig.

Der Völkerfrieden. Betracht. üb. d. gegenw. internat. polit. Zustände d. Kulturstaaten u. Ideen hinsichtl. der zukünftigen Gestalt. ders. v. Wub. Karl Becker. Verlagsmagaz. i. Zürich. Pr. Mk. 3.

Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred v. Hedenstierna. Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Wand an Wand und andere Novellen. Von Eduard Engel. Verlag des Universum (Alfred Hauschild), Dresden und Wien.

Lohberg, Kaiser-Anekdoten. Heitere Momente, charakteristische Skizzen u. tentielige Züge aus d. Leb. Kaiser Wilhelms II. Eleg. geb. Mk. 1 ord. Verlag v. Herm. Liebich, Zullichau.

Brauchen wir Panzerkreuzer? Zeitfrage an den deutschen Reichstag, gestellt von einem sachverständ. Patrioten. Gr. 8°. (24 S.) Preis 30 Pf. Verlag v. Herm. Peters, Berlin.

Fürst Bismarck's ges. Reden. 36 Bg. Tausendzweihundertzwanzig Seiten. Elegant gebunden. Preis Mk. 3.—. Verlag Siegfr. Cronbach, Berlin.

Rußland unter Kaiser Alexander III. sowie Politik und Aufgaben Nikolai's II. Von J. Neuburger. Gr. 8°. 97 S. Preis Mk. 2.50. Verlag W. Dresdner, Berlin.

L. Blanc üb. Eisenbahn-Personentarif-Reform und Selbstabfertigung der Reisenden mittels Bahnmarke. Gr. 8°. 22 S. Preis 50 Pf. R. v. Decker's Verlag, Berlin.

Musikalischer Hausfreund. Blätter f. ausgew. Salonmusik. Red. C. Fuchs. 8. Jahrg. 1894/95. Nr. 7. Gr. 4°. (8 S. Musik u. 2 S. Text.) Vierteljährl. Mk. 1. Verl. Joh. Zeugdrich, Leipzig.

Henry Fielding's dramat. Werke. Liter. Studie von Dr. Felix Lindner. Preis Mk. 1.20. (Ein weitr. Beitr. z. engl. Literaturgeschichte.) C. A. Koch's Verlag, Dresd. u. Leip.

Kommersliederbuch. 132 Vaterlands-, Studenten-, Volks- u. humoristische Lieder mit beigefügten Mel. 152 S. in 8°, eleg. in Leinen geb. 1 Mk. Steingräber Verlag, Leipzig.

Preis für den Raum eines Feldes 15 Zeilen) nur 1 Mk. netto.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang Nr. 18 2. Februar 1895

Der wahre und der falsche Patriotismus.
Die Umsturzmaschine. Von Martin Hildebrandt.
Krone, Parlament und Volk. Von J. M. von Rascher.
Staat und Christenthum. Vom Grafen Leo N. Tolstoj.
Ellerbaum. Von Richard von Wilpert.
Wandelbilder. (Herr Maximilian Harden in der Glaskammer. — Der Umsturz in der Litteratur. — Pastor Partisch und seine Idiotenanstalt. — Gemeingefährliche Volksvertreter.)
Hieb und Stich.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707

Schriftsteller und Litteraturfreunde

seien aufmerksam gemacht auf die **neue, eigenartige** Zeitschrift

„Der Gesellschafter"

Litterarische Monatsschrift.

Herausgegeben von

Roderich Wald und **Gustav A. Müller.**

Abonnementspreis *Mk. 1.— pro Quartal* bei den Buchhandlungen, Postämtern sowie direkt bei der *Expedition*, Herrn *Roderich Wald, Hamburg, Holzdamm 17.*

„Der Gesellschafter" pflegt vorzugsweise die **Novelle**, die **Ballade**, die **rein lyrische Dichtung** und den **litterarhistorischen Essay. Vornehme, gediegene kritische Würdigung** aller bedeutenderen **Neuerscheinungen.** Genaue **Inhaltsangabe** sämmtlicher eingegangenen **Zeitschriften.** Jeder **Abonnent** ist berechtigt, von der **Redaktion** eine **ausführliche Beurteilung seiner Arbeiten** zu verlangen. Die

Manuskriptentafel

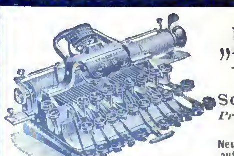
zeigt den herrschenden **Manuskriptenbedarf** an und steht **jedem Verleger** zur Benutzung **gratis** offen. — **Junge Talente** wird **„Der Gesellschafter"** in ihrem Streben unterstützen und fördern.

Bisher waren Mitarbeiter u. A.: **Karl Bienenstein, Carl Busse, Ad. Frankl, Alfred Friedmann, Reinhold Fuchs, Martin Greif, Paul Grotowsky, Victor Hardung, Wilhelm Kunze, A. J. Mordtmann, Anton Ohorn, Schulte vom Brühl, Maurice von Stern, Julius Sturm, Konrad Telmann, Hanns Weber, Richard Zoozmann.**

Prospekte und Probenummern versendet gratis und franko.

Der Verlag des „Gesellschafters"

Redaktion und Expedition: **Hamburg,** Holzdamm 17.



Die

„Blickensderfer".

Beste und billigste

Claviatur-Schreibmaschine.

Preisgekrönt Chicago 1893.

Patentiert in allen Staaten.

Neueste u. grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.

84 Buchstaben, Zahlen u. Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko.

Groyen & Richtmann, Solingen.

Verlag v. With. Friedrich, Leipzig.

Soeben erschien:

Eine moderne Vehme:

Auskunft über Auskunftsbureaus.

Von *S. Adamski.*

3. Auflage. — 130 Seiten. — M 1.—.

Die Broschüre bekämpft das unverantwortliche Treiben gewisser Auskunftsbureaus, welche sich nicht scheuen, die Existenz vieler Handels- und Gewerbetreibenden, die auf Kredit angewiesen und hierzu berechtigt sind, durch unwahre, versteckte und leichtfertig erworbene Auskünfte zu untergraben. Sie verlangt eine durchgreifende Reform des Auskunftswesens und giebt werthvolle Vorschläge hierzu. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des

---

Eine Quelle neuer Erwerbsarten

bietet der **Patent-technische Almanach für den Weltverkehr.**

Unentbehrlich f. Patentbesitzer u. Erfinder.

Zu beziehen zum Preise von Mk. 1.50 portofrei *Dresden, Wilsdrufferstr. 27*

von **R. M. Hanke's Verlag.**

Butter, feinste holst. Centrif.-Meierei-, vers. in Postkollis von 8½ Pf. Inhalt franc. incl. **Packung** zu Tagespreisen.

Erste Referenzen.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 2. Februar 1895

II. Jahrgang | Nr. 18 | Jahrgang II

Der wahre und der falsche Patriotismus.

Als ein großes Glück kann es angesehen werden, daß in monarchisch regierten Staaten die schöne Sitte besteht, den Geburtstag des Landesherrn besonders feierlich zu begehen. Solch ein allerhöchster Geburtstag wirkt wie ein befruchtender Regen auf die nationale Produktion. Und zwar ist es in erster Linie das deutsche Schriftthum, welches tausendfältige Anregungen aus dem alljährlich wiederkehrenden Geburtstagsfest des Landesherrn schöpft.

Schon Wochen und Monate lang vorher satteln die Dichter ihren Pegasus und lassen sich die Feuilletonisten auf ihren Schreibsesseln nieder, um in schwungvollen, lyrischen Gedichten, in patriotisch überhitzten Prosaartikeln die erfreuliche Thatsache zu konstatiren, daß in den verflossenen zwölf Monaten der Monarch in seiner Herablassung und Leutseligkeit um ein ganzes Jahr älter geworden ist. An diese Behauptung, deren Richtigkeit im Nothfalle auf dem Wege mathematischer Beweisführung dargethan werden kann, knüpfen sich dann allerhand wohlgemeinte Segenssprüche, die dem hohen Geburtstagskinde Nichts schaden, dem Verfasser aber immerhin einiges Zeilenhonorar eintragen, falls es ihm überhaupt gelingt, seine Poesie oder Prosa in gleichlautender Fassung bei einer Anzahl von Zeitungsredaktionen an den Mann zu bringen.

Die literarische Massenproduktion von patriotischer Gelegenheitswaare steht allerdings nicht zu hoch im Kurse. Drei Mark für ein schwungvolles Leitgedicht und fünf Mark für ein gefühlvolles Feuilleton von 200 Druckzeilen kann man nicht gerade eine glänzende Bezahlung nennen, die ge-

eignet wäre, den Menschen zu hyperloyalen Ausschreitungen zu veranlassen. Indeß, die Menge muß es bringen — das gilt auf diesem Gebiete des Waarenverschleißes ganz ebenso, wie auf andern kaufmännischen Gebieten . . .

Aber nicht nur für die zeitgenössische Dichtkunst, Literatur und Publizistik, sondern auch für viele andere Zweige der nationalen Produktion wäre es ein wahres Unglück, wenn einmal der Geburtstag des Landesherrn nicht mehr gefeiert würde. Unsere deutschen Kaufleute können an dem hochwichtigen Tage mit stolzer Geringschätzung herabblicken auf ihre französischen, nordamerikanischen und schweizerischen Berufsgenossen. In wilden republikanischen Ländern kann man höchstens irgend ein duft- und reizloses Nationalfest feiern, dem jedoch lange nicht die Zugkraft innewohnt, die mit den zur Verherrlichung geschichtlicher Monarchien veranstalteten Festlichkeiten unzertrennbar verknüpft ist. Und einen loyalen deutschen Schriftsteller muß es mit hoher Genugthuung erfüllen, wenn er wahrnimmt, wie meisterhaft die Inhaber unserer großen Geschäftsfirmen es verstehen, das patriotische Moment mit dem geschäftlich Nutzen bringenden zu verbinden.

Der Patriotismus der Berliner Geschäftswelt hat sich auch dieses Jahr wieder im strahlendsten Lichte gezeigt. Elektrische und bengalische Beleuchtungseffekte wetteiferten mit einander in dem Bestreben, das Publikum auf die hohe Bedeutung des Tages und auf die geschmackvoll angeordneten Auslagen der Kaufhäuser aufmerksam zu machen. Und die Zeitungen berichteten hinterher über die Illumination der einzelnen Geschäftshäuser mit einer Ausführlichkeit, die zu dem Umfang und der Häufigkeit der ihnen aufgegebenen Inserate in einem gewissen Verhältniß stand.

Der Patriotismus, der sich an solchen Tagen so glanzvoll dokumentirt, ist freilich in der großen Mehrzahl aller Fälle nur Reklame- und Geschäftspatriotismus. Mit der wirklichen Vaterlandsliebe hat er nicht das Mindeste gemein. In der Regel gelten die zur Schau gestellten kostspieligen Veranstaltungen nicht einmal dem Monarchen, dessen Person den nüchternen Geschäftsleuten, denen jeglicher Gefühlsüberschwang fern liegt, gar nicht so sehr ans Herz gewachsen ist, daß sie um seinetwillen zu so großen Ausgaben sich entschließen sollten. Aber solch ein Tag bietet einem die Umstände klug ausnutzenden Manne die Gelegenheit, es der Konkurrenz zuvorzuthun und dies hinterher direkt oder indirekt in der Presse feststellen zu lassen. Außerdem ist die eifrige und aufopfernde Betheiligung an derartigen feierlichen Veranstaltungen eins der besten Mittel, sich bei der

Polizei und auch wohl noch an anderer Stelle beliebt zu machen. Das Alles aber sind Erwägungen, die schwer in die Wagschale der Entscheidung fallen bei einem modernen Geschäftsmanne. So ein Hoflieferanten- oder Kommerzienraths-Titel, der gar oft der Belohnung für patriotisches Wohlverhalten bildet, läßt sich geschäftlich sehr wirkungsvoll verwerthen.

Im Uebrigen aber läßt sich zu Gunsten des Reklamepatriotismus kaum noch Etwas vorbringen. Er wirkt im Gegentheil geradezu gemeinschädlich, indem durch ihn falsche Begriffe und unzutreffende Vorstellungen hervorgerufen werden von Dem, was patriotisch ist. Wenn einmal die Auffassung, daß der wahre Patriotismus in solchen Aeußerlichkeiten sich kundgiebt, in weiteren Kreisen sich festzusetzen beginnt; wenn immer größer wird die Zahl der Leute, die um das Vaterland sich wohlverdient zu machen glauben, indem sie nach Außen hin dem Herrscher ein Uebermaß von Achtung und Ehrenbezeugungen widmen; wenn die Heuchelei, die bei solchen Anläßen sich oft in so widerwärtiger Weise bemerklich macht, immer mehr Boden im Volke gewinnt, so daß dadurch die ehrlichen Leute veranlaßt werden, mit ihrer Meinung hinter dem Berge zu halten, um nicht erbärmlicher Denunziationssucht den Anlaß zu ersehnter Bethätigung zu geben, so liegt in dem Allen eine schwere Schädigung wichtiger vaterländischer Interessen.

Verständigen wir uns doch zunächst einmal über den Begriff: „Vaterlandsliebe".

Ich gönne den andern Völkern gewiß alles nur erdenkliche Gute. Den Russen wünsche ich Spiritnosen und eine freie Verfassung, den Franzosen alljährlich eine reiche Weinernte und schöne, zierliche Frauen, den Lappen aber genügende Thranvorräthe und gedeihliche Rennthierzucht. Sogar die Botokuden und Hottentotten habe ich als aufgeklärter Mensch ins Herz geschlossen und wünsche ihnen, daß sie von den Segnungen europäischer Kultur, wie die Leist, Wehlau und Genossen sie zu verbreiten pflegen, verschont bleiben mögen — meinen deutschen Landsleuten aber wünsche ich doch das Allerbeste. Ich wünsche ihnen vor allen Dingen gesunde volkswirthschaftliche Zustände, die nicht in der Ausbeutung der Mehrzahl aller Staatsangehörigen durch eine verschwindende Minderheit von Geldsackanbetern gipfeln; ich wünsche ihnen, daß sie von Krieg und Kriegsgeschrei auf ewige Zeiten verschont bleiben mögen, weil die Erfahrung lehrt, daß selbst bei einem siegreich durchgeführten Kriege die Opfer an Gut und Leben nicht aufgewogen werden durch den Erfolg des Krieges, der gewöhnlich zu einem Ueberwuchern militaristischer Anschauungen und Hand in Hand damit

zur gewaltsamen Unterdrückung aller im Volke sich bemerklich machenden freiheitlichen Regungen und Bestrebungen führt.

Ueberhaupt bin ich der Ansicht, daß die Völker etwas Besseres zu thun haben, als sich gegenseitig die Schädel einzuschlagen und die Gurgeln abzuschneiden. Auch ist es durchaus nicht nothwendig, daß sie einander um äußere Erfolge beneiden, die doch stets nur einen fraglichen Werth haben. Durch die Sucht, eine glänzende Rolle nach außen hin zu spielen, wird das ehrliche Vorwärtsstreben gehemmt, ein ganzes Volk geräth oft dadurch auf Abwege. Es wird dann die öffentliche Aufmerksamkeit von den faulen Zuständen im Innern abgelenkt auf nebensächliche und rein äußerliche Dinge. Der Regierung und ihrer jeweiligen Spitze ist das manchmal ganz willkommen. Aber die Regierung ist nicht das Volk, und ihre jeweilige Spitze ist nicht das Vaterland. Die Vaterlandsliebe des unabhängigen Mannes, das Gefühl engster Zusammengehörigkeit, das ihn mit seinen Volksgenossen verbindet, hat Nichts gemein mit seiner Stellung zu der jeweiligen Regierung.

Große Patrioten hat es gegeben, die mit glühendem Herzen an ihrem Vaterlande hingen und mit leidenschaftlicher Gluth eine Regierung haßten, von deren gemeinschädlichem Treiben sie tief durchdrungen waren. Und solcher Männer giebt es auch heute noch eine stattliche Anzahl . . .

Der „Patriotismus" ist hauptsächlich deßhalb bei den anständigen Leuten so sehr in Verruf gerathen, weil eine Gesellschaft von blöden und charakterlosen Strebern ihn in Alleinbesitz genommen haben will. Man empfindet als reinlich denkender Mensch es beinahe als Beleidigung, wenn einem die Bezeichnung „Patriot" angethan wird, weil man nicht gerne verwechselt sein möchte mit den Maul- und Geschäftspatrioten, die allerwegen in ekelerregender Weise sich breit machen.

An dieser Thatsache, sowie auch daran, daß die Freude am deutschen Vaterlande den anständigen Leuten immer mehr vergällt wird durch die gegenwärtig herrschenden Zustände, vermögen selbst die phantasievollsten Reporterberichte über die märchenhafte Illumination am Kaisersgeburtstag Nichts zu ändern. Daran ändern auch nicht das Geringste die schönen, schwungvollen Reden und Toaste, die an diesem Tage bei festlichen Gelagen von den Leuten mit dem vollen Magen und der zahlungsfähigen Moral zwischen zwei Gläsern Sekt gehalten wurden.

Es muß gar Vieles anders werden, wenn die Freude am Vaterlande dem Volke wieder erblühen soll. Der falsche Patriotismus, der liebedienernde Byzantinismus sind ängstlich bemüht, dem Monarchen das zu

verhehlen und ihn in die Täuschung zu verstricken, als ob das Volk sich unter seiner väterlichen Regierung zufrieden fühle und glücklich und frei. Der wahre Patriotismus kann da nicht mitmachen. Er hält es vielmehr für seine Pflicht, gerade bei solchen Anlässen, wo in gewissenlosester Schönfärberei so Ungeheuerliches geleistet wird, die traurige Thatsache zu konstatiren, daß hinter den bemalten Wänden dieser Potemkinschen Dörfer entsetzliches Elend nur und gährender Groll und dumpfbrütende Verzweiflung sich verbergen.

Dem Monarchen selbst soll daraus kein Vorwurf gemacht werden. Er kann als Einzelner die bestehenden Mißstände nicht beseitigen. Dazu bedarf es der gemeinsamen Arbeit aller Derjenigen, denen des Volkes Wohl ernstlich am Herzen liegt. Ihnen aber muß die Bahn freigegeben, ihnen dürfen nicht die Wege verlegt werden durch reaktionäre Gesetzesmaßregeln vom Schlage derjenigen, mit denen die Väter der Umsturzvorlage uns zu beglücken gedenken. Wenn der Kaiser das einsehen lernt, so ist Vieles schon gewonnen.

K. Sch.

Die Umsturzmaschine.

In Banausien herrschte große Noth. Das Land litt unter einer Ueberschwemmung, die nun schon so viele Jahre andauerte, daß Niemand sich recht erinnern konnte, wann sie eigentlich hereingebrochen war. Nur soviel wußte man noch, daß man sie damals, als sie ihre Wogen ergoß, mit großem Jubel begrüßt hatte, weil man meinte, sie werde das Land, das recht erschöpft schien, neu befruchten. Und in der That trieb sie Manchem soviel Wasser auf seine Mühle, daß er den Reichthum nicht zu bergen vermochte, und auch den Uebrigen schaffte sie alle Hände voll zu thun. Aber das hielt nicht lange an. Denn je mehr das Wasser anwuchs, desto mehr begrenzte es das Feld der Arbeit. So sah sich die große Masse des Volkes nur zu bald gezwungen, die Hände in den Schooß zu legen und von den Vorräthen zu zehren, die aus der besseren Zeit übrig geblieben waren. Nur hin und wieder fand sich einmal Arbeitsgelegenheit, dann nämlich, wenn es so einem, dem das Wasser nützlich geworden war, einfiel, von seinem Reichthum herzugeben, um sich eine neue Reichthumsquelle damit aufzuthun.

Eine Weile sah sich das Volk das mit an. Dann aber, als sich die Noth nicht mindern wollte, begann es zu murren. Man müsse dem Wasser Kanäle graben, meinte es, und müsse die Kanäle so durch das ganze Land ziehen, daß sich die befruchtende Kraft des Wassers überall geltend machen könne, nicht nur da, wohin ihm der Zufall die Wege gewiesen habe.

Als Jene das hörten, denen die Ueberschwemmung zu Gute gekommen war und noch zu Gute kam, meinten sie, das wäre eine Utopie. Das Wasser werde sich schon über ihre Mühlen verlaufen, man müsse ihm nur die Zeit dazu lassen, und dann werde es auch dem Volke wieder besser gehen. Im Uebrigen aber gehöre das Wasser ihnen, und man habe deßhalb kein Recht, ihm andere Kanäle zu graben, als die, welche die Vorsehung ihm gewiesen habe. Wer sich aber dennoch dagegen auflehne, der sei ein Umstürzler, ein Mensch, der die alte Rechtsordnung gewaltsam ändern wolle.

Die Leute von der Kanalpartei schüttelten zu diesen Reden ganz bedenklich den Kopf. Das könne doch nicht Umsturz sein, wenn man angesichts des plötzlich gekommenen Hochwassers an dessen gerechte Vertheilung denke. Dann hätten Alle den Nutzen, so hätten ihn nur Wenige, die allgemeine Wohlfahrt aber sei das oberste Gesetz.

Das ging so hin und her und entfesselte einen Streit, der die Köpfe derart erhitzte und verwirrte, daß bald Keiner mehr wußte, wo ihm der seine stand. Dabei gewann aber die Kanalpartei eine so große Anhängerzahl, daß der Wasserpartei, die die Gewalt von Alters her in den Händen hatte, angst und bange wurde. Sie machte deßhalb ein Spatengesetz und hoffte dadurch das Volk an dem Graben der Kanäle zu verhindern. Indessen auch dadurch wuchs die Partei immer mehr an, so daß den Wassermännern nur immer ängstlicher zu Muthe wurde.

In der That, meinten sie jetzt, sei ein Nothstand anzuerkennen und gegen diesen Nothstand müsse auch Etwas geschehen. Was indeß geschehen müsse, darüber waren sich die Wassermänner gar nicht einig. Der Eine meinte, das Volk müsse beten, der Andere, es müsse genügsam und zufrieden werden. Das Wasser sei nun einmal nur für die Mühlenbesitzer. Wer keine Mühle habe, könne sich ja eine kaufen, und wenn er das Geld dazu nicht habe, so könne er ja sparen.

Ein besonders begabter Wassermann, den man Eugen nannte, rechnete sogar aus, daß sich das Kanälegraben gar nicht lohne, da bei einer solchen Vertheilung des Wassers nur 28 Tropfen auf einen Jeden kommen würden; damit aber könne Niemand Etwas anfangen. So ging der Streit unter den Wassermännern, bis endlich ein genialer Staatsmann eine große Idee hatte. Er schuf ein Gesetz, nach welchem jeder Mühlenbesitzer seine Arbeiter gegen Alter und Invalidität und Krankheit zu versichern hatte. Das imponirte der großen Mehrzahl der Wassermänner so, daß sie meinte, nun habe man die Wasserfrage gründlich gelöst. Daß man freilich für die, die keine Arbeit hatten, gar Nichts gethan und daß man den Andern nur ein Almosen gegeben hatte, nicht ohne sich die Möglichkeit offen zu halten, es ihnen von ihrem Lohne wegzunehmen, das beunruhigte die edlen Seelen nicht weiter. Man hatte ja seine Christenpflicht erfüllt, der christliche Staat hatte sich als wahrer Freund der Armen in seiner ganzen Größe gezeigt.

Auch auf die Kanalpartei verfehlte das den Eindruck nicht. Sie wurde wissenschaftlich und immer wissenschaftlicher, so daß der junge Kaiser, als er an die Regierung kam, glaubte, das Spatengesetz aufheben zu können.

Am alten Streite minderte das indessen Nichts. Die Wasserfrage wurde weiter beleuchtet, sie wurde historisch, ethisch, volkswirthschaftlich,

sozial, rechtlich, hygienisch, statistisch u. s. w. untersucht, und alle möglichen Fragen wurden mit ihr verquickt. Sie wollte eben auch wissenschaftlich nicht zur Reife kommen.

Das machte der Regierung ernste Sorgen. So, sagte sie sich, kann es nicht weiter gehen. Es muß ein Radikalmittel gefunden werden, diesem Streite ein Ende zu machen. Ist auch die Kanalpartei eine wissenschaftliche, und will sie auch von der rechtswidrigen Handhabung des Spatens und vom gewaltsamen Kanälebau nichts mehr wissen, so ist sie doch nicht ungefährlich. Und Viele aus ihren Reihen pfeifen auf die Wissenschaftlichkeit und möchten nicht bloß mit dem Spaten, nein, sogar durch Anwendung von Sprengmitteln Kanäle durch das Land ziehen. Sollen wir warten, bis Die ihr Handwerk beginnen? Nein! So setzten sich denn die Minister zusammen und dachten und sannen nach, wie der Sache ein Ende gemacht werden könnte.

Da meinte Einer: Die Wasserfrage ist zwar da, und es ist richtig, daß die Einen am Wasser zu Grunde gehen, weil sie nichts davon bekommen, und die Andern, weil sie zuviel davon bekommen. Die Einen verdursten und die Andern ersaufen, oder zum mindesten bekommen sie die Gicht. Das läßt sich leider nicht ändern. Aber wir können verbieten, daß darüber geredet und geschrieben wird, denn nicht die Thatsache, daß die Leute verdursten, ersaufen oder die Gicht bekommen, macht das Volk unzufrieden, sondern lediglich der Umstand, daß in wühlerischer und gehässiger Weise darüber geredet und geschrieben wird. Ist's damit aus, so wird auch das Volk wieder zufrieden und glücklich werden, denn es wird nicht wissen, daß es unglücklich ist.

Also sprach der Weise, und seine Kollegen jubelten ihm zu:

Bringen wir das Volk zum Schweigen, stopfen wir ihm den Mund, verweisen wir es auf das bessere Jenseits, so wird es sich endlich an die Ueberschwemmung und daran gewöhnen, daß es davon nichts abbekommt.

* * *

Zur selben Stunde kam ein Yankee nach Berlin. Er war der Vertreter der Mergenthaler Linotype Company und zeigte den Berliner Buchdruckern und Schriftsetzern eine Maschine, deren geniale Konstruktion es ermöglicht, die Arbeit von etwa sechs Schriftsetzern durch eine einzige Arbeitskraft zu leisten.

„O, eine alte Sache!" — meinten die Schriftsetzer — „die Maschine schreckt uns nicht, denn sie kann unsere Arbeit nicht ersetzen, sie gestattet die Korrektur nicht."

„O bitte,“ erwiderte der Yankee. „Sehen Sie hier, da ist die Zeile, da wollen Sie diese Kleinigkeit ändern? Ein Druck auf diesen Knopf. Ich bitte — die Sache ist gemacht.“

„Aber die Maschine kann nicht ausschließen!“

Der Yankee drückt lächelnd an einen Hebel. „Ich bitte, hier, die Zeile ist fester geschlossen, als es die Hand vermag. Noch dieser Druck, hier ist sie fertig in Metall gegossen, und — hören Sie das Klappern? — dort oben spazieren die benutzten Typen, durch eine Schraube sortirt, alle wohlgeordnet in ihre Kammern zurück, bis sie ein Druck auf diese Typentasten wieder zur Arbeit ruft.“

Mit langem Halse sahen sich die Arbeiter das Wunderwerk, den „eisernen Kollegen“, an. „Er kostet zu viel“ — trösteten sie sich. „Unsere Unternehmer werden die Maschine nicht anschaffen können.“

O nein! Die Maschine wird angeschafft werden. Sie wird unter den kleinen Wassermännern aufräumen zu Gunsten der großen. Sie wird Hunderte von kleinen Betrieben vernichten, die ohne die Maschine nicht konkurriren können.

Aber sie wird die Produktion heben!

Vielleicht, wenn der Bedarf an Bibeln und Traktätchen in Deutschland steigen sollte — denn über Gicht und Rheumatismus wird man ja Nichts mehr drucken dürfen, wenn die Umsturzvorlage Gesetz geworden ist. Dazu wird der „eiserne Kollege“ unter den männlichen Arbeitern aufräumen, weil er die billigere weibliche Arbeitskraft bevorzugen wird. Er wird wieder tausend Kleinen das Wasser abgraben, um es auf die Mühlen der großen Wassermänner zu leiten. Der „eiserne Kollege“ ist ein brutaler Umsturzmann.

Martin Hildebrandt.

Krone, Parlament und Volk.

Die „Kritik“ hat in ihrer Nummer 11 am Schlusse des Artikels „Der Parlamentskrach“ gesagt, eine Annahme der Umsturzvorlage würde beweisen, daß der bestehende Parlamentarismus nicht mehr geeignet sei, eine gesunde und friedliche Fortentwicklung in politischer und sozialer Hinsicht zu gewährleisten. Der Parlamentskrach vom 6. Dezember könnte dann der Vorläufer des großen parlamentarischen Krachs gewesen sein, der zum Sturze überlebter parlamentarischer Einrichtungen und zur Schaffung neuer Formen führen müßte.

Man kann diesen Ausspruch in zwiefachem Sinne deuten. Entweder ist dabei gemeint, daß das deutsche Parlament wegen zu großer Gefügigkeit gegenüber der Regierung und der Krone, oder aber wegen eigener organischer Unzulänglichkeit überhaupt seine Existenzberechtigung zu verlieren droht.

Ich möchte mich dieser letzteren Auslegung bemächtigen. Wer denkt hier nicht an die schon vor mehr als einem Menschenalter vom damaligen achtundvierziger Emigranten Lothar Bucher geübte Kritik des Parlamentarismus in England? Bucher traf in diesem Punkt mit Bismarck zusammen. Zunächst zwar aus entgegengesetzten Motiven. Jener fand im englischen Parlamente zu viel Manchesterthum und allzuwenig Vertretung der Volkssache vor, während Bismarck in den preußischen Kammern eine für die deutsche Sache ersprießliche Mitarbeit an den nächstliegenden Aufgaben der Krone vermißte und zu viel Opposition aus parlamentarischem Dünkel und Eigensinn wahrzunehmen glaubte. In einer Beziehung aber mochten die nachmaligen intimen Arbeitsgenossen die Krankheit des Parlamentarismus der Zeit im gleichen Spital entdecken: im Mangel an wirklicher Arbeitskraft. Beide Männer mochten es wohl empfinden, daß das Auftreten der meisten Volksvertreter zum großen Theile auf einen mehr geschäftigen als schöpferischen Parteikultus hinauslaufe, bei welchem sowohl die Krone, als auch das Volk mit ihren seriösen Bedürfnissen zu kurz kommen müssen.

Bieten die heutigen Kammern überhaupt, speziell die deutsche und die preußische Volksvertretung, etwa eine größere Befriedigung? Im Gegentheil! Halten wir uns an das Inland. Ist es nicht, als ob die Reichs-, wie die Landboten auf den parlamentarischen Errungenschaften des preußisch deutschen Fortschrittsfrühlings ausruhen wollten, um sich nur insoweit ernster Arbeit zu widmen, als der Fortbestand des Hauses überhaupt und die Erhaltung des Mandates es nöthig machen? Eine jede Partei reitet das Steckenpferd ihrer eingebildeten Mission im Rathssaal auf und nieder, indem sie in der rechten Hand das Schwert der handwerksmäßigen Opposition, in der linken Hand die Mappe demagogischer Verpflichtungen trägt. Man

erinnert angesichts dessen immer wieder an den unbestreitbaren Antheil des Parlamentes am deutschen Einigungswerke, vom Zollparlament und norddeutschen Reichstage an bis zum neuen Reich. Dabei wird aber vergessen, daß die politische Arbeit von jetzt und damals schon längst nicht mehr dieselbe ist. Nachdem Preußen 1850 erst ein modernes Parlament und eine annehmbare Verfassung erhalten hatte, galt es, in großen Zügen die hauptsächlichen Forderungen der Zeitkultur und des Verkehrs zu verwirklichen. Dafür waren die Volksvertreter ganz die rechten Leute. Bildeten sie doch die gegebene Vermittelung zwischen der wohlgesinnten, aber fehlbaren Krone und Regierung und der patriotisch gestimmten, aber ungeschulten Masse. Ihr Einfluß gegen Ueber- und Mißgriffe von Oben und zu Gunsten volksthümlicher Neuerungen und Staatspraxis wird kaum von Jemandem verkannt, wennschon die tiefere Prüfung der Sache den Eindruck erzeugt, daß die Parlamentarier der fünfziger und der sechsziger Jahre in manchen wichtigen Fällen ebenso sehr die Geschobenen als die Schiebenden gewesen sind. Man denke nur an die Konfliktszeit in Preußen mit ihrem materiellen Triumph der Krone und Regierung, welcher die Kammern Indemnität geben mußten, und denke an die gern oder ungern erfolgte Zustimmung der süddeutschen Kammern zu den Militärkonventionen mit dem norddeutschen Bund! Heute aber liegen die Dinge wesentlich anders. An die Stelle großer Fragen der Zeitumwälzung ist die Klein- und Feinschmiedearbeit der Alltagsaufgaben in den Vordergrund getreten. Was für umständliche, sorgfältige und genaue Arbeit erfordert die Agrargesetzgebung und Administration, schon dann, wenn es sich darum handelt, dem Hypothekenwucher wirksame Schranken zu setzen und eine sichere Grenzlinie zwischen landwirthschaftlicher und industrieller Staatsraison zu finden und — last not least — aus dem deutschen Rittergutsbesitzer und Sportsman einen Gutsverwalter und Landvorarbeiter zu machen! Welch feine Zergliederung der Materien und welche Formenbildung erfordert die Aus- und Umgestaltung der Alters- und Invalidenversorgung. Es zeigt sich ja bereits nach ihrem kurzen Bestande, daß ihre bureaukratische Behandlung allein sechzig Prozent der verwendeten Mittel verlieren läßt, weil die Vertheilung an Ort und Stelle der Vermittlung lokal- und personalkundiger Behörden entbehrt. Und dann die Auseinandersetzung zwischen Reichs- und Staatshaushalt! Hier sollte die geschäftliche Methode den politischen Gemeinplätzen das Werkzeug aus der Hand nehmen und das Handwerk verleiden. Je vollendeter die Leistung der ersteren ausfällt, um so weniger wird es angehen, daß Partikularismus und Demagogie sich die Hand reichen, um das Reich nicht zum Schatzmeister Deutschlands werden zu lassen.

In dieser Richtung ist es betrübend, zu erfahren, daß zwei sehr verschiedene Regionen der deutschen Politik, die Partikularisten und die Demokraten, einander die Hand reichen, damit das Reich ja nicht fiskalische Selbstständigkeit erlangt. Die Partikularisten wollen den Gesammtstaat als solchen nicht vorherrschen lassen, während die Demokraten als unfreie Austragnehmer der kleinen Leute dem Reiche von vornherein jede Möglichkeit einer direkten Besteuerung des Volkes abschneiden wollen. Wir kennen

direkte Steuern in der Gemeinde und im Einzelstaat. Warum sollten solche nicht auch im Reich ihre Berechtigung haben? Der Schweizer Republikaner kennt auch eine Bundessteuer, den Militärpflicht-Ersatz in Geld von Seiten der Dienstuntauglichen! Speziell auf den deutschen Parlamentarismus angewandt, bedeutet diese Erscheinung so viel: dieselbe gewährt den Partikularisten einen viel zu großen Spielraum, während sie den Demagogen nicht die nöthige Macht giebt, ihrer Ueberzeugung gemäß zu handeln und einen als nothwendig erkannten Fortschritt auch auf Kosten des Eigensinnes der kleinen Wählermassen zu unterstützen. Man vergesse eben nicht, daß der Politiker von Beruf aus beschränkter Erwerbsklasse nicht nur der Stimmen, sondern auch der indirekten oder direkten Bezahlung für das diätenlose Reichstagsmandat bedarf! Daraus entsteht ein wichtiger demagogischer Nebenverdienst, der in manchen Fällen Hauptverdienst wird.

Angesichts solcher Aufgaben vorwiegend geschäftlicher und sachmännischer Natur, welche denn auch an Zahl die allgemeinen, politisch accentuirten Aufgaben übertreffen, ist man oft versucht, nach dem Zweck und Nutzen eines großen Theiles der Parlamentsfunktionen zu fragen. Daß die Kammern sich heute weit mehr realen als idealen, weit mehr speziellen als prinzipiellen Vorlagen gegenübergestellt finden, ist bereits hervorgehoben. Ebenso ist auch das Verhältniß der Volksvertreter zum Volk ein anderes geworden. Die große Ausdehnung, welche seriöse Vereine, das geregelte Volksversammlungswesen und die Organisation der Gruppen besitzen, hat ein weit geschulteres Publikum der Popularpolitik geschaffen, als es vor einem Menschenalter beim Aufkommen des norddeutschen Zoll- und Reichsparlaments vorhanden war. Hier hat, nach dem Vorgang der liberalen Genossenschaften, auch die sozialdemokratische Organisation das Ihrige zur staatstechnischen Schulung der politisirenden Massen beigetragen.

Nicht so häufig und nicht in dem Grade, wie früher, steht der Volksvertreter vor seinen Wählern als deren überlegener Gönner da. Wie oft ist er vielmehr der Schriftführer und Geschäftsreisende seiner Wählerschaft! Das zeigt schon die erst in neuerer Zeit aufgekommene Uebung, daß Reichs- und Landboten vor der Tagung Instruktionen aus ihrem Publikum empfangen und vor demselben nach der Tagung Rechenschaft ablegen. Ist auch dabei nicht wenig Demagogie auf der einen und Selbstüberschätzung auf der anderen Seite betheiligt, so hat Jahrzehnte lange Uebung der den Parlamentstagungen vorausgehenden und denselben nachfolgenden Volkspolitik doch eine nicht gering zu schätzende Reife und Schulung unter den Massen hervorgebracht. Diese Massen sind lange nicht mehr, wie früher, schlechthin mit dem Monstrum zu verwechseln, welches man den großen Haufen nennt. Ein freilich für die deutsche Monarchie nicht nahe liegendes, aber für den deutschen Volksstaat nicht fern liegendes Beispiel liefert die Schweiz. Die dortigen Versammlungen und Vereinigungen zur Vorbereitung und Betreibung der Volkswünsche gegenüber den Vertretungskörpern sind vereinfachte Landsgemeinden und Landtage von positivem Werth. Sie stellen eine nützliche Verbesserung der ungebärdigen Großhaufenpolitik nach unten und der parlamentarischen Spielerei nach oben dar. Schon vor

einem Jahrzehnt hat ein vielgenannter Schweizer Politiker deutsch-demokratischer Vorschule den Gedanken auszusprechen gewagt, ob nicht die Kantonsräthe (d. h. die Landtage) aufzuheben und deren Arbeit zwischen den Volkstagen und den Volksausschüssen von Fall zu Fall zu theilen sei.

Man kann von den Parlamenten sagen, daß sie zu beträchtlichem Theile unnöthige Arbeit verrichten, oder daß ihre an und für sich nicht werthlose Arbeit auf gewissen Gebieten mit ebensoviel Beruf und Erfolg von einfacheren Organisationen des Staatslebens verrichtet würde. Daraus ergiebt sich die Forderung, daß die Parlamente von ihrem Antheil an der Staatsarbeit so viel abgeben, als ihnen nicht mehr gebührt.

Konzentriren wir uns auf das Beispiel Preußens. Man sollte erwarten, daß in diesem ausgesprochenen Königthum von Gottes Gnaden eine weitgehende Initiative und Einflußnahme für die Krone ausdrücklich vorbehalten sei. Dies ist nicht der Fall. Der Antheil des Königs am Staat ist weit mehr nur mittelbar. Der König ernennt und entläßt die Minister. Hierin dürfte das Recht enthalten sein, den Ministern Arbeiten aufzugeben, abzunehmen und abzulehnen und insofern einen entscheidenden Einfluß auf ihr Thun und Lassen als Minister auszuüben. Da die Minister aber die Verfassung respektiren sollen, können sie in die Lage kommen, eine solche Einflußnahme der Krone in einzelnen Fällen abzulehnen, und darum ist der Einfluß des Königs auf diesen Theil der Staatsarbeit ebenso bedingt wie beschränkt.

„Desto besser!" So werden wohl weitaus die meisten Volksvertreter und mit ihnen die Mehrheit der politischen Kritiker ausrufen. Ich aber stehe nicht an, zu sagen: um so schlimmer! So lange Ihr auf dem Boden der Monarchie verbleiben und auf demselben weiterbauen wollt, müßt Ihr das Königthum anerkennen und mit einem förmlichen und faktischen Antheil am Staate ausstatten helfen, welcher mehr als äußerliches Gottesgnadenthum und mehr als bloße Titularmacht ist. Daß der König herrscht, aber nicht regiert, ist eine Maxime, welche in der konstitutionellen Monarchie überhaupt nicht mehr, in der preußischen von Anfang an nicht gelten kann. Verfassungsmäßigkeit bedeutet Beschränkung und Verantwortung. Beides will gepflegt und geübt sein, und dafür ist Mitarbeit am Staat erforderlich. Daß diese Mitarbeit bis dahin zu wenig oder eigentlich nur negativ geregelt war, hat sie gar oft mehr störend als fördernd wirken lassen. Bloße Minister-Ernennung und -Entlassung, Gesetzesvorschläge und Kammerauflösungen sind keine ausreichenden Kronrechte der praktischen Monarchenschulung, sondern mehr nur dazu angethan, das Herrschen gegenüber dem Regieren in den Vordergrund zu stellen. Statt dessen soll dem Könige das Herrschen erschwert, das Regieren erleichtert werden.

Wie steht es nun in dieser Beziehung mit den verfassungsmäßigen königlichen Gewalten in den beiden Kammern? Zwar sind ihre Mitglieder Vertreter des ganzen Volkes. Aber das Herrenhaus erscheint doch zu beträchtlichem Theile als eine auf den königlichen Willen zurückzuführende Vertrauensbehörde der Krone. Besteht doch die Erste Kammer neben den mit erblicher Berechtigung zu derselben gehörenden Standschaften aus den

vom Könige zu berufenden Prinzen des königlichen Hauses, aus denjenigen Personen, welchen erst durch besondere Verordnung das erbliche Recht auf Sitz und Stimme verliehen wird, und aus Mitgliedern, welche der König auf Lebenszeit zu berufen sich vorbehält. Zu solchen gehören die ihm von den herrenhausfähigen Familien, Korporationen u. s. w eigens vorgeschlagenen Personen, dann, ex officio, die Inhaber der vier großen Landesämter im Königreich, endlich einzelne Personen, welche der König aus besonderem Vertrauen ausersehen wird.

Eigentliche Organe seines Vertrauens sind keine der vorstehenden Klassen von Herren, weil sie ja, ebenso wie die Abgeordneten, Vertreter des ganzen Volkes sein sollen. Doch sind königliche Vertrauensmänner die zuletztgenannten einzelnen Ausersehenen insofern, als der König aus ihnen das Kron-Syndikat bestellt, welchem er wichtige Rechtsfragen zur Begutachtung vorlegen und die Prüfung und Erledigung rechtlicher Angelegenheiten des königlichen Hauses anvertrauen will. Vermöge einer solchen Berufung werden diese Mitglieder in gewissem Sinne der Volksvertretung entrückt und der Krone attachirt.

Das Verhältniß der Krone zum Staat ist ein widerspruchvolles. Auf der einen Seite steht dem Könige nur eine ungenügende Betheiligung an der Staatsarbeit zu, während er andrerseits in der Kammerauflösung ein Mittel von unberechenbarer Tragweite besitzt, um seinen Gegensatz zur Volksvertretung negativ zu bethätigen. Dadurch wird die staatliche Thätigkeit der Krone von vornherein auf eine schiefe Ebene gestellt und Konflikten Thür und Thor geöffnet. Wenn er ernst gemeint ist, so soll der königliche Einfluß im Staatsleben zum größern Theile nicht in negativen, sondern in positiven Handlungen zum Ausdruck kommen. Es ist preußische Tradition, daß der Fürst am Staatswerk mitarbeiten darf und soll. Damit dies so wenig willkürlich als möglich geschehe, soll diese Mitarbeit geregelt und durch verfassungsmäßige Organe gewährleistet sein.

Nun besitzt aber der König von Preußen an den rechtlich und faktisch vom Parlament nicht unabhängigen Ministern, an den meisten Mitgliedern des Herrenhauses (und an der ganzen zweiten Kammer überhaupt) keine Werkzeuge seiner Staatsarbeit. Einzig jene letzte Klasse der Ausersehenen im Herrenhaus kann als ein Instrument der Krone angesehen werden. Das „Kron-Syndikat" oder der Kronrath entbehrt jedoch der periodischen Thätigkeit zu sehr, als daß darin eine planmäßige Bethätigung des königlichen Einflusses vorgezeichnet wäre. Ein seiner Bestimmung entsprechender Kronrath sollte regelmäßige Fühlung mit dem Staatsministerium besitzen und in beiden Kammern vertreten sein. Ob und in welchem Maße dieser erweiterte königliche Antheil am Staatsleben durch eine Einschränkung des Kammerauflösungsrechtes auszugleichen ist, wird eine weitere Frage sein.

So viel vom Antheil der Krone an der Staatsarbeit. Und nun zum Antheil des Volkes! Die Gelegenheit, einen Fortschritt durch Gruppen- oder Massenkundgebungen anzuregen, vorzubereiten und dann die Vorlagen ihrem parlamentarischen Schicksal zu überlassen, ist kein ausreichender Spielraum für den geweckten Volksgeist unserer Zeit. Derselbe verlangt einen

Organismus von entsprechender Bedeutung. Vergegenwärtige man sich die populären Kundgebungen, welche den richtigen Berathungen der Kammern voraufzugehen pflegen. Da finden wir, daß der Volkswille bald klar, bald unklar, sein Ausdruck hier gemessen, dort ungemessen ist. So entsteht die Frage, ob nicht die Postulate der zwanglosen Volkstage auf einer Basis vereinigt werden könnten, wo die Unklarheit des Willens und des Ausdruckes beseitigt und der gesunde Kern in reiner Schaale für das Parlament nutzbar gemacht würde. Eine solche Einrichtung würden geregelte periodische Volkstage sein, welche zu den Wahlversammlungen in entsprechendem Verhältniß stehen würden.

Mit Bezug auf die Kammerwahlen ist in Preußen die größte untheilbare Urwählermasse auf 1500 Mann beschränkt. Lassen wir eine Mannschaft dieser Stärke periodisch als Berathungskörper tagen, Beschlüsse fassen und Anträge zur parlamentarischen Behandlung formuliren und dann Vertrauensmänner bestallen, welche, ohne Landtagsabgeordnete zu sein, die aus der Volkstagung hervorgegangenen Beschlüsse im Abgeordnetenhause von Fall zu Fall vertreten und zur obligatorischen Behandlung bringen können, dann haben wir ein greifbares in seiner Art vollendetes Beispiel geregelter Volkspolitik mit maßgeblicher Beziehung zum Parlament.

Der preußische Staat krankt ganz besonders an dem Uebelstande, an welchem überhaupt das Deutsche Reich leidet. Es ist dies das unnatürliche Verhältniß zwischen der Krone und dem Parlament und zwischen diesem und dem Volke. Die königliche Initiative entbehrt einer gewissen Maßgeblichkeit im Parlament, und dieses wieder sieht angesichts eines Gegensatzes zur Krone stets das Damoklesschwert der Kammerauflösung und des Rückfalls ins Chaos über sich, während auf der anderen Seite das Volk die Abgeordneten allzusehr als programmverpflichtete Mandatare betrachtet und dann auch allzu wenig Verlaß darauf besitzt, daß die Vertreter im Verlaufe der Kammertagung das Verständniß der Volkssache besitzen oder aber erwerben und darnach handeln werden. Es herrscht ein circulus vitiosus vor, in welchem ab und zu ein jeder Hauptfaktor der Staatsarbeit als der enttäuschte oder als der enttäuschende Theil erscheint. Daraus entsteht die Unfruchtbarkeit des doch im Sinne der Verfassung liegenden Zusammenwirkens von Krone, Kammer und Volk. Das Rathen und Thaten fürs Vaterland wird aus einem feierlichen Thun zu einem profanen Streit der Interessen und Leidenschaften. Nichts ist aber mehr geeignet, alle Kreise für das Gemeinwohl zu erwärmen und dasselbe zu fördern, als die Gelegenheit wechselseitiger Anregung, Arbeit und Geltendmachung aller betheiligten und befähigten Schichten im Staat.

Daß neue Staatsformen in Deutschland nicht zu einer Ueberladung mit politischen Apparaten, sondern zur Entlastung und Vereinfachung führen sollten, ist auch für die gegenwärtigen Vorschläge ein Kriterium. Die Ausdehnung des Einen fordert die Beschränkung des Andern. Wenn Kron- und Volksrechte erweitert, müssen die Kammern beschränkt werden.

Die Zweite Kammer dürfte um so viele Mitglieder vermindert werden, als Volksmänner zur Arbeit herangezogen würden. In der ersten Kammer

möchte die Ausscheidung jener letzten Mitgliederklasse, welche jetzt zum Theil für das Kron Syndikat bestimmt sind, zu empfehlen sein.

Ob nicht die Herren und die Abgeordneten, wie in Württemberg, in einem Hause Raum und Spielraum hätten?

Ich habe meine volksstaatlichen Reformgedanken auf Preußen beschränkt, um am wichtigsten Staat im Reiche ein anschauliches Beispiel zu entwerfen. Eine Anpassung der Vorschläge auch auf andere Einzelstaaten würde diesen Rahmen überschreiten. Doch geht es nicht wohl an, das Reich zu übergehen. Hier ist der Volksstaat insofern weit mehr als in Preußen zum Ausdruck gekommen, als das allgemeine Wahlrecht gilt. Als eine nachtheilige Aeußerung desselben wird selbst von Demokraten beklagt, daß die rohen Triebe der großen Haufen von ihren Auserwählten Zugeständnisse verlangen, vor denen jede bessere Politik im Reichstage zurücktreten soll. Wir haben auf diese demagogische Schattenseite der Wahldemokratie weiter oben am Beispiel des Reichs- und Staatshaushaltes und der direkten Steuern hingewiesen. Es fehlt den Wählermassen, je breiter sie sind, um so mehr Spielraum zu jener politischen Schulung im nüchternen Sinn, um welcher Willen hier neue Einrichtungen der Volksmitarbeit am Staate vorgeschlagen werden.

In demokratischen Kreisen glaubt man zu wittern, daß der oberste Staatsarbeiter, der parlamentarischen Langeweile und Unfruchtbarkeit müde, eine Art caesaristischer Demokratie in Preußen und im Reiche plant. Neue Normen — neue Formen!

Berlin. J. M. von Rascher.



Staat und Christenthum.

II.

Wenn die Regierungsgewalt vernichtet wird, so wird die Gewalt vielleicht von Anderen geübt werden, aber nicht von denen, die sie vorher geübt haben, die Summe der Gewalt aber kann dadurch, daß die Macht von den Einen zu den Anderen übergeht, in keinem Falle vergrößert werden.

„Die staatliche Gewalt kann nur dann aufhören, wenn die bösen Menschen in der Gesellschaft vernichtet sind," sagen die Vertheidiger der bestehenden Ordnung und verstehen darunter, wie es immer böse Menschen geben werde, so werde auch die Gewalt nie aufhören. Und das wäre richtig, aber nur dann, wenn auch das wahr wäre, was sie voraussetzen, daß nämlich die Gewaltthätigen die Besseren seien und das einzige Mittel, die Menschen von dem Uebel zu befreien, die Gewalt sei. Dann könnte in der That die Gewalt nie aufhören. Da dies aber nicht der Fall ist, sondern das Gegentheil, daß nämlich nicht die Besseren die Schlechten vergewaltigen, sondern die Schlechten die Guten vergewaltigen, und daß außer der Gewalt, die das Böse nie aus der Welt schafft, ein anderes Mittel vorhanden ist, die Gewalt zu vernichten, so ist die Behauptung, daß die Gewalt nie aufhören wird, unrichtig. Die Gewalt vermindert und vermindert sich stets und muß augenscheinlich aufhören, aber nicht, wie sich das gewisse Vertheidiger der bestehenden Ordnung vorstellen, dadurch, daß die Menschen, die der Gewalt unterliegen, durch die Einwirkung der Regierungen auf sie immer besser und besser handeln werden (dadurch werden sie im Gegentheil stets schlechter werden), sondern vielmehr dadurch, daß, wie alle Menschen beständig besser und besser werden, auch die schlechtesten Menschen, die sich im Besitze der Macht befinden, immer weniger und weniger schlecht werden und endlich einmal den Grad von Güte erreichen werden, daß sie nicht mehr fähig sind, Gewalt anzuwenden.

Der Fortschritt der Menschheit vollzieht sich nicht so, daß die besseren Elemente der Gesellschaft die Macht ergreifen und die Gewalt anwenden gegen die Menschen, die sich in ihrer Macht befinden, sie besser machen,

wie das die Konservativen und Revolutionäre glauben, er vollzieht sich erstens und vor Allem dadurch, daß alle Menschen insgesammt unweigerlich und unaufhaltsam immer bewußtvoller sich die christliche Lebensauffassung aneignen, und zweitens dadurch, daß auch unabhängig von der bewußten geistigen Thätigkeit der Menschen die Menschen unbewußt in Folge des bloßen Vorganges der Ergreifung der Macht durch die Einen und ihrer Ablösung durch Andere unwillkürlich zu einer christlichen Auffassung des Lebens kommen. Dieser Prozeß vollzieht sich so, daß die schlechteren Elemente der Gesellschaft, nachdem sie die Macht ergriffen haben und sich in ihrem Besitze befinden, unter dem Einfluß der Ernüchterung, die immer mit ihr verbunden ist, immer weniger und weniger grausam werden, unfähig werden, die grausamen Formen der Gewalt anzuwenden und in Folge dessen Anderen ihren Platz einräumen, an denen sich wieder derselbe Prozeß der Milderung und sozusagen unbewußten Christianisirung vollzieht.

Mit den Menschen vollzieht sich Etwas, was dem Vorgang des Kochens ähnlich ist. Alle Menschen der nichtchristlichen Lebensauffassung streben stets der Macht zu und kämpfen, wenn sie sie erreicht haben. In diesem Kampfe bringen die grausamsten, rohesten, am wenigsten christlichen Elemente der Gesellschaft, die die demüthigen, für das Gute empfänglichen, am meisten christlichen Menschen am meisten vergewaltigen, vermöge ihrer Gewalt zu den obersten Schichten der Gesellschaft empor. Und nun vollzieht sich an diesen Menschen, die sich in dieser Lage befinden, das, was Christus prophezeit hat, da er sagte: „Wehe den Reichen, Uebersättigten und Berühmten“; an ihnen vollzieht sich, daß die Menschen, die sich in der Macht und im Besitz der Folgen der Macht, des Ruhmes und des Reichthums befinden, wenn sie an bestimmte, verschiedene, von ihnen selbst gesetzte Ziele gelangen, ihre Eitelkeit erkennen und zurückkehren in die Lage, aus der sie hervorgegangen sind. Karl V., Iwan IV., Alexander I. haben die ganze Eitelkeit und das Uebel der Macht erkannt und sich von ihr losgesagt, weil sie schon ihr ganzes Uebel erkannt haben und nicht mehr die Kraft besaßen, ruhig die Gewalt als ein gutes Werk auszuüben, wie sie das vorher gethan hatten.

Aber nicht bloß die Karl und die Alexander machen diesen Weg durch und erkennen die Eitelkeit und das Uebel der Macht an: diesen unbewußten Prozeß der Milderung macht jeder Mensch durch, der die Macht erreicht hat, nach der er gestrebt hat, Jeder, nicht bloß der Minister, der General, der Millionär und Kaufmann, sondern auch der Kanzleivorsteher, der die Stelle erreicht hat, die er zehn Jahre angestrebt hat, jeder reiche Bauer, der das erste und zweite Hundert beiseite gelegt hat.

Diesen Prozeß machen nicht nur die einzelnen Menschen, sondern auch die Gemeinschaften der Menschen, ganze Völker durch. Die Lockung der Macht und alles dessen, was sie bietet an Reichthümern, Ehren, Genußleben, erscheint der Thätigkeit der Menschen nur so lange als ein würdiges Ziel, bis man sie erreicht hat; aber in dem Augenblick, in dem der Mensch sie erreicht hat, enthüllt sich ihre Leerheit, verlieren sie allmählich ihre anziehende Kraft wie Nebel, die nur aus der Ferne Gestalt und Schönheit haben: man braucht nur in sie hineinzugehen, damit all das verschwinde, was an ihnen schön erschien.

Diejenigen selbst, die Macht und Reichthümer erlangt haben, und meist ihre Nachfolger, hören schon auf, so machtbegierig zu sein und grausam in den Mitteln, sie zu erreichen. Was die Menschen unter dem Einfluß der Früchte der Gewalt erkannt haben, verlieren sie bald in einer, bald in mehreren Generationen: die Laster, die durch die Leidenschaft des Erringens der Macht und des Reichthums erzeugt waren; sie werden weniger grausam, halten ihre Stellung nicht fest, werden aus der Macht durch weniger christliche, schlechtere Menschen herausgedrängt und kehren zurück zu den der Stellung nach niedrigeren, der Sittlichkeit nach höheren Schichten der Gesellschaft und steigern durch ihre eigene Person das mittlere Niveau des christlichen Bewußtseins aller Menschen. Aber gleich nach ihnen tauchen wieder schlechtere, rohere, weniger christliche Elemente der Gesellschaft empor, unterliegen wieder demselben Prozeß wie ihre Vorgänger, und auch sie sehen in einem oder mehreren Geschlechtern die Eitelkeit der Früchte der Gewalt ein, durchtränken sich mit dem Christenthum, steigen herunter in die Mitte der Vergewaltigten und werden wieder durch neue Gewaltthäter ersetzt, die weniger roh sind, als die vorangegangenen, aber roher als die, die sie vergewaltigen, so daß, trotzdem die Gewalt dieselbe bleibt, die sie war, der äußeren Form nach mit jeder Veränderung der Menschen, die sich in der Macht befinden, die Zahl der Menschen immer mehr anwächst, die durch die Erfahrung die Nothwendigkeit eingesehen haben, sich die christliche Lebensauffassung anzueignen, und mit jeder Veränderung gelangen immer die rohesten und grausamsten, am wenigsten christlichen von allen, aber doch immer weniger und weniger rohe und grausame und mehr christliche als die, die vorher in der Macht waren, in den Besitz der Macht.

Die Gewalt wählt sich die schlechteren Elemente der Gesellschaft und zieht sie an sich, bildet sie um und giebt sie gebessert und gemildert der Gesellschaft zurück. Das ist der Prozeß, durch den das Christenthum, trotz der von der staatlichen Macht angewandten Gewalt, die dem Fortschritt der Menschen hinderlich ist, die Menschen immer mehr und mehr erobert.

Das Christenthum dringt in das Bewußtsein der Menschen ein, nicht bloß trotz der Anwendung der Gewalt, sondern mit ihrer Hülfe.

Und darum beweist die Behauptung der Vertheidiger der staatlichen Ordnung, daß die Schlechten über die Guten Macht haben werden, sobald man die staatliche Gewalt beseitigt, nicht nur nicht, daß dies (die Herrschaft der Bösen über die Guten) gefährlich wäre, da das ja stets geschieht, sondern im Gegentheil, sie beweist, daß die staatliche Gewalt, die dem Bösen die Möglichkeit giebt, über die Guten zu herrschen, eben das Uebel ist, das zu vernichten wünschenswerth ist, und das sich beständig durch das Leben selbst vernichtet.

„Wenn es aber auch richtig wäre, daß die staatliche Gewalt in dem Augenblicke aufhört, wo die Machtinhaber insoweit Christen sein werden, daß sie selbst auf sie verzichten, und es keine Menschen mehr geben wird, die bereit sein werden, ihre Stelle einzunehmen, und wenn es richtig ist, daß dieser Prozeß sich vollzieht," sagen die Vertheidiger der bestehenden Ordnung, „wann wird das sein?" Wenn achtzehnhundert Jahre vorübergegangen sind und es immer noch so Viele giebt, die gern die Macht ergreifen, und Wenige, die sich gern unterordnen, so fehlt durchaus die Wahrscheinlichkeit nicht bloß, daß das sehr bald, sondern daß es überhaupt je eintritt.

Giebt es auch, wie es ja unter allen Menschen früher gegeben hat, solche, die einen Verzicht auf die Macht ihrer Anwendung vorziehen, so ist der Vorrath an Menschen, die die Macht der Unterordnung vorziehen, so groß, daß man sich schwer eine Zeit vorstellen kann, in der er sich erschöpft haben sollte.

Damit sich dieser Prozeß der Christianisirung aller Menschen vollziehe, damit alle Menschen einer nach dem anderen von der heidnischen Lebensauffassung zur christlichen übergehen und freiwillig auf Macht und Reichthum verzichten und Niemand den Wunsch hege, sich ihrer zu bedienen, wäre es nöthig, nicht nur, daß alle jene rohen, halbwilden, gänzlich für die Annahme des Christenthums und seiner Uebung unfähigen Menschen, deren es stets viele in jeder Gesellschaft gegeben hat, sich zum Christenthum umbildeten und es befolgten, sondern auch alle wilden und überhaupt nicht christlichen Völker, deren es noch so viele außerhalb des Christenthums giebt. Wenn man daher zugiebt, daß der Prozeß der Christianisirung sich einmal an allen Menschen vollzieht, so muß man, darnach zu urtheilen, wie langsam er während der 1800 Jahre fortgeschritten ist, annehmen, er würde erst in mehrmal 1800 Jahren sich vollziehen, und darum hat man keinen Grund,



jetzt an die unmögliche Vernichtung der Macht zu denken, man muß sich nur darum bemühen, daß diese Macht in den besten Händen sei."

Das wenden die Vertheidiger der bestehenden Ordnung ein. Diese Betrachtung wäre vollkommen berechtigt, wenn sich der Uebergang der Menschen von der einen Lebensauffassung zur andern nur durch diesen Prozeß vollzöge, bei dem jeder Mensch einzeln und einer nach dem anderen die Eitelkeit der Macht erkennt und auf innerem Wege zu den christlichen Wahrheiten gelangt. Dieser Prozeß vollzieht sich unaufhörlich, und die Menschen gehen einer nach dem anderen auf diesem Wege auf die Seite des Christenthums hinüber.

Aber nicht nur auf diese eine, innerliche Weise treten die Menschen auf die Seite des Christenthums über, sondern auch auf eine zweite äußerliche Weise, bei der die Folgerichtigkeit dieses Ueberganges zerstört wird.

Der Uebergang der Menschen von der einen Ordnung des Lebens zur andern vollzieht sich nicht ununterbrochen, so, wie der Sand in der Sanduhr fällt, ein Sandkörnchen nach dem andern, vom ersten bis zum letzen, sondern eher so, wie das Wasser in ein in Wasser gesenktes Gefäß dringt, das Anfangs nur von der einen Seite langsam und gleichmäßig Wasser einläßt und dann, von dem Gewicht des bereits eingedrungenen Wassers niedergedrückt, plötzlich schnell versinkt und fast auf einmal das ganze Wasser aufnimmt, das es fassen kann.

Dasselbe vollzieht sich mit den Gemeinschaften der Menschen bei dem Uebergange von einer Auffassung und daher auch Ordnung des Lebens zur andern. Die Menschen nehmen allmählich und langsam einer nach dem andern die neue Wahrheit auf dem inneren Wege an und befolgen sie im Leben; hat aber die Wahrheit erst eine gewisse Verbreitung gefunden, so wird sie von ihnen nicht auf innere Weise, nicht gleichmäßig, sondern fast unwillkürlich auf einmal angeeignet.

Darum ist die Meinung der Vertheidiger der bestehenden Ordnung unrichtig, daß, wenn im Verlauf von 1800 Jahren nur ein kleiner Theil der Menschen auf die Seite des Christenthums getreten ist, es noch mehrmal 1800 Jahre bedarf, bis alle übrigen Menschen auf seine Seite treten. Sie ist darum unrichtig, weil bei dieser Ansicht nicht die andere, neben der innerlichen Erlangung der Wahrheit geltende Weise der Aneignung einer neuen Wahrheit durch die Menschen und des Uebergangs von einer neuen Lebensstruktur zur andern in Rechnung gezogen wird.

Diese zweite Art der Aneignung einer neu enthüllten Wahrheit durch die Menschen und der Uebergang zu einer neuen Lebensordnung besteht darin, daß die Menschen sich die Wahrheit nicht nur darum aneignen, weil

sie sie mit prophetischem Gefühl oder durch die Erfahrung des Lebens erkennen, sondern auch darum, weil bei einem gewissen Grade der Verbreitung der Wahrheit die Menschen, die auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung stehen, sie auf einmal annehmen, lediglich aus Vertrauen zu Denen, die sie auf innerem Wege angenommen haben und sie im Leben anwenden.

Jede neue Wahrheit, die die Ordnung des menschlichen Lebens verändert, und die die Menschheit vorwärts bringt, wird anfänglich nur von einer ganz kleinen Anzahl von Menschen angenommen, die sie auf innerem Wege ergriffen haben. Die übrigen Menschen dagegen, die aus Vertrauen die vorhergegangene Wahrheit angenommen hatten, auf welcher die bestehende Ordnung beruht, widerstreben stets der Verbreitung der neuen Wahrheit.

Da aber erstens die Menschen nicht auf einer Stelle stehen bleiben, sondern ununterbrochen fortschreiten und immer mehr und mehr die Wahrheit erkennen und sich ihr in ihrem Leben nähern, und weil sie zweitens alle ihrem Alter, ihrer Erziehung, ihrer Abstammung nach veranlagt sind zu einem allmählichen Fortschreiten von den Menschen, die am ehesten befähigt sind, die neu enthüllte Wahrheit auf innerem Wege zu begreifen, zu Menschen, die am wenigsten dazu befähigt sind, so gehen die Menschen, die ihnen am nächsten stehen, die auf innerem Wege die Wahrheit erkannt haben, einer nach dem andern anfangs in längeren Zeitpausen und dann immer häufiger und häufiger auf die Seite der neuen Wahrheit über, und die Zahl der Menschen, die die neue Wahrheit anerkennen, wächst beständig, und die Wahrheit wird immer einleuchtender und einleuchtender.

Und je mehr Menschen die neue Wahrheit sich aneignen, und je einleuchtender die Wahrheit wird, desto größer wird das Vertrauen bei den Uebrigen, die auf der niedrigeren Stufe der Erkenntniß stehen, desto leichter wird es für sie, sie zu erlangen, und desto größer wird die Zahl, die sie sich aneignet. Und so schreitet die Bewegung fort, wird immer schneller und schneller, immer breiter und breiter wie ein Schneeball, bis sich eine mit der neuen Wahrheit übereinstimmende öffentliche Meinung bildet und die ganze übrige Masse der Menschen nicht mehr einzeln, sondern alle auf einmal, unter dem Druck dieser Kraft übertritt auf die Seite der neuen Wahrheit und eine dieser Wahrheit entsprechende neue Lebensordnung sich gestaltet.

Die Menschen, die auf die Seite einer neuen, bis zu einem gewissen Grade der Verbreitung gelangten Wahrheit übergehen, gehen zu ihr stets auf einmal über, in Massen, ähnlich dem Ballast, mit dem man stets zur

Erhaltung des Gleichgewichts und des regelmäßigen Ganges jedes Schiff anfüllt. Ohne Ballast würde das Schiff nicht ruhig im Wasser gehen und seine Richtung bei der geringsten Veränderung der Umstände ändern. Dieser Ballast, der anfangs überflüssig erscheint, ja, als ein Hinderniß für den Gang des Schiffes, ist eine nothwendige Vorbedingung seiner regelmäßigen Fortbewegung.

So ist es auch mit der Masse der Menschen, die stets nicht einer nach dem andern, sondern stets auf einmal unter dem Einfluß einer neuen öffentlichen Meinung von einer Ordnung des Lebens zur andern übergeht. Diese Masse verhindert durch ihre Trägheit den schnellen, durch menschliche Weisheit nicht bewährten häufigen Uebergang von einer Lebensordnung zur andern und hält jede, durch lange Erfahrung des Kampfes erprobte, in das Bewußtsein der Menschen eingedrungene Wahrheit fest.

Darum ist auch die Meinung falsch, daß, wenn nur ein ganz kleiner Theil der Menschheit die christliche Wahrheit sich im Laufe von achtzehn Jahrhunderten angeeignet hat, die ganze Menschheit sie erst durch viele, vielemal 1800 Jahre aneignen wird, das heißt in so später Zeit, daß wir, die wir jetzt leben, gar nicht daran denken können. Falsch ist sie deßhalb, weil die Menschen, die auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung stehen, die Nationen und Menschen, die von den Vertheidigern der bestehenden Ordnung als ein Hinderniß für die Verwirklichung der christlichen Lebensordnung hingestellt werden, eben die Menschen sind, die stets auf einmal in Massen auf die Seite einer Wahrheit treten, die von der öffentlichen Meinung angenommen ist.

Und darum wird die Umwandlung im Leben der Menschheit, durch die die Menschen, die sich in der Macht befinden, auf sie verzichten, und unter den Menschen, die sich der Macht fügen, sich keine mehr finden werden, die bereit sein werden, sie zu ergreifen, nicht erst dann erfolgen, wenn alle Menschen, einer nach dem andern, bis zum letzten mit Bewußtsein die christliche Lebensauffassung sich werden angeeignet haben, sondern dann, wenn eine bestimmte und Allen einleuchtende christliche öffentliche Meinung sich gebildet haben wird, der sich die ganze träge Masse unterwirft, die nicht befähigt ist, auf innerlichem Wege sich Wahrheiten anzueignen, und eben darum stets der öffentlichen Meinung unterliegt.

Die öffentliche Meinung aber bedarf zur Entstehung und Verbreitung nicht Hunderte und Tausende von Jahren, sie hat die Eigenthümlichkeit, ansteckend auf die Menschen zu wirken und mit großer Schnelligkeit eine große Anzahl Menschen zu erfassen.

„Wenn es aber auch richtig ist,“ sagen die Vertheidiger der be-

stehenden Ordnung, „daß die öffentliche Meinung bei einem gewissen Grade von Bestimmtheit und Klarheit die träge Masse der Menschen, die außerhalb der christlichen Gemeinschaft steht — die nicht-christlichen Völker — und die verdorbenen und rohen Menschen, die in der Gesellschaft leben, veranlassen kann, sich ihr zu unterwerfen, welche Anzeichen haben wir dafür, daß diese christliche, öffentliche Meinung sich gebildet hat und die Wirksamkeit der Gewalt ablösen kann?"

„Man kann sich nicht in die Gefahr begeben, die Gewalt zu verwerfen, durch die die bestehende Ordnung erhalten wird, und sich auf eine unfaßbare und unbestimmte Kraft der öffentlichen Meinung zu verlassen und den wilden Menschen außerhalb und innerhalb der Gesellschaft zu gestatten, straflos zu plündern, zu tödten und auf jede Weise die Christen zu vergewaltigen."

„Wenn wir mit Hilfe der Macht uns vor den unchristlichen Elementen schützen, die stets bereit sind, uns zu überschwemmen und alle Fortschritte der Zivilisation zu vernichten, giebt es dann erstens eine Wahrscheinlichkeit, daß die öffentliche Meinung die Kraft ersetzen und uns schützen könnte, und wie soll man zweitens den Moment finden, in dem die öffentliche Meinung so stark geworden ist, daß sie die Macht ablösen kann? Die Macht ablösen und sich zur Vertheidigung seiner eigenen Person bloß auf die öffentliche Meinung zu verlassen, hieße so unvernünftig handeln, wie ein Mensch in einem Zwinger, der seine Waffe fortwürfe und alle Löwen und Tiger aus den Käfigen ließe, weil er sich darauf stützt, daß die Thiere in den Käfigen und unter den glühenden Stäben friedlich erschienen."

„Und darum haben die Menschen, die die Macht inne haben, die vom Schicksal oder von Gott in die Stellung der Machthaber gebracht sind, nicht das Recht, alle Erfolge der Zivilisation bloß darum der Gefahr des Untergangs auszusetzen, weil sie den Versuch zu machen wünschen, ob die öffentliche Meinung die Einschränkung der Macht ersetzen kann oder nicht, und darum dürfen sie auch der Gewalt nicht ein Ende machen."

Nichts verhindert mehr als diese falsche Betrachtung in unserer Zeit den Fortschritt der Menschheit und die Aufrichtung einer solchen Lebensordnung, wie sie der jetzigen Erkenntniß entspräche.

Die Menschen, die die Macht inne haben, sind überzeugt davon, daß die Menschen nur von der Gewalt getrieben und geleitet werden, darum wenden sie zur Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung kühn die Gewalt an. Die bestehende Ordnung aber hält sich nicht durch die Gewalt, sondern durch die öffentliche Meinung, deren Wirksamkeit durch die Gewalt

beeinträchtigt wird. Darum schwächt die Wirksamkeit der Gewalt und verletzt eben das, was sie aufrecht erhalten will.

Die Gewalt leugnet stets, im besten Falle, wenn sie nicht nur die persönlichen Zwecke der Menschen verfolgt, die sich in der Macht befinden, und verdammt in der einen unbeweglichen Form des Gesetzes das, was meistentheils schon weit früher durch die öffentliche Meinung geleugnet und verurtheilt worden ist, nur mit dem Unterschied, daß die öffentliche Meinung alle die Handlungen, die dem Sittengesetz widerstreben, leugnet und verurtheilt, indem sie in ihrem Urtheil die verschiedensten Handlungen zusammenfaßt, während das Gesetz, das durch die Gewalt aufrecht erhalten wird, nur eine ganz bestimmte sehr enge Reihe von Handlungen verurtheilt und verfolgt und dadurch gewissermaßen alle Handlungen derselben Ordnung rechtfertigt, die nicht in seinen Kreis gezogen sind.

Die öffentliche Meinung hält schon seit den Zeiten Mosis den Eigennutz, die Schwelgerei, die Grausamkeit für ein Uebel und verdammt sie. Und sie verwirft und verurtheilt jegliche Erscheinung des Eigennutzes, nicht nur die Aneignung fremden Eigenthums durch Gewalt, Betrug oder List, sondern auch die gewaltsame Ausnützung; sie verurtheilt jede Art von Unzucht, sei es mit einem Kebsweib, einer Sklavin oder einer geschiedenen Frau; sie verurtheilt jegliche Grausamkeit, wie sie sich in Mißhandlungen, in schlechtem Unterhalt, in Mord, nicht nur von Menschen, sondern auch von Thieren ausspricht. Das Gesetz aber, das auf der Gewalt beruht, verfolgt nur bestimmte Formen des Eigennutzes, wie: Diebstahl, Betrug und bestimmte Formen der Unzucht und der Grausamkeit, wie: die Verletzung der ehelichen Treue, Mord, Verstümmelung, und gestattet daher gewissermaßen alle die Erscheinungen des Eigennutzes, der Unzucht und der Grausamkeit, die sich unter ihre enge, von einer falschen Auffassung eingegebene Definition nicht unterordnen.

Aber nicht genug, daß die Gewalt die öffentliche Meinung verdirbt, sie weckt in den Menschen noch die gefährliche Ueberzeugung, daß die Menschen nicht durch eine geistige Kraft vorwärts schreiten, die sie zu der Erlangung der Wahrheit und zu ihrer Verwirklichung hinzieht, jene geistige Kraft, die die Quelle jedes Fortschrittes der Menschheit bildet, sondern durch Gewalt — durch eben die Handlung, die nicht nur die Menschen der Wahrheit nicht näher bringt, sondern sie stets von ihr entfernt.

Diese Verirrung gleicht der, in der sich die Menschen befinden würden, wenn sie einen Dampfwagen dadurch aufhalten wollten, daß sie seine Räder mit den Händen hemmen würden, ohne daran zu denken, daß die Hauptursache seiner Bewegung die Ausbreitung des Dampfes ist und nicht die

Bewegung der Räder. Die Menschen, die mit Händen und Hebeln die Räder drehen wollten, würden damit nur den Schein einer Bewegung hervorrufen, indem sie nur die Räder bewegen und dadurch die Möglichkeit der wirklichen Bewegung hindern würden. Ganz so handeln die Menschen, welche glauben, vermöge der äußeren Macht die Menschen vorwärts zu bewegen.

Die Menschen sagen, ein christliches Leben ohne Gewalt könne darum nicht fest gegründet sein, weil es wilde Völker außerhalb der christlichen Gesellschaft giebt — in Afrika, in Asien (Viele stellen sogar die Chinesen als eine solche Bedrohung unserer Zivilisation hin), und weil es so rohe und verderbte und, nach der neuen Theorie der Vererbung, von Natur veranlagte Verbrecher in den christlichen Gesellschaften giebt, und um diese und jene Menschen von der Zerstörung unserer Zivilisation abzuhalten, sei die Gewalt nothwendig.

Aber diese wilden Menschen außerhalb und innerhalb der Gesellschaft, mit denen wir uns und andere einschüchtern, sind nie von der Gewalt überwunden worden und sind auch jetzt nicht von ihr überwunden. Die Völker haben sich nie andere Völker bloß durch Gewalt unterworfen. Stand ein Volk, das ein anderes unterworfen hatte, auf einer niederen Stufe der Entwicklung, so wiederholte sich immer der Vorgang, daß nicht dieses mit Gewalt seine Lebensordnung eingeführt hat, daß es sich vielmehr stets der Lebensordnung gefügt hat, die bei dem unterworfenen Volke herrschte. Wenn irgend eines von den mit Gewalt unterjochten Völkern unterworfen wurde, so geschah es durch die öffentliche Meinung, nie durch die Gewalt, die vielmehr ein Volk nur immer mehr und mehr erregt.

Wenn in der Geschichte ganze Völker einem neuen religiösen Bekenntniß zugeführt wurden, wenn ganze Völkern sich taufen ließen oder zum Islam übergingen, so vollzog sich diese Umwandlung nicht, weil die in der Macht Befindlichen sie dazu zwangen (Gewalt hat im Gegentheil öfter den Fortschritt nach der entgegengesetzten Seite gefördert), sondern weil sie dazu die öffentliche Meinung zwang. Völker aber, die mit Gewalt gezwungen werden sollten, den Glauben der Sieger anzunehmen, haben ihn nie angenommen.

Dasselbe gilt von den rohen Elementen, die inmitten der Gesellschaft leben: weder Vergrößerung noch Verminderung der Strenge der Strafen, noch die Veränderung der Gefängnisse, noch die Vergrößerung der Polizei haben je die Zahl der Verbrechen vermindert oder vergrößert — sie vermindert sich nur in Folge der Veränderung der öffentlichen Meinung. Keinerlei Strenge hat in manchen Ländern die Duelle und die Blutrache

auszurotten vermocht. So viel man auch die Tscherkessen strafte, sie hören nicht auf, aus Abenteuerlust zu stehlen, weil kein Mädchen einen jungen Mann nimmt, der nicht seinen kecken Muth bewiesen hat, indem er ein Pferd oder wenigstens einen Widder gestohlen hat. Wenn die Menschen aufhören werden, Zweikämpfe zu führen, und die Tscherkessen, zu stehlen, so geschieht es nicht aus Furcht vor den Strafen (die Furcht vor der Strafe erhöht nur den Reiz der Abenteuerlust), sondern weil die öffentliche Meinung sich verändern wird. Und so ist es auch bei allen anderen Vergehen. Gewalt kann nie das aus der Welt schaffen, was von der öffentlichen Meinung anerkannt wird. Im Gegentheil, die öffentliche Meinung braucht nur der Gewalt schnurstracks zu widersprechen, und sie vernichtet jede Handlung der Gewalt, wie dies bei jedem Martyrium war und stets ist.

Was geschehen würde, wenn man gegen die feindlichen Völker und die verbrecherischen Elemente der Gesellschaft keine Gewalt gebrauchte, das wissen wir nicht. Das aber, daß jetzt die Anwendung der Gewalt weder die Einen noch die Anderen überwindet, das wissen wir nach einer langen Erfahrung zur Genüge.

Wie will man auch mit Kraft Völker unterwerfen, deren ganze Erziehung, deren Ueberlieferungen alle, ja, deren religiösen Lehren dahin führen, die höchste Tugend im Kampf mit den Knechtenden und dem Streben nach Freiheit zu sehen? Und wie will man mit Gewalt die Verbrechen inmitten unserer Gesellschaften ausrotten, wenn das, was die Regierungen Verbrechen nennen, von der öffentlichen Meinung für eine Heldenthat gehalten wird?

Solche Völker und solche Menschen kann man nur mit Gewalt ausrotten, wie es auch thatsächlich geschieht, unterwerfen kann man sie nicht.

Um dem Christenthum die wilden Völker zu unterwerfen, die uns nicht anrühren, und zu deren Bedrückung wir durch nichts berufen sind, beginnen wir, anstatt sie vor Allem in Ruhe zu lassen und im Falle der Nothwendigkeit oder des Wunsches einer Annäherung mit ihnen auf sie einzuwirken durch ein christliches Verhältniß zu ihnen, durch die christliche Lehre, durch wahrhaft christliche Werke der Duldung, der Demuth, der Enthaltung, der Reinheit, der Brüderlichkeit, der Liebe, wir beginnen statt dessen damit, bei ihnen Märkte für den Handel zu eröffnen, die nur unseren Vortheil bezwecken, wir nehmen ihnen ihren Boden, verkaufen ihnen Wein, Tabak, Opium, das heißt, wir führen sie zur Entartung und führen bei ihnen unsere Ordnungen ein, lehren sie die Gewalt und alle ihre Methoden, das heißt, wir lehren sie, das eine thierische Gesetz des Kampfes zu befolgen, unter welches der Mensch nicht mehr sinken kann,

wir thun alles Das, was nöthig ist, um ihnen Das zu verhüllen, was christlich in uns ist.

Dasselbe gilt auch für die sogenannten Verbrecher, die inmitten unserer Gesellschaft leben. Um diese Menschen dem Christenthum zu unterwerfen, giebt es nur ein einziges Mittel: die christliche öffentliche Meinung, die unter diesen Menschen nur entwickelt werden kann durch die wahre christliche Lehre, unterstützt vom wahren christlichen Muster des Lebens, und um diese christliche Lehre zu predigen und sie durch das christliche Beispiel zu stützen, errichten wir mitten unter diesen Menschen qualvolle Gefängnisse, Guillotinen, Galgen und andere Vorbereitungen zum Todtschlag, auf die wir alle unsere Kraft verwenden, schaffen wir für das untere Volk götzendienerische Glaubenslehren, die sie betäuben sollen, richten wir den behördlichen Verkauf betäubender Gifte ein, des Weins, des Tabaks, des Opiums, ja, ordnen wir die Prostitution; geben wir den Boden Menschen, die ihn nicht brauchen, veranstalten Schauspiele sinnloser Lust inmitten der Bettelarmuth, vernichten die Möglichkeit jedes Scheines einer christlichen öffentlichen Meinung, zerstören sorgfältig die entstehende christliche öffentliche Meinung und führen dann eben diese Menschen, die wir zur Entartung geführt haben, indem wir sie wie wilde Thiere hinter Schloß und Riegel gehalten haben, an Orte, denen sie nicht entspringen können, und an denen sie noch mehr verlieren, oder indem wir sie gar tödten, führen wir eben diese Menschen, die wir von allen Seiten zerstört haben, als Beweise dessen an, daß man auf die Menschen nicht anders einwirken könne, als durch rohe Gewalt.

Es vollzieht sich da etwas Aehnliches, wie es bei sorgsamen, unwissenden Aerzten vorkommt, die einen durch die Kraft der Natur genesenden Kranken erst in die schlechtesten hygienischen Bedingungen bringen, ihm mit giftigen Arzneien den Magen füllen und dann behaupten, der Kranke sei nur in Folge ihrer hygienischen Maßregeln und ihrer Kur nicht gestorben, während der Kranke längst gesund gewesen wäre, wenn sie ihn in Ruhe gelassen hätten.

Die Gewalt, die man als das Werkzeug der Aufrechterhaltung einer christlichen Lebensordnung hinstellt, bringt nicht nur diese Wirkung nicht hervor, im Gegentheil, sie verhindert die öffentliche Ordnung, Das zu sein, was sie sein könnte und sollte. Die öffentliche Ordnung ist Das, was sie ist, nicht dank der Gewalt, sondern trotz ihr.

Und darum ist die Behauptung der Vertheidiger der bestehenden Ordnung, daß, wenn die Gewalt kaum die schlechten, unchristlichen Elemente der Menschheit davor bewahrt, uns zu überfallen, die Beseitigung der Ge-

walt und ihr Ersatz durch die öffentliche Meinung die Menschheit nicht schützen würde, falsch. Falsch darum, weil die Gewalt die Menschheit nicht schützt, sondern im Gegentheil die Menschheit der einzigen Möglichkeit beraubt, sich durch Bildung und Ausbreitung der christlichen öffentlichen Meinung gegen die bestehende Lebensordnung wirksam zu schützen. Nur bei der Beseitigung der Gewalt wird die christliche öffentliche Meinung vor Verdrehung geschützt sein, wird sie die Möglichkeit unbehinderter Verbreitung erlangen, und die Menschen werden ihre Kräfte nicht auf Das richten, was ihnen nicht nöthig ist, sondern auf die eine geistige Kraft, die sie bewegt.

„Aber wie soll man den augenscheinlichen, greifbaren Schutz der Polizeimänner mit dem Revolver aufgeben und sich auf etwas Unsichtbares, Ungreifbares — auf die öffentliche Meinung verlassen? Ist sie oder ist sie nicht vorhanden? Vor Allem aber, diese Ordnung der Dinge, in der wir leben, kennen wir. Ob sie gut oder schlecht ist, wir kennen ihre Mängel und sind an sie gewöhnt, wir wissen, wie wir uns zu verhalten haben, was wir in den gegenwärtigen Verhältnissen zu thun haben; was aber dann sein wird, wenn wir uns von ihr lossagen und uns auf etwas Unsichtbares, Ungreifbares verlassen, ist durchaus unbekannt."

Und den Menschen erscheint diese Ungewißheit, in die sie eintreten, wenn sie sich von den bekannten Ordnungen des Lebens losgesagt haben, schrecklich. Gut ist es, die Ungewißheit zu fürchten, wenn die Lage, die uns als gewiß bekannt ist, gesichert und begründet ist. Aber unsere Lage ist nicht nur nicht gesichert, sondern wir wissen unzweifelhaft, daß wir am Rande des Verderbens stehen.

Sollen wir uns schon fürchten, so fürchten wir uns vor dem, was wirklich schrecklich ist, und nicht vor dem, was unserer Vermuthung schrecklich erscheint.

Wenn wir uns fürchten, eine Anstrengung zu machen, um uns aus den verderblichen Verhältnissen zu reißen, nur weil die Zukunft uns nicht völlig bekannt ist, gleichen wir den Passagieren eines sinkenden Schiffes, die sich fürchten würden, den Kahn zu besteigen, der sie ans Ufer bringen soll, und sich in der Kajüte zusammendrängten und aus ihr nicht herausgehen wollten; oder den Schafen, die aus Furcht vor dem Feuer, das das Gehöft ergriffen hat, sich unter den Schuppen zusammendrängen und nicht zum offenen Thor hinausgehen.

Kann man uns Menschen, die an der Schwelle eines Gefahr und Vernichtung drohenden europäischen Krieges stehen, gegen den, wie die sagen, die ihn vorbereiten, die Entsetzen des Jahres 1793 ein Kinderspiel sein werden — von einer Gefahr sprechen, die uns von den Daho-

meys, Zulus und dergleichen droht, die in fernen Welttheilen leben und gar nicht daran denken, uns zu überfallen, oder von den wenigen Tausenden von uns selbst erzeugten und verführten Betrügern, Dieben und Mördern, deren Zahl bei all unseren Gerichten, Gefängnissen und Todesstrafen nicht abnimmt.

Außerdem ist diese Angst vor der Beseitigung des sichtbaren Schutzes des Polizeimannes vornehmlich nur die Angst der Städter, das heißt, der Menschen, die in anormalen und künstlichen Verhältnissen leben. Menschen, die in natürlichen Verhältnissen leben, nicht in Städten, sondern inmitten der Natur, im Kampfe mit ihr, leben ohne diesen Schutz, sie wissen, wie wenig sie die Gewalt schützen kann vor den sie umgebenden wirklichen Gefahren. In dieser Furcht ist etwas Krankhaftes, das vorzüglich von den lügenhaften Bedingungen abhängt, in welchen die Meisten von uns leben und aufgewachsen sind.

Ein Psychiater erzählte einmal, im Sommer, als er aus dem Krankenhaus kam, hätten ihn Geisteskranke zur Thür auf die Straße geleitet. „Kommt mit mir in die Stadt," schlug ihnen der Arzt vor. Die Kranken stimmten zu, und ein kleines Häuflein ging mit dem Arzt. Je weiter sie aber vorwärts kamen in den Straßen, auf denen eine freie Bewegung der gesunden Menschen sich vollzog, desto zaghafter wurden sie, desto enger und enger drängten sie sich an den Arzt und hielten ihn im Gange auf. Endlich baten ihn Alle, sie wollten zurück in ihr Krankenhaus, zu ihrer unvernünftigen, aber gewohnten Lebensweise, zu ihren Wächtern, Schlägen, Zwangsjacken, Einzelzellen.

So drängen auch zu ihrer unvernünftigen Lebensweise, zu ihren Fabriken, Gerichten, Gefängnissen, Todesstrafen, Kriegen die Menschen zurück, die das Christenthum zur Freiheit, zu einem uneingeschränkten, vernünftigen Leben des zukünftigen, kommenden Jahrhunderts aufruft.

Die Menschen sagen: „Was wird uns schützen, wenn die bestehende Ordnung vernichtet wird? Wie werden diese neuen Ordnungen sein, die an die Stelle der jetzigen treten? So lange wir nicht wissen, wie unser Leben sich gestaltet, werden wir nicht vorwärts gehen und uns nicht vom Platze rühren." — Diese Forderung klingt so, als wenn ein Erforscher neuer Länder eine ausführliche Schilderung des Landes verlangen würde, das er betritt.

Wäre das Leben des einzelnen Menschen in dem Augenblick des Ueberganges von einem Lebensalter in das andere ihm vollständig bekannt, er hätte keinen Grund, zu leben. So ist es auch mit dem Leben der Menschheit. Hätte sie ein Programm des Lebens, das sie bei dem Eintritt

in ein neues Lebensalter erwartet, so wäre das das treueste Merkmal dessen, daß sie nicht lebt, nicht vorwärts schreitet, sondern an eine Stelle festgewachsen ist.

Die Bedingungen einer neuen Lebensordnung können uns nicht bekannt sein, denn sie müssen von uns selbst geschaffen werden. Nur darin besteht das Leben, das Unbekannte zu erkennen, um mit dieser neuen Erkenntniß seine Thätigkeit in Einklang zu bringen.

Darin besteht das Leben der einzelnen Menschen, darin das Leben der menschlichen Gemeinschaften und der Menschheit.

Jassnaja Poljana. Leo N. Tolstoj.

Ellerbaum.

Kahl und öde liegt die graue Fläche da. Der Wind streicht darüber hin und wirbelt die feinen Staubtheilchen der ausgedörrten Erde lustig in die Höhe. Grauer Staub senkt sich auf die Blüthen der buntfarbigen Feldblumen, grauer Staub legt sich auf die Halme der grünen Gräser am Wegesrand.

Ueber der schmalen Landstraße schwebt der feine, trockene Staub erstickend hin und her. Aber die weibliche Gestalt an der Wegkreuzung achtet seiner nicht. Sie stellt sich an den Wegweiser, betrachtet mit blöden Augen die Aufschrift des einen Armes „Nach Seßhof", reißt die Augen dann weit auf, beugt den Oberkörper und streckt den Kopf so weit als möglich vor. Aber es ist Nichts zu sehen. Sie zieht den Kopf langsam zurück und neigt das Ohr auf die Schulter. Doch auch zu hören ist nichts als das Wehen des Windes. Sie bindet sich ihr Kopftuch fester zu, läßt die Arme schlaff herunterhängen und steht ein Weilchen unbeweglich. Dann verzieht sich ihr Mund zu einem Grinsen. Sie setzt sich am Rande des Weges nieder, mitten hinein in den dicken Staub. Der fliegt munter empor und setzt sich dann langsam auf das zarte Gewebe des weißen Tüllkleides. Die Trägerin dieses Kleides schaut dem Steigen und Sinken der Staubpünktchen achtlos zu, dann scheint ihr das Wechselspiel Freude zu machen: sie greift mit beiden Händen in das Kleid hinein und schüttelt es

ruckweise hin und her. Der graue Staub wirbelt lustig durch die Webe zellen des durchsichtigen Stoffes, auf und nieder, den Schüttelbewegungen der Sitzenden folgend. Zuletzt aber wird diese gar zu lebendig und gar zu eifrig in ihrer Beschäftigung. Der emporgetriebene Staub vermag sich nicht mehr niederzulassen, er umhüllt in dichter Wolke die Gestalt der Sitzenden. Diese läßt die Arme jetzt ruhen, bringt einen dumpfen Jodelruf hervor und stemmt die halbgeballten Hände auf den Erdboden.

Ihre Blicke fallen auf den bestäubten Tüllrock, dessen Farbe sich jetzt von der Farbe der grauen Kattunjacke nicht sonderlich unterscheidet. Sie hebt die Oberlippe über die weiße Zahnreihe hinauf und lacht. Ja, ja, sie ist nicht so dumm! Man hat ihr verboten, das Tüllkleid außerhalb des Hauses zu tragen. Aber sie ist schlauer als die Seßhof'schen. Sie hat sich doch auf unbewachten Gängen in diesem weißen Rock aus dem Hause geschlichen. Sie muß ein gutes Kleid anhaben, um ihm entgegengehen zu können. Wenn sie nur wüßte, wie er eigentlich heißt! Man hat es ihr freilich gesagt, aber sie kann sich nicht mehr auf den Namen besinnen. Wie er wohl aussehen mag? Er sei alt und häßlich, hat ihr der Seßhof'sche Oheim gesagt. Das glaubt sie aber nicht. Denn Vetter Karl sollte ihn mitbringen und Vetter Karl hat ihr bisher nur junge hübsche Freunde mitgebracht.

Zwei Buben schlendern des Weges daher. Die Gestalt am Wege ist noch in Gedanken versunken und bemerkt die Herankommenden nicht.

„Sieh doch dies Veilchen am Wege!" ruft der eine plötzlich und deutet auf die einsame Weghüterin.

Sie wendet den Kopf nur ein wenig und versucht schämig zu lächeln. Ein Veilchen am Wege! Ja, das war hübsch gesagt. Wenn sie den Sprecher doch sehen könnte! Aber umdrehen mag sie sich nicht, sie weiß doch auch, was sich schickt.

Jetzt treten die Buben näher. Sie springen in den Graben am Wegesrand und stellen sich gerade vor die sitzende Gestalt hin.

„Fräulein Ellerbaum," sagt der Eine, hier ist mein Freund, der Jakob."

Die Angeredete schaut enttäuscht und unwillig auf. „Geht fort!" murmelt sie. „Was soll ich mit Deinem Jakob anfangen? Ich kann ihn doch nicht essen." Ihre letzten Worte machen sie erst stutzen, dann freut sie sich darüber und stößt einen kurz abgebrochenen Lachton aus. Nun hatte sie es den Jungen doch gut gegeben! Jetzt wußten sie, daß sie überflüssig waren.

„Fräulein Ellerbaum," fährt der Knabe fort, „Sie sollen ihn auch nicht essen, Sie sollen ihn streicheln und lieben. Sehen Sie nur, wie



hübsch er ist." Dabei drückt er seinem Gefährten mit dem Zeigefinger die dicke Nase ein und treibt ihm mit den übrigen Fingern die knochigen Backen auf.

„Geht fort!" brummt die Angeredete. „Ihr seid dumme Jungen. Geht fort! Ellerbaum ist nicht so dumm, daß sie einen dummen Jungen lieben wird. Geht fort! Ellerbaum will Euch gar nicht haben. Geht fort!"

Wir kommen morgen wieder!" sagt der Knabe. „Leben Sie wohl, Fräulein Ellerbaum!"

Die Knaben verschwinden. Ellerbaum streckt die Zunge heraus und zieht sie langsam wieder zurück. Die dummen Jungen, was sie sich einbilden! Nun, sie hat sie wenigstens gut abgefertigt.

Ellerbaum lacht auf und erhebt sich. Eine lustige Singweise kommt ihr in den Sinn, sie versucht, dieselbe zu trällern. Kurz abbrechend und stoßweise entringen sich dumpfe Belltöne ihren Lippen, und der Wind pfeift dazu. Ellerbaum schwärmt in der Erinnerung an das hübsche muntere Liedchen und beginnt zu tanzen. Da stößt ihr Fuß an einen Stein. Sie stolpert und sitzt plötzlich mitten auf der Landstraße.

Etwas verwundert schaut sie sich rings um. Ob sie aufstehen soll und weiter tanzen, dem Stein zum Trotz?

Aus der Ferne vernimmt sie das Rollen eines Wagens. Ob der wohl beim Steinweg einbiegen oder geradewegs auf sie zufahren wird? Sie schaut neugierig aus. Richtig, der Wagen wählt die Richtung nach Seßhof.

„Halt, wer sitzt da auf dem Wege?" ruft der Fahrgast.

„Ein Veilchen am Wege," kichert Ellerbaum vergnügt. Der Kutscher hält die Pferde an, wendet sich dem Reisenden zu und flüstert: „Es ist nur eine Verrückte aus dieser Gegend, die Nichte des Gutsbesitzers von Seßhof."

„Wie sollen wir denn vorbeikommen, wenn sie mitten auf dieser schmalen Straße sitzen bleibt?" fragt der Reisende ungeduldig.

Aber der Kutscher weiß Rath. „Fräulein," sagt er, „der Herr da im Wagen sagt mir eben, er wolle Ihnen einen Kuß geben. Also stehen Sie schnell auf und kommen Sie näher zum Wagen, sonst fahren wir weiter."

Ellerbaum erhebt sich und geht ein paar Schritte am Wegesrand vorwärts, an den Pferden vorbei. Der Kutscher schwenkt die Mütze und sagt:

„Schönen Dank, Fräulein! Den Kuß bringe ich Ihnen heute Abend mit, wenn ich den Weg wieder zurückmache."

Der Wagen fährt weiter. Ellerbaum steht einen Augenblick fassungslos da, dann kreischt sie auf und rennt dem Gefährt nach. Dichte Staubwolken umtanzen sie und benehmen ihr den Athem. Zuletzt sinkt sie erschöpft am Straßengraben nieder. Der Wagen hat sich längst ihren Blicken entzogen.

Sie legt die Hände vors Gesicht. Sie scheint still zu weinen. Dann geht das Weinen in ein halb unterdrücktes, von hastigem Athmen begleitetes Schluchzen über, und zuletzt verwandelt es sich in ein langgezogenes Geheul. Diesem folgen einige Augenblicke der Ermattung.

Langsam ziehen die Einzelbilder des ganzen Vorgangs an ihrer Seele vorüber: wie sie auf dem Wege gesessen, wie der fremde Herr ihr einen Kuß versprochen, und wie der Kutscher sich plötzlich eingemischt und den Herrn an der Ausführung der Zusage gehindert habe. Dieser nichtswürdige Kutscher! Ellerbaum prustet empört. Was ging es den Kutscher an? Hatte er seinen Fahrgästen was zu verbieten? Sie kannte diesen frechen Kutscher sehr genau, er gehörte zum benachbarten Postort und fuhr häufig an Seßhof vorüber. Sie hatte ihm einmal gesagt, er solle doch nicht immer vorbeifahren, er möge doch einmal einen Fahrgast nach Seßhof bringen. Das hatte er ihr auch versprochen. Und das nächste Mal brachte er wirklich einen nach Seßhof, wenigstens rief er ihr zu, als er die Straße entlang fuhr: „Sehen Sie, Fräulein, diesmal bringe ich Ihnen Jemand mit.“ Dann aber hatte er doch nicht an dem Gutsgebäude angehalten, sondern war schnell vorbeigefahren. Der niederträchtige Mensch! Wie konnte er es wagen, die Reisenden gegen deren Willen zum Weiterfahren zu zwingen? Und das Alles nur, um ihnen die Begegnung mit ihr unmöglich zu machen.

Und warum that er das? Warum verwehrte er ihr den Verkehr mit seinen Fahrgästen? O, Ellerbaum ist nicht so dumm! Sie merkt seine Absichten ganz gut. Er ist eifersüchtig. Er selbst will mit ihr anknüpfen. Sagte er nicht deutlich genug, er werde ihr den versprochenen Kuß mitbringen? Aber er soll sich verrechnet haben. Ihm wird sie keinen Kuß geben, er ist doch nur ein einfacher Mensch.

Aber auf welche Weise soll sie trotz der Tücke des Kutschers zu dem versprochenen Kuß gelangen? Wie soll sie erfahren, wohin der fremde Herr gereist ist, oder vielmehr, wie weit der Kutscher ihn fortgeführt hat?

Die Aufgabe ist schwierig. Aber Ellerbaum will sie lösen. Der Kutscher soll nicht frohlocken, die abscheulichen Pläne dieses gemeinen Menschen sollen zu Wasser werden. Sie wird den fremden Herrn aufsuchen, sie wird ihn finden.

Sie erhebt sich und geht langsam nach Seßhof heim, in der Richtung, die der Wagen nahm. Vetter Karls unbekannter Freund, dessen Ankunft sie vorher kaum hat erwarten können, ist längst vergessen. Sie will den fremden Herrn wiedersehen, der sie zu küssen begehrt hat.

Halt, wer kommt ihr da entgegen? Sollte er es sein? Ach nein! Das ist nur Vetter Hans mit seinem Schulfreund Georg. Soll sie sich verstecken, bis die Beiden vorüber sind? Georg ist zwar ein hübscher Junge und hat sich in der ganzen Zeit seines Hierseins recht liebenswürdig gegen sie benommen. Aber er ist nun schon eine ganze Woche hier zu Besuch. Sie hat sich mit ihm abgegeben, weil gerade kein Anderer da war. Jetzt aber kann sie nicht mehr an ihn denken. Er muß sich trösten. Ellerbaum will jetzt den fremden Herrn aufsuchen. Wenn sie nur wüßte, wo derselbe zu finden ist.

Sie will ohne Gruß an Hans und Georg vorbeigehen. Der siebzehnjährige Vetter hält sie auf.

„Halt, Ellerbaum, wohin gehst Du? Hast Du für Deinen Schatz keine Augen?“

Georg zupft Hans am Rock und macht allerlei abwehrende Bewegungen.

„Georg ist gar nicht mein Schatz,“ murmelt Ellerbaum.

„Aber, Ellerbaum, schäme Dich doch, so wetterwendisch zu sein! Die ganze Zeit über warst Du in Georg verliebt und hast ihn immer so zärtlich angeschaut. Und nun bist Du plötzlich so kühl. Das geht doch nicht. Alte Liebe rostet nicht.“

„Nein, ich will den Georg nicht mehr,“ sagte Ellerbaum kurz.

„Aber Ellerbaum, sei doch nicht so leichtsinnig! Hast Du denn schon einen Anderen gefunden?“

„Ja, einen viel Besseren. Georg hat mir noch nie einen Kuß gegeben. Aber dieser wollte mir gleich einen Kuß geben. Den werde ich aufsuchen.“

„Wie sieht er denn aus?“

Ellerbaum stutzt. Die unerwartete Frage verwirrt sie. Ja, wie sah der fremde Herr eigentlich aus? Sie hatte ihn ja kaum zu Gesichte bekommen.

„Das geht Dich gar Nichts an,“ versetzt sie und lacht.

„Aber Ellerbaum, Georg wird sich das Leben nehmen, wenn Du ihm untreu wirst.“

Ellerbaum ist unschlüssig. „Ach nein,“ sagte sie dann. „Ich habe noch nicht gesehen, daß Georg sich das Leben genommen hat.“

„Also willst Du's jetzt sehen?"

Diese Frage verwirrt Ellerbaum. „Ach nein," versetzt sie. „Georg wird schon Andere finden."

„Aber keinen Ellerbaum."

„Ich will den Georg aber nicht mehr. Der Georg kann nur wieder gehen. Ich will den Andern."

„Welchen Andern? Ich dachte, Du willst jetzt Karls Freund haben, der heute mit Karl zusammen herkommen soll. Dem bist Du doch offenbar entgegengegangen."

Ellerbaum stutzt. Den hatte sie ganz vergessen. Sie bedenkt sich einen Augenblick, dann sagt sie:

„Nein, den will ich auch nicht."

„Weißt Du, das wird er Dir sehr übel nehmen. Er wird gewiß gleich wieder fortfahren."

Diese Eröffnung trifft Ellerbaum wie ein Schlag. Nein, Karls Freund darf nicht gleich wieder fortfahren. Lieber opfert sie den fremden Herrn. Sein Bild ist ohnehin in ihrer Erinnerung fast völlig verblaßt. Die Vorstellung dagegen, die sie sich von Karls Freund gemacht hat, wirkt wieder mächtig auf sie.

„Ellerbaum," sagt Hans, „jetzt mußt Du Hurrah rufen. Hörst Du? dort kommt ein Wagen."

Ellerbaum schaut sich um. In der That, es nähert sich ein Wagen. „Hurrah!" ruft sie und hebt die Arme hoch.

Jetzt ist der Wagen so nahe, daß man die darin Sitzenden erkennen kann. Es ist Vetter Karl und ein fremder Herr; beide tragen bunte Burschenmützen. „Nun, Ellerbaum?" fragt Hans und winkt ihr zu. Aber sie ruft nicht mehr Hurrah. Sie dreht sich ein wenig bei Seite und weiß nicht recht, was sie thun soll.

Der Wagen hält. Hans begrüßt seinen Bruder und dessen Freund. „Wir sind Euch feierlich entgegengegangen," sagt er.

„Guten Tag, Ellerbaum," ruft Karl. „Warum drehst Du Dich weg? Ich habe Dir doch meinen Freund mitgebracht, sieh ihn Dir an. Ich sage Dir, er ist der schönste von allen meinen Freunden. Oder kannst Du den Georg nicht gleich vergessen?"

„Ellerbaum, schäm' Dich doch, Dich zu schämen," sagt Hans. „Geh den Männern dreist entgegen, Du gewinnst sie, auf mein Wort. So spricht der alte Goethe. Dem kannst Du's glauben, der versteht sich auf den Rummel."

Dabei faßt er Ellerbaum und dreht sie dem Wagen zu. Sie macht

sich unwillig frei und kehrt sich wieder weg. Dann aber dreht sie sich von selbst langsam um. Allein sie hält die Blicke gesenkt. Darauf schaut sie verstohlen auf den Vetter Karl, aber sofort senkt sie die Augen wieder.

„Ellerbaum,“ sagt Karl, „wenn Du so unliebenswürdig bist und meinen Freund keines Blickes würdigst, dann fährt er gleich wieder fort.“

Jetzt schaut Ellerbaum auf und betrachtet Karls Freund. Sie ist verlegen, ihre Mundwinkel verzerren sich.

„Nun so ist's gut,“ fährt Karl fort. „Aber verlieb' Dich nicht zu sehr, Ellerbaum, hörst Du? Nur ansehen, nicht anfassen.“ Dann giebt er dem Kutscher ein Zeichen, und der Wagen rollt weiter. „Auf Wiedersehen!“ ruft Karl aus dem Gefährt. „Wer von uns wird am schnellsten zu Hause sein?“

„Jetzt müssen wir dem Wagen nachlaufen,“ sagt Hans. „Hörst Du, Ellerbaum? Steh nicht so schwärmerisch da. Wir wollen den Wagen doch einholen.“

Dabei macht er ein paar Schritte und drängt Ellerbaum vorwärts. Diese beginnt plötzlich zu laufen und eilt eine weite Strecke dem Wagen nach. Dann bleibt sie stehen und schöpft Athem. Jetzt erst bemerkt sie, daß Niemand ihr folgt.

Unterdessen sagt Karl zu seinem Fahrtgenossen: „Nun, wie gefällt Dir Deine neue Eroberung?“

„Warum quält Ihr das arme Geschöpf?“ fragt dieser entgegen.

„Wie?“ ruft Karl erstaunt.

„Warum verspottet Ihr sie? Was kann das arme Wesen dafür, daß es den Verstand verloren hat?“

„Nun wahrhaftig,“ versetzt Karl, „diese Strafpredigt hätte ich von Dir nicht erwartet. Doch ich stehe Dir gern Rede. Wir sind durchaus nicht solche Unmenschen, wie Du anzunehmen scheinst Als meine Base vor drei Jahren nach ihrer schweren Kopfverletzung zu uns ins Haus kam, da haben wir uns in der ersten Zeit nicht den geringsten Scherz mit ihr erlaubt. Wir haben Alles gethan, was in unsern Kräften stand. Meine Eltern, besonders meine Mutter, haben sie liebevoll gepflegt und sich eingehend mir ihr beschäftigt. Ihre Wünsche sind nach Möglichkeit erfüllt worden. Freilich hatte sie wenig Wünsche. Sie verschlief einen großen Theil der Tageszeit, und wenn sie wach war, saß sie stumpf und träge da und nahm an nichts Theil. Es ließ sich nicht das Geringste mit ihr anfangen. Je zarter und vorsichtiger man mit ihr umging, desto mehr nahm ihr Stumpfsinn zu. Die unausgesetzte liebevolle Rücksichtnahme wirkte einschläfernd auf ihre Geisteskraft. Nun weiß ich nicht, wer mit den Necke-

reien den Anfang gemacht hat. Ich denke übrigens, es wird sich ganz allmählich von selbst gemacht haben. Jedenfalls mußten wir doch schließlich die Wahrnehmung machen, daß nur Scherze sie aus ihrem trägen Hinbrüten aufrüttelten. Und da begannen wir allmählich, sie auf solche Art aufzumuntern. Hätten wir das nicht gethan, so wäre die Geistesnacht, die sie umfängt, jetzt vielleicht eine ganz undurchdringliche. Wenn wir, das heißt, meine Brüder und ich, nicht zu Hause sind und von den Nachbargütern gerade lange kein Besuch gekommen ist, dann verschläft Ellerbaum wieder wie früher fast die ganze Zeit. Meinen Eltern gelingt es nicht, sie aus diesem Stumpfsinn aufzurütteln. Sie sind zu zartfühlend, um mit dem Unglück Scherz zu treiben. Aber dies Zartgefühl ist gerade hier vom Uebel, es verschlimmert Ellerbaums Zustand. Das sehen die Eltern ein und lassen unsere Scherze stillschweigend gelten, denn nur diese, aus unsern gröberen Empfindungen entspringende Handlungsweise wirkt wohlthätig auf Ellerbaum ein."

„Armes Geschöpf," bemerkt der Freund, „das Unzartheiten noch als Wohlthaten betrachten muß."

Karl zuckt die Achseln. „Was würdest Du denn thun?"

„Das weiß ich nicht. Vielleicht würde ich ganz ebenso verfahren, wie Ihr. Ich tadle Euch ja gar nicht. Es macht nur auf den Fernstehenden einen äußerst unangenehmen Eindruck, wenn er Derartiges zum ersten Mal mit ansieht."

Karl nickt, erwidert aber nichts. Nach einer Weile fragt der Freund: „Warum nennt Ihr sie Ellerbaum?"

„Sie hat sich selbst so genannt," antwortet Karl. „Einmal zu Weihnachten betrachtete sie den Christbaum und meinte, sie wäre gern auch so ein grüner Tannenbaum, um mit so hübschen Sächelchen behängt zu werden. Hans lachte darüber und meinte, sie könne doch nur ein Ellerbaum sein. Sie fand Gefallen an dem Wort und nannte sich seitdem selbst immer so."

„Mit Eurer Beihilfe?"

„Allerdings nicht ohne dieselbe. Wir gehen eben mit guter Art auf ihre Einfälle ein."

„Armes Ding!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Nachbargut von Seßhof ist Besuch angekommen: ein Jugendfreund des jungen Gutsherrn, der Jahre lang nichts von sich hat hören lassen. Nur von Anderen hat der Gutsherr im Verlauf der langen Trennung erfahren, daß sein Freund Walter während dieser Zeit die Berliner Hochschule besucht und schließlich beendet habe. Jetzt ist Walter schon seit



einem Jahr in Amt und Würden. Augenblicklich befindet er sich auf einer Erholungsreise und besucht auch seinen Jugendfreund, der sich in dieser Gegend angekauft hat. Die Freunde haben einander viel zu erzählen, zu fragen und alte Erinnerungen aufzufrischen. Die junge Frau des Gutsherrn hat die Beiden bald allein gelassen, um sie im Plaudern über die alten Zeiten nicht zu stören.

Dies Plaudern hat nun fast zwei Stunden gedauert. Augenblicklich ist ein Stillstand eingetreten. Die Freunde schauen bedächtig vor sich hin und überdenken Alles, was sie von einander gehört haben.

Dann erzählt Walter, er sei auf der Herfahrt von einem verrückten Frauenzimmer aufgehalten worden, das sich mitten auf den Weg gesetzt habe.

„Ach, das war vermuthlich Ellerbaum!“ ruft der Gutsherr.

„So nannte mein Kutscher sie auch,“ fährt Walter fort. „Was ist das eigentlich für eine Person?“

Der Gutsherr zuckt die Achseln. Viel zu berichten weiß er nicht. Sie werde Ellerbaum genannt und sei eine Verwandte der Seßhof'schen, die in Folge eines unglücklichen Falles eine schwere Gehirnerschütterung erlitten habe und seitdem geistesschwach sei. Da sie gutartig sei, wenigstens nie Anfälle von Tobsucht gehabt habe, so habe man sie nicht in einer Anstalt untergebracht; zudem sei sie auch unheilbar. Sie verliebe sich in jeden Mann, den sie sehe; sobald aber ein anderer auf der Bildfläche erscheine, vergesse sie den vorigen.

Die junge Gutsherrin erscheint und bittet die Herren zum Mittagessen. Man setzt sich zu Tische und läßt sich die dargebotenen Speisen wohlschmecken. Walter findet es im Hause seines Freundes sehr gemüthlich. Er erwähnt das mehrmals der Hausfrau gegenüber und spricht von dem anheimelnden Behagen, das von der eigenen Häuslichkeit ausgehe. Die junge Frau lächelt und meint, wer so rede, müsse seine Worte doch zur That werden lassen und sich selbst ein eigenes Heim gründen.

„Sie haben Recht, gnädige Frau,“ versetzt Walter. „Nur hängen die Trauben für mich zu hoch. Ich bin, wie es scheint, zum Nachzügler bestimmt, denn ich komme immer zu spät.“

„Zu spät?“

„Allerdings. Wenn ich Eine gefunden zu haben glaube, die ich allen Anderen vorziehen würde, dann ist dieselbe schon verheirathet oder wenigstens verlobt.“

Der Hausherr lächelt und bemerkt: „Siehst Du, lieber Schatz? Walter sagt mir eine Schmeichelei über meinen guten Geschmack.“

Die junge Frau wird verlegen. Ihr Mann aber wendet sich an den

Gast und fragt: „Nun, und wann war denn Deine Auserwählte nur erst verlobt?"

Walter antwortet nicht gleich. Der Hausherr neckt ihn und meint, wer von einer alten Liebe nicht frischweg erzähle, habe dieselbe offenbar noch nicht überwunden. Walter zögert noch ein Weilchen, dann versetzt er:

„Du irrst Dich in mir. Selbst wenn ich damals verliebt gewesen wäre, so ist es doch schon lange her, bereits vier Jahre; in solch einer Zeit überwindet man viel. Zudem ist Die, welche ich meine, jetzt sicherlich längst verheirathet; und wenn ich jetzt noch für sie Antheil hege, so beseelt mich dabei nichts, als der innige Wunsch, sie möge wahres und dauerndes Glück gefunden haben, — denn das hat sie reichlich verdient."

„Und hast Du auch während Deiner Bekanntschaft nichts weiter für sie empfunden, als fromme Wünsche?" fragt der Hausherr. „Hast Du ihr dies sogenannte Glück nie an Deiner Seite gewünscht?"

„Als ich sie kennen lernte, war sie ja schon verlobt," entgegnet Walter einfach, „und ich war zu jung, um ans Heirathen denken zu können, und zu vernünftig, um schon so früh daran denken zu wollen. Wenn mir ein derartiges Mädchen jetzt begegnete, dann wäre die Sache anders."

„War sie hübsch?" fragt die Hausfrau.

Walter gesteht, daß er darüber nichts Bestimmtes sagen könne. Ihm habe sie gefallen. Aber der Geschmack sei so verschieden. Nach einigem Drängen und Ausforschen von Seiten des Gutsherrn und seiner jungen Frau erzählt der Gast dann kurz und einfach, was er zu erzählen weiß.

Er hat sie in Berlin kennen gelernt, wo sie eine Treppe unter ihm gewohnt hat. Erst ist er ihr nur im Hausflur begegnet und hat sie nicht weiter beachtet. Dann erzählt ihm seine Wirthin, eine einfache Frau, allerlei von dem fremden Fräulein. Die Tochter der Wirthin ist schwer krank, und Fräulein Elli hört davon. Sie kennt die Leute gar nicht. Aber sie kommt herauf und bringt allerlei Stärkungen für die Kranke mit. Später kommt sie sogar mit einer kleinen Geldunterstützung und bittet schüchtern, ihr das nur ja nicht übel zu nehmen.

Walter erfährt zugleich, daß Elli verlobt sei. Ihr Bräutigam ist ein Beamter mit sehr geringem Gehalt. Der Mutter soll er als Schwiegersohn nicht gut genug sein, aber Elli hält unentwegt zu ihm, denn sie liebt ihn leidenschaftlich.

Durch Zufall macht Walter die Bekanntschaft des Bräutigams. Er findet an diesem Menschen weder besonders hervorragende, noch auch besonders liebenswürdige Eigenschaften heraus. Aber er macht sich doch

näher mit ihm bekannt und läßt sich von ihm in das Haus von Ellis Mutter einführen.

Die Mutter ist eine kränkliche, mürrische Frau, von deren Launen Elli viel zu leiden hat. Diese aber nimmt alles heiter und geduldig hin und sorgt liebevoll für alle Bedürfnisse der Mutter. Nur über den Bräutigam darf auch die Mutter sich kein tadelndes Wort erlauben, sonst verliert Elli die Geduld.

Da stellt sich plötzlich heraus, daß der Bräutigam sich eine Unterschlagung im Amt hat zu Schulden kommen lassen. Die Sache kann nicht verheimlicht werden; er verliert seine Stelle und kommt vors Gericht.

„Ich gestehe zu meiner Beschämung," bemerkt Walter, „daß mein erstes Gefühl bei Empfang dieser Nachricht ein freudiges war. Ich sagte mir: jetzt kann sie ihn nicht mehr lieben, jetzt ist sie diesen Menschen los. Ob sich hinter meiner Freude die geheime Hoffnung verbarg, ich könne jetzt Elli für mich gewinnen, weiß ich nicht mehr; aber bei der Schlechtigkeit der menschlichen Natur halte ich das nicht für unmöglich. Wie beschämt aber war ich, als ich mit Elli zusammentraf. Sie blieb ihrem Verlobten treu, trotz aller Reden von Seiten der Mutter und Anderen; sie war entschlossen, Armuth und Schande mit ihm zu theilen."

„Und hat sie ihn wirklich geheirathet?" fragt die junge Frau.

„Ich weiß es nicht, ich habe später nichts mehr von ihr gehört. Aber bei ihrer Sinnesart läßt sich doch nichts Anderes voraussetzen. Möchte sie nur glücklich geworden sein!"

„Und wie war ihr Zuname?"

„Frankenstein."

Walter erfährt, daß der Seßhof'sche Gutsnachbar gleichfalls Frankenstein heiße. Ob er mit Elli verwandt sei, und ob er vielleicht Einiges über ihr weiteres Schicksal wisse? Der Wunsch nach Beantwortung dieser Fragen ist so deutlich in Walters Zügen zu lesen, daß der Hausherr vorschlägt, sofort nach Seßhof hinzufahren, wo er ohnehin einen Besuch schuldig sei. Man läßt anspannen und setzt sich in den Wagen.

Eine Viertelstunde vor Seßhof steht Ellerbaum auf einem dicken Pfahl, der am Wegesrand eingerammt ist. Der Wagen nähert sich, und sie ist auf den Pfahl gestiegen, um besser ausschauen zu können.

Jetzt ist der Wagen ganz nahe. „Hurrah!" ruft sie und hebt die Arme hoch. Die Pferde scheuen und wollen nicht weiter.

„Guten Tag, Ellerbaum!" ruft der Gutsherr. „Wie steht's zu Hause? Alles gesund und munter?"

Ellerbaum läßt die Frage unbeantwortet und sagt: „Karl hat mir einen hübschen Freund mitgebracht."

„Ich bringe Ihnen auch einen hübschen Freund mit. Wollen Sie ihn näher ansehen? Dann müssen Sie aber langsam heruntersteigen, sonst werden die Pferde unruhig und wir fahren sofort weg."

Ellerbaum klettert herunter und kommt näher. Sie sieht Walter an, verzerrt das Gesicht und prustet: „Den will ich nicht, das ist ein schlechter Mensch; er hat mir einen Kuß versprochen und ist dann durchgebrannt. Aber den Kuß muß er mir noch geben, dann kann er laufen." Sie grinst und reckt die Arme aus.

„Umkehren, Kutscher!" ruft Walter in diesem Augenblick so scharf, daß der Wagenlenker den Befehl des fremden Herrn sofort ausführt. „Sofort zurück!" fügt Walter hinzu.

„Was ist Dir?" fragt der Gutsherr, während man dahinfährt, und schaut besorgt in Walters bleiches Gesicht. Dieser schweigt. Erst nach einigen Minuten keucht er die Worte hervor:

„Sie war es. Ich habe sie deutlich erkannt. Ich konnte den Anblick nicht ertragen. O dies Elend! Mir graut davor."

Er schweigt und ringt mühsam nach Athem. Nach einer Weile fährt er fort:

„Wo ist der liebe Ausdruck, der mir in ihrem Gesicht immer so wohlgefiel? Wo ist das treue Herz geblieben? Wo ist die Seele hin? Kann ein roher Stoß im Augenblick das Alles vernichten?"

Der Freund und seine junge Frau suchen vergeblich nach Worten der Beruhigung; sie finden keine. Einige Minuten vergehen in dumpfem Schweigen. Endlich sagt Walter:

„Was hat das arme Mädchen verschuldet? — Wen können wir anklagen?"

Akkerman in Bessarabien. Richard von Wilpert



Wandelbilder.

Herr Maximilian Harden kennt sein Publikum. Er weiß, daß es sich — hier in Berlin wenigstens — zum großen Theil aus Denen zusammensetzt, deren Genußnerven schon so abgestumpft sind, daß es ganz besonderer Reizmittel bedarf, um ihnen ein gutes Gericht oder sonst einen Genuß überhaupt noch schmackhaft zu machen. Diese Leute wollen junge Hühnchen, neuen Spargel und frische Erdbeeren im strengsten Winter vorgesetzt erhalten; sie kapriziren sich darauf, die Erstlinge der Liebe bei Jungfrauen zu genießen, die kaum ins Alter der Geschlechtsreife getreten sind, und wenn sie es ermöglichen können, Ende Dezember eine Maibowle zu trinken, dann erst hat das Leben wieder einigen Reiz für sie.

Da lag es denn sehr nahe, daß Herr Harden den Entschluß faßte, diesem Parkett von Gourmets der Abwechslung halber auch einmal einen seiner gepfefferten Leitartikel schon etliche Tage vor dem Fälligkeitstermin vorzusetzen, um auf diese Weise ihr Interesse an seiner Zeitschrift neu zu beleben. Zu diesem Behufe hielt er in der verflossenen Woche zum Besten der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in dem kleinen Saal des Hôtels „Zu den vier Jahreszeiten" einen Vortrag über den Umsturz in der Literatur, in dem er, zum Theil wenigstens, den Inhalt des Leitartikels: Das Zarthum Deutschland vorwegnahm, der alsdann in Heft 17 der „Zukunft" das „Licht der Druckerschwärze" erblickte.

Das Eintrittsgeld betrug zwei und eine Mark. Der Vortrag, den Herr Harden bot, war an sich die Mark, welche der Stehplatz kostete, nicht werth. Indeß es waren unter den 200 oder 250 Personen, die sich eingefunden hatten, doch wohl Viele, die Herrn Maximilian Harden, den Apostaten, einmal sehen wollten, der so viel schon von sich hat reden machen. Diese Herrschaften kamen vollständig auf ihre Rechnung. Sie haben Herrn Harden gesehen.

Maximilian Harden ist Schauspieler gewesen, und es hängt ihm naturgemäß noch jetzt etwas stark Schauspielerisches an. Sein Auftreten schon deutete darauf hin. Im Hintergund des Saales, in dem der Vortrag stattfand, in der linken Ecke, befindet sich eine Thür, die zu einer engen, winkeligen, nach Moder duftenden Gläserkammer führt, und in diesem Gelaß hielt sich Harden eine geschlagene halbe Stunde lang auf. Mit einem Male öffnete sich die Thür und der Redner des Abends tänzelte aus dem Kämmerlein heraus auf das Podium zu, von wo aus er sich zunächst äußerst zierlich nach beiden Seiten hin vor dem Auditorium verneigte. Alsdann nahm sein bewegliches, glattrasirtes Gesichtchen mit einem Male den Ausdruck jähen Entsetzens an; unstät flackerte das Auge, und mit der Hand nach dem stillen Kämmerlein hindeutend, brachte er, anscheinend sehr erregt, die halbgestotterten Worte hervor: „Da da — ist — ist — eine —

Gläser — kammer! . . . Ich komme — aus — der — Gläserkammer!“ — Und nun ging er dazu über, den Inhalt der Gläserkammer zu schildern: Es waren darin enthalten aristokratische, schlanke Sektgläser, behäbige Weinflaschen mit bourgeoisem Embonpoint, flache Glasschalen auch und grüne Römergläser — kurz: rechts Glas, links Glas, vorne Glas und hinten Glas. Und der arme Maximilian Harden, das bemitleidenswerthe Opfer eines schweren Berufes, der, um das deutsche Vaterland vor dem Umsturzgesetz und vor noch Schlimmerem zu bewahren, in den Riß dieser Kammer hatte springen müssen, war da drinnen in arge Bedrängniß gerathen. Gefährlich ists, den Leu zu wecken, gefährlicher noch, in einer Gläserkammer sich zu verstecken. Wie leicht kann man da irgendwo anstoßen und von der kostspieligen Waare Einiges zerbrechen. Glas ist nämlich, wie Herr Harden, der schon oft im Glashaus gesessen und daraus mit Steinen auf die Vorübergehenden geworfen hat, sehr sachverständig versicherte, eine gar zerbrechliche Sache. Und diese Leichtzerbrechlichkeit der Dinge, die in der Kammer enthalten waren, erinnerte den Redner an die Zustände, die auf literarischem und publizistischem Gebiete in Deutschland herrschen würden, falls die Umsturzvorlage Gesetz werden sollte. Dann könne man auch keinen Schritt nach vorn oder hinten, nach rechts oder links thun, ohne irgendwo anzustoßen und Scherben zu machen.

Es war wirklich ein guter Einfall des Redners, daß er, statt irgendwo in den weiten und behaglichen Räumen des Hôtels „Zu den vier Jahreszeiten“ einen Schoppen Wein in Seelenruhe zu trinken, sich just in die Schreckens- und Marterkammer hatte einsperren lassen. Dort kamen ihm nämlich, wie er selbst versicherte, erst die Gedanken, die er dem Publikum im Laufe seines Vortrages zu entwickeln gedachte. Gänzlich unvorbereitet, wie er sich hatte, betrat er die Rednertribüne. Daß er in der Hand ein umfangreiches Papierkonvolut hielt, aus dem er später allerlei Erbauliches vorlas, das änderte Nichts an dieser Thatsache — ebenso wenig wie der Umstand, daß zur Zeit, als Herr Harden gänzlich unvorbereitet seinen Vortrag hielt, dieser — zum Theil wenigstens — bereits gesetzt und gedruckt im neuesten Heft der „Zukunft“ für den Buchhandel nach Leipzig unterwegs war.

Herr Harden ist eben einmal Schauspieler gewesen, und das hängt ihm noch heute an . . .

Der Vortrag selbst, der weniger ein Vortrag war, als vielmehr ein leichtes, stellenweise recht amüsantes Geplauder von jener eigenartigen Geistreichelei, die kecken Kaufmannsjünglingen, die die Hälfte ihres Lebens hinter dem Ladentische verbringen, auch manchmal in hohem Grade eigen ist — der Vortrag entsprach „voll und ganz“ den Erwartungen der Mehrzahl aller Anwesenden. Besonders den Damen sagte die medisante, an verschleierten Andeutungen, vielsagenden Reticenzen und anderen rhetorischen Nothbehelfen überreiche Vortragsweise Hardens in hohem Grade zu. Das war so recht der Ton des geistreichen Kaffeeklatsches, wo das, was nicht gesagt wird, auch stets die Hauptsache ist, und selten ein offener Angriff gewagt, fast nie eine direkte Beschuldigung ausgesprochen wird.

Und es war auch in der That nicht uninteressant, den kleinen Bosheiten und Sticheleien des Herrn Harden zu folgen, die stets ein fröhliches Aufmeckern im Auditorium hervorriefen. Herzlich gelacht wurde nur ein einziges Mal — ich weiß bezeichnender Weise mich der näheren Umstände nicht mehr zu entsinnen; einen nachhaltigen Eindruck hat also die Sache doch nicht auf mich gemacht. Immerhin war es eine sehr zutreffende, wohl vorbereitete und sorgfältig dosirte giftige Bemerkung, die dem Vortragenden als Belohnung dieses herzliche Lachen eintrug.

Was Herr Harden über die Literatur und ihre Beziehungen zum Leben sprach, war sehr schwach und mäßig. Wer Andere über derartig wichtige Fragen aufklären will, muß sich selbst erst darüber klar geworden sein. Solche Klarheit aber erwirbt man nicht durch einen halbstündigen Aufenthalt in der Gläserkammer, wo man höchstens die Zeit hat, noch einmal alle die wirksamen Mätzchen und pointirten Bosheiten, die man in einem gänzlich unvorbereiteten Vortrage anzubringen gedenkt, an den Fingern herzuzählen.

Einen etwas seltsamen Geschmack bekundete der Vortragende, als er seine Ausführungen über das Wesen der Literatur, die ja freilich der Würze gar sehr bedurften, durch allerhand kleine Stänkereien gegen lebende deutsche Schriftsteller genießbarer zu machen versuchte. Herr Harden hätte sich doch sagen müssen, daß seine hämischen Anzapfungen Sudermanns und anderer Kollegen nichts weniger als angemessen waren in diesem besonderen Falle, wo es sich um eine Veranstaltung einer Schriftsteller-Vereinigung handelte, die keineswegs gegründet wurde, um ihm die Gelegenheit zu bieten, andere Angehörige dieser Vereinigung, die schließlich in literarischer Hinsicht doch schon erheblich mehr geleistet haben, als er selbst, in seiner moquanten Weise herabzusetzen.

Um Herrn Harden voll gerecht zu werden, muß ich allerdings zugeben, daß er über einen andern lebenden Kollegen sich ziemlich wohlwollend geäußert hat. Ueber Herrn Maximilian Harden sprach er mit liebevollem Verständniß, und selbst geringfügige Vorgänge aus dessen Leben, wie z. B. den Beleidigungsprozeß, der ihm eine Geldstrafe von 300 Mark eintrug, behandelte er mit einer Umständlichkeit, die in der Hauptsache doch wohl auf seine Vorliebe für diesen Autor zurückzuführen ist. Man sieht hieraus, daß Herr Harden nicht nur zu tadeln und zu nörgeln versteht, sondern daß er auch freudig anerkennt, was wirklich anerkennenswerth ist. Seine Schuld ist es doch wahrlich nicht, daß es nur einen Schriftsteller von Bedeutung in Deutschland giebt, und daß dieser just unter dem Namen Maximilian Harden schreibt . . .

Anerkennenswerth bei Harden war meines Erachtens hauptsächlich die eine Thatsache, daß er überhaupt öffentlich gegen die Umsturzvorlage sich ausgesprochen hat. Es verdient dies um so mehr unsere volle Billigung, als die gegensätzliche Stellungnahme ihm bei seiner bekannten Eigenart eigentlich viel leichter hätte fallen müssen, zumal es doch sonst seinen Gepflogenheiten entspricht, da, wo er nicht das Gegentheil von Dem sagen

kann, was alle Uebrigen aussprechen, sich zum Mindesten in direkte Opposition zu den Darlegungen der bürgerlich-liberalen Presse zu stellen. Diesmal aber zog er sogar mit den Herren Levysohn, Perls und Vollrath an einem Strange. Dafür wird er ihnen bei nächster Gelegenheit wieder einmal recht nachdrucksam seine souveräne Verachtung zu erkennen geben.

Maximilian Hardens „Première", wie einer seiner Verehrer die Schaustellung in den vier Jahreszeiten nannte, sollte, wenn ich Herrn Harden recht verstanden habe, einen neuen Vortragsstil begründen. Herr Harden möchte sich offenbar zum Konzertredner ausbilden, und ich muß gestehen, daß er zu diesem Berufe eine recht niedliche Begabung mitbringt. Jedem andern Redner würde die abgerissene, oft von langen Pausen unterbrochene, stockende Art des Vortrags schaden, der Konzertredner aber, der nach Harden'scher Auffassung der Grotesk-Komiker ist unter den Helden des Podiums, erzielt gerade durch eine gewisse Unbeholfenheit große Effekte. Die Klowns und die Vertreter der niederen Theaterkomik bedienen sich ja auch manchmal der abrupten, von allerhand eindringlichen Gesten begleiteten und durch eine ständig flüssige Mimik theils erläuterten, theils besonders hervorgehobenen Sprechweise, der Herr Harden in der Hauptsache seinen „Erfolg" zu verdanken hatte.

Ernste Gedanken lassen sich allerdings nicht in die bunte Harlekinsjacke einer so bizarr gearteten Vortragsweise stecken. Deshalb hat auch Herr Harden just mit dem werthvolleren Theile seiner Ausführungen, der eine an manchen Stellen recht drastische Kritik des Geistes enthielt, dem die Umsturzvorlage entsprungen ist und der auch ihre Hauptfürsprecher beseelt, weit weniger Erfolg erzielt, als mit dem mehr feuilletonistischen Beiwerke, in dem allerdings die ernsteren Gedanken und die tiefer gehenden Anregungen wie vereinzelte Fettaugen auf einer Wassersuppe schwammen und schon deßhalb nicht zur vollen Geltung kommen konnten.

Wenn Julius Stettenheim eine noch so gründliche Abhandlung über eine ihm am Herzen liegende religiöse Frage schreiben wollte — ganz undenkbar wäre es ja nicht, daß dem Vater des Wippchen außer seinen Silbenwitzen auch einmal etwas Anderes noch am Herzen läge — und er schriebe darüber in dem entsetzlichen kalauernden Stil, der ihm längst schon zur zweiten Unnatur geworden ist, den aber vor einem Menschenalter einige Berliner Börsianer und wohl auch Stettenheim selbst für Humor hielten — glaubt wohl irgend Jemand, daß man dann ein solches Unterfangen jemals ernst nehmen würde? Just ebenso ergeht es aber Herrn Harden, der ja übrigens schon durch die Schlußworte seines Vortrages gezeigt hat, wie wenig er ernst zu nehmen ist. Er meinte nämlich, als er endlich die letzte seiner Pointen verschossen hatte, daß er schon zufrieden sei, wenn nur fünfzig der anwesenden Herren und Damen sich durch seine Ausführungen veranlaßt fühlten, dafür zu sorgen, daß die Umsturzvorlage nicht Gesetz werde und daß in Zukunft Leute in den Reichstag gewählt würden, die etwas mehr von der Literatur und ihrem Zusammenhängen mit dem Leben verständen, als die Stumm, Gröber, Bachem und Konsorten. Wie das die fünfzig Männlein und Weiblein anfangen sollen, das verschwieg Herr Harden.

Und gerade durch diese von der Verlegenheit ihm abgepreßten Schlußworte bewies er so recht deutlich, daß er doch nur ein kleiner Schäker ist und keineswegs eine irgendwie beachtliche politische Meinung vertritt. Sogar seinen intimsten Freunden fällt es schwer, in ihm mehr zu sehen, als einen drolligen Pritschenschwinger, der gar keine üble Figur macht im Karneval des reichshauptstädtischen Lebens, der auf der Kanzel aber als Verkünder ernster Wahrheiten nimmer könnte bestehen — wenigstens nicht vor einer streng-sachlichen Kritik.

Oberflächliche Beurtheiler lassen sich nämlich auch da leicht noch täuschen. Das zeigt so recht deutlich der Fall Partisch in Oldenburg. Dieser Herr Partisch, der ein Jahrzehnt hindurch das Amt eines evangelischen Geistlichen mit Erfolg verwaltet hat, ohne jemals ein theologisches Examen gemacht, ohne auch nur die Abiturienten-Prüfung an einem Gymnasium bestanden zu haben, war allem Anschein nach ein sehr guter Schauspieler. Er hatte sich in die Rolle des würdigen Geistlichen hineingelebt und führte sie mit vielem Geschick und großem Eifer durch. Zu seinem Vortheil unterschied er sich sogar von vielen seiner Amtsbrüder dadurch, daß er nicht nur das Wort Gottes von der Kanzel herab in salbungsvoller Aussprache verkündete, sondern auch Werke der Nächstenliebe ins Leben rief, die selbst seine Flucht und den Skandal, der durch sie heraufbeschworen wurde, überdauern werden. Zwanzigtausend Mark hat Herr Partisch, von dem man heute noch nicht genau weiß, wer er war, und woher er kam, von den ihm anvertrauten Geldern unterschlagen. Das ist kaum der Rede werth, und zum Bankdirektor würde dieser Mann sich schlecht geeignet haben. Für diese zwanzigtausend Mark hat er überdies — um mich kaufmännisch auszudrücken — volle Valuta hinterlassen. Seinen bigotten Verehrerinnen, die nicht nur die seelsorgerischen Vorzüge an ihm zu schätzen wußten, hinterließ er einige gar fromme und salbungsvolle Erbauungsschriften, und auch seiner Gönner, die ein übergroßes Vertrauen ihm entgegenbrachten, hat er gedacht, indem er eine Idiotenanstalt schuf, in der die Bedürftigen unter ihnen leicht Aufnahme können finden . . .

Leider giebt es viel zu wenig aufrichtige Menschenfreunde, die den Bau von Idiotenanstalten sich angelegen sein lassen. Deßhalb laufen noch immer verhältnißmäßig so viele Narren frei umher, die in ihrer Narrheit oft großen Schaden anrichten. Das neue Reichstagsgebäude ist ein schlechter Ersatz für die fehlenden Idiotenheime. Denn wenn darin auch mancher Geistesschwache im Interesse der Staatserhaltung eine dekorative Verwendung finden und auf diese Weise unschädlich gemacht werden mag, so bieten doch die vorhandenen Schutzmaßregeln keine ausreichende Gewähr dafür, daß nicht in einem gegebenen Augenblicke eine Mehrzahl von geistig wenig entwickelten oder gar am Verfolgungswahn leidenden staatserhaltenden Parlamentariern der Gesetzgebungsmaschine zu nahe kommen und durch nur wenige Kurbeldrehungen ein Gesetz zu Stande bringen, das unsagbares Unheil im Gefolge haben kann. Diese Gefahr ist kaum jemals so groß gewesen wie im gegenwärtigen Augenblick.

Mephisto.

Hieb und Stich.

Wie verlautet, hat Freiherr von Stumm den Professor Adolph Wagner auffordern lassen, er möge die ihm in öffentlicher Volksversammlung durch eine Kritik seines parlamentarischen Auftretens zugefügte Beleidigung zurücknehmen, oder aber die unter Ehrenmännern übliche Genugthuung gewähren. — Es wäre geradezu unverantwortlich leichtsinnig, wenn Professor Wagner, der wohl das Erstere nicht thun wird, das Letztere thun wollte. Bei einem Zweikampf zwischen ihm und dem Freihern von Stumm wären nämlich die Chancen — mit Rücksicht auf die beiderseitige geistige Bedeutung — doch gar zu ungleich.

* * *

Kürzlich wurden, wie die Zeitungen berichten, an einem und demselben Tage, in sämmtlichen deutschen Garnisonen in den Kasernen Nachforschungen nach — sozialistischer Literatur angestellt. Vielleicht fehlte Herrn Nieberding gerade noch einiges Material zur Begründung der Umsturzvorlage.

* * *

Ein äußerst lehrreicher Prozeß gelangte dieser Tage vor der 4. Strafkammer des Landgerichts I in Berlin zur Verhandlung. Ein Bureaudiener im Eisenbahn Regierungsgebäude war angeklagt, seinen Vorgesetzten, den Regierungs und Baurath Dr. zur Nieden, verleumdet zu haben, indem er in einer Eingabe behauptete, dieser stelle ehrbaren Töchtern seiner Untergebenen nach. Die Strafkammer gelangte jedoch auf Grund der Beweisaufnahme zu der Ueberzeugung, daß thatsächlich Herr zur Nieden, obwohl er dies eidlich in Abrede stellte, die Töchter und Frauen von ihm unterstellten Beamten in der gedachten Weise beläftigt habe, und sprach den Angeklagten frei. — Ob wohl auf Grund des Umsturzgesetzes auch gegen solche Gegner der Ehe und der Familie vorgegangen werden würde?

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Novitäten-Rundschau der „Kritik"

Berlin, den 2. Februar 1895

Die anarchistische Gefahr von Felix Dubois. Sensationelles Werk mit 70 draft. Illustrationen. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis Mk. 3.—.

Friede! Von Max Trudjen. Pr. 80 Pf. Verl. v. Aug. Dieckmann, Amsterdam. Interess. Studie über Militarismus, Abrüst. u. Ziele d. Friedensgesellsch. Empf. v. Intern. Friedensbureau, Bern.

Die schöne Jüdin. Von W. Feldman. Ein wahrh ged. Roman des gefeierten Autors. Jed. Gebild. wärmstens zu empf. Preis Mk. 3. Verlag von Aug. Dieckmann, Amsterdam.

„Warum bist du so blaß?" und andere Nov. v. Mich. Sawka. Warm empf. Stimmungsbilder eines „Dichters von Gottes Gnaden". Pr. Mk. 1. Verl. v. Aug. Dieckmann, Amsterdam.

Hinter den Coulissen der Antisemiten.

Erinnerungen aus dem antisemitischen Hauptquartier. Von Wilh. Georg, früher Redakteur des Bockel'schen Reichsherold. Preis mit Porto Mk. 0,55. Direkt zu beziehen von Gebrüder Schmidt, Hannover.

Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. Vortrag von Heinrich von Treitschke. Verlag v. S. Hirzel, Leipzig. Preis 1 Mk.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.60.

Die Politik am Berliner Hofe.

Kaiser und Kanzler. Caligula. Die Kladderadatsch-Affaire. Der „kommende Mann". Caprivis Sturz. Frauenpolitik am Hofe. Der neue Reichskanzler. Leipzig 1895. C. F. Müllers Verlag. Preis 3 Mark.

Der Krieg mit den Millionenheeren. Eine militärisch-politische Studie von einem alten Soldaten. 8° Geh. Mk. 1.20. Verlag v. Benno Schwabe, Basel.

Die Bildungsmüden. Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). Einzelpreis Mk. 3.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstraße 35.

L. Blanc üb. Eisenbahn-Personentarif-Reform und Selbstabfertigung der Reisenden mittelst Bahnmarke. Gr. 8°. 22 S. Preis 50 Pf. R. v. Decker's Verlag, Berlin.

Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.20.

Das Recht auf Arbeit. Von Wilhelm Wilms Preis 40 Pf. Verlag volksthümlicher Schriften (W. Wilms) in Hamm i. W.

Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten. (2. Jahrgang.) C. F. Müllers Verlag, Leipzig. Preis Mk. 2.50.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesammelt und zusammengestellt von Karl Gander. Preis Mk. 3.—. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Komtesse Käthe. Humoresken von E. von Adlersfeld-Ballestrem. Illustrirt v. Otto Gerlach und F. Czadran, eleg. geb. 4.50 Mk., brosch. 3 Mk. Verlag d. Universum, Dresden.

Kommersliederbuch. 132 Vaterlands-, Studenten-, Volks- u. humoristische Lieder mit beigefügten Mel. 152 S. in 8°, eleg. in Leinen geb. 1 Mk. Steingräber Verlag, Leipzig

Der praktische Hypnotiseur.

Lehrbuch des Hypnotismus von Reinh. Gerling. 22 Methoden der Schlaferzeugung. Ertheilung von Suggestionen. Das Erwecken 2c. 2c. Verlag von G. Müller Nachf. (A Mirbt), Berlin NW., Friedrichstraße 103. Preis 1 Mark.

Henry Fielding's dramat. Werke. Liter. Studie von Dr. Felix Lindner. Preis Mk. 4.20. (Ein werthv. Beitr. z. engl. Literaturgeschichte.) C. A. Koch's Verlag, Dresd. u. Leipz.

Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch.) Roman v. Marie L. F. Mohr. B. Richters Verlag, Chemnitz. Geh. 4 Mark. Fein geb. Mark 5.—.

Musikalischer Hausfreund. Blätter f. ausgew. Salonmusik. Red. O. Fuchs. 8. Jahrg 1894/95. Nr. 7. Gr. 4°. (8 S. Musik u. 2 S Text.) Vierteljhrl. Mk. 1. Verl. Joh. Seugbusch, Leipzig

Der Völkerfrieden. Betracht. üb. d. gegenw. internat. polit. Zustände d. Kulturstaaten u. Ideen hinsichtl. der zukünftigen Gestalt. ders. v. Wilh. Karl Becker. Verlagsmagaz. i. Zürich. Pr. Mk. 3

Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand.

Von F. W. Higginson. Aus dem Engl. ins Deutsche übersetzt von Eugenie Jacobi. Brosch. Mk. 2.50. Verlag von August Schupp, Neuwied a. Rh. und Leipzig, Querstr. 19.

Die Nachtigall von Sesenheim.

Goethes Frühlingstraum. Ein heiterernster Sang vom Rhein von Gust. Ad. Müller. Mit vielen Illustrationen. Prachtband mit Goldschnitt. Preis Mk. 4.50. Sinniges Weihnachtsgeschenk für alle Goetheverehrer, insonderheit Deutschlands Frauen und Jungfrauen! Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred v. Hedenstierna. Verlag von H. Haessel in Leipzig. Preis Mk. 2.— per Band, geb Mk. 3—.

Lohberg, Kaiser-Anekdoten. Heitere Momente, charakteristische Skizzen u. leutselige Züge aus d. Leb. Kaiser Wilhelms II Eleg geb Mk. 1 ord. Verlag v. Herm. Liebich, Züllichau

Brauchen wir Panzerkreuzer? Zeitfrage an den deutschen Reichstag, gestellt von einem sachverständ. Patrioten. Gr. 8°. (24 S.) Preis 50 Pf. Verlag v. Herm. Peters, Berlin

Fürst Bismarck's ges. Reden. 76 Bg. Tausendzweihundertzwanzig Seiten. Elegant gebunden. Preis Mk. 3.—. Verlag Siegfr. Cronbach, Berlin.

Rußland unter Kaiser Alexander III. sowie Politik und Aufgaben Nikolai's II. Von F. Neubürger. Gr. 8°. 97 S. Preis Mk. 2.50 Verlag M. Driesner, Berlin.



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 9. Februar 1895

II. Jahrgang | Nr. 19 | Jahrgang II

Luginsland.

Als ein erfreuliches Zeichen der Zeit kann es wohl angesehen werden, daß Herr Fritz Friedmann, der bekannte Vertheidiger in Strafsachen, neuerdings unter die Dichter gegangen ist und in dem laufenden Quartal in zwei Berliner Tagesblättern Romane veröffentlichen wird, die als klassische Meister- und Musterleistungen von den Redaktionen angepriesen werden. Die Ernte an Depoträubern, Treuherzen und andern erfolgreichen Spitzbuben scheint mithin in jüngster Zeit schlecht ausgefallen zu sein. Der eine Guido Löwy, den Herr Friedmann noch glücklich eingeheimst hat, macht den Kohl nicht allzu fett — kein Wunder daher, daß der vielgenannte Vertheidiger sich entschlossen hat, die Fabulir- und Dichtkunst, die ihm bei seinen Plaidoyers schon manchmal gute Dienste leistete, als milchende Kuh in seinen Stall einzustellen.

Die Versittlichung der Reichshauptstadt, die durch den Beschäftigungsmangel des berühmtesten Berliner Vertheidigers so überaus deutlich angezeigt wird, hat hoffentlich zur Folge, daß man nun endlich auch in der Provinz sich dazu bequemen wird, minder abfällig über Berlin zu urtheilen, als es bislang zu geschehen pflegte. In den Augen zahlreicher Provinzbewohner ist nämlich die Reichshauptstadt ein Sodom, in dem ungestraft die verwerflichsten Dinge getrieben werden, und mehr als einmal schon wurden Stimmen laut, die in den Ausdrücken tiefgefühlter sittlicher Entrüstung eine moralische Sanirung der preußischen Kapitale durch Polizei und Staatsanwaltschaft forderten.

Einmal sahen sogar Damen der allerbesten Provinzgesellschaft sich veranlaßt, öffentlich einen Entrüstungsschrei auszustoßen über die in Berlin herrschende Sittenverderbniß, durch die bei gelegentlichem Verweilen in der Hauptstadt sogar ihre sonst so biederen und moralisch seuchenfesten Gatten Gefahr liefen, angesteckt zu werden. Man hat damals in der Presse und an den Biertischen sich weidlich amüsirt über das Auftreten der besorgten und in ihren heiligsten Gefühlen tief gekränkten Gattinnen und Mütter; man hat auch die boshafte Bemerkung gemacht, daß ihr Vorgehen gänzlich zwecklos sei, da schnatternde Gänse bekanntlich erst ein einziges Mal das Kapitol gerettet hätten — und auch das sei nicht einmal hinreichend verbürgt — aber man hat es dabei doch unterlassen, die Beschwerden der Frauen auf ihre Berechtigung hin einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Und so kam es denn, daß Berlin von dem ihm damals, zur Zeit des Bundesschießens, angehängten Verdacht noch heute nicht gereinigt ist.

Seither sind wiederholt in der Öffentlichkeit Behauptungen aufgestellt worden, die stets darauf hinausliefen, Berlin nach außen hin als unsittlich zu verschreien. Im vorigen Jahre versuchten es sogar die Herren Synodalen, ihm den Stempel ganz besonderer Lasterhaftigkeit aufzudrücken, indem einige ihrer Hauptsprecher, alte, ehrwürdige Geistliche, entrüstet die betrübliche Thatsache feststellten, daß sogar sie auf den öffentlichen Straßen der Reichshauptstadt durch ein schamlos sich gebendes Laster in peinlichster Weise behelligt würden.

Bei einer anderen Gelegenheit, als wieder einmal ein Sturm der Entrüstung über Berlins Lasterhaftigkeit durchs Land ging, wurde die Forderung laut nach einer Kasernirung der Prostitution. Von dieser Maßregel, die in verschiedenen deutschen Städten abwechselnd eingeführt und dann wieder abgeschafft wurde, um nach einiger Zeit wieder einmal als einziger Ausweg aus allen Schwierigkeiten und Wirren angesehen zu werden, versprach man sich damals die sittliche Gesundung der Reichshauptstadt. Ein Schönheitspflästerchen auf eine schwärende Wunde — echt muckerisch und echt heuchlerisch, wie es ja in der Regel die Leute sind, die mit Vorliebe über den Strohhalm im Auge des Nächsten Klage führen, ohne doch daran zu denken, aus dem eigenen Auge den Balken zu entfernen!

An Hohepriestern, die in den Tempeln der staatlich konzessionirten Liebe treue Wacht gehalten hätten und bereit gewesen wären, eine namhafte Abgabe zu staatserhaltenden Zwecken zu entrichten, würde es der Residenz nicht gefehlt haben. Kaum wurde die Frage der Kasernirung in der Presse erörtert, als auch schon unzählige Gesuche um die Konzession zur Errichtung von Jungfernhäusern bei der Polizei einliefen. Und zwar rührten diese

Gesuche nicht etwa von Zuhältern her oder von entlassenen Zuchthäuslern oder sonstigem, allen Ehrgefühls barem Gesindel, sondern von sogenannten anständigen und braven Bürgersleuten, die über ihr Wohlverhalten sich durch die besten behördlichen Leumundsatteste ausweisen konnten. Einer von ihnen berief sich darauf, daß er als Soldat sich unter dem Prinzen Friedrich Karl ausgezeichnet, und daß dieser ihm für später jegliche Förderung zugesichert habe, während ein Anderer seine Würdigkeit dadurch darzuthun bemüht war, daß er sich sogar auf einen verstorbenen Kaiser bezog, dessen volle Zufriedenheit er sich gelegentlich einmal erworben haben wollte. Eins aber hatten alle diese Bittsteller mit einander gemein: unterschiedslos gelobten sie in ihren Gesuchen, daß sie den verantwortungsreichen Posten, auf den sie das Vertrauen der Behörde berufen möge, stets so ausfüllen würden, daß aus ihrer Amtsthätigkeit dem Vaterlande Ruhm, Heil und Segen erwüchse ....

Die Bordellfrage ist zwar vorübergehend von der Tagesordnung verschwunden, dafür haben aber ganz neuerdings zartfühlende deutsche Frauen es nicht mehr länger über sich vermocht, den Unfug, den die Dirnen in den Straßen der Reichshauptstadt treiben, noch länger ruhig mit anzusehen, und so haben sie sich denn zusammengeschaart und eine Petition aufgesetzt, in der sie die zwangsweise Erziehung und Versittlichung der Prostituirten in -- Arbeitshäusern fordern.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß Frauen der besser situirten Gesellschaftsklassen, welche Gleichberechtigung mit den Männern fordern, mit dem Hinweis darauf, daß sie an Bildungsfähigkeit und zum Theil auch an Bildung ihnen völlig gleich seien — man sollte es kaum glauben, daß solche Frauen eine so wahnsinnige Forderung aufstellen konnten. Und nicht nur wahnsinnig ist diese Forderung, sondern auch von einer erschreckend rohen Denkweise, von einer gar herz- und gefühllosen Gesinnung legt sie Zeugniß ab. Aus dieser Petitionsbewegung, die lediglich in der Arbeiterpresse die gebührende Abfertigung gefunden hat, spricht etwas ganz Anderes, wie mir scheint, als eine irregeleitete Besorgniß um die Volkssittlichkeit. Es spricht außer pharisäerhafter Selbstgerechtigkeit und Ueberhebung die Eifersucht daraus, d. h. der kleinliche, gehässige Geschlechtsneid -- nicht mehr und nicht weniger.

Die liebenswürdigen und „gebildeten" Damen, die solchergestalt mit ihren rosig angehauchten Fingern an einem der gefährlichsten Auswüchse der herrschenden Gesellschaftsordnung herumquacksalbern, sind bei ihrem thörichten Thun keineswegs von den gemeinnützigen Motiven geleitet, die sie vorschützen. Sie sind Partei in dieser Sache. Die Ehe, die ja be-

reits so schutzbedürftig geworden ist, daß man jetzt den aussichtslosen Versuch unternimmt, sie durch eine Umsturzgesetzgebung vor Angriffen zu bewahren, stellt nur noch in Ausnahmefällen das ideale Verhältniß dar zwischen Mann und Weib, als welches begabte Dichter sie so anziehend und verlockend zu schildern wissen. Sie vermag schon seit Langem weder dem Manne, noch auch der Frau jene Befriedigung zu gewähren, ohne die das eheliche Zusammenleben, das unter günstigen Voraussetzungen zur Quelle reiner Freuden werden kann, den Gatten zur Hölle wird. Die Frau der höheren Gesellschaftsklassen weiß sich allerdings häufig genug schadlos zu halten. Sie kennt keine Skrupel und sucht — ebenso wie ihr Mann — in den unerlaubten Genüssen einer außerehelichen Liebe einen Ersatz für das, was die Ehe ihr nicht zu bieten vermag.

In diesen Kreisen ist die sittliche Entrüstung über die Prostitution und ihre Folgen eitel Heuchelei. Wenn gleichwohl diese Leutchen mit einstimmen in die Klagelieder über die wachsende Unmoral der unteren Volksklassen; wenn die Herren dem Männerbund zur Hebung der Sittlichkeit beitreten und die Damen ihre Namen unter Petitionen, wie die vorhin erwähnte, mit Vorliebe setzen, so thun sie dies lediglich aus ganz gemeiner Berechnung. Unter dem Deckmantel erheuchelter Sittlichkeit wollen sie unbeargwöhnt ihren Gelüsten fröhnen; das ehrbare Mitglied des Männerbundes mit der patentirten Sittlichkeit will in Ruhe seine Maitresse aushalten — bescheiden ist er noch, wenn er nur eine einzige hat! — und die vornehme, zartbesaitete Dame, der das plump sich gebärdende Laster moralisches Uebelsein verursacht, kennt keinen sehnlicheren Wunsch, als: in voller Sicherheit das in Hedda Gabler vorgezeichnete dreieckige Verhältniß zu ihrem eigenen Bedarf nachzubilden.

Nicht ganz so trostlos ist es um die gutbürgerliche Ehe des Mittelstandes bestellt. Zwar ist auch hier der nach außen hin so sittenstrenge Mann schon gar häufig ein arger Vokativus, von dem Dienstmädchen und Kellnerinnen des Erbaulichen gar Vieles berichten könnten, dagegen ist die Zahl der Frauen, die jeglicher Scheu bar sind und resolut die Konsequenzen aus dem Beispiel ziehen, das ihnen die Männer geben, noch immer nicht allzu groß. Besonders in den kleineren Städten, wo Einer den Andern förmlich überwacht, sind der Bewegungsfreiheit der Frau durch Sitte und Anschauung enge Schranken gezogen. Diese Frauen fühlen sich daher durch die gelegentliche Untreue des Gatten direkt benachtheiligt; sie werden außerdem dadurch in ihrem heiligsten Empfinden gekränkt, und sachlicher Betrachtung erscheint es denn auch begreiflich, daß sie entschiedene und über-

zeugte Gegnerinnen der Prostitution sind. Als Sammelpunkt alles Lasters aber und jeglicher Verführung erscheint der Provinzbewohnerin Berlin.

Und doch ist Berlin erheblich besser als sein Ruf. Und wenn die Herrschaften aus der Provinz nicht wären, die eine eigenartige Rolle spielen im „Vergnügungsleben" der Reichshauptstadt, dann könnte man diese beinahe eine sehr solide Stadt nennen. Wenn die Standespersonen aus Posemuckel und Ritzebüttel gelegentlich hierher kommen, so vergessen sie aber manchmal ganz und gar, was sie ihrer sozialen Stellung und was sie der theueren Gattin daheim schuldig sind. In den Nachtkafés, den Damenkneipen, den Tingeltangeln und den Tanzsalons wimmelt es von Provinzialen. Die Berliner suchen solche anrüchigen Lokale nur ausnahmsweise einmal auf, und zwar in der Regel erst dann, wenn sie als „Bärenführer" ihres Amtes walten. Wer aber aus der Provinz nach Berlin kommt, der will nicht nur die Lichtseiten, sondern auch die Schattenseiten der Weltstadt kennen lernen. Für die Letzteren interessiert er sich, als ein Mann, der die sozialen Studien mit Ernst betreibt, in der Regel weit mehr, als für die Ersteren.

Und die Gattin selbst, die tugendsame und sittenstrenge Dame in Ritzebüttel und Posemuckel, ist gemeinhin nicht so ganz unschuldig daran, wenn ihr Gemahl in Berlin gelegentlich über die Stränge schlägt. Vielleicht ist sie im täglichen Verkehr mit ihm etwas streng und herb, so daß der Aermste es zu Hause gar nicht wagen darf, seiner Laune und seinem Uebermuth manchmal die Zügel schießen zu lassen. Auch die kleinbürgerliche Engherzigkeit und die alberne Furcht vor dem, was die Leute sagen werden, lassen in Kleinstädten eine gesunde Freude am Dasein, ein fröhliches Uebersprudeln der Lebensgeister, ein völliges Sichausleben nicht zu. Alle die mühsam verhaltene Lust, all' die unterdrückte Freude am Genießen bricht sich dann mit einem Male Bahn, wenn der würdige Bürger und Haushaltungsvorstand aus Posemuckel nach der Reichshauptstadt kommt, wo er, losgelöst vom Schürzenband der Gattin und völlig sicher vor den vergifteten Pfeilen ihrer Gardinenpredigten, endlich einmal so recht nach Herzenslust den wilden Mann machen kann. Daß dann sogar solide Philologen manchmal dabei betroffen werden, wie sie nach eigenartiger, aber nicht ganz reizloser Methode, die Vater Zumpt freilich nicht in leicht behältliche Memorirverse gebracht hat, in den Blumensälen oder anderwärts die — Genusregeln studiren, das kann einen vorurtheilslosen Beurtheiler nicht Wunder nehmen . . .

Jedenfalls ist es ungerecht, Berlin und die Berliner auch für Das verantwortlich zu machen, was die übrigen deutschen Bundesbrüder hier an eigenen Sünden täglich begehen. Berlin ist denn schließlich doch noch etwas Anderes, als nur Vergnügungsstadt. Es wird kaum irgendwo so rastlos und so intensiv gearbeitet, wie gerade hier. Die Vorbereitungen zur Gewerbeausstellung von 1896 werden nun bald in Angriff genommen. Diese Ausstellung wird zeigen, was Berlin zu leisten vermag auf dem Gebiete ehrlicher Arbeit. Große Dinge und merkwürdige Ueberraschungen für die Besucher werden geplant. Dem Anreiz der Ausstellung wird man auch im Lande nicht widerstehen können, und groß wird der Fremdenandrang sein. Alle Vorurtheile der Welt halten demgegenüber nicht Stand. Dafür ist aber auch als ziemlich sicher anzunehmen, daß hinterher, wenn Alles aus ist und vorbei, gerade Diejenigen, denen es am besten in der Residenz gefallen hat, am meisten wieder über diese schimpfen werden — aus Aerger und Verdruß darüber vielleicht, daß sie nun keine Gelegenheit mehr haben, an den reichshauptstädtischen Verführungen täglich ihre starre Tugend zu erproben. Es hat eben eine jede Metropole ihre grimmigsten Feinde im eigenen Lande. Und der Vorwurf besonderer Zügellosigkeit und Unsittlichkeit wurde eigentlich noch einer jeden gemacht.

Darum hat wohl auch der Kaiser beschlossen, im Interesse seiner Haupt- und Residenzstadt ein Uebriges zu thun, indem er an seinem Geburtstage den Magistrat der Stadt Berlin mit der angenehmen Botschaft überraschte, daß er ihr ein großartiges Geschenk zu machen gedenke. Die Statuen seiner sämmtlichen Vorgänger, von Albrecht dem Bären an bis auf Kaiser Friedrich will er in der Siegesallee aufstellen lassen. Und damit Niemand zu kurz dabei komme, soll jedem einzelnen Herrscherstandbild je ein berühmter Staatsmann, Krieger und Bürger der damaligen Zeit beigesellt werden.

Durch diese monumentale Ausschmückung des Thiergartens wird Berlin um eine große künstlerische und patriotische Anziehungskraft reicher werden. Es werden also schon in einer absehbaren Zukunft biedere Bürgersfrauen kaum noch Etwas dagegen einwenden können, wenn ihre Gatten die Absicht äußern, nach Berlin zu pilgern, um allda am Born altpreußischer Ueberlieferung sich patriotisch zu erquicken und ihr Vaterlandsgefühl zu stärken.

Wenn man den Werth und die Bedeutung des kaiserlichen Geschenkes nach diesen Gesichtspunkten bemißt, kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Berliner allen Grund haben, dem Monarchen dankbar zu sein für diese so außerordentlich praktische Festgabe, die gleichwohl auch

idealen Zwecken dient. Die Bildhauerkunst wird durch die neuen Aufgaben, vor die sie sich nunmehr gestellt sieht, wenn auch nach der künstlerischen Seite hin nicht wesentlich gefördert, so doch immerhin einiger Vortheile theilhaftig werden. Es werden auf diese Weise sogar solche Herrscher, die zu ihren Lebzeiten von der Kunst und den Künstlern Nichts wissen wollten, nach ihrem Tode noch Zwecken der Kunst dienstbar gemacht. Weit verlockender würden allerdings die der Kunst durch die kaiserliche Entschließung gestellten Aufgaben sein, wenn es den Künstlern freistände, außer den verschiedenen Herrschern nicht nur Staatsmänner, Krieger und Bürger, sondern auch je eine oder mehrere hervorragende Frauen ihrer Zeit abbildlich darzustellen. Daß diese Möglichkeit nicht vorhanden ist, muß man direkt bedauern, wenn man erwägt, daß in der That auch manche schöne Frau in der Geschichte des preußischen Herrscherhauses eine Rolle gespielt hat. Welche Vorwürfe wären das für den Künstler! Die Gräfinnen Voß, Dönhoff und Lichtenau zum Beispiel, die Friedrich Wilhelm dem Zweiten die Pflicht des Regierens durch liebevolles Entgegenkommen gar sehr versüßten, waren doch gewiß reizende Frauen, die phantasiebegabte Jünger der keuschesten aller Künste zu wahren Meisterwerken begeistern könnten. Allerdings war der Lebenswandel dieser Damen nicht ganz makellos. Der König, dem die Voß und die Dönhoff zur linken Hand von einem gefälligen Diener des Herrn angetraut wurden, besaß nämlich außer ihnen noch eine rechtmäßige, ihm ebenbürtige Gemahlin, und die spätere Gräfin Lichtenau war durch den König Schande halber an einen Kammerdiener mit Namen Ritz verheirathet worden, der indeß nur die Rolle des Strohmannes spielte und niemals unbequem durfte werden. Wenn allerdings die Kunst kleinlichen Bedenken dieser Art Raum geben, wenn sie speziell nur an der Darstellung ehr- und tugendsamer Frauen sich versuchen wollte, so würde wohl manches hervorragende Kunstwerk unausgeführt geblieben sein.

Trotzdem aber ist es doch vielleicht sehr gut, daß den Künstlern solche Freiheit nicht gelassen wurde. In einer Zeit, da man mit strengen Ausnahmemaßregeln gegen Diejenigen zu Felde zu ziehen gedenkt, die frevelhafter Weise an den Grundlagen der Gesellschaft, an der Ehe und der Familie, rütteln, kann die Kunst nicht asketisch genug sein. In ihren guten, leichtsinnigen Tagen ist sie ohnehin nur allzu sehr Kupplerin. Sie vermittelt Sinneseindrücke, die gar oft in Empfindungen sich umsetzen, die Nichts gemein haben mit den ekstatischen Erregungszuständen frommer Schwärmer, und wer die Menschen zur hausbackenen Moral trockener Philisterseelen zurückführen will, der muß auch der Kunst eine strenge

Kasteiung auferlegen. Ich denke nun, eine solche Kasteiung wird es für schönheitstrunkene Künstler sein, wenn sie ihre Phantasie abquälen müssen, um auch nur mit einem leisen idealen Schimmer die meist etwas prosaischen Gestalten der hohen Herren zu verklären, die seit Albrecht dem Bären nach mehr oder minder wirksamen Systemen die Bevölkerung der Mark und Preußens zu beglücken versucht haben ....

Ganz besonders erfreulich an der Geschichte dieser Schenkung ist die Thatsache, daß der Kaiser so ohne Weiteres sich bereit erklärte, die Kosten der vielen Denkmäler, die doch gewiß auf eine ziemlich namhafte Summe sich belaufen werden, auf seine Privatschatulle zu übernehmen. Das beweist, daß der Monarch, trotz ziemlich hoher Repräsentationskosten und obwohl seine Reisen ziemlich erhebliche Summen erfordern, doch noch immer in der Lage ist, selbst größere außerordentliche Ausgaben zu machen, ohne sie nach irgend einer Seite hin abwälzen zu müssen. —

Ein anderer Akt kaiserlicher Huld, zu dem sich der Monarch gleichfalls aus Anlaß seines Geburtstages entschloß, war die Begnadigung einer Anzahl von Verbrechern und Verbrecherinnen. Als der „Vorwärts", der nicht nur das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie ist, sondern auch im besten Begriffe zu sein scheint, preußisches Amtsblatt zu werden, vor allen andern Zeitungen — sogar vor dem „Reichsanzeiger" — die Entschließungen bekanntgeben konnte, durch die der Kaiser seiner diesjährigen Geburtstagsfeier einen ganz besonderen Glanz zu verleihen gedenke, und als man darunter auch umfangreiche Begnadigungen aufgeführt fand, glaubte schon Mancher, daß nun endlich einmal eine politische Amnestie in Deutschland erlassen würde werden. Diese Erwartungen gingen jedoch nicht in Erfüllung. Wohl fanden Begnadigungen in größerer Anzahl statt, auf politische Gefangene erstreckten sie sich aber nicht. Es wurden Leute begnadigt, die wegen gemeiner Verbrechen zum Theil schon lange Jahre in Zuchthäusern zugebracht hatten und denen daher die Freiheit wohl zu gönnen war; denen aber, die sich eines Meinungsvergehens oder sonst eines politischen Deliktes schuldig gemacht hatten, leuchtete nicht die Sonne der kaiserlichen Huld. Die Herren Staatsbeamten, die dem Kaiser bei solchen Anläßen Begnadigungsvorschläge unterbreiten, befürchten offenbar, daß sie selbst subversiver Gesinnung sich verdächtig machen könnten, falls sie irgendwelche Theilnahme an dem Geschick eines Staatsverbrechers erkennen ließen. Der Mann, dessen Anschauungen gegen die herrschende Kleiderordnung verstoßen, gilt bei uns leider Gottes noch immer als der schlimmste aller Verbrecher. Mit ihm Mitleid zu haben, wäre Hochverrath.

Bei den Franzosen, die aber freilich zu den wilden Völkern zählen, ist das nicht der Fall. Sie huldigen der vermessenen Ansicht, daß einer ein sehr guter Patriot, ein wackerer Bürger sein und dennoch der Staatsregierung in allen Stücken Opposition machen könne. Sie gehen sogar noch weiter, indem sie den, der im Uebereifer des politischen Kampfes eine Gesetzesbestimmung verletzt hat und dafür Strafe erleidet, noch immer nicht für ehrlos und der Gnade unwerth halten. Amnestien sind daher in Frankreich gar nichts Seltenes. Sie ehren die Partei, die sie erläßt, und schänden Keinen, der von ihnen Vortheil hat.

Soeben erst ist wieder eine Amnestie in Frankreich erlassen worden. Die Gefängnisse öffnen sich, und die Thore der Heimath thun sich weit auf vor denen, die strafrechtlicher Verfolgung durch die Flucht sich entzogen hatten. Auch Henri Rochefort, der geistvolle Pamphletist vom „Intransigeant“, kehrt wieder zurück, um auf heimischer Erde den Kampf gegen die Regierung mit erneuten Kräften wieder aufzunehmen. Wenn dieser Rochefort mit dem wildbewegten Vorleben des leidenschaftlichen, erbarmungslosen politischen Kämpfers ein Deutscher wäre! — Man wagt den Gedanken kaum auszudenken . . . . aus dem Gefängniß würde dieser schlimme Umsturzmann nimmer mehr herauskommen. Sollte die bürgerliche Gesellschaft Frankreichs, die ihre politischen Gegner amnestirt, sich wirklich um so Vieles stärker fühlen, als das Deutsche Reich, das eine Begnadigung politischer Verurtheilter nicht kennt und nicht kennen will? . . .

K. Sch.

Unfallstationen, Aerzte und Anderes.

Hätte Ibsen die Möglichkeit von Unfallstationen auch nur geahnt, so hätte „Klein Egolf“ wohl vom Tische fallen können; bei der einzig sachgemäßen Behandlung aber, die jetzt erst allen Unfällen zu Theil wird, wäre der Knabe nie zum Krüppel geworden und der Dichter hätte sein neuestes Schauspiel ungeschrieben gelassen. Die Unfallstationen hätten der gequälten Menschheit einen großen Dienst geleistet.

Was sind Unfallstationen? Aus der nicht sowohl statistisch bewiesenen, als vielmehr spezialistisch ausgeklügelten Erkenntniß hervorgegangen, daß die Aerzte im Allgemeinen Verletzte, Unfallkranke nicht zu behandeln vermögen — in welchem Falle wohl mehr die staatlichen Organe anzuklagen wären, die solchen unfähigen Aerzten die Approbation ertheilen —, wurden von einzelnen Berufsgenossenschaften chirurgische Kliniken geschaffen, oder besser umgeschaffen, und mit der Aufgabe betraut, die Unfälle nun intensiver zu behandeln, um so durch vermeintlich bessere Heilung die dem Arbeiter zu zahlende Rente möglichst zu drücken oder, wie der fachtechnische Ausdruck lautet, zu quetschen. Man entzog also den Kranken der Behandlung des Arztes und schickte ihn in die der ärztlichen Unfallbeamten. Da die Arbeitgeber allein die Kosten der Unfallversicherung bestreiten und andererseits sie das gesetzliche Recht haben, die Verletzten in eigene Regie zu nehmen, so war dies eine durchaus erklärlich erscheinende Maßnahme. Sie hatte zwar nicht den Beifall der Arbeiter, die den Zwang fühlten in den Rentenquetschanstalten, und nicht den der Aerzte, denen sie den freien Wirkungskreis nicht unwesentlich beschränkte; doch das sind Faktoren, auf die Rücksicht zu nehmen nicht angängig ist, wenn höhere Interessen auf dem Spiele stehen.

So ward denn das Kindlein geboren und erhielt in der Taufe, von vermögenden Pathen reichlich beschenkt, den Namen „Unfallstation“. Aber es gedieh nicht recht, das Kindlein. Die Mutternahrung bot doch weniger, als man erst jubelnd gedacht, und auch die Ammenbrust der Polizei, die sich mit den Unfällen der Straße fürs Kindlein gefällig päppelte, erwies sich als unzureichend. Um dem starken Nahrungsbedürfniß der Kleinen neue Quellen zu eröffnen, entschloß man sich, die spezifischen Unfallstationen zu verallgemeinern und zu Rettungsstationen an sich umzugestalten. Mit ungemein geschickter Benutzung der Tagespresse, unter Hervorhebung einzelner krasser Fälle ward dem Publikum die Nothwendigkeit derselben glaubhaft suggerirt, der Ruhmestitel eines „dirigirenden Arztes“ lockte junge Chirurgen

und ihr Geld, und unter Tamtamschlag und Trommelwirbel weihte man dem Dienste der Humanitas weihrauchumduftete Altäre.

Das Opferthier ist wieder einmal die Aerzteschaft. Aus eigenem Recht und aus eigener Schuld. In lässig vornehmer Ruhe sah sie beschaulich den Vorbereitungen zu, die ihrer Opferung galten, und that nichts dagegen, bis zu dem Augenblick, wo der Priester sie schon an den Hörnern packte und mit gebundenen Füßen zum Altar schleppte. Nun hilft kein Sträuben mehr und Stoßen, kein Schreien und kein Jammern: geschehen ist geschehen. Unfallstationen sind da, und die Behörde, die doch das Allgemeine vertritt und nur sehr wenig die Interessen der Herren Aerzte, wäre beschränkt zu nennen, wenn sie nicht das Gute nähme, wo sie es findet, und wenn sie nicht zugriffe, wo ihr gratis ein Geschenk entgegengebracht wird, das zwar von den Danaern leicht den ominösen Namen leihen könnte, heute aber jedenfalls sich schön ausnimmt und sauber und billig. Nunmehr ist alles Gezeter und Geplärre nutzlos; vorher war es an der Zeit, jetzt ists zu spät. Aber noch jedes Mal, so oft es sich um eigenste Interessen handelte, ist die Aerzteschaft zu spät auf dem Plan erschienen, noch stets hat sie sich erst dann als auch vorhanden präsentirt, nachdem die Dinge bereits fertig und nicht mehr umzustoßen waren. Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig in der Verfolgung seines Sondervortheils, sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus — dem die dunstige Wolke des Erwerbens jeden freien Ausblick beschränkt.

Der Arzt ist ein Zwittergewächs, in seiner Brust führen reale und ideale Gewalten einen mehr oder weniger erbaulichen Kampf. Halb ist er Mensch und halb soll er ein Gott sein. Der Kaufmann, der dem Armen, wenn er nackt, keine Kleidung, wenn er hungert, kein Brod, wenn er friert, keine Kohlen schenkt, handelt, wie er handeln soll. Der Arzt, der Jedem, der da körperlich leidet, nicht sofort unentgeltliche Hilfe gewährt, hat aufgehört Mensch zu sein! Wenn der Arzt nun aber selbst nackt ist und hungert und friert? . . . .

Um das Haupt des Arztes aber webt nun mal die Charitas den Schleier selbstvergessender Menschenliebe, und ein Schrei der Entrüstung durchtönt die zuweilen so feinfühlige Welt, sobald einmal die Bockfüße seiner doch auch thierischen Natur den Arzt in allzu krassen Gegensatz zu seinem „erhabenen Berufe“ setzen. Was Anderen erlaubt, soll ihm versagt sein; wo Andere nur arbeiten, um zu leben, soll er leben, um zu arbeiten, ohne viel zu fragen, ob seine Arbeit auch bezahlt wird. Und wahrhaft erhaben, göttlich wäre der Beruf, der so ausgefüllt werden könnte. Aber ach! Der junge Arzt, der mit dem Traum weitherzigster Liebe das All umfaßt und ein Auserlesener sich fühlt zum Heile seiner Nächsten, stößt an dem ehernen Hemmniß der Thatsachen sich nur schmerzhaft den träumenden Schädel.

Da der Arzt nun einmal seine Kunst zu erwerblichen Zwecken ausüben muß, kommt er bald dazu, sie nur zu seinem Erwerbe auszuüben, nach der Skala der Bezahlung seine Dienste zu variiren und die unbezahlte

Hilfeleistung nur widerwillig zu gewähren. Und weil die Erwerbsverhältnisse im Allgemeinen und speziell im ärztlichen Stande immer mißlicher werden und es für den Arzt immer schwieriger wird, selbst durch angestrengteste Thätigkeit seine Lebensbedürfnisse zu befriedigen, so ist es erklärlich genug, daß unter den Aerzten jenes System ganz besonders freudige Anhänger gefunden hat, das in der Reklame, in der Herabsetzung der Berufsgenossen und in der Unterbietung auf jeden Fall den Erfolg sucht und findet. Der Kampf ums Dasein züchtet keine Idealgestalten, sondern weckt in den Menschen besonders die Kräfte, die für den Krieg Aller gegen Alle sich als die geeignetsten erweisen; er stärkt die Eigenschaften, die zwar nicht immer die besten, aber zum Angriff und zur Abwehr die passendsten sind. Das mag beklagen, wer im ruhigen Besitz friedliche Tage dahinlebt; das mag zu bessern hoffen, wer in der heutigen Geldwirthschaft nicht das Ideal eines Kulturlebens erblickt — bis dahin aber ist es gut, die Augen nicht trotzig zu verschließen, Thatsachen gegenüber, die besser wohl anders wären, aber so, wie sie sind, nun einmal hingenommen werden müssen. Und so übersehe man über dem Arzte auch den Menschen nicht, der in dem Parallelogramm der Kräfte doch nur das zwingende Ergebniß vielfältig wirkender Komponenten ist.

Das erklärt denn Vieles, entschuldigt Manches, beschönigt Nichts.

Auf der hier skizzirten Grundlage aber baut sich auch das Verhältniß auf zwischen Publikum und Arzt, das, nur unwesentlich differenzirt, ein Kaufgeschäft ist, bei dem jeder der Theile nach Wissen und Verstehen seinen Vortheil sucht. Der Eine wünscht Heilung, der Andere hat sie zu vergeben. Wenn der Käufer in diesem Laden, so wie er sie wünscht, preiswerth seine Waare nicht erhält, geht er ein Stück weiter zum Konkurrenten. Wenn der Kranke bei diesem Arzt, so wie er sie wünscht, die Heilung nicht findet, hundert Zungen sind's, die sie ihm anders versprechen. Und der gewissenhafte Arzt, der die Grenzen seiner Kunst kennt und sie dem Kranken nicht verhehlt, bleibt zurück, und aufgeht, wie frisch gebackener Teig, der Heilkünstler à tout prix. Denn der Kranke wird stets noch von dem ehrlichen Bekenner des „Non possumus“ leicht und willig die Berufung einlegen an den suggestiven Verfechter neuester Heilmethoden, der in der Amtsmiene des Vielvermögenden kindisch hoffenden Gelüsten geschäftig zu schmeicheln versteht. Wohl ist im ärztlichen Beruf ein gewisses Maß von Heuchelei Recht und mehr noch Pflicht; wohl giebt es Zustände, wo der Arzt dem unheilbar Kranken Aussichten eröffnen darf, die wirklich nicht begründet sind, wo er den tödlich Getroffenen darüber hinwegtäuschen wird, hinwegtäuschen muß, daß das zeitweilige Ausschlußverfahren, das er, allen Menschengesetzen zum Hohn, gegen die Majestät des Todes disziplinarisch noch einleitet, ein vergeblich kühnes Unternehmen ist; wohl giebt es ehrliche, denkende Aerzte und auch ein Publikum, das solche Aerzte mag und versteht. Bewährt aber hat sich stets noch die windig flatternde Fahne der Wertheim, Lubasch, Aschinger, und zu den Propheten bekennt sich, wenn auch noch widerwillig, die Jüngerschaft Derer, die in Wörrishofen und Radbruch gangbare Heilung verzapfen und Beide doch das ge-

mein haben, daß sie Hirten sind und eine Heerde nur hüten. Wer betrogen sein will, findet Die, die ihn betrügen; und wer lange genug — sich und Andere — betrogen hat, glaubt aufrichtig an seine Sendung. Die Dummheit stirbt nicht aus, seit sie zum erb- und stimmberechtigten Mitglied in jenem Herrenhause ernannt ist, das euphemistisch sich Gehirn heißt.

So ist der einzelne Arzt, wie jedes andere Menschenkind, ein Produkt, in dem der Faktor seiner Veranlagung kleiner ist als jener, den die umgebenden Verhältnisse bilden; er wurzelt in seiner Zeit und zieht aus ihr Kraft und Nahrung; wie jeder Andere hat er seine Schwächen und Fehler, aber kaum mehr wie jeder Andere. Und die Misère des ärztlichen Standes, die mannigfache Ursachen hat, beruht nicht zum geringsten Theil auch darauf, daß man dem ärztlichen Stande versagen zu müssen glaubt, was man allen anderen zugesteht: Interessenwirthschaft, Verfechtung seiner Interessen, und daß die Aerzte selbst zitternd und zagend nur aus der Einzelhaft des Humanitätsdusels sich hervorwagen ans Licht des sozialen Lebens und frei heraus bekennen: „Hier sind wir, wir wollen auch leben!" Keinem andern Stande macht man daraus einen Vorwurf, nur der Arzt schleppt den Nimbus des Erbarmens als lastendes Gewicht kettenklirrend an seinen Füßen.

Wie etwas Neugefundenes, Neuentdecktes, wenn es aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, komplizirt meist noch ist und verwickelt und jede Verbesserung daran eine Vereinfachung des Prinzips nur ist, so tritt auch das wirthschaftliche Leben der Gegenwart aus dem komplizirt regellosen Stadium vereinfacht allmählich in jenes über, wo gleichartige Berufe sich immer mehr und fester und inniger aneinander schließen, um, wo der Einzelne zu schwach, durch Gemeinsamkeit wirken zu können. Dieses Prinzip der Interessengruppen macht täglich weitere Fortschritte, und vergeblich ist das Bemühen, es aufhalten zu wollen, deshalb vergeblich, weil die natürliche Entwickelung der Dinge dazu zwingt, weil selbst der Stärkste heute nicht mehr allein stark genug ist. Und dieses Prinzip findet auch darin seine Berechtigung, daß der Einzelne innerhalb seiner Interessengemeinschaft und durch sie gehalten ist, die selbstischen Triebe seines Herzens schamhaft zu dämpfen und Rücksichten zu nehmen, die er sonst vielleicht nicht nehmen würde.

Deßhalb war es ein erfreulicher Anblick, nicht minder für den Fernstehenden wie besonders für den eigenen Berufsgenossen, als sich zunächst unter den Berliner Aerzten eine Organisation in die Wege zu leiten begann; und deßhalb war es ein betrübendes Zeichen und beschämend im höchsten Grade, als die Behörde, d. i. hier der Magistrat von Berlin, dieser noch lange nicht vollendeten Organisation hemmend entgegentrat und, den manchesterlichen Freunden zügellos individueller Selbsthilfe ein erwünschter Helfer, die Koalitionsfreiheit der Aerzte beschränkte, zeitweilig vernichtete.

Wohl sollte es Pflicht sein, einen Stand zu fördern und besonders zu schützen, der erheblich und oft ohne Entgelt am sozialen Leben mit-

zuwirken geschaffen und berufen ist. Verlangen aber darf man, daß die Behörde der Aerzteschaft nicht entgegentritt, wenn diese durch Selbsthilfe, die Keinem sonst schadet, nur die Sünden der sozialen Gesetzgebung für den eigenen Körper zu paralysiren sucht.

Das Krankenversicherungsgesetz schädigte in demselben Maße, in dem es wohlthätig sich dem Arbeiter erwies, die Aerzte, nicht so sehr dadurch, daß es überhaupt bis dahin doch noch zahlende Patienten den Aerzten entzog, als vielmehr dadurch, daß es dieselben entzog auf Kosten der Gesammtheit und zu Gunsten einer Minderheit von Aerzten. Vor drei Jahren etwa, früher schon an anderen Orten, gelang es in Berlin, Bresche in das bisherige Monopolsystem zu legen und dasselbe durch das Prinzip der „Freien Arztwahl" zu ersetzen, das alle Aerzte zur Behandlung von Kassenkranken zuließ und allen Kassenkranken die freie Wahl gestattete unter den Aerzten. Die Mitglieder und die Aerzte standen sich wohl dabei: Jenen war eine angemessene Behandlung gewährleistet, die sie bisher bei ihren Zwangsärzten vielfach entbehren mußten; diesen war, besonders in ihrem jüngeren Nachwuchs, die Möglichkeit eines leichteren, wenn auch nicht bedeutenden Erwerbs geschaffen, und — was weit wichtiger war — es begann eine Organisation sich zu bilden, die zwar weniger auf ideeller, wohl aber auf der um so festeren realen Grundlage gleicher Interessen sicher ruhte. Die „Freie Arztwahl" gewann, wie natürlich, immer weiteren Boden unter dem Drucke der Kassenmitglieder, aber unter dem erheblichen Widerstande der Kassenvorstände, die ihre bisher den Aerzten oft fühlbare Macht sich entwunden sahen. Im Jahre 1894 waren circa 150000 Kassenmitglieder der „Freien Arztwahl" gewonnen und circa 1200 Aerzte zu ihrer Behandlung in dem „Verein der freigewählten Kassenärzte" vereinigt. Dieses erfreuliche Wachsthum, das doch nur in der Güte der Institution seine Ursache haben konnte, schien der Gewerbedeputation des Magistrats, der aufsichtführenden Behörde der Kassen, schließlich nicht mehr zu behagen. Und nach dreijährigem Studium war es ihr am Ende des Jahres 1894 denn endlich gelungen, Gesetzesparagraphen zweckmäßig zu verstehen, die sie bis dahin nicht verstanden hatte, und die andere, sehr gesetzeskundige Herren heute noch nicht so verstehen, wie staatsanwaltlich angehauchte Assessorenweisheit. Zunächst zwang sie sämmtliche Kassen, eines — Formfehlers wegen die Kontrakte zu kündigen. Das gab der sogenannten Meyer'schen Kasse, deren Rendanten und Vorstände sich nur sehr widerwillig der „Freien Arztwahl" anbequemt hatten, den erwünschten Vorwand und die Gelegenheit zu einem unerhörten Vertrauensbruch: Während sie mit dem Aerzteverein behufs eines neuen Vertrages, gemeinsam mit den anderen Kassen, ruhig unterhandelte, Vorschläge und Gegenvorschläge machte, suchte sie gleichzeitig — und dies außerdem gegen den einstimmig ausgesprochenen Willen der eigenen Generalversammlung — zu ihrem alten Zwangssystem zurückzukehren und dafür Aerzte zu gewinnen: zwei Eisen glühte sie im lodernden Feuer. Nur 169 Streikbrecher waren es, die sich gemüßigt fühlten, unter das kaudinische Joch beamtlicher Bevormundung für Geld und gute Worte den Nacken wieder zu beugen. Und selbst diese, bei der

bekannten Kollegialität der Aerzte doch lächerlich geringe, Zahl fand sich erst, als der Magistrat das Vorgehen der Kasse feierlich sanktionirte. Das geschah, indem derselbe 1) die Kasse der Handlungsgehilfen, zwei Tage bevor sie mit dem Aerzteverein den bereits vereinbarten Kontrakt erneuern wollte, — wegen zu hoher Gehälter der Kassenbeamten (!) — in kommissarische Verwaltung nahm und sie nebst einer dritten, die er bereits in Verwaltung hatte, der Meyer'schen Kasse angliederte, und indem er 2) weiteren acht Kassen einfach untersagte, mit dem „Verein der freigewählten Kassenärzte" als Verein fernerhin zu kontrahiren und ihnen anheimgab, mit jenen Aerzten abzuschließen, die der Meyer'schen Kasse sich zur gefälligen Verfügung gestellt hatten; eine Maßregel, so unberechtigt wie nur möglich, aber so sinnreich wie denkbar, um die „Freie Arztwahl", um die Organisation der Aerzte lahm zu legen. Es ist betrübend genug, daß jene 169 in ihrer überwiegenden Mehrzahl gut situirte Herren sind, die es nicht gerade nöthig hatten, der Gesammtheit ihrer Kollegen ein Bein zu stellen. Von der Behörde aber darf und muß man erwarten, daß, wenn sie irgendwelche Ursache zu haben glaubt, die „Freie Arztwahl" und die Koalition der Aerzte zu hemmen, sie einen anderen Weg dazu wählt, der nicht die Existenz so und so vieler Menschen plötzlich, mit einem Schlage in Frage stellt und den Arzt zwingt, zwischen Geld und Ehre die erniedrigende Wahl zu treffen.

Was man erringen wollte, ist gelungen: die Organisation der Aerzte ist vorläufig gesprengt; die „Freie Arztwahl", die sich Erfolg verheißend lustig tummelte im freien Gefilde, liegt darnieder, treffsichere Jäger haben sie zur Strecke gebracht mit beutegieriger Meute und weiden nun gemeinsam an dem leckeren Mahl Herz, Zunge und Auge. Nur die Nase kitzelt zuweilen empfindlich aufsteigender Kadavergeruch, die schlummernden Nervlein trotzig weckend und gemahnend vielleicht, daß nicht Alles Gold ist, was — riecht.

Warum ich das Alles so ausführlich hier erzähle? Weil es eine Illustration ist zu dem neuesten Druckwerk, das sich „Kampf für Religion, Sitte und Ordnung" betitelt; weil es den Nachweis erbringt, daß das Erwerbsleben des Arztes und jedes Anderen kein ruhiges, stetiges und — anständiges sein kann, wenn täglich wechselnde Winde ihn zu laviren zwingen mit zerzausten und beschmutzten Segeln; weil es zeigt, warum die Aerzte so werden müssen, wie sie sind, und so sind, wie sie werden müssen; weil es endlich bedenklich ist für die Art, mit der man einen ganzen Stand zu behandeln sich gestatten darf, um so bedenklicher, je mehr gerade dieser Stand jeglicher Förderung bedurft hätte, weil er bei fast allen sozialen Maßnahmen der letzten Jahrzehnte stets der allein verlierende Theil war. Als es galt, gefürstete Millionäre für ein Privilegium zu entschädigen, das beschränktem Unterthanenverstande ein schreiendes Unrecht dünkte, wurden Millionen kaum ausreichend befunden. Ein Privilegium aber, das gewiß nicht schlechter ist als jenes, das ein durch die Jahrhunderte nicht höher geheiligter Besitz erbenden Epigonen geschaffen hat, besitzt der Arzt in dem Recht, frei handeln und behandeln zu können, wo und wie und wen er will.

Dieses Recht wurde beschränkt durch das Krankenversicherungsgesetz, welches, wohlthätig für die arbeitende und erwerbsschwache Bevölkerung, ein Pfahl ist, ins Fleisch der Aerzte getrieben. Dieses Recht wird beschränkt durch die Unfallstationen, die, ein Bedürfniß der Weltstadt und im Interesse der Gesammtheit freudig zu begrüßen, den Aerzten einen Theil ihrer Klientel entziehen. Dieses Recht wurde beschränkt durch die Gewerbefreiheit, die der Kurpfuscherei freien Spielraum eröffnete und auf die Dummheit eine Prämie setzte. Man braucht aber deßhalb die Gewerbefreiheit, die mancherlei Vortheile für sich hat, für die Aerzte nicht aufzuheben, um gegen die katilinarische Existenz des Kurpfuscherthums gewappnet zu sein. Neben einer strengeren Beaufsichtigung und einer weiteren hygienischen Aufklärung des Volkes dürfte eine umfassendere und auf das praktische Leben mehr eingehende Ausbildung der Aerzte bald vollauf genügen; man müßte sich dazu aber entschließen, die goldene Freiheit des akademischen Lebens durch ein wenig Wissen zwangsweise zu versüßen, und man müßte ferner Dozenten anstellen, die ihren Beruf weniger im Geldmachen und Bazillensuchen sehen, als im Lehren und Belehren der medizinischen Jugend, man müßte eben auf der Universität nicht nur lernen, wie man wissenschaftlich eine Diagnose stellt — woran, nach meinen Informationen, dem Kranken weniger gelegen sein soll —, sondern auch die beträchtlich schwerere Kunst, zu helfen und zu heilen.

Berlin. Dr. M. Maschke.

Zur Reform des Irrenwesens.

Die Reformbedürftigkeit der Irren-Gesetzgebung und die schärfere Beaufsichtigung der öffentlichen und privaten Irren-Anstalten ist eine Tagesfrage, die augenblicklich in den Zeitungen der verschiedensten politischen Richtungen vielfach erörtert wird. Forscht man nach den Ursachen der seit einiger Zeit immer leidenschaftlicher auftretenden Beschwerden über angebliche Unzuträglichkeiten auf dem Gebiete des Irrenwesens, so gelangt man zu dem Resultat, daß in zahlreichen Schichten der Bevölkerung die Befürchtung gehegt wird, es würden öfters geistesgesunde Personen längere oder kürzere Zeit in Irren-Anstalten eingesperrt und ihrer Freiheit beraubt, und selbst aus juristischen Kreisen sind Anklagen in die Oeffentlichkeit gelangt, welche sich gegen die psychiatrischen Gepflogenheiten der heutigen Irrenärzte richten.

Es ist nicht meine Absicht, in eine Polemik einzutreten, doch zur Wahrung der Ehre des deutschen Aerztestandes muß ich dem Leser die Thatsache ins Gedächtniß rufen, daß bis jetzt kein deutscher Arzt überführt ist, eine geistig gesunde Person wider besseres Wissen als geisteskrank ins Irrenhaus gesandt zu haben. Die Aerzte tragen mithin an den gegenwärtigen Zuständen im Irrenwesen gar keine Schuld.

Der deutsche Aerztestand ist trotz ökonomischer Bedrängniß in seiner Moral intakt, er entspricht in Bezug auf Berufsfreudigkeit und peinlichste Gewissenhaftigkeit den exorbitantesten Forderungen. Wer den Titel eines praktischen Arztes in Deutschland führen darf, der gilt eo ipso auch mit Recht als makelloser, gewissenhafter Ehrenmann. Dieses hohe moralische Niveau des deutschen Aerztestandes ist der einzig mögliche und beste Schutz gegen die Fahrlässigkeit und mala fides der Attest-Aussteller.

Die bedeutungsvollste Forderung jedoch, welcher das Aufnahme-Verfahren für Irren-Anstalten genügen muß, ist die, daß zur Feststellung der Diagnose alle von der Wissenschaft dargebotenen Hülfsmittel aufgewendet werden, um nach Möglichkeit diagnostische Irrthümer auszuschließen.

Prüft man auf diese Forderung hin das gegenwärtig gültige Aufnahme-Verfahren, so muß allerdings rückhaltlos zugestanden werden, daß Letzteres den Anforderungen der Psychiatrie an eine streng wissenschaftlich festgestellte und möglichst fehlerfreie Diagnose nicht gerecht wird. Auch die Thatsache muß registrirt werden, daß ein gänzlich verschiedenes und ungleichwerthiges Verfahren zur Anwendung gelangt, je nachdem es sich um die Internirung eines Angeklagten resp. Verurtheilten oder um die Internirung einer Privat-Person in eine Irren-Anstalt handelt.

Das Aufnahme-Verfahren für Privat-Personen ist weder für das ganze Deutsche Reich, noch auch für die einzelnen deutschen Bundesstaaten einheitlich festgestellt. Wir haben vielmehr den unerfreulichen Zustand, daß in einzelnen Bundesstaaten sowohl die zuständigen Ministerien, als auch die einzelnen Provinzial-Behörden Bestimmungen über das Aufnahme-Verfahren erlassen, und diese unverständliche Dezentralisation hat z. B. in Preußen

dahin geführt, daß jede einzelne Provinzial-Irren-Anstalt ihr besonderes Aufnahme-Verfahren besitzt.

Alle möglichen Kautelen gegen ungerechtfertigte Freiheits-Entziehung sind in diesen verschiedenen Aufnahme-Reglements vorgesehen. Gemeinsam aber ist allen diesen Reglements eine Bestimmung, laut welcher ausnahmsweise die sofortige Aufnahme einer Person in die Irren-Anstalt erfolgen kann, wenn gemeingefährliche Geisteskrankheit vorliegt.

Diese letztere Bestimmung aber macht alle anderen zum Schutze der persönlichen Freiheit ausgetüftelten Vorkehrungen total wirkungslos. Denn in allen Fällen, in denen lachende Erben oder sonstige Widersacher eine Person durch Internirung in die Irren-Anstalt unschädlich machen wollen, wird selbstverständlich die Bestimmung über ausnahmsweise sofortige Aufnahme als Handhabe benutzt, um zum Ziele zu kommen. Und diese Handhabe ist eine sehr brauchbare, weil erstens der Begriff der Gemeingefährlichkeit überhaupt kein psychiatrischer, sondern ein polizeiwissenschaftlicher ist, und weil zweitens demzufolge der Beweis der Gemeingefährlichkeit einer geisteskranken Person auch durch die polizeilich beglaubigten Aussagen von Privat-Personen als Zeugen erbracht werden kann, wie in verschiedenen Reglements ausdrücklich angegeben ist.

Soll ein Aufnahme-Verfahren einen wirksamen Schutz gegen ungerechtfertigte Freiheits-Entziehung gewähren, dann müssen seine Bestimmungen in allen Fällen anwendbar sein und keine Ausnahmen gestatten.

Man war am grünen Tische nicht im Zweifel darüber, daß die Bestimmung über ausnahmsweise sofortige Aufnahme Gefahren für die Freiheit des Individuums im Gefolge habe, doch man glaubte durch die Forderung des ärztlichen Aufnahme-Attestes und der polizeilichen Genehmigung diesen Uebelständen wirksam vorgebeugt zu haben. Daß dem nicht so ist, lehrt jede eingehendere Kritik der genannten beiden Schutzmaßregeln.

Die einzuholende polizeiliche Genehmigung wird in allen volksreicheren Städten zu einer leeren Formalität, weil die Organe der Ortspolizei keinen Einblick in die Familien-Verhältnisse der zu internirenden Person besitzen können, und daher auch gar keinen Anhalt haben, um im gegebenen Falle zu entscheiden, ob die beantragte Aufnahme einer Privat-Person in eine Irren-Anstalt ihrer familiären und sonstigen Verhältnisse wegen Bedenken zu erregen geeignet ist. Auf dem Lande und in kleinen Landstädtchen, wo die Polizei mit den privaten und Familien-Verhältnissen der Bewohner des Bezirks genauer vertraut ist, kann dem Beibringen der polizeilichen Genehmigung schon eher eine gewisse Bedeutung als Schutzmaßregel gegen unberechtigte Freiheits-Entziehung zuerkannt werden.

Das ärztliche Attest, die zweite Schutzmaßregel, bietet als Urkunde eines staatlich approbirten Arztes aus den schon angegebenen Gründen den denkbar besten Schutz gegen Fahrlässigkeit und mala fides der Attest-Aussteller. Doch die verhängnißvollen Folgen, welche sich aus mala fides der die Internirung einer Person beantragenden Partei einerseits und aus der geringen psychiatrischen Erfahrung der Gutachter, der Unvollkommenheit der diagnostischen Methode andererseits ergeben, sie werden durch das ärztliche Attest nicht abgewendet.



Der approbirte Arzt hat laut Prüfungs-Reglement keine Verpflichtung, sich mit dem Studium der Psychiatrie zu befassen oder in diesem Fache ein Examen zu absolviren. Doch diese Lücke wäre von unwesentlicher Bedeutung, weil die Medizin-Studirenden aus freien Stücken die psychiatrischen Kliniken besuchen. Von viel größerer Bedeutung hingegen ist der Umstand, daß die approbirten Aerzte auch in umfangreicher Praxis nur selten Gelegenheit haben, eigene praktische Erfahrungen auf dem Gebiete der Psychiatrie zu erwerben, weil die Geisteskrankheiten glücklicher Weise im Verhältniß zu den somatischen Erkrankungen nur sehr vereinzelt auftreten und das Gros dieser Patienten den Irren-Anstalten zur spezialistischen Behandlung überwiesen wird.

Diesem Uebelstande kann mithin, wie Professor Schultze-Jena einmal nachwies, nicht durch eine Erweiterung des Studien-Planes für Mediziner abgeholfen werden, sondern nur, wenn die Befugniß zur Ausstellung der Aufnahme-Atteste für Irren-Anstalten auf psychiatrisch vorgebildete Aerzte beschränkt würde, wäre ein Schutz gegen Fehldiagnosen in Folge mangelnder psychiatrischer Kenntnisse und Erfahrungen vorhanden. Eine derartige Maßregel ist aber gänzlich unausführbar, wie es der erfolglose Versuch des preußischen Kultusministeriums im Jahre 1888 erwiesen hat, weil praktisch und theoretisch durchgebildete Psychiater, zu denen zur Zeit die Kreis-Physiker nicht gerechnet werden können, in zu geringer Zahl disponibel sind und dauernde Beschäftigung finden.

Wenn aber auch eine derartige Maßregel, wie die Beschaffung eines Spezialisten-Attestes für jede in ein Irrenhaus zu internirende Person in praxi durchführbar wäre, so blieben immer noch schwerwiegende Mängel, welche dem heutigen Aufnahme-Verfahren anhaften, ohne Remedur. Diese Mängel haben ihren Grund in der Unvollkommenheit der diagnostischen Mittel und Methoden, welche dem begutachtenden Arzte bei der Beobachtung im Hause des Patienten allein zu Gebote stehen.

Der Arzt, welcher in die Behausung eines Patienten gerufen wird, um dessen Geisteszustand zu untersuchen und sich gutachtlich zu äußern, ist auf zwei Mittel allein angewiesen, erstens auf die eigene Beobachtung, zweitens auf die Aussagen und Berichte der Angehörigen des Patienten. Handelt es sich nun um einen schwer Geisteskranken, dessen Krankheitsbewußtsein völlig geschwunden ist, dessen Selbstbewußtsein verdunkelt oder durch ein pathologisches Ich unter die Schwelle des Bewußtseins gesunken ist, so gewinnt der Arzt schon während einer kurzen Beobachtungsdauer vollständige Klarheit darüber, daß Geisteskrankheit vorliegt. Die Aussagen der Angehörigen sind in einem solchen Falle von keiner Bedeutung.

Handelt es sich dagegen um eine Person mit beginnender leichter Gemüthsverstimmung, wie es oft der Fall ist, dann steht der Arzt vor der folgenschweren Entscheidung der Frage, ob diese Gemüthsdepression nur ein psychogenetisches Phänomen, ein natürlicher, auch bei vollster geistiger Gesundheit eintretender Effekt von Kummer, Enttäuschung, Schicksalsschlägen ist, oder ob wir in dieser Gereiztheit und Traurigkeit des Patienten ein somatogenetisches Phänomen, d. h. den psychischen Reflex eines im Gehirn

sich abspielenden Krankheits-Prozesses vor uns haben. Gerade zur Entscheidung dieser schweren Frage aber sind die Aussagen und Berichte der Angehörigen über Thun und Treiben, Denken und Reden des Patienten von ausschlaggebender Bedeutung, weil die somatogenetische Gemüthsdepression durch das gleichzeitige Vorhandensein von Größen- und Verfolgungs-Wahn gekennzeichnet ist.

Sind die Angehörigen nun dem Patienten übelgesinnt, erstreben sie aus strafbaren Motiven die Internirung desselben in eine Irren-Anstalt, so können sie durch erlogene Berichte über angebliche Wahnideen, vernunftlose Handlungen u. s. w. des Patienten den Arzt vollständig in ein Netz von Irrthümern verstricken, das zu zerreißen selbst der reichsten psychiatrischen Erfahrung unmöglich wird. Das audiatur et altera pars, welches dem Richter einen Anhalt bietet, läßt in den meisten Fällen den Arzt im Stich, weil zahlreiche leicht Geisteskranke geistige Gesundheit simuliren und den Arzt über ihren Zustand zu täuschen suchen. Alle diese Unzuträglichkeiten und Ursachen für diagnostische Irrthümer sind nicht zu beseitigen, solange die Beobachtung im Hause des Patienten sich vollzieht und aus diesen Gründen kann dem ärztlichen Attest nur eine mäßige Bedeutung als Schutzmaßregel gegen ungerechtfertigte Freiheits-Entziehung zuerkannt werden.

Doch das Uebelwollen, die Schliche, Kniffe und die Verlogenheit der Umgebung des Patienten sind nicht die einzige Klippe, an welcher der ärztliche Beobachter im Hause des Patienten in seinem diagnostischen Bestreben Schiffbruch erleiden kann. Von viel größerer Bedeutung ist der Umstand, daß die häusliche Beobachtung, die Exploration, wegen der Kürze der Beobachtungszeit, der Unerfahrenheit der ärztlichen Beobachter in nicht wenigen Fällen zu keinem Resultate führen kann; denn es giebt Wahnideen, in denen Wahrheit und Dichtung, Selbsterlebtes und Phantasiegebilde, wirklich Geschehenes und Hinzugedachtes so innig und schier unlösbar verstrickt sind, daß nur der erfahrene Psychiater während einer mehrwöchentlichen Anstaltsbeobachtung sich Klarheit darüber verschaffen kann, ob ein krankhafter Wahn oder eine fixe, durch Passionen und Gefühlsidiosynkrasien überstark gewordene Idee, oder ein normales Produkt einer durch Leidenschaften, Affekte, Gefühle in ihrem regulären Ablauf gestörten Geistesthätigkeit, d. h. ein psychogenetischer Wahn oder Irrthum vorliegt. Doppelt schwer aber wird für den Arzt die Entscheidung dadurch, daß viele, längere Zeit andauernde psychogenetische Geistesstörungen Gehirn und Nervensystem zerrütten und so zu somatogenetischen sich umbilden. Der ungemessen Stolze wandelt sehr bald als Fürst oder König im Irrenhause, der schmutzige Geizhals stirbt in ihm halbverhungert aus Angst vor dem Gespenste der Armuth, und die maßlose Herrschsucht erbaut sich nur zu oft im Irrenhause ihren Thron.

Alle diese Unzuträglichkeiten und Ursachen für diagnostische Irrthümer sind nicht zu beseitigen, so lange für das ärztliche Aufnahmeattest die Beobachtung des Patienten in seiner eigenen Häuslichkeit als gesetzlich zulässiges Verfahren anerkannt ist. Aus allen diesen Gründen aber werden durch das vorgeschriebene ärztliche Aufnahmeattest nicht die Gefahren für die Freiheit des Individuums paralysirt, welche aus der Bestimmung über

sofortige Aufnahme einer Person in eine Irrenanstalt wegen gemeingefährlicher Geisteskrankheit resultiren.

Ganz anders gestaltet sich gegenwärtig das Verfahren zur Entscheidung der Frage, ob Geisteskrankheit vorliegt und Anstaltsbehandlung nothwendig ist, bei denjenigen Personen, welche wegen einer strafbaren Handlung angeklagt sind. Eine der Geistesstörung verdächtige Person, gegen welche ein Strafverfahren eingeleitet ist, wird niemals auf das Attest zweier approbirten Aerzte hin dem Irrenhause überwiesen, sondern der Gerichtshof überweist in den meisten Fällen, nach § 81 der Strafprozeß-Ordnung, den Angeschuldigten der Beobachtungsstation eines Krankenhauses behufs Feststellung seines Geisteszustandes. Im Krankenhause wird der Ueberwiesene wochenlang von erfahrenen Psychiatern tagtäglich beobachtet. Auf Grund dieser längeren Anstaltsbeobachtung geben die Psychiater alsdann in ihrer Eigenschaft als Sachverständige ein Gutachten über die beobachtete Person ab, und wenn der Gerichtshof resp. die Geschworenen, durch das Gutachten belehrt, nach ihrem absolut freien Ermessen den Angeklagten für geisteskrank und mithin der freien Willensbestimmung beraubt erklären, erst dann wird die Anklage niedergeschlagen und damit die Erlaubniß ertheilt, die angeklagte Person in einer Irrenanstalt zu interniren.

Wenn es nun im Interesse der allgemeinen Rechtssicherheit für nothwendig erachtet wird, bei geisteskrank erscheinenden Angeklagten die Anstaltsbeobachtung durch Psychiater in Anwendung zu bringen, um diagnostische Irrthümer nach Möglichkeit auszuschließen, so ist zum Schutze der persönlichen Freiheit bei nichtangeklagten Privatpersonen ein gleiches Verfahren eben so sehr erforderlich; denn ein Aufnahmeverfahren für Irrenanstalten muß derartig beschaffen sein, daß es die sicherste Methode zur Gewinnung einer vollständigen und möglichst fehlerfreien Diagnose für allein zulässig erklärt.

Wenn wir nun die gewonnenen Ergebnisse und Forderungen dem zukünftigen Aufnahmeverfahren für Internirung Kranker in Irrenanstalten zu Grunde legen, so müßte sich dieses letztere in folgender Weise vollziehen.

Sobald zwei approbirte Aerzte eine Person als anscheinend geisteskrank und gemeingefährlich erklären, erfolgt die zwangsweise Ueberführung derselben auf die Beobachtungsstation der königlichen Universitäts-Nerven-Klinik der Heimathsprovinz. Der Direktor genannter Station hat spätestens acht Wochen nach dem Tage der Aufnahme sich gutachtlich zu äußern, ob die beobachtete Person geisteskrank ist und der Anstaltsbehandlung bedarf. Eine gutachtliche Aeußerung zu einem früheren Termin muß immer zulässig sein. Eine Verlängerung der festgesetzten Beobachtungszeit muß unter Angabe von Gründen von zuständiger Gerichtsstelle erbeten werden.

Erklärt der Direktor der Beobachtungsstation die beobachtete Person für geisteskrank und ihre Internirung in einer Irrenanstalt für erforderlich, so ist auf Grund dieses Attestes der Dirigent jeder öffentlichen oder privaten Irrenanstalt berechtigt, die genannte Person in die Anstalt aufzunehmen. Ohne ein solches Attest hingegen darf keine Person in eine Irrenanstalt aufgenommen werden.

Die gutachtliche Entscheidung des Direktors der Beobachtungsstation muß im Klagewege anfechtbar sein. Ist die gutachtliche Entscheidung angefochten worden, so muß zur Erlangung eines Obergutachtens die in Frage kommende Person auf einer anderen staatlichen Beobachtungsstation noch einmal auf ihren Geisteszustand beobachtet werden.

Die in dem Obergutachten getroffene Entscheidung ist eine endgültige so lange, bis neue Beweismittel für eine entgegengesetzte Auffassung beigebracht werden können. Die neuen Beweismittel müssen sich immer auf Beobachtungsresultate resp. Geschehnisse stützen, welche in der Zeit nach Abgabe des Obergutachtens gewonnen wurden, resp. eingetreten sind.

Ein solches Aufnahmeverfahren, welches die Anstaltsbeobachtung von Seiten psychiatrisch vorgebildeter Aerzte als conditio sine qua non fordert, wird erstens den Anforderungen an eine streng wissenschaftlich festgestellte Diagnose in allen Fällen gerecht und verbürgt hierdurch allein die größtmögliche Sicherheit gegen diagnostische Irrthümer. Auch die praktische Durchführbarkeit eines solchen Aufnahmeverfahrens unterliegt keinem Zweifel. Beobachtungsstationen für geisteskrank erscheinende Verbrecher bestehen bereits jetzt. Es wäre daher nur noch erforderlich, auf jeder königlichen Universitäts-Nerven-Klinik eine Beobachtungsstation für auf Geisteskrankheit verdächtige Privatpersonen zu errichten. Eine Ueberfüllung dieser Beobachtungsstationen ist keineswegs zu befürchten, weil alle unzweifelhaft geisteskranken Personen, welche die Majorität der Aufgenommenen ausmachen werden, schon nach wenigen Tagen wieder entlassen und den Irrenanstalten überwiesen werden können.

Der Laie könnte die Befürchtung hegen, daß die nicht obligatorische Beobachtungsdauer von acht Wochen Unzuträglichkeiten im Gefolge haben werde; man könnte es als eine berechtigte Forderung hinstellen, daß jede Privatperson mindestens mehrere Wochen hindurch beobachtet werde, um eine flüchtige Beobachtung und eine oberflächliche Beurtheilung auf alle Fälle auszuschließen. Doch diese Befürchtungen sind unbegründet, und die Forderung, daß eine bestimmte Beobachtungsdauer obligatorisch gemacht werde, würde die Existenz der Beobachtungsstation als solche unmöglich machen, weil Tobsüchtige z. B. wochenlang nur in einem Irrenhause verpflegt werden können. Eine solche Forderung ist aber auch ohne jede Berechtigung, denn in zahlreichen Fällen ist der Psychiater in der Lage, aus Briefen, welche von den beobachteten Personen herstammen, oder aus einer einzigen absurden Wahnvorstellung mit absoluter Sicherheit die Diagnose auf Geisteskrankheit zu stellen. Einige Beispiele aus dem Leben werden dem nicht medizinisch gebildeten Leser von der Richtigkeit dieser Behauptung sofort überzeugen. Ein junger Elementar-Schullehrer, welcher in einem kleinen Städtchen seines Amtes waltet, entflieht plötzlich aus seinem Domizil und reist zu seinem in Berlin wohnenden Schwager. Nach der Ursache dieser plötzlichen Flucht befragt, giebt der Unglückliche folgende Wahnidee als Grund an. Er sei ein so hervorragender und genialer Mensch, daß der deutsche Kaiser auf ihn aufmerksam geworden sei, ihm seines Genies wegen beneide und Herrn Reindel Befehl ertheilt habe, den

genialen Menschen zu enthaupten; nach späteren Aussagen sollte der deutsche Kaiser den Befehl ertheilt haben, den genialen Menschen den Bären im Zoologischen Garten zu Berlin zum Fraße vorzuwerfen. Ist man hier nicht in der Lage sofort eine absolut sichere Diagnose zu stellen? Solche Fälle, die nicht zu selten vorkommen, muß der Direktor der Beobachtungsstation schon nach mehrtägiger Beobachtung der Irren-Anstalt überweisen können, ja, einen unzweifelhaft tobsüchtigen Geisteskranken länger als 24 Stunden auf der Beobachtungsstation verpflegen zu müssen, wäre eine zwecklose Last für Aerzte und Wärter. Aus allen diesen Gründen muß es dem Direktor der Beobachtungsstation freistehen, auch vor Ablauf von acht Wochen eine beobachtete Person entweder als gesund zu entlassen, oder als geisteskrank dem Irrenhause zu überweisen. Bedenken könnte endlich noch die Bestimmung erregen, daß der Direktor der Beobachtungsstation das Recht haben muß, eine Verlängerung der achtwöchentlichen Beobachtungszeit nachzusuchen, sofern er nach freiem Ermessen es für nothwendig erachtet. Diese Rechtsbefugniß muß dem beobachtendem Arzte eingeräumt werden; denn es giebt Wahnideen, in denen Wahrheit und Dichtung, Selbsterlebtes und Phantasiegebilde so innig und schier unlösbar verstrickt sind, daß acht Wochen Beobachtung nicht hinreichen, um eine klare, zweifelsfreie Ansicht zu gewinnen. Anscheinend ganz absurde Wahnideen ergeben sich bei genauerer Nachforschung nicht als pathologische Produkte, sondern als abnormale Erzeugnisse einer durch Leidenschaften, Affekte, Gefühle in ihrem normalen Ablauf gestörten Geistesthätigkeit. Ein typisches Beispiel hierfür ist mir in meiner eigenen Praxis zur Kenntniß gekommen. Eine Frau, welche ich seit längerer Zeit wegen Lungenschwindsucht behandelte, betritt eines Tages erregt mein Sprechzimmer und klagt mir ihr Leid. Bis vor wenigen Monaten hat sie mit ihrem Manne, einem Maurergesellen, in glücklicher Ehe gelebt. Doch in letzter Zeit hat ihr Mann mit einem Mädchen ein Liebesverhältniß geschlossen und versucht, unter Drohungen aller Art seine Frau zur Einwilligung in die Scheidung zu bewegen. Der Widerstand der Frau erbitterte den Maurer und führte zu stürmischen Szenen, der Mann bedrohte in der Wuth seine Frau mit dem Tode. Ein nur allzugerechtfertigtes Mißtrauen hat bei der unglücklichen Frau ihrem ehebrecherischen Manne gegenüber Platz ergriffen, sie fürchtet von ihm vergiftet zu werden.

Und ihre Befürchtungen sind so hochgradige, daß sie wiederholt Speisen auf Gift zur chemischen Untersuchung in die Apotheke gebracht hat. In letzter Zeit hat sie öfters beobachtet, daß ihr Mann vor dem Schlafengehen sich an den Genitalien einsalbte und unmittelbar darauf den ehelichen Beischlaf vollzog. Diese Beobachtung und ihr Argwohn haben nun bei der Unglücklichen die absurde Idee erzeugt, die Salbe sei giftig, und solle ihrem Körper zu dem Zwecke einverleibt werden, um in unauffälliger Weise ihren Tod durch Vergiftung herbeizuführen. Die genaue Nachforschung ergab, daß die fragliche Salbe eine Quecksilbersalbe (unguentum cinereum) war, welche der brutale Maurergeselle an seinen Genitalien verrieb.

Hier haben wir eine absurde Wahnidee, die trotz ihrer Absurdität nur das Produkt eines normalen, aber von Todesangst und Mißtrauen beeinflußten Beobachtens ist. Diesem psychogenetischen Wahnideen stellen sich die fixirten Ideen zur Seite, welche durch Passionen und Gefühlsidiosynkrasien eine außerordentliche Stärke und Herrschaft im Spiel der Vorstellungen erlangen; auch in diesen Fällen kann der Arzt nur durch eine längere Beobachtung zu einem richtigen Urtheil kommen.

Endlich giebt es eine Anzahl von Personen, welche thatsächlich geisteskrank sind, bei denen aber die im Beginne des Leidens auftretenden Symptome eine unbedenkliche oder zweideutige Erklärung zulassen. Diese Fälle machen dem Psychiater viel zu schaffen, und für derartige Fälle ist die Befugniß des Direktors der Beobachtungsstation, den Kranken länger als acht Wochen beobachten zu können, ein unumgängliches Erforderniß, sollen nicht einerseits die Freiheit des Individuums, andererseits die Strafrechtspflege schwere Schädigungen erleiden.

Drei sehr wichtige Krankheitsbilder psychiatrischer Natur sind es namentlich, welche hier in Betracht kommen. Der Ehibitionismus nebst der moral insanity, der Querulantenwahn, der politische Verfolgungs- und Größenwahn. Ein Beispiel wird statt vieler dem Leser die Schwierigkeiten und widerstreitenden Interessen begreiflich machen, welche bei der Beurtheilung solcher Fälle in Frage kommen. Ein in einem Restaurant bedienender Kellner hat wiederholt in dem Augenblicke, als Schulmädchen aus einer benachbarten Mädchenschule heimkehrten und bei dem Restaurant vorbeigingen, seine Geschlechtstheile entblößt und dieselben höhnisch grinsend den Kindern gegenüber zur Schau gestellt. Der Mensch ist ein ekelhaftes, moralisch verworfenes Subjekt, wird der Laie mit apodiktischer Sicherheit erklaren, er gehört ins Gefängniß, hinter Schloß und Riegel. Der Psychiater aber ist nicht so schnell mit seinem Urtheil fertig, denn er kennt den Exhibitionismus, d. h. die krankhafte Sucht einer bestimmten Gruppe von Geisteskranken, ihre Geschlechtstheile an öffentlichen Orten in Aergerniß erregender Weise zur Schau zu stellen.

Der Psychiater will keinen rohen, moralisch verworfenen Menschen dem Arme des Strafrichters entziehen, aber er muß auch Sorge tragen, daß nicht ein solcher Geisteskranker anstatt ins Irrenhaus ins Gefängniß kommt, und diesen einander widerstreitenden Interessen kann der beobachtende Arzt nur gerecht werden, wenn ihm eine längere Beobachtungszeit die Möglichkeit giebt, einen Angeklagten ganz genau auf seinen Geisteszustand zu untersuchen und alsdann ein zuverlässiges Urtheil abzugeben.

Dr. R.

Schwindelpleiten.

„Erst drei Mal Pleite machen, dann eine Villa im Thiergarten kaufen und auf Gummirädern fahren" — so lautet eine allbekannte Redensart in Berlin, die so leicht hingeworfen wird, als ob ihr eine tiefere Bedeutung überhaupt nicht innewohnte. Wie gewöhnlich, trifft aber auch dieses geflügelte Wort sehr oft den Nagel auf den Kopf. Wer wüßte nicht, daß bei den Konkursen viel Schwindel getrieben wird, und daß, wenn das Geschäft nicht besonders gegangen ist, versucht wird, wenigstens bei dem letzten Geschäft, der Pleite, noch ein „Geschäft" zu machen? Auch wie man es machen könnte, ist allgemein bekannt und schon durch die einschlägigen Gesetze angedeutet, nur wo es gemacht wird, darüber hört man weniger.

Freilich giebt es im Geschäftsleben viele öffentlichen Geheimnisse, und man würde sich wundern, wenn es Einer der Mühe werth hielte, Dies und Jenes davon an die große Glocke zu hängen. Es heißt einfach: Geschäft ist Geschäft, und mit ruhigem Gewissen werden solche Biedermänner stets betheuern, daß sie noch nie einen Menschen bestohlen haben. Sie haben es eben „verstanden", und daß sie es „verstanden" haben, bringt ihnen bei ihren „Mitbürgern" mehr Achtung ein und verschafft ihnen größeren Kredit, als wenn sie sich ehrlich abmühten, durch eigene sauere Arbeit ihr täglich Brod zu verdienen. — Mehr Achtung! trotzdem ihnen, falls sie sich erwischen lassen, nach dem Gesetz die bürgerlichen Ehrenrechte entzogen werden. In den mittelgroßen und kleineren Städten hat sich diese Mehrachtung wohl weniger eingebürgert, sie wird aber auch dort Platz greifen, wenn nicht bald die Konkursordnung die so lang ersehnten Aenderungen erfährt.

Es ist wunderbar, daß oftmals förmlich anerkennend ausgerufen wird: Der hat schon zwei Mal „umgeworfen" und ist schon nach einem Jahre ein reicher Mann geworden! Man weiß zwar, daß der „Arme" während des Konkursverfahrens den Offenbarungseid geleistet hat, man weiß sogar, daß unbedingt eine Schiebung gemacht worden ist, ja, man erzählt sich im Flüsterton, wie sie zu Stande kam, — aber an einen Meineid wird nicht

gedacht! Woran liegt das? Sind diese Tüchtigen zu klug, so daß man sie nicht fassen kann? Man erzählt sich doch von einer Schiebung!? Oder fehlt es unseren Richtern an dem nöthigen Scharfblick, oder ist ihre Ausbildung in Handelssachen ungenügend, so daß sie sich aus den Geschäftsbüchern nicht herausfinden können? Sie haben doch die vereideten Bücherrevisoren und den Konkursverwalter zur Seite?! Oder hätte Jemand die Stirn, zu behaupten, daß eine dieser Stützen bestechlich sei?

Die Beantwortung aller dieser Fragen muß ich dem denkenden Leser überlassen. Nur auf eine Klasse von Handlangern möchte ich hinweisen, das sind die sogenannten „Bücherrevisoren" (ich rede hier nicht von den vereideten Bücherrevisoren). Ihre Anzeigen in den Tagesblättern sehen recht harmlos aus; sie laden ein zum Buchführungs-Unterricht und fügen hinzu: Neueinrichtung, Umarbeitung von Geschäftsbüchern, Akkord u. s. w. Wenn ein Unglücklicher auf den glücklichen Einfall kommt, sich in einem solchen Bureau die Bücher in Ordnung bringen zu lassen, dann kann er sicher sein, daß das „Geschäft" ganz nach seinem Wunsche erledigt wird. Er bringt die unordentlichen Bücher nebst Rechnungen u. s. w. mit und braucht nicht zu befürchten, daß irgend Etwas geschieht, was vor Gericht Anstoß erregen könnte. Natürlich ist so rasch aus solchem Sammelsurium nicht herauszufinden; dennoch gilt es meistens, den Konkurs womöglich schon an einem der nächsten Tage anzumelden. Ueber die Schwierigkeiten hilft man sich dadurch hinweg, daß man ganz neue Bücher anlegt. Der Herr Bücherrevisor weiß solche zu bekommen, d. h. eine vergilbte Sorte mit etwas lose einhängenden Deckeln, denen man des älteren Aussehens wegen durch ein sehr zweckmäßiges Verfahren die nöthigen Schrammen beibringt.

Es werden nur die nothwendigsten Bücher genommen: meistens nur das Kassabuch. Die Bilanzen kann man ja in einer Mappe aufbewahren, desgleichen die Rechnungen. Hat man ausstehende Forderungen, so genügt die Kladde. Ein „Hauptbuch" zu führen ist man nicht verpflichtet.

Die Eintragungen beginnt man höchstens vom letzten Jahre an, gleichviel, ob das Geschäft schon mehrere Jahre bestanden hat. Demnach scheint es nicht nöthig zu sein, den vorzüglichen Artikeln 28 und 29 des deutschen Handelsgesetzbuches in der Praxis ernstere Beachtung zu schenken. Die Artikel lauten:

> Art. 28. Jeder Kaufmann ist verpflichtet, Bücher zu führen, aus welchen seine Handelsgeschäfte und die Lage seines Vermögens vollständig zu ersehen sind, u. s. w.
>
> Art. 29. Jeder Kaufmann hat bei dem Beginne seines Gewerbes seine

Grundstücke, seine Forderungen und Schulden, den Betrag seines baaren Geldes und seine anderen Vermögensstücke anzugeben und einen das Verhältniß des Vermögens und der Schulden darstellenden Abschluß zu machen; er hat demnächst in jedem Jahre ein solches Inventar und eine solche Bilanz seines Vermögens anzufertigen u. s. w.

Zum Mindesten muß man annehmen, daß diese Bestimmungen durch abgefeimte Ausreden, die der Bücherrevisor seinen Klienten, allerdings geschickt, in den Mund zu legen weiß, sehr leicht zu umgehen sind.

Ist man darüber einig, daß neue Bücher „gemacht" werden sollen, so beginnt der „Revisor" mit der Zusammenstellung der Aktiva und Passiva. Darauf, wie er das macht, kommt Alles an. Ohne daß irgendwie von einer „Mache" die Rede wäre, ergiebt sich bei dieser Gelegenheit, ob der Klient einen reellen Konkurs will, oder ob er zu „reißen" beabsichtigt. Ist letzteres der Fall, dann reißt der Herr Bücherrevisor mit, im andern Falle ist die Sache billiger und wird ehrlich durchgeführt. Das Risiko trägt einzig und allein der Klient, denn der Bücherrevisor hält es durchaus nicht für nöthig, diesen merken zu lassen, daß er seine Absicht durchschaut — abgesehen von dem „etwas" höheren Honorar —, auch maßt er sich nicht an, zu untersuchen, ob der Herr das viele Geld von seinen Gläubigern wirklich bekommen hat, ob dies Verwandte von ihm sind u. s. w. Die ganze Sache wird in gewöhnlicher Unterhaltung ordnungsmäßig erledigt, und der Bücherrevisor ertheilt seinem Buchhalter nach der ihm von seinem Klienten gewordenen Disposition die nöthige Anweisung, so daß die Handschrift des „Bücherrevisors" auf keinem Gericht bekannt sein dürfte. Der Buchhalter ist meistens ein junger Mann, der bei dem Herrn Bücherrevisor einen Buchführungs-Kursus durchgemacht hat. Ist der Jüngling nicht besonders intelligent, so wird er gar nicht merken, daß er einer Schwindelei als Werkzeug dient; im andern Falle aber liegt die Gefahr nahe, daß er an solchen „Geschäften" Gefallen findet, sie erst als Nebengeschäfte betrachtet und im Falle einer Stellenlosigkeit oder dergleichen sich als „Bücherrevisor" selbstständig macht. — Es ist erstaunlich, wie gut ein routinirter Bücherrevisor es versteht, seinem Klienten alle Geheimnisse zu entlocken, wie er ihm bei jeder Frage an die Nieren geht, bis der „Unschuldige" Alles gesteht und seinem Vertrauten ganz reinen Wein einschenkt. Man denke aber nicht, daß sich dabei zwischen Beiden eine gewisse Intimität herausbildete; der Herr Bücherrevisor ist keineswegs Gemüthsmensch. Er will nur das erfahren, worauf es ihm im Interesse seines Klienten ankommt, die Einzelheiten hat er nicht zu untersuchen; er hilft Dem, der die Bestimmungen des Handelsgesetzes nicht erfüllt hat, aus der Klemme und berechnet dafür

je nach dem Umfang des „Geschäfts“ (nicht der Arbeit) ein „angemessenes“ Honorar. Höchst interessant ist es, zu beobachten, wie der Klient mit verständnißinnigem Blick die vielen praktischen Winke und Rathschläge des klugen Herrn Bücherrevisors in sich aufnimmt, wie unglaublich schnell die Passiva zu vermehren sind, und wie natürlich und der Wirklichkeit entsprechend die Ausgaben an Hand der Quittungen u. s. w. gebucht werden.

Am einfachsten läßt der Herr Revisor größere Summen verschwinden, wenn der Klient seinen Gläubigern den Vorzug zu Theil werden ließ, daß er ihnen sein Accept in Zahlung gab. In diesem Falle verschwinden einfach einige Tausend Mark für „eingelöste Accepte“. Nach den Belegen scheint nicht gefragt zu werden, denn im 2. Absatz von Artikel 28 des A. D. H. heißt es nur:

> „Er ist verpflichtet, die empfangenen Handelsbriefe aufzubewahren und eine Abschrift (Kopie oder Abdruck) der abgesandten Handelsbriefe zurückzubehalten und nach der Zeitfolge in ein Kopierbuch einzutragen.“

Ferner sagt Artikel 33:

> „Die Kaufleute sind verflichtet, ihre Handelsbücher während zehn Jahren, von dem Tage der in dieselben geschehenen letzten Eintragung an gerechnet, aufzubewahren. Dasselbe gilt in Ansehung der empfangenen Handelsbriefe sowie in Ansehung der Inventare und Bilanzen.“

Also Wechsel sind wohl keine Handelsbriefe und brauchen folglich nicht aufbewahrt zu werden?

Ich bin überzeugt, daß ein Fachmann stets den Büchern ansehen kann, ob sie nachträglich „gemacht“ worden sind, und diese meine Ueberzeugung erschwert mir die Beantwortung der Fragen, die ich weiter oben an den Leser richtete.

Die Betrügereien von solchen Biedermännern, die sich in der Absicht etablieren, über kurz oder lang Pleite zu machen, werden entschieden nicht genügend aufgedeckt. Dies wäre im Interesse der ganzen Geschäftswelt wünschenswerth, denn sehr oft begehen solche Leute den Betrug dadurch, daß sie die Waaren zu Schleuderpreisen verkaufen und so nicht nur ihre Gläubiger, sondern auch den ehrlich strebenden Kollegen ungeheuer schädigen. Und damit die Sache recht schnell geht, buchen sie noch viel kleinere Einnahmen und viel größere Ausgaben, als sie wirklich haben, und bahnen dann nach Abwicklung der ersten Pleite mit dem „sauber“ erworbenen Gelde die zweite und schließlich die dritte und letzte an und überflügeln endlich die ganze Konkurrenz so gründlich, daß diese demüthig die Segel streicht.

Die Hauptsache für diese so grausam tüchtigen Geschäftsleute ist: in jedem Falle einen „Akkord“ zu Stande zu bringen (dieses kleine Wort findet sich auch in der Anzeige des „Bücherrevisors“), weil Konkursforderungen erst nach 30 Jahren verjähren, während der „Unglückliche“ im Falle eines Akkords, sei er unter der Hand oder gerichtlich zu Stande gekommen, vor jeder weiteren Verfolgung geschützt ist. Um also einen Akkord zu erreichen, werden die vorgeschobenen Verwandten Alles aufbieten, dem „Unglücklichen“ zu helfen, und großmüthig genug sein, mit „fünfzig Perzent“, oder falls der „Arme“ schon auf andere Weise genügend geräubert hat, gänzlich mit ihrer Forderung zurückzutreten. Darum kann ein Gläubiger nie vorsichtig genug sein, wenn es sich darum handelt, einem Akkord beizustimmen. Jedenfalls ist es dringend zu empfehlen, daß aus der Kaufmannschaft heraus bei den Behörden der Antrag gestellt werde, daß der gerichtliche Zwangsvergleich aufgehoben wird. Die vom Zwangsvergleich handelnde Bestimmung leistet den unehrlichen Geschäftsleuten ungeheuren Vorschub.

Wie die Dinge heute liegen, sind die Gläubiger stets die Betrogenen. Der Ehrenmann, der durch die Pleite seine Lage verbessern will, schwört auf alle Fälle den Offenbarungseid, möge das Konkursverfahren durchgeführt oder akkordirt werden. Der Bücherrevisor aber streicht sein keineswegs niedriges Honorar ein, und das Gericht berechnet so wunderbar „niedrige“ Gebühren, daß beispielsweise einmal die Durchführung eines Konkursverfahrens bei 4000 Mk. Aktiven (wobei der Werth der Bestände so niedrig wie möglich angenommen war) und 8000 Mk. Passiven wegen ungenügender Mittel abgelehnt wurde — und dennoch sind alle Theile mit dem „Geschäft“ zufrieden, ausgenommen die Gläubiger natürlich. In den Akten unserer Strafgerichte ist aber von solchen Schwindelpleiten verhältnißmäßig wenig zu finden, so daß man sich gar Nichts mehr dabei denkt, wenn Jemand erst drei Mal umwirft und dann mit einem Male reich ist.

Berlin. Mercurius.

Moderne Ketzerriecherei.

Es ist lange, lange her, bald anderthalb Jahrhunderte sind vorübergerollt, seit im Deutschen Reiche von Amts- und Rechtswegen der letzte Hexenbrand gelodert hat. Der mächtige Windhauch, den die Kultur vor sich hertreibt, hat längst die letzten Scheiterhaufen ausgeblasen und längst das letzte trübselige Häuflein Asche hinweggefegt. Jawohl, hinweggefegt! Kein Brandgeruch steigt mehr zum Himmel auf, weil er dem feinen Jahrhundert nicht wohlriechend deucht; der Narrenwahn aber hat nur die Formen gewechselt, den Zeiten sich angepaßt, die Ketzergerichte — sie sind geblieben.

In neuester Zeit hat man ja wieder aller Orten damit begonnen, das Christenthum in den vordersten Vordergrund zu schieben, und seit der große Gymnasialquartaner und Ex-Kultusminister Graf Zedlitz-Trütschler und der noch ungleich größere General Caprivi den mehr oder minder löblichen Versuch gemacht haben, mittelalterliche Zeiten in neu-preußischer Auflage erscheinen zu lassen; seit sich der Letztere in seinen weltgeschichtlich bedeutenden Reden zu der herrlichen Alternative verklettert hat: „Christenthum oder Atheismus" — seitdem ist das noch ungleich besser geworden. Seitdem verlangt man vom Christenthum, vom neuen preußischen versteht sich, weit mehr, als es leisten kann, und Niemand kann besser sich brüsten mit seinem „zielbewußten" Patriotismus, als wenn er sich redliche Mühe giebt, das Christenthum zu einer Art Kappzaum zu machen für die „unbändige" Freiheitsrosinante, oder wenn er sich eifrigst bestrebt, den christlichen Mantel genau so zu hängen, wie gerade der Wind aus Berlin herweht. Ein Schulmeister — wie das sich faktisch zugetragen hat —, der so naiv ist zu meinen, ein Bißchen andere Lektüre als Katechismusprosa und Gesangbuchslyrik könne am Ende für die Erweiterung seines Horizontes ganz zuträglich sein, und der die schamlose Frechheit besitzt, mit aufklärenden Schriften sich zu befassen, muß sichs gefallen lassen, daß ihn der Herr Bonzenrath Krummbuckel aus dem Amte jagt und daß der Herr Kultusminister die Sache bestätigt. Was aber so einem hungernden Schulmeisterlein zustoßen kann, kann ja natürlich auch anderen Leuten passiren und passirt ihnen ja leider Gottes auch oft genug; denn an Bonzenräthen, geheimen und nicht geheimen, ist ja in Posemuckel und Kuhschnappel, in Trippsdrill und in Kyritz an der Knatter vorläufig kein Mangel.

Es ist nachgerade altfränkisch geworden zu meinen, daß Glaubens-, Gewissens- und Geistesfreiheit, d. h. Achtung vor der freien Forschung und freien Lehre, als Maßstab dafür gelten könnten, wie weit die Kultur oder Unkultur in einem Lande und einem Volke gediehen sei.



Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist zwar verfassungsmäßig garantirt, und die Gedanken sind ja immer zollfrei gewesen; „die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei", sagt zwar Artikel 20 der Preußischen Verfassungsurkunde und § 152 der Verfassung des Deutschen Reiches, aber das ist auch Alles. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist nur ein hohler Schall, solange ihr nicht auch das ungeschmälerte Recht der freien Meinungsäußerung zur Seite steht, und die „Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate" ist doch nur dann eine wirkliche Thatsache, wenn ungehindert mit ihr auch die freie und uneingeschränkte Lehre erst Hand in Hand wird gehen dürfen. Verfassungsparagraphen, die einzig papierene Geltung haben, sind wie die Ausnahmegesetze nur Fußangeln und Fallen, die aufgestellt wurden, um darin Gimpel zu fangen.

Die staatsgesinnungstüchtigen Reichspatrioten freilich werden darüber wie über so manches Andere die Köpfe schütteln und werden rufen: „Was Fortschritt und was Wissenschaft!" Christliche Soldaten, die brav ihr Vaterunser beten, sind heute Alles, was wir noch nöthig haben; im Uebrigen aber hat Jeder gefälligst das Maul zu halten und darf höchstens im Stillen ein wenig mit sich darüber zu Rathe gehen, wie ferne die Zeit wohl noch liegen möge, wo unter Poltern und Krachen der eiserne Vorhang herabrasseln und dieser Fastnachtsposse ein Ende bereiten wird.

Unsere Zeit lebt rasch, und schneller noch hat die Wissenschaft ihre Wellenschwingungen bis in die tiefsten Schichten des Volkes entsendet und doch nicht immer taube Ohren gefunden. Ihre Eroberungen sind längst in Kompendien einregistrirt worden, und ihre Errungenschaften fliegen von Mund zu Mund. Professor Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte" und Ludwig Büchners „Kraft und Stoff" sind keine verbotenen Früchte, sondern werden gelesen und wiedergelesen, und wenn auch hier und dort ein Dunkelmann sich lustig macht über die „geistreichen Träume" der heidnischen Kraftstoffel, so kann doch nur Unwissenden es erlaubt sein zu glauben, daß diesen Lehren nicht mächtiger Einfluß auf unsere Zeit wäre beizumessen. Die „atheistische Unterströmung", die man wie einen furchteinflößenden Popanz den Gutgesinnten vor Augen führt, ist heute gewißlich zur Wahrheit geworden; man ist aber sicher im Irrthum befangen, wenn man mit Gewalt sie glaubt beseitigen zu können. „Es ist ein mißliches Unternehmen — hat Schopenhauer sehr richtig gesagt —, den Glauben durch Staatsmaßregeln einführen oder befestigen zu wollen; denn wie der Versuch, Liebe zu erzwingen, nur Haß erzeugt, so erzeugt der Versuch, den Glauben zu erzwingen, erst rechten Unglauben."

Man komme mir nicht mit dem abgedroschenen Einwurfe, daß Niemand den Glauben erzwingen wolle, und daß es ja Jedem belassen sei, auf seine Façon sich zur Seligkeit vorzubereiten. Das ist eine Lüge! Wohl ist es erlaubt, wie ich oben schon sagte, zu denken und zu glauben, was immer man will; weh aber dem, der den Muth besitzt, aus seinen Gedanken kein Hehl zu machen und aus seinem Wissen und Glauben die nothwendigen Konsequenzen zu ziehen und auszusprechen!

Als man das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch erlassen hat, hielt mans

für nöthig, dem § 166 einen Platz darin anzuweisen. „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergerniß giebt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebiets bestehende Religionsgemeinschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft — — — wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft." Das ist ein richtiger Kautschukparagraph, der sich recken und strecken läßt, wie man nur will. Es ist zwar eine der Billigkeit entsprechende Annahme und geht auch aus den Motiven zum Strafgesetzbuch hervor, daß der Gesetzgeber nur der aus Roheit und niedriger Gesinnung hervorgehenden „Beschimpfung" mit diesem Satze einen starken Riegel hat vorschieben, nicht aber der wissenschaftlichen und philosophischen Kritik, wie scharf und wie rücksichtslos sie auch ausfallen möge, ein „Halt!" hat gebieten wollen. Wo aber wäre denn wirklich die Grenze, die zwischen Kritik und Beschimpfung sich hinziehen könnte? Wo wäre gar der Maßstab, den man anlegen könnte, um den für unsern Paragraphen so schwer ins Gewicht fallenden Begriff des „Aergernisses" zu bestimmen? Aergerniß nahmen die Pfaffen des Mittelalters am System des Kopernikus, das ihnen den Angelpunkt ihrer Herrschaft zu entziehen drohte; Aergerniß müssen die Parteigänger des Dogmas eigentlich an jedem Fortschritte der Wissenschaft nehmen und thun es ja auch. Wenn es der wissenschaftlichen Menschheit einmal beifallen sollte, auf jene geärgerten Aergerer Rücksicht zu nehmen, so würden die Wissenschaft und der Unterricht, wie Haeckel sagt, allerdings dadurch auf großartige Weise vereinfacht werden: Das Dreieinigkeitsdogma als Grundlage der Mathematik, das Dogma von der Auferstehung des Fleisches als Grundlage der Medizin, das Dogma von der Unfehlbarkeit als Grundlage der Psychologie, das Dogma von der unbefleckten Empfängniß als Grundlage der Zeugungslehre, das Dogma vom Stillstand der Sonne als Grundlage der Astronomie, das von der Schöpfung der Erde, der Thiere und Pflanzen als Grundlage der Geologie und Phylogenie, diese oder beliebige andere Dogmen aus anderen Kirchen würden alle weiteren Lehren so ziemlich überflüssig machen. Wenn es nach jenen Leuten ginge, so würde der Wissenschaft, nur um nicht Aergerniß zu erregen, nichts weiter übrig bleiben, als einfach Kehrt zu machen. Der Begriff des Aergernisses läßt alles Mögliche mit sich anstellen, nur wird er sich nimmermehr in den engen Rahmen einer Definition hineinzwängen lassen.

„Wer ist dessen sicher," fragt Mittelstädt, der keineswegs für den Fortschritt schwärmende Reichsgerichtsrath, „daß ihm im friedfertigsten Gespräch über Gott und göttliche Dinge, über diese Zeit und ihre Geschichte nicht irgend ein Ausdruck entschlüpft, den ein Anderer unliebsam empfindet und der am grünen Tisch des Gerichtssaales nachher mißdeutet werden kann? Nicht ohne Schaudern kann man sich die Kette von Preßprozessen vorstellen, denen unsere Klassiker, Goethe voran, ausgesetzt sein würden, wenn sie am Schluß dieses 19. Jahrhunderts ihre unsterblichen Werke zu veröffentlichen hätten. Heutzutage gewährt selbst die beste, friedfertigste Absicht und die kunstvollste Form dem Schriftsteller keine Gewähr mehr,

nicht auf Antrag irgend eines gemüthlich affizirten Nebenmenschen als Injuriant vor den Strafrichter geschleppt zu werden.

Kein gewissenhafter Jurist, mag er journalistisch und kriminalistisch noch so versirt sein, wagt heute mehr darüber Rath zu ertheilen, ob irgend eine Redewendung, ein Wort, ein Ausdruck erlaubt, oder ob sie vom Gesichtspunkt des § 95 oder 131, 166 oder 184—186 des Strafgesetzbuches dem unvorsichtigen Freunde eine Gefängnißstrafe bis zu 5 Jahren zu erwirken angethan ist. Denn, was im Wege der Auslegung oder Ueberlegung nicht Alles aus einer Anzahl von Buchstaben herausgetifstelt werden kann, entzieht sich jeder Berechnung."

Mit dem Vorstecken der allbeliebten Objektivitätsmaske ist doch die subjektivste Parteilichkeit, die sich darunter mit Vorliebe breit macht, noch nicht verschwunden, die Ungerechtigkeit nicht aus der Welt geräumt. Eine „Beschimpfung", die besser und richtiger als muthwillige Rohheit definirt werden kann, soll nach wie vor dem Strafgesetzbuch unterworfen sein; sobald man aber den mehrerwähnten heiklen Paragraphen dazu gebrauchen will, den Flügelschlag des freien Denkens zu hemmen, bricht jeder Rechtsboden zusammen wie ein morsches Brett. Er ist gebrochen, und die Willkür ist in die Schranken getreten, wenn — wie es ja geschehen ist — ein Freidenker vom Schöffengerichte verurtheilt wird wegen „groben Unfugs", weil er die unerhörte, unglaubliche Frechheit besaß, in einer Zeitung einen Vortrag über „die Segnungen des Unglaubens" anzukündigen!

„Vor Einem kann und soll die reifende Gesittung der Menschheit ihre bahnbrechenden Geister bewahren — so ruft der konservative Geschichtsschreiber Heinrich von Treitschke aus, den sicherlich Niemand revolutionärer Gesinnung bezichtigen darf —: vor der Schmach, daß sie als „Gotteslästerer" und „unsittliche Menschen" geschmäht werden, die von der Lust des Denkens nicht lassen wollen. Keine Kunst der Rede hat je vermocht, den ketzerrichterlichen Geist zu bemänteln, der aus der Behauptung redet, die Gesellschaft habe das Recht, zwar nicht die Wahrheit, wohl aber die Gefährlichkeit der Meinungen zu prüfen. Ist nun erst einmal der Staat den rohen Formen der Theokratie entwachsen, hat er einmal die persönliche Freiheit des Bürgers im Grundsatze anerkannt, so hilft kein Sträuben mehr, so muß er auch ganz mit allen Folgerungen das Recht des freien Denkens gewähren, das erst den Menschen zum Menschen macht! Denn bei der grenzenlosen Macht der Trägheit in der Welt ist die Gefahr, daß eine vor der Zeit verkündete Wahrheit die Ruhe der Gesellschaft störe, verschwindend klein gegen die andere Gefahr, daß auch nur ein wahrer Gedanke in Folge von Gewalt verschwinde. So lange wir noch nicht gelernt haben, all die Phrasen von „gottloser Meinung" aus unserem Wörterbuch zu streichen und auf das unselige „nur diese Meinung nicht" gänzlich zu verzichten: so lange lebt in uns noch, ob auch in milderer Form, der fanatische Geist jener alten Eiferer, welche fremde Meinungen nur deßhalb erwähnten, um zu beweisen, daß ihre Urheber sich gerechte Ansprüche auf die Höllenfahrt erworben hätten." So Heinrich von

Treitschke. Möge die unerreichbare Gewalt seiner Worte im tausendstimmigen Echo wiederhallen!

Die Wissenschaft und das Freidenkerthum sind vogelfrei für die Kritik; ihren Anhängern darf jeder beliebige Lump ein „Aergerniß geben" und eine „unsittliche Handlung" imputiren, ohne auch nur im Geringsten vom Staatsanwalt behelligt zu werden. Kein Strafgericht und kein Strafgesetz existirt, wenn es gilt, die Vertheidiger des freien Gedankens, der freien Forschung und der freien Lehre vor ihren Verleumdern in Schutz zu nehmen. Die Freidenker sind Ketzer, und Ketzer sind rechtlos! Sie müssen es sich gefallen lassen, daß man sie „vaterlandsloses Gesindel" schimpft, daß man das, was ihnen als innerste Ueberzeugung gewiß ebenso heilig ist, wie den staatlich sanktionirten Volkshirten ihr Evangelium, für sozialdemokratisch-revolutionäre Ausschreitungen und Attentate verantwortlich macht!

Die Dummheit hat in der gewaltigen Kakophonie, die man „Weltgeschichte" betitelt hat, allzeit den Grundbaß gebrummt, und es ist eine alte Geschichte, daß die Völker- und Menschenchronik nur Eines lehrt: daß die Menschen aus ihr nie etwas gelernt haben. Wenn sie es hätten, so müßten sie wissen, daß die Ketzergerichte mit ihren tyrannischen Fesseln und Scheiterhaufen zwar unsäglich viel Elend verursacht haben, aber den Fortschritt doch niemals zu hemmen vermochten. Die einmal erkannte Wahrheit, die man mit Folter und Galgen zu beseitigen strebte, hat doch gesiegt und wird immer siegen; an den Bedrückern des freien Gedankens aber wird der Fluch der gebildeten Menschheit haften, solange es Menschen giebt. Die Weltgeschichte ist doch das Weltgericht! Die Herren Hofhistoriographen mögen sagen, was immer sie wollen.

Rostock i. M. Karl Neumann.

Lehrer oder Erzieher?

Jemand kann ein sehr guter Unterrichter und ein sehr schlechter Erzieher sein, wie es auch Leute giebt, welche vorzügliche Erzieher sind, ohne es im Unterrichten zu nennenswerthen Erfolgen zu bringen. Das Unterrichten hat Schulung des Intellekts und Mitteilung von Wissen zum Zweck und arbeitet im Wesentlichen mit dem und an dem Verstand. Die Erziehung soll das Fühlen veredeln und den Willen läutern und stärken, also: den Charakter bilden, und wendet sich in der Hauptsache an das menschliche Gemüth, dieses aus Fühlen. und Wollen zusammenfließende Grundmotiv unseres Thuns und Lassens. Es ist eine alte, mit der Entstehungsgeschichte der Schule zusammenhängende und — seitdem die Pädagogik eine Wissenschaft geworden — mit Gründen der Vernunft belegte Forderung, daß der Lehrer Beides sein müsse, Unterrichter und Erzieher zugleich. Und in der That, der wünschenswertheste, also der ideale Zustand wäre es jedenfalls, wenn die gesammte Heranbildung unserer Jugend in einer Hand läge. Nur so kann die Entwickelung eine durchaus harmonische, einheitliche sein, das, was uns modernen Menschen am meisten fehlt; nur so kann die Erziehung zugleich unterrichtend und der Unterricht zugleich erziehlich wirken. Aber ist diese ideale Forderung unter jetzigen Verhältnissen überhaupt noch erfüllbar?

In früherer Zeit, als die kirchliche Lehre ausschließliche Grundlage der Weltanschauung war und die sittlichen Begriffe überall mit den von der Kirche sanktionirten zusammenfielen, da war die Erfüllung jener Forderung nicht nur möglich, sondern auch leicht; ja, sie machte sich ganz von selbst, da es keine Anschauung außer der von der Kirche vorgeschriebenen gab, also auch nur ein einziges sittliches Ideal vorhanden war. Jede Abweichung war einfach „unchristlich". Damit hing wieder zusammen eine ziemlich umfassende Gleichartigkeit der höheren Lebensinteressen, und weite Volksschichten zeigten eine leicht überschaubare Uebereinstimmung der Einzelnen in ihrem Denken, Fühlen und Wollen.

Das hat sich seither gründlich geändert. Die mit der steigenden Entwickelung unseres Kulturlebens immer schärfer hervortretende Vielheit der Interessen hat eine sehr große Mannigfaltigkeit der sittlichen An-

schauungen hervorgebracht, die sich theils auf kirchlichem Boden, theils neben der kirchlichen Auffassung, theils sogar im Gegensatz zu ihr entwickelt haben. Während früher der „Mustermensch“, zu welchem die Jugend erzogen werden sollte, für weiteste Kreise der Bevölkerung derselbe war, ist er jetzt für jede Weltanschauung, für jede Interessensphäre verschieden. Man mag sich zu dieser Vielheit der sittlichen Ideale stellen, wie man will, — man muß damit rechnen, und es wäre nicht wohlgethan, in unserer Zeit der Entfesselung der Individualität irgend einen Zwang auf die ethischen Ziele des Einzelnen ausüben zu wollen. Dem Staat darf im äußersten Falle nur das Recht zustehen, darüber zu wachen, daß die sich entfaltenden Anschauungen und Bestrebungen keine der Allgemeinheit schädliche Form annehmen. Will man aber an der Forderung festhalten, daß der Lehrer zugleich auch Erzieher der Jugend sein müsse, so kann er unter den obwaltenden Verhältnissen kein anderes Erziehungsideal vertreten, als das von der Kirche vorgeschriebene. Die Möglichkeit, sein eigenes, aus seiner Wesensart herausgereiftes Erziehungsideal zu verkörpern, wird ihm die vorgesetzte, immerhin noch stark dreiviertel kirchlich gesinnte Behörde niemals gestatten, würde auch, da unsere Kinder sehr häufig in andere Lehrerhände übergehen, also bald nach diesem, bald nach jenem Ideal erzogen werden müßten, zu gänzlicher Anarchie in der Erziehung führen. Nun befindet sich aber das Elternhaus sehr häufig in einem leisen, oft auch in einem wesentlichen, zuweilen sogar schroffen Widerspruch mit dem „herrschenden“ Menschenideal. Der von unserer Zeit proklamirten Respektirung der persönlichen Anschauungen gemäß hat die Kirche (also hier die Schule, die sich ja — leider — immer noch von jener zu Handlangerdiensten benutzen läßt) kein gesetzliches Recht, auf die Jugend in einer Weise einzuwirken, die den Ansichten des Elternhauses zuwiderläuft. Dessenungeachtet hält die moderne Pädagogik immer noch daran fest, daß der Unterrichter der Kinder auch ihr Erzieher sein müsse. Dadurch geräth der Lehrer in mehrfacher Beziehung in eine ganz eigenartige Stellung, die auf die Dauer unhaltbar ist. Sein „Muster“ ist ihm vorgeschrieben; das erfüllt die Eltern schon in den meisten Fällen mit Mißtrauen. Sie werden die Arbeit der Schule als eine Beeinflussung, ja, als ein Zerstören ihrer Kreise empfinden, und ist der Vater eine ausgeprägte Individualität, so ist der Kampf unvermeidlich, der um so erbitterter ist, da er unter der Oberfläche geführt wird, und um so verheerender wirkt, da ja die Seele des Kindes das Schlachtfeld vorstellt. Daher kommt es, daß viele Familien den Lehrer als ihren naturgemäßen Feind betrachten; sie reißen ein, was der Lehrer baute, die kritische Verstandesthätigkeit des Zöglings wird vor-

zeitig geweckt und bethätigt sich schließlich auch auf Gebieten, die mit den Kampfobjekten nichts zu thun haben, und so kommt es, daß der Lehrer, der, um den an ihn gestellten Anforderungen voll zu genügen, auch erziehlich wirken wollte, auch als Unterrichter seine Thätigkeit lahmgelegt sieht; denn die herausgeforderte Zweifelsucht des Kindes wird sich auch, in vielen Fällen vom Elternhaus unterstützt, an die Person und das Werk des Lehrers machen. Und kein Unterricht ohne Autorität, wenigstens nicht bei Kindern.

So sehen wir, wie durch das Streben nach erziehlichem Einfluß die Hauptthätigkeit des Lehrers, das Unterrichten, geschädigt wird. Und gebe man sich doch keinen Täuschungen hin: Selbst wenn die Verschiedenheit der Anschauungen die Familie nicht in eine Oppositionsstellung zur Schule drängt — in Großstädten ist die Möglichkeit einer erziehlichen Einwirkung verschwindend gering. Vor Allem fehlt es hier an dem so nothwendigen Kontakt zwischen dem Lehrer und den Eltern. Ersterer kennt diese in den seltensten Fällen, bekommt sie meist gar nicht zu Gesicht. Das Verhältniß zwischen Schüler und Lehrer bleibt in der Regel ein äußerst kühles, man möchte fast sagen, geschäftsmäßiges. Der Zögling sieht seinen Ordinarius vielleicht nur zwei, drei Stunden täglich; hat sich das Schulthor hinter ihm geschlossen, so ist die Erinnerung an den Lehrer und sein Werk in der Sturmfluth der Großstadteindrücke verwischt. Niemals erfährt der Lehrer, was sein Schüler während des Tages treibt, niemals weiß der Schüler, wo der Lehrer zu finden ist. Der Eine kennt nicht einmal die Wohnung des Andern. Wie soll man da von einer erfolgreichen erziehlichen Einwirkung reden? Dazu kommt noch ein anderer Uebelstand. Eine Erziehung ist nur denkbar bei dem sorgfältigsten Eingehen auf die Wesensart des Schülers. Das ist unmöglich, wenn dem Lehrer eine Zahl von 60, 70, ja, mehr Schülern überwiesen wird. Wir haben in Berlin sehr viel Klassen, die mehr als 70 Schüler fassen und eigenthümlich, gerade auf der Stufe, die am ehesten eine sorgfältige, individualisirende Behandlung verlangt, auf der Unterstufe. Die Kraft eines Unteroffiziers hält man für genügend in Anspruch genommen, wenn man ihm fünfzehn Rekruten zur Ausbildung anvertraut; ist das Unterrichten und Erziehen von Kindern so viel leichter, unbedeutender?

Alles in Allem ist es unter heutigen Verhältnissen überhaupt eine mißliche Sache, Lehre und Erziehung in eine Hand zu geben; für Berlin ist es geradezu ein Unding. Die Schule wird gut daran thun, ihre Thätigkeit allein auf die Lehre zu beschränken und die Erziehung, deren Beeinflussung in Berlin doch illusorisch ist, dem Elternhause zu überlassen. Höchstens mag

ihr eine kontrollirende Befugniß eingeräumt werden. Das ist der einzige Weg, den Frieden zwischen ihr und dem Elternhause aufrecht zu erhalten, dem Lehrer eine freie Stellung zu geben und dem Schüler die Wohlthat des Unterrichts ungetrübt zu Theil werden zu lassen. Es ist auch anzunehmen, daß dann, wenn allein die Fähigkeit zu lehren als Vorbedingung für die Einrückung ins Amt gilt und nicht mehr der religiös-ethische Standpunkt, auch die Erfolge der Schule bedeutend steigen werden. Denn auf viele ausgezeichnete Kräfte müssen wir gegenwärtig verzichten, da sie nicht als „korrekt" befunden wurden; und, wie ich Eingangs sagte, man kann ein sehr guter Lehrer und doch ein schlechter Erzieher sein.

Berlin. Max Wundtke.

Musik-Ketzereien.

Ich sitze im Konzert. Langweilige Gesichter um mich. Fade wahrhaftig — da thut ein Schluck Rothspohn gut. Und auch das Mädel da an dem Nebentisch mit der großen Busenschleife, die mich schon lange chokirt hat, und mit dem schüchternen Gesicht kommt mir herzlich unbedeutend vor. Es liegt Nichts in dem Gesicht, die Augen kalt, todt — mit einem Worte: langweilig!

Ah — da — Donizetti — hebt an. Lukrezia Borgia. Ich schließe die Augen. Die Töne schmeicheln sich ein, leise, unwiderstehlich — die faden Töne, die ich hasse. Ich öffne die Augen. Hm — das Mädel da nebenan ist gar nicht so übel, die Augen haben Leben, der Mund ist sanft geöffnet, die Nasenflügel zittern leise — und ich selbst — es ist mir, wie wenn ich jetzt mit ganz anderen Augen sähe. Sogar die Busenschleife kommt mir nicht mehr so abgeschmackt vor. Sie wogt leise, rhythmisch, das eröffnet Perspektiven, die — hm! Ach — Pause!

Weiß nicht, wies kommt, aber die Fadheit liegt jetzt wieder wie ein grauer Nebel um mich. Ein Schluck Rothspohn — bon. Hm — die Musik hebt wieder an. — Rhapsodie von Liszt. Der Nebel der Fadheit

ist fort — es glitzert und flimmert sogar wie von begehrlichen Sonnen. Donnerwetter — man rückt unruhig auf den Stühlen hin und her. Wahrhaftig — jetzt wärs schon gar nicht so übel, wenn das Mädel von nebenan an meinem Tische säße — und dann, wenn die Musik berauscht, gepackt und Leidenschaften entzündet hat, mit mir käme nach Haus — ins stille, verschwiegene Zimmer — und dann Kosen — Leidenschaft — und dazu Musik — sanfte Klänge, leise Klänge, milde Klänge . . .

Musik ist die Kunst, die am stärksten auf die Sinnlichkeit wirkt, weil sie die unbestimmteste Kunst ist und nicht zum Denken anregt, nur zum Empfinden, zum sinnlichen Empfinden, zum innerlichen Genießen. Deßhalb ists auch die populärste Kunst. Sie reizt die Nerven, versetzt sie in einen Zustand der Unruhe, macht sie leise erzittern, wollüstig erbeben. Musik reizt die Centren des Geschlechtsempfindens an, schmeichelt sich das Rückenmark hinab, hinauf — leise wogend, auf und ab.

Das ist das Wesen der Musik. Musik ist die Kunst, die man mit den Nerven, mit dem Rückenmark genießt, nicht mit dem Hirn. Das ist das Mystische der Musik — darin liegt auch ihre Fähigkeit, schwärmerisch-religiös, hingebend-ekstatisch, fromm verzückend wirken zu können. Die religiöse Schwärmerei — ich meine nicht etwa die wahre Frömmigkeit — erwächst ja oft aus dem Hysterischen — in der Musik zumeist. Daher kommt es auch, daß man in italienischen Kirchen seichte Opernarien spielt. Sie erfüllen eben ihren Zweck. Je begehrlicher die Musik, desto mehr erregt sie zu religiöser Inbrunst — das heißt, zu kaum oder gar nicht verinnerlichter Brunst. Die Musik ist hysterische Kunst — und deßhalb lieben wir sie, wie wir leicht hysterische Weiber lieben. Und deßhalb ist sie auch leidenschaftliche Kunst, wilde Kunst, begehrende Kunst, gewährende Kunst. Seraphinus — Seraphina, so hat es Leoncavallo in symphonische Formel gebracht. Männlich und weiblich. Auf die Männer wirkt sie weiblich, auf die Weiber männlich. Sie ist die Kunst der wollüstigen Träume . . .

Das liegt eben in dem Unbestimmten der Musik. Das Unbestimmte, Verschleierte reizt, nackte Wahrheit nicht. Wachsplastisch-anatomische Nachbildung eines Weibes läßt kalt, eine nur halbentblößte Balleteuse oder Dergleichen reizt. Das, was man nicht sieht, regt an und auf, veranlaßt zum Ausmalen, zum Schwelgen in der Phantasie. So die Musik.

Musik ist die Kunst der „Wissenden". Musik enthüllt auch das Weib, sie spielt eine nicht unwichtige Rolle in der ars amandi. Konservatoristinnen sind „leicht zu haben", wie die bequeme Formel lautet, eben weil sie sich viel mit Musik befassen. Mit einem Weibe ohne Musikgefühl ist „Nichts los". Beim Manne ist das oft ein ander Ding, im Großen und Ganzen

ists aber ebenso. Das sind Dinge, die Paul Bourget in seiner „Physiologie de l'amour moderne" übersehen hat. Das Buch ist genial — aber das fehlt. Wagner hätte da eine große Rolle spielen müssen.

Ich habe in meinem Buche „Ein Testament" die Musik analysirt. Was ich hier direkt sage, dort in seiner Wirkung geschildert. Erhöhter Geschlechtstrieb — erhöhter Kompositionseifer und umgekehrt.

Uebrigens Wagner — es ist ein eigen Ding um ihn — er ist so stark sexuell, wie kaum ein Anderer — und dennoch — er rechnet mit den Nerven, aber nicht nur mit denen des Sexualempfindens, sondern mit denen des ganzen Menschen. Und darin liegt das Große, Alles Ueberwältigende seiner Musik, darin liegt seine große Reformation. Er erschüttert den ganzen Menschen, macht Stimmung — oft Stimmung mit Pauken und Trompeten — macht nervös. Da sind die Italiener ganz andere Kerle — Verdi, Rossini, Bellini, Donizetti — und ebenso Mascagni — die kümmern sich nicht um den ganzen Menschen, sie wollen sexuell reizen. Bordellmusik. Wollüstig, geil, kitzelnd. Und hat der Tenorist ein noch so dummes Gesicht, die Koloratursängerin ein noch so breites Maul, sind sie noch so wenig sexuell anziehend, sie wirken doch sexuell, weil sie von der Musik unterstützt werden. Und die deutschen Walzerlieder und Couplets, Offenbach, Strauß, Millöcker, Waldmann und andere Leierkastenbefruchtende — alle sind sie sexuell, deßhalb eben kommts auf den Leierkasten. Insofern ist, nach den herrschenden Begriffen, der Leierkasten eigentlich ein entsittlichendes Instrument.

Die Musik ist sexuell — und eben deßhalb ist sie eine so starke, eine so große Kunst, die stets, überall, in allen Ländern, in allen Zeiten wirkt. Sie ist eine allgemeine Kunst, weil sie Empfindungen anregt, die Jedermann besitzt. Malthus hätte sie verbieten sollen — wir aber, die wir starke und gesunde Menschen sind, wir sollten sie lieben — gerade darum.

Berlin. Hans von Basedow.

Die deutsche Ostgrenze.

Der Wetteifer in der Vergrößerung und Ausrüstung der europäischen Armeen steigert sich von Jahr zu Jahr und hat Deutschland in eine unabweisbare Mitleidenschaft gezogen. Die Konsequenzen dieses Zustandes sind nicht erfreulich und lasten wie ein Alp auf unserer kulturellen Entwickelung. Der schöne Trost: daß Deutschland Nichts zu fürchten habe, daß es mit seiner überlegenen Kraft alle Angriffsgelüste in Schach halte u. s. w. — dieser Trost ist eine, im günstigsten Falle wohlgemeinte, Phrase. Die Geschichte entwickelt sich nach ewigen Gesetzen, und es bedarf keiner Sehergabe, die Ziele der europäischen Politik in unverhüllter Deutlichkeit zu erkennen. Geben wir uns in dieser Beziehung keiner Täuschung hin! Statistische Berechnungen, Finanz-Verhältnisse, Friedens-Kongresse und wohlmeinende Neujahrsreden garantiren die Sicherheit des europäischen Friedens nach keiner Seite. Die Thatsachen, die sich vor unseren Augen entwickeln, haben ihre zwingende Logik, und dieser Logik werden wir leider nicht entrinnen können.

Daß diese Betrachtungen weite Kreise mit Besorgnissen erfüllen, ist erklärlich. Jeder Krieg, auch ein siegreich geführter, ist für den nationalen Wohlstand und den Fortschritt der Kultur ein Unglück, und alle Fragen, die sich bei der Erörterung dieses Themas herandrängen, sind Fragen ernstester Art. Ist ein Krieg durchaus nothwendig? Wer ist unser Feind? Haben wir es mit Frankreich allein oder auch mit Rußland zu thun? Sind wir diesen vereinigten Gegnern gewachsen? Werden unsere Grenzen dem ersten Anprall Stand halten, und wird es uns gelingen, den Krieg in Feindes Land zu führen? Wie weit sollen wir gehen, um die Macht des Gegners wirksam zu brechen — bis Petersburg — bis Moskau — — ? Werden sich nicht auch Schwierigkeiten bei der Verpflegung so gewaltiger Heeresmassen ergeben?

Daß diese Fragen und noch eine Menge anderer, in Fachkreisen erörtert werden müssen, ist selbstverständlich, und das Vertrauen in unsere Heeresleitung ist in dieser Hinsicht ein wohlbegründetes. Der einzige ernste Zweifel besteht in Bezug auf die Sicherheit unserer östlichen Grenze, und nur diesen Punkt wollen wir hier einer kurzen Beleuchtung unterziehen.

Die Vorschübe russischer Truppen nach dem Westen vollziehen sich seit Jahren, und die zur Zeit vorhandene Ansammlung ist eine enorme. Der dreifache Befestigungsgürtel in Russisch-Polen ist für den Angriff sowohl

wie für die Vertheidigung von hohem Werthe. Vor einiger Zeit ist auch die russische Grenzwache erweitert und als ein selbstständiges „Korps der Grenzwache“ organisirt worden. Nach einer Aufstellung der „Deutschen Heereszeitung“ zerfällt es in Friedenszeiten in 28 Brigaden, von denen jede 30 Offiziere, 1000 Mann und 400 Pferde zählt. Mit Ausbruch der Mobilmachung tritt die Grenzwache in den Verband des Feldheeres ein, indem jede Brigade aus ihren 400 berittenen Grenzsoldaten ein Grenzreiter-Regiment zu vier Sotnien und aus ihren 600 Fußgrenzsoldaten einige weitere Kompagnien bildet. Man sieht sich also an der Grenze mit Ausbruch der Mobilmachung sofort 10 Reiter-Regimentern und etwa 40 Kompagnien und an der österreichischen Grenze 6 Kavallerie-Regimentern und 24 Kompagnien gegenüber. In den ersten Tagen der Mobilmachung versehen diese Grenztruppen in Verbindung mit den Truppen der Feldarmee den Grenzschutz, und da sie auf das Eingehendste mit jedem Weg und Steg des ihnen anvertrauten Grenzabschnittes vertraut sind, bilden sie thatsächlich eine Elite-Truppe.

Wie stellt sich nun die Sache bei uns? Unsere Grenze wird weder durch ein Gebirge, noch durch einen breiten Strom geschützt. Wir haben längs der weiten Linie von der Ostsee bis zu den Karpathen zwei oder drei namhafte Festungen. Mit Ausnahme aber des durch sie beherrschten Terrain-Abschnitts liegt unsere Grenze frei und offen da — einladend förmlich zu ihrer Ueberschreitung.

Man behauptet, auch unsere Grenzbesatzung sei wohlorganisirt und die Eisenbahnverbindung eine so vorzügliche, daß im gegebenen Falle sechs bis acht Stunden genügen würden, um Truppen aller Art aus entfernten Garnisonen heranzuziehen. Wiederholen wir es nur: dieser Punkt ist für das Gefühl voller Sicherheit der allerbedenklichste. Man möge über den Werth von Festungsgürteln denken, wie man will, und noch so viele Beispiele aus der Kriegsgeschichte heranziehen: für jeden Fall ist eine Festung besser, wie gar keine, und der Schutz einer stark befestigten Linie ein weit wirksamerer, als derjenige, der erst im gegebenen Augenblick herbeigeschafft werden soll.

Wenn wir zu einem Kriege mit Rußland kommen, stehen uns ganz sicher eine Menge Ueberraschungen bevor. Man wird uns vorher keine Visitenkarten zuschicken. In dem Augenblicke, in welchem der Krieg erklärt worden ist, werden Kavallerie-Divisionen die Grenze an zehn verschiedenen Punkten überschreiten, und es ist kaum anzunehmen, daß sie unseren Eisenbahnanlagen und Telegraphenlinien viel Achtung erweisen werden. Man wird sich darauf gefaßt machen müssen, daß Dynamit und sonstige Spreng-

mittel bei diesem Vorstoß in bedenkliche Aktion treten und unsere Sammlung unangenehm stören werden. Es kann wohl kommen, daß Theile unserer östlichen Provinzen für einige Zeit vom Feinde überschwemmt werden und dem ersten Anprall nicht widerstehen. Es wäre thörichte Anmaßung und ein übertriebenes Selbstbewußtsein, mit einer solchen Möglichkeit nicht zu rechnen. Weder das Vertrauen zu unserer Heeresleitung, noch zu unseren braven Truppen darf uns abhalten, auch Mißerfolge in Rechnung zu ziehen — Mißerfolge, die wir schlimmsten Falles um so leichter überwinden werden, wenn sie uns nicht überrascht haben.

Es ist keine Frage, der Bestand des Friedens wäre uns eine willkommenere Aussicht, als diejenige auf die stürmischen Ereignisse eines verheerenden Krieges. Seien wir aber auch auf letztere gefaßt! Ein höheres Walten entscheidet über die Entwickelung der Dinge. Unsere Wünsche und Gebete werden sie nicht aufhalten. Eines nur — wollen wir nicht müssige Zuschauer bleiben — eines nur können wir: Wir können und sollen — Jeder an seinem Platze — bestrebt sein, die sittlichen Mächte in unserem Volksleben zu erhalten und groß zu ziehen und damit die Kraft der Nation fördern. In einer Zeit des traurigen Parteigezänks, des schrankenlosesten Egoismus und Streberthums ist diese Aufgabe wichtiger, als jede andere. Gelingt uns ihre Lösung, dann mögen wir den uns bedrohenden Gefahren mit Ruhe entgegensehen und selbst über die Schwächen unserer Ostgrenze nicht den Muth verlieren.

J. H.

Der Weg zum Glück.

Petrus lustwandelte einst in den himmlischen Gefilden und kam dabei an den Teich, in dem die für die Erde bestimmten Menschenkinder gezüchtet werden. Er kam gerade dazu, als ein Storch sich einen strammen Jungen aufgabelte. Der Bengel schrie gewaltig.

„Lieber Petrus," rief er, „wenn ich schon hin muß ins irdische Jammerthal, wie mache ich dort am sichersten mein Glück? — Der Storch sagt, ich solle nach Berlin."

„So werde dort Lieutenant," rieth Petrus. „Viel Ehr' und Ruhm kannst Du dabei erwerben. Dulce est et decorum pro patria mori, meinten schon die alten Römer, und die mußten es mit ihrer klassischen Bildung doch wissen. Und die „höheren Töchter", na, die laufen ja alle dem zweierlei Tuche nach; — Du wirst sehr glücklich sein." —

„Um Gotteswillen!" rief da strampelnd der Junge, der sich bereits im Schnabel des Storches befand, „bei den heutigen Schußwaffen, und wo so viele moderne Edisons sich aufs Erfinden von immer vollkommeneren Kriegsmaschinen legen, da ist der Soldat, wenn er nicht etwa das Glück hat, General zu sein oder Adjutant irgend eines schlachtenbummelnden Prinzen, immer nur Kanonenfutter."

„So werde Bankier, — durch List und Ränke hat schon Mancher sein Glück gemacht."

„Ach!" — seufzte der Kleine — „dem Schwindel guckt man jetzt auch schon barbarisch auf die Finger, da ist nicht mehr viel mit los."

„Nun, so weiß ich Dir weiter keinen Rath," brummte Petrus mürrisch, als den: bitte den Storch, bei der Auswahl Deines Vaters recht vorsichtig zu Werke zu gehen und Dich zu einem wirklich reichen und geadelten Kommerzienrath zu bringen. Du aber befleißige Dich als dessen Sohn, ein recht schneidiges Gigerl zu werden. Am sichersten wirst Du das, indem Du es Dir angelegen sein lässest, unter dieser Spezies stets der größte Esel zu sein. Das ist heutzutage auf Erden entschieden der sicherste Weg zum Glück."

Berlin. A. Herse.

Sprechsaal.

Eine Mahnung an die Berufsgenossenschaften.

Wieder und immer wieder ertönen die unwiderlegten Klagen, daß die durch Unfall Verletzten oft mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, bevor sie in den Besitz der ihnen rechtlich zustehenden Rente gelangen können. Wer nur einigermaßen Einblick in die Verhältnisse hat, wird zugeben müssen, daß diese Klagen fast immer berechtigt sind und daß dieselben nicht entfernt an das heranreichen, was in Wirklichkeit in diesem Punkte von manchen Berufsgenossenschaften und Behörden gesündigt wird.

Die Verunglückten, meistens mit der Feder ungewandte Arbeiter, haben kein Geld, sich Klagen, die sie schriftlich begründen müssen, anfertigen zu lassen; deßhalb gelangen verhältnißmäßig wenige Beschwerden zur Kenntniß der Aufsichtsbehörde. Dem Reichsversicherungs-Amte wollen wir gern zugestehen, daß es an Ermahnungen den Berufsgenossenschaften gegenüber in *dieser* Beziehung nicht hat fehlen lassen; diese Ermahnungen scheinen aber nicht immer Gehör zu finden.

Unwillkürlich wird man dabei zu der Frage gedrängt, wie es möglich ist, daß die Ausführung eines Gesetzes, das auf der breitesten Grundlage der Selbstverwaltung aufgebaut ist, in so verknöchert-bureaukratischer Weise gehandhabt werden kann.

Die Vorstände der Genossenschaften (Ehrenbeamte mit dreijähriger Amtsperiode) sind vermöge ihrer berufsgeschäftlichen Thätigkeit selten in der Lage, sich *eingehend* Kenntniß von den mit ihrem Amte verbundenen Geschäften zu verschaffen. Dazu kommt, daß viele der Herren oft mehrere Ehrenämter übernommen haben, von denen jedes einzelne eine volle Arbeitskraft beanspruchen würde. Sie glauben ihrer Pflicht vollkommen zu genügen, wenn sie den Geschäftsführer gut besolden und ab und zu in einer Sitzung das ihnen zurechtgelegte Material vortragen.

So kommt es denn, daß die Verwaltungen der Berufsgenossenschaften *kleine Königreiche unter absoluter Herrschaft des Geschäftsführers* geworden sind.

Bei dem gänzlichen Mangel an Erfahrungen ist nun bei der Begründung vieler Berufsgenossenschaften der Fehler begangen worden, zur Leitung der Geschäfte hochgelehrte Herren mit enormen Gehältern zu berufen. Dieselben umgeben sich, um die Wichtigkeit ihrer Stellung darzuthun, mit einem Kreis von Studierten, vielfach in ihrer Karriere verunglückten Leuten, an denen ja, Gott sei's geklagt, bei uns kein Mangel ist. Nun erweist aber die Praxis, daß für solche Kräfte wenig oder gar keine Beschäftigung bei den Berufsgenossenschaften vorhanden ist, denn die Bestimmungen des Unfallversicherungs-Gesetzes sind so einfach und klar, daß die Abwickelung der Geschäfte lediglich flotte *praktische* Beamte verlangt, die ein Herz für den Arbeiter haben und Verständniß für seine Arbeit, seine Lebensgewohnheiten und seine Bedürfnisse. *Solche Kenntnisse aber sammelt, solche Eigenschaften erwirbt man nicht auf der Universität.*

In der Erkenntniß, daß es doch recht wenig für sie zu thun giebt, verfallen diese Herren nun auf allerlei Arbeiten, die dem Sinne des Gesetzes geradezu wider-

sprechen. Da werden Schwierigkeiten aufgethürmt, wo gar keine vorhanden sind. Da werden ganze Aktenstücke verfaßt, um festzustellen, ob ein Unternehmen zu dieser oder jener Berufsgenossenschaft gehört. Da werden große juristische Abhandlungen geschrieben darüber, ob ein Unfall diese oder jene Berufsgenossenschaft belastet, da wird nach Gründen gejagt und werden Momente aufgesucht, die eines Winkelkonsulenten würdig sind, um der Genossenschaft vielleicht eine Rente von wenigen Mark zu ersparen. Daß diese Arbeiter oft mehr kosten, als der Betrag der ersparten Entschädigung, wird nicht berücksichtigt, wenn nur das juristische Prinzip gewahrt ist und vor Allem der bureaumäßige Gang einer Verhandlung nicht unterbrochen wird. Ob der arme Verunglückte und dessen Angehörige inzwischen wirthschaftlich zu Grunde gehen, ist gleichgültig.

Die vom Gesetzgeber eingesetzte Aufsichtsbehörde unter der Regierung des Herrn Bödicker vermeidet naturgemäß Alles, was ihr Kind in Mißkredit bringen könnte, und ist jederzeit des Lobes voll über die Verwaltungen der Berufsgenossenschaften. Nach dem berühmten Prinzip „do ut des“ wird für diese Liebesmühe den Genossenschaften denn so manche statistische Arbeit empfohlen, zu deren Ausführung der Reichsregierung die Mittel fehlen, und die mit der Handhabung des Unfallversicherungsgesetzes wohl kaum in Zusammenhang zu bringen ist. Die Herren Geschäftsleiter sind aus den Anfangs erwähnten Gründen natürlich zu gern bereit, solche Arbeiten zu übernehmen. Ich erinnere nur an die famose Lohnstatistik.

Freilich darf man sich nicht wundern, wenn die Verwaltungskosten einzelner Genossenschaften eine Höhe erreichen, die unsere Industrie dermaßen schwer belastet, daß diese der Konkurrenz des Auslandes nicht mehr gewachsen ist. In Folge dessen erscheint es keineswegs unbedenklich, die schon seit dem Jahre 1888 angekündigte Ausdehnung des Unfallversicherungs-Gesetzes auf den gesammten Handel und das Handwerk im Reichstage zur Vorlage zu bringen.

Etwaige Beschwerden der Genossen über die Verwaltung werden nicht berücksichtigt und durch die zahlreich in den Generalversammlungen erscheinenden Anhänger des Vorstandes, der sich naturgemäß aus dem wohlhabenderen Theile der Genossen rekrutirt, überstimmt. Diese Herren werden niemals zugeben, daß sie das ihnen geschenkte Vertrauen ihrer Mitbürger nicht immer rechtfertigen. In Folge dessen sinken die Generalversammlungen von Jahr zu Jahr mehr zum Puppenspiel herab. Darin liegt aber der Fehler! Das Unfall-Versicherungsgesetz ist auf dem Prinzip der Selbstverwaltung errichtet. Ein jeder Genosse hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, mitzuarbeiten an dem großen Werke, das bestimmt ist, die durch unsere rastlose Industrie erhöhten Gefahren zu vermindern und die traurigen Folgen aus Unfällen so viel als möglich gut zu machen.

Ein jeder Genosse ist verantwortlich dafür, daß an der Spitze der Verwaltung Männer stehen, die durchdrungen sind von dem Geiste der Humanität, die ein Herz haben, für die Leiden ihrer Mitmenschen, und die ihre Obliegenheiten nicht einem verknöcherten Beamten überlassen.

Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig.

Justus.

Vom Büchertisch.

Nachtschatten. Novellen von Richard von Wilpert. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Der Verfasser dieser eigenartigen Novellen bietet etwas Anderes dem Leser dar, als das gewöhnliche Lesefutter. Nicht süßliche Liebesgeschichten mit konventionellem Verlauf, die man alle kennt, wenn man eine nur gelesen, sondern gründliche Seelenstudien von besonderem Reiz sind es, denen wir hier begegnen. Und zwar ist es die erkrankte Psyche, auf die die Schatten der Nacht gefallen sind, welche den Dichter in ihren unheimlichen Bann gezogen hat. Die Bekanntschaft mit den Unglücklichen, die von des Lebens Tollkraut genossen und dadurch ihren Verstand eingebüßt haben, weiß der Verfasser mit großer Kunst uns zu vermitteln. Seine Novellen sind gründliche Seelenanalysen von fesselndem Interesse, und obwohl sie an sich uns traurig stimmen müßten, lesen wir dennoch das Buch von Anfang bis zu Ende mit großem Genuß. Die Sprache ist schlicht und schön, die Darstellung künstlerisch wohlabgerundet. In dieser Behandlung verlieren selbst die an sich spröden Stoffe, die in dem Buche zur Darstellung gelangen, viel von ihrer grausigen Eigenart, da ein Hauch sanfter Melancholie, die hier und da abgelöst wird durch das blitzartige Aufleuchten eines sonnigen Humors, ihre Herbheit mildert. Der Verfasser, aus dessen Feder die vortreffliche Studie „Ellerbaum" stammt, die im vorigen Heft der „Kritik" zum Abdruck gelangte, muß gründliche Studien gemacht haben, um so naturgetreu mit einem so geringen Aufwand von Worten und künstlerischen Mitteln ein so anschauliches Bild der verschiedensten geistigen Krankheitsformen uns vorführen zu können — sehr gründliche Vorstudien muß er gemacht haben, oder aber ein großer Dichter muß er sein, dem auf dem Wege der Intuition Dinge zugänglich werden, deren Kenntniß sonst nur vieler Mühe und großem Fleiße sich erschließt. Ernste Leser, die in einem Buche mehr suchen als müßigen Zeitvertreib, werden sich mit Genuß in diese Novellensammlung vertiefen.

Reinheit? Einakter von Rudolph Braune in Roßla (Harz). Selbstverlag des Verfassers.

Dieser Einakter hat keine Aussicht, jemals aufgeführt zu werden, falls die Umsturzvorlage Gesetz werden sollte. Der Verfasser erörtert darin die keineswegs neue Frage, ob ein „gefallenes Mädchen" noch immer Anspruch auf unsere Achtung hat, d. h. ob ein Ehrenmann eine solche „Gefallene" heirathen darf. Den Männern, die das Privileg, beliebig oft fallen zu dürfen, für sich allein in Anspruch nehmen, werden in dem Stück bitterböse Wahrheiten gesagt, die schwerlich die Billigung eines staatlich bestallten Sittlichkeitswächters finden würden. Die Tendenz des Einakters, der eine gewisse dramatische Wirkung unter Umständen wohl erzielen könnte, gipfelt in dem Schlußwort: „Rein ist Cora trotz Allem — trotz ihrem Fehltritt."

Der Prälatenschatz oder der Student von Metten. Erzählung von Maximilian Schmidt. Regensburg, Druck und Verlag von J. Habel.

Eine frisch und flott erzählte Schülergeschichte, die sich indeß sehr zu ihrem Vortheil unterscheidet von so vielen Schülergeschichten, die gegenwärtig den Büchermarkt unsicher machen. Dafür ist die Schule, um die es sich hier handelt, aber auch eine Klosterschule, nämlich die Schule von Kloster Metten im bayerischen Walde. Die Geschichte, die in der Mitte der vierziger Jahre spielt, nimmt einen sehr fesselnden Verlauf dadurch, daß ein Schüler, dessen Person im Vordergrund der Erzählung steht, durch eine Verknüpfung von Umständen und Zufällen in den Mittelpunkt eines tragischen Konfliktes gestellt wird, der auf seine geistige und seelische Entwickelung einen bestimmenden Einfluß ausübt. Maximilian Schmidt trug als ehemaliger Schüler des Klosters Metten eine Pflicht der Dankbarkeit ab, indem er diese Erzählung schrieb. Zum Glück hat er aber nicht auf Kosten seiner Leser die schöne Tugend der Dankbarkeit geübt.

Eine Fahrt an die Adria. Von Bernhard Lesker. Mit zwölf in Lichtdruck ausgeführten Bildern. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsanstalt (Daniel Ochs).

Ein katholischer Geistlicher erzählt hier treuherzig und umständlich seine Erlebnisse während eines Kuraufenthaltes an der Adria. Von besonderem Interesse für ihn waren begreiflicher Weise die religiösen und kirchlichen Zustände der Gegenden, die er bereiste; ihnen widmet er daher in seiner Schilderung eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Das Buch ist als document humain nicht ohne Interesse.

Warum bist Du so blaß? und andere Novellen von Mich. Sawka. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis 1 Mark.

Der Titel dieser „Novellen“ ist nicht gerade allzu geschmackvoll. Zum Glück sind die Skizzen, Federzeichnungen und Novelletten, welche der Band enthält, weit besser. In einzelnen zeigt sich uns der Verfasser als gewandter Stilist und fesselnder Erzähler, in anderen wiederum als ein Mann, dem es Vergnügen macht, sich in die Kleinmalerei des Seelenlebens zu versenken.

Die schöne Jüdin. Von W. Feldman. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis 3 Mark.

Dieser Roman ist aufgebaut auf dem Hintergrund der sogenannten Judenfrage. Die Handlung spielt in Galizien, woselbst die jüdische Bevölkerung eine nicht zu unterschätzende volkswirthschaftliche Bedeutung hat. Der Autor führt uns mitten in das Leben der galizischen Juden hinein, indem er uns die Schicksale eines schönen Judenmädchens erzählt, dem seine Eltern eine bessere Bildung haben angedeihen lassen, und das dadurch seinem Glauben und seinem Volke entfremdet wurde. Die Kämpfe dieser jungen, leidenschaftlichen und stolzen Seele, die erst nach vielen herben Enttäuschungen den Weg zum Frieden findet, sind ziemlich anschaulich geschildert. Gleichwohl entspricht der Roman in technischer Hinsicht nicht durchgängig den Anforderungen, die man heutzutage zu stellen berechtigt ist. — Die Uebersetzung (der Verfasser schreibt in polnischer Sprache) läßt auch Manches zu wünschen übrig. K. Sch.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Novitäten-Rundschau der „Kritik"

Berlin, den 9. Februar 1895

Friede! Von Max Trudjen. Pr. 80 Pf. Verl. v. Aug. Dieckmann, Amsterdam. Interess. Studie über Militarismus, Ursach. u. Ziele d. Friedensgesellsch. Empf. v. Intern. Friedensbureau, Bern.

„Warum bist du so blaß?" und andere Nov. v. Mich. Sawka. Warm empf. Stimmungsbilder eines „Dichters von Gottes Gnaden". Pr. Mk. 1. Verl. v. Aug. Dieckmann, Amsterdam.

Die schöne Jüdin. Von W. Feldman. Ein wahrh. ged. Roman des gefeierten Autors. Jed. Gebild. wärmstens zu empf. Preis Mk. 3. Verlag von Aug. Dieckmann, Amsterdam.

Die anarchistische Gefahr von Felix Dubois. Sensationelles Werk mit 70 drast. Illustrationen. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis Mk. 3.—

Ballspende des „Verein Berliner Presse". Mk. 4.— Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstr. 12.

Dr. Paul Schlenther, Frauenarbeit im Theater. 60 Pf. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 12.

Prof. Dr. Max Haushofer, Ehefragen im Deutschen Reich. 60 Pf. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 12.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.60.

Der Krieg mit den Millionenheeren. Eine militärisch-politische Studie von einem alten Soldaten. 8° Geh. Mk. 1.20. Verlag v. Benno Schwabe, Basel.

Die Bildungsmüden, Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). Einzelpreis Mk. 3.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstraße 35.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesamm. und zusammengestellt von Karl Gander. Preis Mk. 3.—. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Das Wort! Gott u. Mensch in freier Forschung. Heft 3. Die prakt. Nutzanwend. philos. Erkenntniß auf das tägliche Leben. Von Cornelius Jakobs. Baemeisters Verlag, Leipzig. Preis 30 Pf.

Villa Möhl und mehr. Von Gustav und Ina von Buchwald. Preis gebunden 2 Mk 50 Pf. Strelitz i. M. Druck und Verlag von E. Lupelow.

Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.20.

Das Recht auf Arbeit. Von Wilhelm Wilms. Preis 40 Pf. Verlag volksthümlicher Schriften (W. Wilms) in Hamm i. W.

Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. Vortrag von Heinrich von Treitschke. Verlag v. S. Hirzel, Leipzig. Preis 1 Mk.

Lohberg, Kaiser-Anekdoten. Heitere Momente, charakteristische Skizzen u. leutselige Züge aus d. Leb. Kaiser Wilhelms II. Eleg. geb. Mk. 1 [illegible] Verlag v. Herm. Liebich, Zw[illegible]chau.

Goethe-Brevier. Goethe[illegible] in [illegible] Gedichten, herausgegeben von O[illegible] Hartleben. München 1895. [illegible] Maximilianstraße 2

Kommersliederbuch. 1[illegible] Stud. Studenten-, Volks- u. humoristische Lieder [illegible] beigefügten Mel. 1[illegible] S. in 8°, eleg. in [illegible] geb. 1 Mk. Steingräber Verlag, Lei[illegible]

Der praktische Hypnotiseur.

Lehrbuch des Hypnotismus von [illegible] Gerling. 22 Methoden der Schlaferzeu[illegible] Ertheilung von Suggestionen [illegible] wecken 2c. 2c. Verlag von G. Müller [illegible] (A. Mirbt), Berlin NW., Friedrichstraße 1[illegible] Preis 1 Mark.

Henry Fielding's dramat. Werke. Liter. Studie von Dr. Feliz Lindner [illegible] Mk. 4.20. (Ein werthv. Beitr. z. engl. L[illegible] geschichte.) C. A. Koch's Verlag, Dresd[illegible]

Die öffentliche Meinung. ([illegible] Tagebuch.) Roman v. Marie L. F. Mob[illegible] B[illegible] Verlag, Chemnitz. Geh. 4 Mark. [illegible] gb. Mark 5.—.

Musikalischer Hausfreund. [illegible] f. ausgew. Salonmusik. Red. C. F[illegible] 1894/95. Nr. 7. Gr. 4°. (8 S. Musik u. [illegible] Vierteljhrl. Mk. 1. Verl. Joh. Sengbusch [illegible]

Der Völkerfrieden. Betracht. ü. d. g[illegible] internat. polit. Zustände d. [illegible] hinsichtl. der zukünftigen Gest[illegible] Karl Becker. Verlagsmagaz. i. Zürich [illegible]

Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand.

Von F. W. Higginson. A[illegible] dem [illegible] Deutsche übersetzt von Eugenie Jacob[illegible] Mk. 2.50. Verlag von August Sch[illegible] wied a. Rh. und Leipzig. [illegible] 1[illegible]

Allerlei Leute. Bilder aus dem [illegible] Volksleben von Alfred v. Hedenstje[illegible] L[illegible] von H. Haessel in Leipzig. Preis [illegible] Band, geb. Mk. 3.—

Das Ministerium Eulenburg

und das Scherl'sche Sparsystem. [illegible] zur Geschichte des geistigen [illegible] August Scherl, Begründer und Eig[illegible] des „Berliner Lokal-Anzeiger". B[illegible] Verlag von August Scherl.

Brauchen wir Panzerkreuzer? [illegible] frage an den deutschen Reichstag, [illegible] einem sachverständ. Patrioten. [illegible] Preis 50 Pf. Verlag v. Herm. B[illegible]

Maschinen. Roman von C[illegible] Leipzig 1895. Wilhelm Fri[illegible]

Rußland unter Kaiser Alexander III. [illegible] Politik und Aufgaben Nikolai II. [illegible] Neubürger. Gr. 8°. 97 S. [illegible] Verlag M. Driesner, Berlin.

Fürst Bismarck's ges. Reden. [illegible] Tausendzweihundert wahrig [illegible] gebunden. Preis Mk. [illegible] Cronbach, Berlin.

Preis für den Raum eines Feldes 15 Zeilen) nur 1 Mk. [illegible]

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang Nr. 20 16. Februar 1895

Der souveräne Lümmel.
Amerikanischer Spiritismus. Von Gustav Müller.
Bruno Piglheim. Von Fritz Stahl.
Zur Lage in Elsaß-Lothringen.
Saulus-Paulus und John Bright.
Von Ottomar Beta.
In ärztlicher Behandlung. Von R. Röttger.
Eine Marschenfahrt. Von Dr. L. Bräutigam.
Der Wunderdoktor von Radbruch.
Von Hans von Basedow.
Die Regulative des Kgl. Schauspielhauses.
Vom Büchertisch.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark
einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 16. Februar 1895

II. Jahrgang | Nr. 20 | Jahrgang II

Der souveräne Lümmel.

Im Reichstag haben die Sozialdemokraten kürzlich wieder einmal eins ihrer schönsten Paradepferde lustig getummelt. Der deutschfreisinnige Abgeordnete Pachnicke, der ein großer Schwärmer zu sein scheint, hatte mit Hilfe seiner Parteifreunde einen Antrag eingebracht, der auf nicht mehr und nicht weniger als die Beglückung Mecklenburgs durch die Segnungen einer Verfassung hinauslief. Bei dieser Gelegenheit dachten denn die Herren von der äußersten Linken nicht ganz mit Unrecht, daß das ein sehr günstiger Anlaß wäre, wieder einmal ein paar Agitationsreden zum Fenster hinaus zu halten. In Folge dessen überboten sie alsbald den wackern Pachnicke, indem sie schlankweg und ohne alle Gewissensskrupel eine Ausdehnung des Wahlrechts auf alle Personen männlichen und weiblichen Geschlechts verlangten, die das Alter von zwanzig Jahren erreicht haben.

Diese Forderung ist keineswegs neu. Sie gehört schon längst zum eisernen Bestand sozialdemokratischer Hoffnungen und Wünsche, und wieder holt schon haben sich Redner gefunden, die mit großem Pathos und geringem Verstand für sie eintraten. Gleichwohl ist diese Forderung keine von denen, für welche die sozialdemokratische Partei allzu oft und allzu eifrig sich bemüht. Sie hat fast ausschließlich dekorativen Werth für die Partei und soll darüber hinaus allenfalls noch dazu dienen, das gegenwärtige Wahlrecht als außerordentlich reaktionär und reformbedürftig erscheinen zu lassen.

In ihren Erläuterungen zum Erfurter Programm haben die Herren Karl Kautsky und Bruno Schönlank in gedrängter Kürze alles Dasjenige

niedergelegt, was seitens ihrer Partei zu Gunsten der Forderung des „Allgemeinen gleichen und direkten Wahl- und Stimmrechts mit geheimer Stimmabgabe aller über zwanzig Jahre alten Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts für alle Wahlen und Abstimmungen" an Gründen und Erwägungen geltend gemacht wird. Und man muß zugeben, daß das herzlich wenig ist.

Nach sozialdemokratischem Raisonnement liegt ein stichhaltiger Grund, die Altersgrenze für das Wahl- und Stimmrecht auf fünfundzwanzig Jahre festzusetzen, überhaupt nicht vor. Wer mit dem zwanzigsten Lebensjahre der Militärpflicht, d. h. der Pflicht, sich zur Aushebung zu stellen, genügt und dem Gemeinwesen in diesem Alter die Blutsteuer zu entrichten pflegt — so meinen die rothen Kirchenväter Kautsky und Schönlank — und wer ferner mit dem einundzwanzigsten Lebensjahre die Großjährigkeit, die bürgerliche Verfügungsfreiheit erlangt, der ist auch zur politischen Mündigkeit, zum Wahl- und Stimmrecht herangereift. Dazu tritt aber ein anderer, ein ausschlaggebender Gesichtspunkt. Thatsächlich ist die wirthschaftliche Mündigkeit für die große Mehrzahl der Reichsangehörigen, welche auf ihre Arbeitskraft angewiesen ist, schon vor dem zwanzigsten, sicher aber bis zum zwanzigsten Lebensjahr eingetreten. Beginnt aber die Selbständigkeit der Arbeiter so früh, werden sie als selbstthätig Erwerbende schon zu Steuern u. s. w. herangezogen, wenn die Sprößlinge der Reichen noch auf der Schulbank sitzen; steht es fest, daß die durchgängige berufliche Ausbildung vor dem zwanzigsten Jahre erlangt wird, so ist die Altersgrenze von zwanzig Jahren für die Wahlmündigkeit in jeden Betracht gerechtfertigt . . .

Das ungefähr sind die Gründe, welche denkende Sozialdemokraten zur Rechtfertigung des erwähnten Programmpunktes vorzubringen haben. Den nicht selbständig denkenden und urtheilenden Mitgliedern der Partei gegenüber bedarf freilich jene Forderung einer Begründung gar nicht. Sie steht im Parteiprogramm drin, und das Programm ist bei ihnen längst schon an die Stelle des Credo getreten, das sie, seit sie die Schule verlassen, gründlich wieder verlernt haben. Den Andern indeß, die nicht zur Partei gehören, oder aber, obgleich sie sozialistisch empfinden, dennoch der bourgeoisen Angewohnheit des Denkens noch nicht gänzlich entsagt haben, ihnen muß man wenigstens Scheingründe namhaft machen für eine Forderung, deren Verwirklichung eine so tief einschneidende Umgestaltung politischer Zustände zur Folge haben würde.

Daß diese Gründe so überaus kläglich und dürftig sind, daraus soll Keinem ein Vorwurf gemacht werden. Ein an sich thörichtes Verlangen läßt sich eben nicht mit verständigen und einleuchtenden Gründen belegen.

Die Ansicht, daß der junge Mann schon um dessentwillen mit zwanzig Jahren wahlmündig werden müsse, weil er in diesem Alter zur „Blutsteuer“ herangezogen wird, d. h. weil er dann, falls er über den erforderlichen Grad körperlicher Reifeentwickelung verfügt, als Soldat Dienste leisten muß, diese Auffassung mag auf den ersten Blick leidlich vernünftig erscheinen, bei genauerem Nachdenken aber kann einem unmöglich entgehen, daß bei dieser Beweisfähigkeit zwei Arten menschlicher Entwickelung mit einander in Parallele gestellt werden, die von Rechts wegen gar nicht mit einander verglichen werden können. Wer körperlich in dem Maße gesund, kräftig und normal entwickelt ist, daß er Soldat werden kann, ist darum doch noch lange nicht geistig ausgereift, so daß er nun auch schon beanspruchen könnte, stets gehört und voll beachtet zu werden, wenn er aus der Fülle seiner zwanzigjährigen Lebenserfahrungen heraus seine Meinungen über Fragen von größter politischer und sozialer Bedeutung zum Besten giebt. Uebrigens würde ja auch die naturgemäße Folge der von der Sozialdemokratie vertretenen Auffassung die sein, daß alle Diejenigen, die zum Militärdienst nicht tauglich sind, dadurch der politischen Rechte verlustig gehen müßten. Oder will man etwa schon daraus, daß ein junger Mann sich, sauber gewaschen und mit reiner Wäsche bekleidet, zur Ziehung stellt, für ihn das Recht herleiten, im Reiche der Nation bei gegebenen Anlässen ein besonders beachtliches Wort mitzusprechen? Man sollte meinen, daß selbst dem beschränktesten Parteiser das Unzulängliche einer derartigen Beweisführung einleuchten müßte. Doch das hieße eine allzu günstige Meinung haben von Denen, deren Denken nur in den von der Partei ihnen vorgeschriebenen Geleisen sich bewegt und nirgends hinausragt über die Mittellinie dessen, was durch Programm und Kongreßbeschluß jedem Parteiangehörigen zu glauben aufgegeben wird.

Nicht ganz so unvernünftig wie das Raisonnement über „Blutsteuer“ und allgemeines Wahlrecht sind diejenigen Ausführungen der Kautsky-Schönlank'schen Broschüre, die von der schon frühzeitig eintretenden wirthschaftlichen Selbständigkeit des Arbeiters und der mit dem zurückgelegten einundzwanzigsten Lebensjahr erfolgenden Mündigwerdung des jungen Staatsbürgers handeln und durch den Hinweis hierauf die sozialdemokratische Forderung zu stützen suchen. Doch auch diese Argumente prallen wirkungslos ab an der Thatsache, daß auch hier wiederum Dinge und Verhältnisse einander gegenüber gestellt werden, die in Wirklichkeit gar nicht mit eineinander verglichen werden können. Mag sein, daß es an zwanzigjährigen Arbeitern nicht fehlt, die ihr Bißchen Wochenlohn sehr verständig anwenden, und daß auch unter den mit einundzwanzig Jahren mündig Ge-

wordenen immerhin manche sich befinden, die das Vertrauen, welches ihnen durch das bürgerliche Gesetz entgegengebracht wird, durchaus rechtfertigen. Das ändert aber Nichts an der Thatsache, daß in der großen Mehrzahl aller Fälle der junge Mann in diesem Alter zum mindesten noch sehr unreif ist und noch herzlich wenig Verständniß hat für die ernsteren Fragen der Zeit. Und zwar unterscheidet sich in dieser Hinsicht der junge Arbeiter wenig nur von dem gleichalterigen Studenten. Mag dieser in manchen Stücken noch weniger vom Leben kennen, als Jener, so ist doch noch lange nicht bewiesen, daß um dessentwillen der jugendliche Arbeiter berufen wäre, als Wähler an der Entscheidung über die wichtigsten Volks- und Landesinteressen indirekten Antheil zu nehmen.

Nicht die Körperkraft und noch weniger die, doch immer nur durch den Zufall bestimmte, Lebensstellung der Staatsangehörigen, sondern einzig und allein ihre geistige und sittliche Reife sollten vernünftiger Weise maßgebend sein für die ihnen zuzuwägenden politischen Rechte. Niemand kann daher einen begründeten Einwand dagegen erheben, daß das wahlmündige Alter erst bei dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre beginnt. Viel eher könnte man das Bedenken geltend machen, daß in der großen Mehrzahl aller Fälle selbst mit fünfundzwanzig Jahren der Mensch noch ziemlich unfertig ist in seinen Ansichten. Man betrachte doch nur einmal das Wählermaterial, das an den großen Wahltagen sich zu den Urnen drängt. Wie viele mögen da wohl unter den Jüngeren sich befinden, die wirklich eine eigne Meinung haben und die thatsächlich Etwas verstehen von den sozialen und politischen Fragen, die später in dem durch sie zu wählenden Parlament zur Erörterung gelangen sollen? Eine genaue Prüfung zum Zwecke wahrheitsgemäßer Beantwortung dieser Frage würde ein gar trauriges Resultat ergeben.

Abgesehen von der geistigen Reife fehlt es aber gerade den jungen Leuten im Alter von zwanzig Jahren häufig gar sehr an der sittlichen Reife. Die Flegel- und Lümmeljahre hat der Zwanzigjährige gemeinhin noch nicht überwunden. Ihm volle Bürgerrechte verleihen, hieße die Souveränetät des Lümmels proklamiren. Und es hieße das gleichzeitig: den Einfluß der ernsten, gesetzten und reifen Leute lahmlegen. Bei einem Wahlsystem, das so brutal das Recht der Mehrheit als ausschlaggebenden politischen Faktor setzt, sollte man doch zum Mindesten sorglichst Alles vermeiden, was dazu führen muß, die Vergewaltigung der Minderheiten noch rücksichtsloser zu gestalten.

Die Demagogen freilich rechnen anders. Sie wissen nur allzu gut, daß ihr Weizen erst recht blühen wird, wenn die Zahl der geistig Un-

mündigen, die zur Theilnahme an den Staatsgeschäften berufen werden, eine möglichst große ist. Diese Leute sind ihre geborenen Hintersassen; mit ihrer Hilfe gelangen skrupellose politische Klopffechter leicht zu Macht und Ansehen. Bewußt oder unbewußt spielt diese Erwägung auch bei sozialdemokratischen Parteiführern eine Rolle, und aus ihr heraus haben wir denn auch die demagogische Forderung des sozialdemokratischen Parteiprogramms zu erklären, die unlängst wieder im Reichstag geltend gemacht wurde.

Diejenigen Sozialdemokraten, welche gutgläubig eine Reform unseres Parlamentarismus, der schon längst Niemand mehr so recht befriedigt, auf dem Wege einer ungeheuerlichen Vermehrung der Wählermassen suchen, haben offenbar keine Ahnung davon, daß die Mängel unseres parlamentarischen Systems keineswegs in dieser Richtung zu suchen sind. Der Hauptmißstand, der unserem Wahlrecht anhaftet, besteht doch wohl darin, daß es die Minoritäten, die häufig sehr große sind — besonders bei Stichwahlen —, aller politischen Rechte entkleidet. Dazu kommen dann noch andere Umstände, die gleichfalls die Interessen des Volkes schädigen. Daß es so ganz und gar keine wirksame Kontrolle ausüben kann über die Art und Weise, wie seine Erwählten ihre Mandate verwalten; daß ihm, nachdem es durch den Wahlakt seine politischen Rechte auf den Mann seines Vertrauens übertragen hat, jede Möglichkeit einer Einwirkung auf die Staatsgeschäfte genommen ist, und daß ferner im Parlamente selbst wiederum nur durch Zufall zu Stande gekommene Majoritäten über die einzelnen Gesetzesmaßregeln entscheiden — das sind etwa die Hauptfehler des herrschenden Systems. Dazu treten noch zahlreiche sonstige Mängel, die sich bei näherer Betrachtung ergeben und ihrerseits dazu beitragen, den gegenwärtigen Parlamentarismus und das jetzt gültige Wahlrecht als gänzlich unzulänglich erscheinen zu lassen.

Diese Mängel aber müssen gründlich erkannt werden, bevor an ihre Beseitigung auch nur zu denken ist. Die anzustrebende Umgestaltung der parlamentarischen Institutionen läßt sich auf keinen Fall durch den Bombast leerer Schlagwörter in die Wege leiten. Und auf keinen Fall wird, wie die Sozialdemokratie es zu wünschen scheint, der souveräne Lümmel der Zukunftsherrscher sein.

K. Sch.

Amerikanischer Spiritismus.*)

Es war im Hochsommer des Jahres 1893, als ich auf der Durchreise nach Chicago einige Tage in New-York verweilte, um dort Land und Leute in näheren Augenschein zu nehmen. New-York mit seinen immensen Bauten, mit dem gewaltigen, durch die Straßen fluthenden Verkehr und dem imposanten, majestätischen Hafen nimmt das Interesse des Europäers anfänglich in einer Weise gefangen, daß vor diesen Eindrücken alles Andere, für die ersten Tage wenigstens, in den Hintergrund tritt. Nichtsdestoweniger konnte ich es mir vor meiner Weiterreise nicht versagen, die sich mir bietende günstige Gelegenheit zur Erweiterung meines Wissens auf spiritistischem Gebiete in der Heimath des Spiritismus zu benützen.

Diese Gelegenheit ist in dem Lande des vielbegehrten Dollars nicht allzu schwer zu erlangen, denn während daheim schon ein offen an den Tag gelegtes Interesse für diese Dinge genügt, um beim lieben Mitmenschen Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit wachzurufen, übt der Amerikaner auch den dortigen zahlreichen Spiritualisten gegenüber die weitestgehende Toleranz, indem er sie unbelästigt und unbehindert nach ihrer Façon selig werden läßt.

Die spiritualistische oder — wie man sie in Deutschland nennt — spiritistische Bewegung, die bekanntlich in Amerika in den fünfziger Jahren unter den primitivsten Erscheinungen ihren Anfang nahm, hat sich im Laufe der Jahre zu einem urkräftigen Stamm entwickelt, der sich nach dem Wipfel zu in den merkwürdigsten Abzweigungen ausbreitete. Eine dieser höchst eigenartigen und hochinteressanten Abzweigungen des Spiritismus sind die — wenn auch nur von einer Minderzahl gekannten und von der Mehrzahl für Schwindel gehaltenen — sogenannten Materialisationen oder vorübergehenden zeitweisen Verkörperungen unsichtbarer Wesen in unserer Welt.

Diese Materialisationen, deren Realität — um aus der großen Schaar der Forscher einen herauszugreifen — der erprobte und hochgeachtete Experimentalphysiker Prof. Crookes in London in einer Reihe von unter den strengsten Bedingungen abgehaltenen Sitzungen über allen Zweifel sicher gestellt hat, mögen für den Fernstehenden etwas so ungeheuerlich Absurdes an sich haben, daß ihm zum mindesten bei dem Gedanken, man könnte unter diesen Materialisationen etwas Anderes als schwindelhafte Maskeraden, vielleicht gar ein Wiedererscheinen verwester Leichname, verstehen, die Haare zu Berge steigen.

*) Wir drucken auch diesen Artikel, dessen Inhalt, wie wir gestehen, außerordentlich befremdend ist, als interessanten Beitrag zur Frage des Spiritismus ab. Dabei bemerken wir, daß der Verfasser uns als ein sehr verständiger, gebildeter und vom reinsten sittlichen Streben erfüllter Mann persönlich bekannt ist. D. R.

Eine so beschränkte Vorstellung darf man sich allerdings von dem Wesen der Materialisationen auch nicht machen. Ebensowenig wie die Frage über die Möglichkeit diskutirbar ist, ob sich ein niedergebranntes Häus nur mit Hilfe des Trümmer- und Aschenmaterials wieder genau in der alten Form errichten ließe, ebensowenig hat es einen Zweck, darüber zu diskutiren, ob eine Reproduktion der Erscheinungsform eines menschlichen Individuums nach deren körperlicher Auflösung mit genau demselben Zellenmaterial wie vor derselben denkbar wäre. Etwas Anderes ist es allerdings, wenn die Behauptung der Spiritisten von dem Vorhandensein unsichtbarer, intelligenter Wesen im Raume um uns kein Irrthum und keine Täuschung, sondern Wahrheit ist, dann wäre immerhin mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es diesen Wesen, sagen wir von der Stofflichkeit des vierten uns unwahrnehmbaren Aggregatzustandes, unter gegebenen Bedingungen möglich werden könnte, sich mit einer grobmateriellen Stoffmasse zu verbinden, sodaß sie unseren Augen nicht allein sichtbar, sondern auch unserem Tastsinn fühlbar werden könnten. — —

Begleitet von einem orts- und sprachkundigen Hotelangestellten, der weder Näheres von meinen Familienangelegenheiten wissen konnte, noch ein besonderes offenkundiges Interesse für den Spiritismus hegte, trat ich an der Hand des Adressenmaterials der spiritistischen Zeitschrift „Banner of Light“ in der Dämmerstunde eines Sonntags meine Wanderung nach einem geeigneten Materialisationsmedium an, das in der Lage wäre, mir stichhaltige Beweise von der Möglichkeit der Verkörperung nichtirdischer Wesen in unserer Daseinswelt zu liefern.

Als ich nun auf gut Glück die zunächstgelegene Adresse in der 18. Straße in der Nähe vom Broadway aufsuchte, wurde mir dort die Enttäuschung, für das erste Mal eine Niete gezogen zu haben. Das Medium, eine Dame, sollte unpäßlich sein und demnach die Seance für diesen Tag ausfallen. Glücklicher war ich, als ich dem zweiten Inserat Folge leistete, in dem ein Mstr. Stoddard-Gray sich verpflichtete, durch seine medialen Fähigkeiten jeden danach Strebenden mit der tranzendentalen Welt in Verbindung zu bringen. Von einer ältern Dame, der Mutter des Mediums, empfangen, wurden mein Begleiter und ich nach kurzer Begrüßung ohne darauffolgende Vorstellung in ein geräumiges Zimmer geleitet, in welchem wir bereits eine Anzahl Damen und Herren aus den besser situirten Kreisen New Yorks vorfanden. Ohne jede weitere Förmlichkeit nahmen wir Platz, und nicht lange darauf wurden wir allesamt gebeten, uns von dem Zustande des neben anstoßenden Sitzungszimmers zu überzeugen. Dasselbe bot, von mehreren Personen und auch von uns so genau als möglich untersucht, nichts Verdächtiges, nur befand sich in der Mitte ein künstlich hergestelltes, nach oben offenes Kabinet, das mit dunklem Stoff überzogen und nach der Vorderseite mit einer Portière versehen war. In dieses Kabinet begab sich alsdann das Medium, ein kräftig gebauter junger Mann mit blondem Schnurrbart, während wir uns in einem großen Halbkreise um das Kabinet herumgruppierten. Alsdann führte die ältere Dame, die eine Art Vermittlerrolle zwischen den materialisirten Gestalten und den

übrigen Theilnehmern übernehmen sollte, in einer kurzen Ansprache auf englisch an, daß es im Interesse des Gelingens der Sache wünschenswerth wäre, im Zirkel eine die Bildung der Erscheinungen begünstigte Harmonie walten zu lassen. Dieser Zweck lasse sich am besten durch Absingen melodischer Gesänge erzielen. Ferner betonte sie, daß man, was auch geschehen möge, vor nichts erschrecken möchte, und daß im Falle des Heraustretens materialisirter Spirits, die zumeist ihre oder die Namen ihrer Angehörigen zu nennen pflegen, die Betreffenden furchtlos näher treten möchten, um eventuell die Erscheinungen zu rekognosziren.

Nach diesen viel versprechenden Worten wurden sämmtliche Thüren verschlossen, die Schlüssel auf einem Tischchen in unserer Nähe niedergelegt, das Gas zum Erlöschen gebracht und ein englisches Kirchenlied angestimmt. Wir harrten nunmehr mit Spannung der Dinge, die sich da ereignen sollten. Es mochten fünf Minuten in dieser rabenschwarzen Finsterniß vergangen sein, als sich aus dem Kabinet, anscheinend vom Medium kommend, schwere krampfhaft röchelnde Athemzüge (der Beginn des Trances) vernehmen ließen, und bald darauf bemerkten wir, wie sich ungefähr einen Meter über dem Kabinet ein dichter, nebelhaft weißer Dunstknäuel zusammenballte, der vor unseren Augen unbestimmte Formen annahm und sich nach Verlauf einer halben Minute wieder in ein Nichts auflöste. Diese Erscheinung wiederholte sich, während der Gesang schwieg, mehrmals, nur mit dem Unterschiede, daß die letzten Gebilde schärfer gezeichnete Konturen und deutlichere Formen als die ersten aufwiesen. Plötzlich sehe ich, wie kaum einige Armlängen von meinem Sitze entfernt eine handgroße, milchweiße Fläche förmlich aus dem Fußboden herauszuwachsen scheint, sehe, wie sie sichtlich größer und größer wird, sehe sie menschliche Formen annehmen, unterscheide die Gliedmaßen und ein undeutlich verschwommenes Gesicht und höre wie undeutliche, unklare Worte, halblaut geflüstert, von der Gestalt her an mein Ohr dringen. Dann sehe ich, wie diese Erscheinung, gleich einer weißen Dunstwolke aus sich selbst herausleuchtend, Armbewegungen nach der Richtung meiner Person vollbringt, sehe sie klein und immer kleiner werdend allmählich zusammenschrumpfen, bis auch der letzte Rest des Gebildes unseren Blicken entschwand und uns nichts weiter umgab als tiefe Dunkelheit.

Dasselbe Schauspiel: die plötzlich an einer Stelle auftauchenden Nebelballen rapid aus sich heraus zu einer menschlichen Form heranwachsend, letztere zu einem der Sitzungsgäste Kundgebungen ausübend und dann sich wieder in ein Nichts auflösend, wiederholte sich dann noch einige Male in den verschiedensten Darstellungsweisen.

So mochte ungefähr eine halbe Stunde seit Beginn der Sitzung verflossen sein, als die Zirkelleiterin, die ältere Dame, sich angeblich auf eine Mittheilung aus dem Kabinet heraus veranlaßt fühlte, an Stelle der Dunkelheit durch Anzünden des Gases ein mattes Dämmerlicht im Zimmer eintreten zu lassen, so daß alle Gegenstände und Personen deutlich erkennbar waren.

Einige Minuten später entwickelte sich zwischen den einzeln und

hintereinander in den verschiedensten Alters-, Größen- und Geschlechtsverhältnissen aus dem Kabinet heraustretenden Gestalten und den Theilnehmern im Zirkel ein lebhafter Verkehr, so daß man sich in der That gedrängt fühlen konnte, sich an den Kopf zu greifen, um sich zu überzeugen, ob man wache oder träume; ob das, was sich hier vor unseren Augen darbiete, wirklich materialisirte Wesen aus einer anderen Welt waren, oder ob dieser ganze Aufwand mit dem dazu jedenfalls nothwendigen komplizirten Apparat nur eine elende Mache war, ob dieses freudige Erkennen, Begrüßen, Herzen, dieser Austausch lebendiger aus dem Innersten kommender Gefühle in herzbewegenden Tönen, ob dieses Alles nur eine erbärmliche Komödie sei, ein unwürdiges Possenspiel mit dem Heiligsten, das des Menschen Brust bewegt?

Die Gestalten, zumeist in weiße Gewänder gehüllt, die nur Gesicht und Arme freiließen, traten einzeln aus dem Kabinet heraus, nannten halblaut oder im gedämpften Flüstertone einen Namen, den zumeist die Zirkelleiterin in lauterem Tone wiederholte, worauf sich der Eine oder der Andere, denen dies Alles nicht mehr fremd zu sein schien, vom Sitz erhob und sich der Erscheinung näherte.

So sah ich, wie eine trotz der Umhüllung formvollendete und graziöse Frauengestalt sich einem auf einem Divan sitzenden alten gebrechlichen Herrn näherte, ihn zärtlich begrüßte und dann zwanglos auf einige Minuten an seiner Seite, leise mit ihm flüsternd, Platz nahm. Dann sah ich, wie zwei kleine, ungefähr drei bis fünf Jahre alte Wesen eine zu ihnen niederknieende Frauengestalt umarmten und liebkosten; wie eine hohe, kräftige Männergestalt mit gedämpfter, tiefer Stimme eine andere männliche Persönlichkeit freundschaftlich begrüßte, wie ein weibliches Wesen in Ermangelung verständlicher Ausdrucksweise schriftliche Notizen an einem Tische machte und eine jugendliche Mädchenerscheinung, im Halbkreis herumschreitend, zum Zeichen ihrer Realität jeden Einzelnen berührte und dann auf unerklärliche Weise wie aus dem Nichts ganze Wolken eines feinen battistartigen Gewebes, von dessen wirklichem Vorhandensein ich mich persönlich durch Angreifen überzeugte, herovorzauberte und wieder verschwinden ließ.

So mochten etwa gegen zwanzig Gestalten, verschieden an Alter, Körpergröße, Stimme, Gesichtsbildung und Körperform, das Kabinet verlassen haben, als sich von Neuem eine weibliche Erscheinung vor dem Spalt des Kabinetsvorhanges zeigte. Sie war gleichfalls in ein weißes, loses Gewand gehüllt, hatte aber nichts Auffälliges an sich; nur bemerkte ich, daß dieselbe sich bemühte, nach der Richtung meines Platzes hin Zeichen zu geben, die mir oder einem meiner Nachbarn zu gelten schienen. Noch schwankend, ob ich mich erheben oder sitzen bleiben solle, wurde ich durch den Zuruf der alten Vermittelungsdame, die mir bedeutete, daß diese Gestalt für mich, den Deutschen, gekommen wäre, veranlaßt, mich zu erheben und mich — nebst meinem Begleiter — dieser angeblichen Materialisation zu nähern, die, wie man mir sagte, gekommen sein wollte, um mir von der Existenz jener so sehr angefeindeten und bespöttelten anderen Welt Kunde zu geben.

Forschend lasse ich meinen Blick über die Gestalt gleiten, prüfend studire ich die Züge ihres Gesichts, und vergleichend ziehe ich im Geiste eine

Parallele zwischen den Linien dieses Gesichtsausdruckes und denen mir bekannter Verstorbener. Jedoch, sei es die fremdartige Umrahmung des Gesichts, sei es die eigenthümliche Staffage der Figur oder auch die überraschende Plötzlichkeit der Gegenüberstellung mit einem dieser Wesen, welche mich verwirrt und befangen gemacht hatten, ich konnte momentan keine überzeugende Aehnlichkeit mit Jemandem herausfinden, der mir theuer war im Leben, und dessen Körper jetzt in der kühlen Gruft ruhte. Ich entschloß mich daher, der Kürze halber zu fragen, und da der nächstliegende Gedanke wohl in solchen Fällen zumeist dem Mutterherzen zu gelten pflegt, so gestattete ich mir die so naheliegende Frage an die vor mir auf Greifweite stehende Persönlichkeit zu richten, ob sie wohl Diejenige zu sein vorgebe, die mich einstmals unter dem Herzen getragen habe.

Ein Ausdruck lebhafter Freude, den ich in den Zügen der vor mir stehenden Gestalt wahrzunehmen glaubte, sowie ein mehrfaches Neigen des Kopfes und gestikulirende Armbewegungen waren die Folgen dieser Frage; jedoch vergebens sah ich die Erscheinung sich bemühen, vernehmbare Laute ihrem Innern zu entringen; nur ein unverständliches, hauchendes Lispeln hörte ich, etwas wie segnender Abschiedsgruß berührte mich, und die sichtlich erschöpfte Gestalt verabschiedete sich von mir, durch den Spalt des Kabinetsvorhanges verschwindend, durch den ich nicht nur mit einem schnellen Blick die zusammengesunkene, anscheinend bewußtlose Figur des Mediums erfaßte, sondern außerdem noch eine dritte, weißbekleidete Erscheinung.

Noch zögerten wir nach dem Gesehenen, ob wir uns entfernen oder bleiben sollten, als ein anderes neu hervortretendes menschliches Phänomen unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Auch diese neue Gestalt wandte sich zu uns und bekundete durch ihr Gebahren, daß sie den Wunsch hege, sich mit mir zu beschäftigen. Von breiter Figur, kräftigen männlichen Zügen und einem bartlosen Gesicht, rief diese Erscheinung auf den ersten Blick Etwas in mir wach, das mich an längstvergangene Kindertage erinnerte und meine ganze Aufmerksamkeit gefangen nahm. Doch noch ehe ich Zeit hatte, mich in weitere Kombinationen über frappirende Aehnlichkeiten einzulassen, öffnete sich der Mund der Gestalt und ihren Lippen entquollen Worte, die unbedeutend, sinnlos, ja, sogar ganz ohne Zusammenhang waren, deren Originalität jedoch für meine subjektive Ueberzeugung von der Echtheit dieser Materialisation, ja, sogar von der Wahrheit des Vorhandenseins einer transzendentalen Welt überhaupt, von der bedeutungsvollsten Tragweite sein mußte.

Es waren Worte meines heimathlichen Dialekts, kurz abgerissen, doch originell und charakteristisch für die Ausdrucksweise, deren sich mein Vater zu Lebzeiten zu bedienen pflegte. Diese schlichten Worte in ihrer unnachahmlichen Eigenart von einem fremden Wesen auf einem fernen Erdtheil, wo ich mich unter Wahrung des strengsten Inkognitos aufhalte, im Zusammensein mit wildfremden Menschen vernommen, mußten wohl auch das skeptischste Gemüth für die Einsicht gewinnen, daß es wohl lohnend für die eigene Erkenntniß und Weltanschauung wäre, in Zukunft ernsthaft auf eigene Faust sich mit der Prüfung dieser merkwürdigen Phänomene zu be-

schäftigen. Für mich persönlich wird dieses Erlebniß stets ein Ereigniß sein, das ich um Nichts in der Welt missen möchte, und zwar erblicke ich darin nichts Geringeres, als einen für mich unantastbaren Identitätsbeweis dieses materialisirten Wesens mit meinem verstorbenen Vater.

Noch eine dritte Frauengestalt, durchaus verschieden von den ersten beiden, entschlüpfte nach Verschwinden der eben besprochenen männlichen Erscheinung dem geheimnißvollen Kabinet, und auch sie wandte meiner Persönlichkeit ihre Aufmerksamkeit zu. Während ich diese neue Erscheinung scharf fixire, höre ich nicht, wie sie fortgesetzt wiederholt einen Namen nennt, bis schließlich mein Begleiter mir ins Ohr raunt, ob ich denn den Namen Gustav führe. Erst jetzt vernehme ich die von der Gestalt in hauchenden Tönen ausgehenden Worte, und bald darauf, als die Erscheinung zu bemerken schien, daß ich sie verstanden habe, nannte sie wiederholt einen anderen weiblichen Vornamen, den Namen meiner verstorbenen Schwester Pauline. Als weitere Legitimation darf ich wohl noch die letzten Aeußerungen derselben vor ihrem Scheiden auffassen, die darin bestanden, daß sie mit beiden Händen nach der Brust wies und auf die Art ihrer Todesursache mit den Worten hindeutete: „War so krank, war so krank."

Zu bemerken ist, daß all diese Gestalten, wie ich mich mehrfach überzeugte, von der elastischen Substanz eines lebenden Menschen waren, daß sie sich jedoch insofern von dem Aussehen eines Planetenbewohners scharf unterschieden, als die Augen stumpf, todt und glanzlos erschienen, während die unsrigen im Dämmerlicht glänzen und leuchten, daß der Farbenschimmer der Gesichtsformen und der Hände bleich, welk und wachsartig war, und daß die Körper aus sich selbst zu leuchten schienen, während eine menschliche Gestalt bei dieser Beleuchtung einen grauen, undeutlichen und verschwommenen Eindruck machte, sowie daß ferner diesen Erscheinungen ein eigenthümlicher kalkartiger Geruch eigen zu sein schien.

Dies waren meine wahrheitsgetreu geschilderten Erlebnisse mit einem New-Yorker Materialisationsmedium, dessen Zuverlässigkeit mir nachträglich von hervorragenden dortigen Spiritisten garantirt wurde.

Wenn nun auch die auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen schon längst in meinem Gemüth den naiven Kinderglauben verscheucht haben, daß sich ein sattelfester Materialist durch derartige ihm haarsträubend erscheinende Schilderungen ins Bockshorn jagen ließe, so kann ich mir dennoch nicht das diesen Herrschaften gegenüber allerdings aussichtslose Vergnügen versagen, diesen Erlebnissen den Versuch einer theilweisen Erklärung folgen zu lassen.

Dieser Versuch zu einer Erklärung solcher Phänomene, deren Echtheit — trotz aller vorgekommenen Entlarvungen — nicht allein von Professor Crookes, Zöllner, du Prel, von Fellenbach u. s. w., sondern noch von vielen anderen, mit aller Vorsicht experimentirenden Forschern als über allen Zweifel erhaben festgestellt ist, kann selbstverständlich nur dann einen Anspruch auf Beachtung seitens logisch urtheilender Leute finden, wenn diese Erklärungstheorien sich nicht auf den blauen Dunst schwankender Hypothesen aufbauen, sondern nur, wenn sie sich an bewiesene Thatsachen aus dem Erfahrungsgebiete einwandfreier Forscher anknüpfen lassen.

Oberst de Rochas in Paris hat bei Erforschung eines Theils dieses — von den meisten Wissenschaftlern wie die Pest gemiedenen — Gebietes die bemerkenswerthe Erfahrung gemacht, daß somnambule oder sensitive Personen im Schlafzustande eine Schärfe der Empfindungsfähigkeit entwickeln, deren Zusammenhang mit anderen Erscheinungen vielleicht geeignet wäre, das Dunkel der soeben beschriebenen Vorgänge ein wenig zu beleuchten.

Herr de Rochas hat in einer Reihe von interessanten Experimenten bewiesen, daß die Körper sensitiver Personen im Schlafzustande von Luftschichten umgeben sind, die je nach Entfernung vom Körper mit einem Prozentsatz mit bloßen Augen nicht wahrnehmbarer Stofftheilchen gesättigt sind. Demnach dürfte uns der Körper eines Mediums im Trancezustande nicht als ein von der Hautfläche eng begrenztes Zellengebilde erscheinen, sondern der Zustand eines solchen Körpers ist dann so zu erklären, daß die von der lebenswarmen Gestalt ausgehenden strahlenden Schwingungen so viele der Atome des Zellengewebes mit sich führen, daß diese mit Stofftheilchen gesättigten Luftschichten den Körper des Mediums gleich einer Aura umgeben. Wäre nun die von den Spiritisten auf Grund von Erfahrungen aufgestellte Behauptung richtig, daß im Raume um uns intelligente Wesen von einer uns nicht sichtbaren, feinstofflichen Körpersubstanz vorhanden sind, so wäre die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, daß es diesen Wesen gelingen könnte, die das Medium umgebenden Stoffschichten aufzusaugen und vielleicht durch einen Zusatz aus den Stofftheilen des Zellengewebes des Körpers einen derartigen Grad materieller Verdichtung zu erlangen, daß diese Gebilde nicht allein für das Auge sichtbar, sondern auch greifbar, fest und widerstandsfähig werden. Nach dieser Auffassung läge diesen Materialisations-Phänomenen weiter Nichts zu Grunde, als das Vorhandensein der von der offiziellen Wissenschaft allerdings noch bestrittenen, für unser Auge in Folge Mangels an Sehkraft nicht wahrnehmbaren, intelligenten Wesen im Raume um uns, denen unter bestimmten Bedingungen die Möglichkeit gegeben ist, durch einen Aufsaugungs- oder Verdichtungsprozeß materieller Stoffatome in einer uns sichtbaren und greifbaren menschenähnlichen Darstellung zu erscheinen.

Mag nun dieser Versuch zur Erklärung derartiger Phänomene noch keineswegs als befriedigend und einwandfrei hingestellt werden können, mögen andere Theorien eine bessere Darstellung des Zustandekommens solcher Erscheinungen liefern, so ist Eines wie das Andere vorläufig nicht so wichtig für die weitere Geistesentwicklung der Menschheit, als die einfache Erkenntniß der Thatsache, daß wir mit unserem heutigen Wissen noch lange nicht den tiefen Born der wunderbaren Geheimnisse der Schöpfung erforscht, daß die Bekanntschaft der von der Wissenschaft erschlossenen Naturgesetze keineswegs das Vorhandensein uns noch fremder Gesetze ausschließt, und daß wir, anstatt von einem Abschluß unserer Welterkenntniß sprechen zu können, im Begriffe stehen, die Schwelle zu einer neuen Geistesepoche zu betreten, deren Ueberschreiten nur allem Anschein nach zu einer befriedigenderen Lösung des Menschenräthsels führen kann.

Mögen schwindelhafte Manipulationen sowie die grenzenlose Leichtgläubigkeit vieler Anhänger dieser Richtung den Spiritismus und zugleich seinen edlen Kern in Mißkredit gebracht haben, mögen die Seltenheit und Neuheit solcher Phänomene befremden und die dazu nothwendigen Bedingungen Mißtrauen erregen, so dürften dennoch alle diese Bedenken nicht in den Vordergrund treten angesichts der weltumwälzenden Bedeutung, welche die bewiesene Unsterblichkeit des Menschen mit ihren engverknüpften Konsequenzen, der erwachenden Menschenwürde, sowie dem Bewußtsein persönlicher Verantwortlichkeit für die Zukunft des Menschengeschlechts mit sich führen würde. Und deßhalb sollte der Makel, welcher heute noch dem Spiritismus und seinen Anhängern anhaftet, nicht im Stande sein, ernste Wahrheitssucher in ihrem Wissensdrange von diesem dankbaren Gebiete fernzuhalten.

Berlin. Gustav Müller.

Bruno Piglheim.

Eine schöne Sitte, diese Ausstellungen der Nationalgalerie, in denen das Lebenswerk eines dahingegangenen Künstlers uns vorgeführt wird, in seiner stummen Sprache dem Todten den verdienten Nachruf zu halten.

Eine schöne Sitte. Aber es mußte doch Wunder nehmen, als man hörte, daß die Leitung der Galerie den jüngst verstorbenen Münchener Meister Piglheim dieser Ehrung für würdig gehalten hat. Nicht als ob er sie nicht verdient hätte. Im Gegentheil, sie ist bisher kaum einem Würdigeren zu Theil geworden. Sondern weil diese selbe Leitung sich um den Lebenden niemals gekümmert, niemals auch nur das kleinste Werk seiner Hand erworben hat.

Früher konnte man glauben, die Maßgebenden kennten Piglheim nicht, was allerdings schwer verzeihlich, oder sie schätzten ihn nicht, was allerdings schwer begreiflich gewesen wäre. Nun aber zeigt diese Ausstellung an sich, daß sie ihn kannten, nun zeigt der Katalog, daß sie ihn schätzten. Herr von Donnop, der seit vielen Jahren schon dem Direktor der Galerie assistirt, nennt ihn hier einen „echten, genialen Künstler", „eine der erfreulichsten Erscheinungen in der modernen deutschen Malerwelt". Nimmt man dazu, daß die Maßgebenden in unseren letzten Ausstellungen so wenig Geniales und Erfreuliches fanden, daß meist nur mittelmäßige Landschaften und Viehstücke erworben wurden, so wird die Versäumniß zu einer schlechterdings unverzeihlichen und unbegreiflichen Schuld. Durch diese Ausstellung und diesen Katalog nach dieser Versäumniß erheben die Schuldigen selbst die schwere Anklage gegen sich: „Wir haben gröblich unsere Pflicht versäumt."

Aber noch Andere haben ihre Pflicht versäumt, Andre, die man nicht fassen und nennen kann und die man deßhalb mit dem Sammelnamen „unsere Zeit" nennt. „Es scheint," ich zitire wieder den trefflichen Katalog, „es scheint, als ob unsere Zeit in der Verwerthung der glänzenden Begabung Piglheims allzu sehr gekargt hätte." Es scheint wirklich. Es scheint sogar, als ob keinem Künstler gegenüber diese Zeit sich krämerhafter und barbarischer gezeigt habe. Und das will etwas bedeuten.

Es ist ein Jammer. Und nur mit bitterem Groll kann man daran denken, was dieser Mann hätte werden können, und was seine Zeit aus ihm gemacht hat. —

Zwei Elemente sind in Piglheims Kunst von Anbeginn, die zu glücklicher Harmonie sich verbanden. Im Hause seines Vaters, eines beliebten Hamburger Dekorateurs, wurde der Sinn des Knaben auf das Schmuckhafte, auf die Farbenschöne hingelenkt. In seinen ersten Studienjahren erwarb der Jüngling in Dresden sich bildhauerische Schulung und damit die intime Kenntniß der Körper, den Sinn für die Form. Diese beiden Dinge blieben ihm bis zum Ende. Das ist auch der Grund, weßhalb ihm trotz all seiner Sympathieen für die Bestrebungen des jungen Geschlechts dessen Verirrungen nie gefährlich geworden sind. Die Farbenscheu des extremen Pleinairismus und die Formenscheu des extremen Impressionismus waren Dinge, die er für sich niemals mitmachen konnte, er war immer gegen solche Krankheiten.

Diese Eigenschaften und ihre selten vorkommende Verbindung sind die Vorbedingung jeder Malerei in großem Stile. Und Piglheim brachte für diese Malerei noch mehr mit: mit der „großen Pfote" verband er das „große Auge". Man sieht das freilich viel deutlicher an seinen Skizzen als an seinen Bildern und am deutlichsten von seinen Skizzen wieder beweisen es die Thierstudien. Hätte er große Bilder wie Rubens zu malen gehabt, er hätte für die Darstellung der Thiere keinen Snyders gebraucht. Er hat die Löwen und Tiger in einer Menagerie studirt, aber er hat sie nicht menageriehaft gegeben, wie Meyerheim, sondern wie er sie sich in der Freiheit dachte, wie das von Modernen auch Friese versucht hat. Die Thiere Piglheims sind gewaltig und überzeugend und überragen darin Alles, was zeitgenössische Spezialisten geleistet haben.

Trotz all dieser Eigenschaften, die ihn für die monumentale Malerei befähigt machten, wie es kaum ein zweiter war in dieser Zeit, ist Piglheim kein Maler in großem Stil geworden. Nicht er selbst trug die Schuld daran, denn sein Streben ging nach den höchsten Zielen. Die Zeit war es, diese böse Zeit, die ihn hemmte, denn hat sie schon kaum ein Bedürfniß nach Kunst überhaupt, so hat sie durchaus keins nach großer Kunst. Das Wenige, was für Kirchen vielleicht und Ruhmeshallen nothwendiger Weise gemacht werden muß, wird an bewährte Lieferanten von bemalter Leinwand vergeben. Zu diesen zu gehören, bedarf es weniger künstlerischer Eigenschaften als gewisser menschlichen. Gerade diese aber besaß Piglheim zum Unglück nicht. Oder zum Glück. Das Kriechen und Streben, das Sichbücken und Sichvordrängen war dem echten Künstler in den Tod ver-

haßt. Er konnte es nicht. Ein kunstsinniger Fürst, ein kunstsinniges Gemeinwesen hätte durch Ausnützung dieser Künstlerkraft ewigen Ruhm erwerben können. Sie haben ihn vergehen lassen in bitteren Kämpfen, sie haben ihn sterben lassen, während die handwerklichen Bilder auf den Altären unserer Kirchen, während die greulichen Trivialitäten auf den Wänden unserer öffentlichen Gebäude zum Himmel schreien.

Daß mit seinen höheren Zwecken der Mensch wächst, gilt für keinen mehr, als für den Künstler. Nehmt einem Pheidias seinen Perikles, nehmt einem Michele Angelo seinen Papst Julius, sie wären niemals zu solcher Größe emporgewachsen. Deßwegen muß man bei Künstlern denen keines Medicäers Güte gelächelt, wohl unterscheiden zwischen dem, was sie geleistet haben und dem, was sie hätten leisten können, zwischen ihrem Werk und ihrer Kraft. Und, so schön und wirkungsvoll Vieles, so groß selbst Einzelnes unter den Arbeiten Piglheims ist, er ist nie dazu gekommen, sein letztes Wort zu sagen. Er mußte meist die große Kraft an kleinliche Dinge setzen. Er hatte das Zeug, ein Genie zu werden, die Zeit hat aus ihm nur ein „vielseitiges Talent“ werden lassen.

Das „Moritur in Deo“, das große Kreuzigungsbild, das der Dreißigjährige im Jahre 1879 schuf, bildet den Wendepunkt in seinem Leben. Trotzdem mancherlei — die unruhigen Wolken, durch die das Kreuz ragt, überflüssiges Detail in der Gestalt Christi — die monumentale Haltung stört, gehört das Bild doch zu den mächtigsten und eindrucksvollsten Schilderungen aus der Passion, die je geschaffen worden sind. Erlöst von den Martern schaut der Erlöser verklärt ins Himmelslicht. Da küßt der Todesengel, hier ein freundlicher Bote des Himmels, der von hinten über das Kreuz sich neigt, sanft seine Stirne. Eine schöne Vision. Und der Künstler hat die Kraft besessen, sie zu gestalten.

Es war das erste Werk, das ganz sein Eigenthum war, in dem er als Persönlichkeit zu sprechen begann. Auch vorher schon war ihm manch schönes Werk gelungen. So gehört zu den Schöpfungen, die den reinsten Genuß gewähren, das „Centaurenpaar am Meeresstrand“. Centaur und Centauressa, eng umschlungen, dicht aneinander gedrängt, schauen auf das Meer, das dunkel unter dunklem Himmel sich ausdehnt, nur hier und da vom letzten Schein der sinkenden Sonne getroffen. Hier ist eine tiefe Stimmung schlicht und groß ausgesprochen. Aber trotzdem — es ist nicht seine Welt, die er hier schildert. Ueberall in den Bildern der ersten Zeit sehen wir ihn unter dem Einflusse Anderer. Es ist ein unsicheres Tappen. Er sucht bei Makart, bei Feuerbach, bei Böcklin. Es ist ein Beweis seiner erstaunlichen Fähigkeiten, daß trotz der Unselbstständigkeit und bei der großen Verschiedenheit Derer, die ihn beeinflußten, immer doch etwas Bemerkenswerthes herausgekommen ist. Da hängt ein großes dekoratives Bild „Familienglück“. Es ist kein großes Kunstwerk an sich, aber, in eine moderne Ausstellung gebracht, schlüge es die Kostümbilder unserer Modemaler und Akademiker noch allemal todt. Er fand sich schließlich selbst. Eben im „Moritur in Deo“.

Und nun zeigte es sich: die Zeit konnte das nicht brauchen. Niemand wollte das Bild, trotz des Aufsehens, das es machte. Fünfzehn

Jahre blieb es in seinem Atelier. Jetzt, kurz vor seinem Tode, kaufte es sein Gönner Krupp und machte es dem deutschen Kaiser zum Geschenk, der es der Nationalgalerie überwies. Jetzt, da der Künstler selbst längst darüber hinausgewachsen war.

„Mit leicht beweglichem Sinne entsagte Piglhein eine Zeit lang der religiösen Malerei und . . ." Ich zitire wieder den hier gar nicht trefflichen Katalog. Zum Märtyrer war der lebenslustige Meister allerdings nicht geboren. Und da die Zeit nicht zu ihm kam, kam er zu der Zeit. Er fing an zu malen, was die Leute wollten: liebliche Frauen beider Welten und anmuthige Kinder, als Porträts oder in allerlei mehr oder minder amüsanten und pikanten Situationen. Meist in der prickelnd leichten Pastelltechnik, die er vortrefflich beherrschte. Lieber Himmel, er konnte eben auch das. Aber daß er sich zu diesem plötzlichen Bruch mit seinen alten Zielen mit leichtem Sinn entschloß, das darf man billig bezweifeln. Um so mehr, da es ihn immer und immer wieder zu religiösen Motiven hin zog. Inzwischen „galt er der vornehmen Gesellschaft fortan als der berufenste Interpret anmuthiger Frauen- und Kinderköpfe". Anderen Leuten galt er als der berufenste Maler lieblich-frecher Hetären. Wozu er selbst sich berufen fühlte, wozu die Natur ihn berufen hat, darum kümmerte sich Niemand.

Nach sechsjähriger Pause befreite ihn ein Zufall aus diesem Frohndienst. Ein findiger Geschäftsmann bildete ein Konsortium für ein „Panorama der Kreuzigung Christi", und Piglheim erhielt den Auftrag, es zu malen. Es ist bekannt, in wie großartiger Weise er diese Aufgabe löste, wie er das einzige Kunstwerk schuf, das bisher in dieser modernen Form entstanden ist. Es ist auch bekannt, daß eine Feuersbrunst in Wien dies Werk zerstörte, das sonst Piglheims Name durch die ganze Welt getragen hätte. Eine flüchtige Skizze ist Alles, was davon übrig blieb.

Diesmal darf man vielleicht sagen: „mit leicht beweglichem Sinne" ließ Piglhein die Hetärenmalerei im Stich. Er kehrte zur religiösen Malerei zurück. Die feierliche „Grablegung" in der Pinakothek und der „Stern von Bethlehem" mit seinen entzückenden Engelsköpfchen gehören in diese Zeit. Von den übrigen Werken sei nur die „Blinde" erwähnt, ein Bild, das zu den größten künstlerischen Erfolgen der letzten Jahrzehnte gehört. Viele Skizzen erzählen davon, wie rastlos seine Phantasie arbeitete. Dabei widmete er in den letzten drei Jahren seines Lebens all seine Kraft der Sezession, deren Präsident er war, und die ihm unendlichen Dank schuldet. —

Sechsundvierzig Jahre alt ist Bruno Piglheim gestorben. Ein gutes Stück werden ihn die Werke überleben, die er geschaffen hat. Unter glücklicheren Verhältnissen wäre er vielleicht ein Unsterblicher geworden.

Fritz Stahl.

Zur Lage in Elsaß-Lothringen.

Die Verhandlungen im Reichstage über den von Sozialdemokraten und Elsässern eingebrachten Antrag, betreffend die Aufhebung des sogenannten Diktaturparagraphen haben vor Allem bewiesen, daß zwischen der Regierung und den einheimischen Abgeordneten noch keineswegs ein einträchtiges Vorgehen herrscht. Wer jenen langen Reden mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, kann sich noch kaum eine richtige Idee von der Lage in Elsaß Lothringen machen.

Von Seiten der Elsässer wurde die Bedeutung des „Diktaturparagraphen" einfach deßhalb übertrieben, weil derselbe gewissen Elementen mißliebig ist. Auch wir sind der Ansicht, daß er abgeschafft werden sollte, und wäre es auch nur, um jenen Forderungen zu entsprechen. Unbedingt nothwendig ist der „Diktaturparagraph" der Regierung keineswegs, er bietet ihr bloß eine leichtere Handhabe, um etwas Protestlerisches oder Sozialdemokratisches (sei es einen Agitator oder eine Zeitung) zu beseitigen, d. h. aus dem Lande zu schaffen oder zu unterdrücken. Eine solche Maßregel hat immer einen tyrannischen Charakter und sie verfehlt noch dazu manchmal ihren Zweck. Der frühere Statthalter hat das Organ der elsaß-lothringischen Sozialdemokraten unterdrückt; dafür erhalten die „Genossen" jetzt eine eigene Ausgabe eines badischen Blattes. Die Anwendung des Diktaturparagraphen macht immer viel böses Blut, und die Regierung könnte sich so leicht in anderer Weise helfen. Was die Agitationen von Frankreich her betrifft, so verspürt man davon im Reichslande Nichts. Was noch französisch im Lande gesinnt ist, das sind die Notabeln, und — die werden von der Regierung nicht behelligt.

Im Reichslande ist man den Verhandlungen im Reichstage mit sehr kühlem Interesse gefolgt. Die meisten Zeitungen beschränken sich auf eine Wiedergabe der Berichte. Darüber zu leitartikeln fällt nur einigen unbedeutenden Blättchen ein. Es sind übrigens nur die Sozialdemokraten und die Katholiken, die das Unterdrücken einer Zeitung befürchten. Agitatorisch thätige Protestler giebt es ja nicht mehr im Lande Dafür haben die Elsässer denn doch zu sehr Respekt vor der Pickelhaube.

Von einer Kirchhofsruhe in Elsaß-Lothringen kann man eigentlich nicht reden. Gewiß ist dort das politische Leben nicht so entwickelt, wie in andern deutschen Ländern, aber das ist doch sehr begreiflich. Nach dem Kriege ist ein großer Theil der Gebildeten nach Frankreich ausgewandert, eben weil sie in einem deutschen Lande kein Fortkommen mehr gefunden hätten. Das ist so wahr, daß die elsässischen und lothringischen Zeitungen Mühe haben, passende Kräfte für die Redaktion zu finden. In dem früheren Organ der Autonomisten, dem „Elsässer Journal" und „Journal d'Alsace" schreibt ein Rheinländer die Artikel vom elsässischen Standpunkt, und in der Straßburger „Bürgerzeitung", einem freisinnigen Blatte, das seit Jahren am lautesten die Abschaffung des Diktaturparagraphen fordert, sind es ebenfalls Altdeutsche, die den Elsässern das Wort reden.

In Elsaß-Lothringen weiß die große Masse des Volkes Nichts von einem Diktaturparagraphen. Man kümmert sich dort mehr um praktische Fragen, und wenn die Regierung dafür sorgt, daß dem Lande aus der Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche möglichst große wirthschaftliche Vortheile erwachsen, so wird sich das Volk nicht nach Frankreich zurücksehnen. Leider sind jedoch seit dem Kriege einzelne bedeutende Zweige, wie die Tabakkultur, die zur französischen Zeit sehr blühend war, schwer geschädigt worden und gehen immer trüberen Zeiten entgegen. Würde in Deutschland das Tabakmonopol eingeführt werden, so wären mit einem Schlage die elsässischen Tabakpflanzer zufriedengestellt. So verhält es sich auch mit manchen anderen Zweigen.

Die Regierung hat die Wiederverdeutschung Elsaß-Lothringens zu sehr als eine Verwaltungsfrage aufgefaßt. Der Schwerpunkt liegt aber auf anderem Gebiete. Was hilft es, wenn die Verwaltung im Lande gut eingerichtet ist und Alles in deutscher Sprache besorgt wird, was früher in französischer Sprache geschah, wenn das Volk nicht zufrieden ist, wenn die Landwirthschaft darniederliegt und die Industrie nur Klagen hören läßt? Gewiß hat das Reich für Elsaß-Lothringen in manchen Hinsichten gethan, was es nur thun konnte: es hat den Einwohnern reichliche Kriegsentschädigungen gewährt, und es hat nicht aufgehört, jedes Jahr Millionen über das Land auszuschütten für die Militärbauten, die dort errichtet wurden, und für die ungeheuren Garnisonen, die aus dem Reichslande ein großes Kriegslager machen, allein es konnte doch die Krisis nicht von demselben abwenden, die sich in ganz Deutschland fühlbar macht. Die Ungunst der wirthschaftlichen Zeitverhältnisse ist ein Faktor, der wesentlich die Versöhnung der „wiedergewonnenen Brüder" verzögert.

Die deutsche Regierung hat im Reichslande vielfach eine Politik der

Halbheit befolgt. Im Verkehr mit dem Volke gingen die Beamten schneidig vor, aber gegenüber den Notabeln glaubte man jede mögliche Rücksicht nehmen zu müssen. Es ist bekannt, daß der Feldmarschall von Manteuffel den Elsaß-Lothringern, wie er selbst sagte, die Cour machte, aber damit hatte er keinen Erfolg. Während dieser Zeit drängten sich die Notabeln am meisten an die Regierung heran; ihnen wurden alle möglichen Vortheile in den Schooß geschüttet, aber noch heute verhalten sich die verhätschelteften Notabeln allem Deutschthum gegenüber ablehnend. Man muß dabei allerdings von Denjenigen absehen, denen von der Regierung eine Sinekure im Ausland oder eine hervorragende Stelle im Lande verliehen wurde — es sei hier nur an den früheren Professor und jetzigen Generalkonsul Schneegans, sowie an den kürzlich zum Unterstaatssekretär ernannten Baron Zorn von Bulach erinnert — denen ist ja eben dadurch der Stempel einer guten deutschen Gesinnung aufgedrückt worden. Man braucht deßhalb auch nicht darnach zu fragen, welche Beweggründe diese Elsässer leiteten. Aber neben diesen giebts eine Menge Notabeln, die alle Vortheile, die ihnen gewährt werden, ausnützen, aber doch von deutscher Gesinnung Nichts wissen wollen. Ein solcher Notabler nimmt auch, wie man es z. B. vor nicht langer Zeit in Straßburg sah, den Rothen Adlerorden an, obschon ihm das Bändchen der „légion d'honneur“ unzweifelhaft lieber wäre. Dieses kann er nicht erhalten, dürfte es übrigens auch nicht annehmen, weil er zum großen Theil von den deutschen Behörden abhängt. Diese ertheilen ihm fortwährend Aufträge, aber er bricht dafür seine Verbindungen mit Frankreich nicht ab. Im Gegentheil, er reist jedes Jahr mehrmals nach Paris, wahrscheinlich um sich in seiner deutschen Gesinnung zu befestigen, und zieht auch sonst alles Französische dem Deutschen vor.

Man könnte genug Beispiele von der Undankbarkeit der Notabeln anführen. Es genügt aber, Folgendes zu erwähnen. Der Straßburger Notable, auf den sich Vorstehendes bezieht, ist Druckereibesitzer. Er bekommt Aufträge von Behörden, druckt aber auch für protestlerische Elsässer und Franzosen. In einer kleinen Schrift aus dieser Druckerei wird das Elsaß „cette chère et patriotique province qui nous a été ravie“ („diese theure, patriotische Provinz, die uns geraubt worden ist“) genannt. Obschon der Autor, Charles Gérard, wie es auf dem Titel heißt, „avocat à la cour impériale de Colmar“ ist, kann das doch nur von französischem Standpunkt gemeint sein. „Strassbourg, Typographie de G. Fischbach“ steht aber ganz ungenirt auf dem Titel. Dieser selbe Fischbach verkehrt, wie gesagt, viel mit Paris, und deßhalb hat er sich wohl gehütet, in dem französischen Theil seiner Zeitung die ihm verliehene Auszeichnung zu erwähnen.

Solche Vorkommnisse sind bezeichnend für die Notabelnwirthschaft im Elsaß. Das Volk ist nicht so blind, wie man manchmal glaubt, und während die unteren Beamten ihm gegenüber eine schroff-deutsche Haltung annehmen, muß es zusehen, wie die Notabeln, die mit einem Fuße im Elsaß, mit dem anderen in Frankreich stehen, begünstigt und verhätschelt werden.

Man mache der Notabelnwirthschaft ein Ende. Das wäre für die Entwickelung des Deutschthums von größerem Interesse, als die Abschaffung des Diktaturparagraphen. Auch die Beseitigung der veralteten französischen Gesetze wäre sehr dringend zu wünschen. Das wären heilsame Reformen, die den deutschfreundlichen Elsässern äußerst willkommen wären, und die manche Mißstimmung beseitigen würden.

Schon früher haben die Notabeln im Elsaß dieselbe heuchlerische Rolle gespielt, wie jetzt. In einer während der französischen Revolution erschienenen Flugschrift werden sie bezeichnet als „ces riches égoïstes et accapareurs que vous tolériez“, „ces caméléons de patriotisme“. Diese Ausdrücke könnte man noch jetzt auf sie anwenden, und Emil Kühn bezeichnet mit Recht in seinen „Briefen aus Elsaß-Lothringen“ das Notabelnthum als eine „deutsch- und volksfeindliche Gewalt von niedriger Denkart“. Leider besteht auch der reichsländische Landtag, der Landesausschuß von Elsaß-Lothringen, größtentheils aus Notabeln, und deßhalb sind von dieser Volksvertretung so wenig deutschfreundliche Regungen und Reformen zu erwarten. Um das Eindringen von offenen Protestlern in diese Körperschaft zu verhindern, hat die Regierung ihre Zuflucht zu einem so verzwickten Wahlsystem genommen, daß nur Bürgermeister, Notare und Gutsbesitzer in dieselbe gelangen können. Hier thäte eine Reform dringend Noth. Für die Reichstagswahlen gilt ja das allgemeine Stimmrecht; weßhalb sollte es nicht auch für die Landesausschußwahlen gelten können?

Man gebe den Elsaß-Lothringern so viele Rechte, wie nur möglich, jedenfalls alle, die die übrigen Reichsbürger besitzen, dann werden sie sich nicht mehr als Bürger zweiter oder dritter Klasse bezeichnen. Dieses könnte die Regierung recht gut thun, ohne daß sie auf solche Vollmachten verzichtete, deren sie zur Sicherheit der öffentlichen Ordnung und des Reiches bedarf. Staatsgefährliche Anschläge könnte die Regierung auch ohne Diktaturparagraph und ohne französische Gesetze niederschlagen. Die Elsaß-Lothringer verlangen die Abschaffung dieser letzteren. Da sie mit deutschen Gesetzen regiert zu werden wünschen, so fühlen sie sich doch offenbar als Deutsche, und deßhalb sollte dem peinlichen Zustande ein Ende gemacht werden, in welchem sich die „wiedergewonnenen Brüder“ befinden, die mit

französischen Gesetzen im Zaum gehalten werden, von denen die meisten in Frankreich längst abgeschafft sind.

Als Fürst Hohenlohe Schillingsfürst nach Berlin auf den Reichskanzlerposten berufen wurde, wurde in elsaß-lothringischen Blättern vielfach die Hoffnung ausgesprochen, er werde in seiner neuen einflußreichen Stellung dahin wirken, daß Elsaß-Lothringen von den Ausnahmegesetzen befreit werde. Man hat inzwischen schon eingesehen, daß das nicht der Fall ist. Das war eben eine Hoffnung, die man im Reichslande aussprach, weil man dem scheidenden Statthalter, der ja immer mit Milde aufgetreten war, noch ein Kompliment machen wollte. Der Reichskanzler hat nun aber bewiesen, daß er sich gegen solche Einwirkungen und Räthe sehr kühl verhält. Er war im Reichslande stets liebenswürdig und zuvorkommend, und wenn Herr von Koeller, der frühere Unterstaatssekretär, geneigt war, energisch vorzugehen, so hat der Statthalter häufig mildernd eingegriffen. Zu radikalen Maßregeln griff er nur äußerst selten. Sein Nachfolger, Fürst Hohenlohe-Langenburg, scheint seine Politik unverändert fortsetzen zu wollen. Als der neuernannte Statthalter kürzlich die diesjährige Session des Landesausschusses eröffnete, verzichtete er auf jede Programm-Erklärung. Er hat sein doch sehr verantwortungsreiches Amt ohne jedwede bestimmte Aeußerung über die Richtschnur, die er befolgen werde, angetreten. Uebrigens deuten alle Umstände darauf hin, daß — Alles beim Alten bleiben wird.

Gewiß hat das Deutschthum bisher in Elsaß-Lothringen bedeutende Fortschritte gemacht, und wenn auch die Franzosen und einige protestlerische Elsässer das nicht einsehen wollen, so bleibt es nichtsdestoweniger eine Thatsache, die jedem aufrichtigen Beobachter in die Augen springt. Von der alten Generation, die noch in französischen Anschauungen aufgewachsen war, sind schon so viele ins Grab gesunken, und die Schaaren der Alt-Elsässer und Alt-Lothringer lichten sich immer mehr. Die neue Generation aber ist deutsch, sie fühlt sich deutsch und schließt sich den deutschen Verhältnissen immer mehr an. Wer das nicht sieht, der ist blind.

Straßburg i. E. Alsaticus.

Saulus=Paulus und John Bright.

(Altes und neues Manchesterthum.)

Abraham hatte zwei Söhne, den einen von der Magd, den anderen von der Freien. Jener war zur Knechtschaft, dieser zur Herrschaft geboren, jener der natürliche, dieser der verheißene. Die Mutter des Knechts war Agar, Agar aber heißt Sinai. Es bedeutet das gegebene, das dem Volke Israel von Moses, Mases oder Na-Mases auferlegte Gesetz, das Gesetz der Seßhaftigkeit, des Ackerbaues, der Arbeit. Die Mutter des anderen Sohnes, des zur Herrschaft und Freiheit geborenen, hieß Sarah. Sarah aber ist die Wüste, an sich unfruchtbar, aber Tummelplatz des Karawanenwesens, des Nomadenthums, im Gegensatz zur Seßhaftigkeit, des Handels im Gegensatz zur Produktion.*)

Dies Alles erzählt uns der Galaterbrief, der dem Apostel Paulus zugeschrieben und auch von den Gelehrten (Bruno Bauer und Prof. Chr. Baur) für echt erklärt wird. Er ist jedenfalls vornehmlich im Geiste dieses Mannes gehalten, der dem rezipirten Christenthum das charakteristische Gepräge der Unbekümmertheit um das Gesetz gegeben hat.

Das Gesetz ist in den Augen Pauli die Gebundenheit, die Knechtschaft, welche gut ist für den von ihm so vielfach verachteten „natürlichen" Menschen. Darum bemüht er sich, das Christenthum, nachdem er von dessen Unbesieglichkeit sich überzeugt haben mochte, wenigstens von dem „Gesetz" zu emanzipiren. Und er befindet sich damit in schroffer Opposition zu den Aposteln und dem Heilande selber, der von sich sagte: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen."

Und Paulus verstand sich denn doch ein wenig besser aufs Agitiren, als die Fischer, Schuhmacher, Schneider und sonstigen „Menschenfänger", die der Galiläer, der von den Juden und Pharisäern verachtete Zimmermannssohn aus Nazareth, um sich gesammelt hatte. Er hatte alle Vortheile für sich. Er war Sohn einer reichen und regen Handelsstadt, Tarsus, einer Stadt also, die besondere Fühlung mit Rom hatte. Denn aus ihr ging der Erzieher des Kaisers Augustus hervor, der Athenodoros hieß. Sie genoß einer allerhöchst gewährten Abgabenfreiheit. Sie beherbergte eine griechische Philosophenschule, welche Paulus, ebenso wie auch die Rechtsschule in dem benachbarten, lieblich gelegenen Berytos, dem Jena, Bonn und Heidelberg jener Zeit, besucht haben dürfte, und nun war er Fabrikant in Jerusalem geworden, ein Spinner wollener Gewänder, vielleicht sogar von Damenmänteln, die von dort aus in alle Welt versandt wurden,

*) Galaterbrief IV. 22—31.

wie es heute von Berlin aus geschieht. Dazu war Paulus sein eigener Geschäftsreisender und konnte seinen Verkehr mit der Kundschaft im Archipel auch für die Zwecke der Propaganda fruktifiziren, während die armen Handwerker in Jerusalem saßen und spannen und im Konventikel des Heilandes gedachten, den Paulus selber nie gekannt hatte. Wenn diese die Gebundenheit an das ursprüngliche und obsolete Gesetz predigten, so verkündete Paulus die Entbundenheit, die „Emanzipation", der nach Handel und Gewinn lüsternen Menschheit. Ihm ist das Christenthum nicht die Wiederherstellung und Erfüllung des Gesetzes ackerbautreibender Galiläer, sondern die Befreiung vom Gesetz der Seßhaftigkeit, die Mobilisation. Kurz, er ist der „Manchestermann" im Gegensatz zu den Agrariern und Handwerkern. Moses, der dreitausend Söhne Israels in der Wüste mit dem Schwerte Levis richten ließ, bloß weil sie ums goldene Kalb getanzt hatten, lauter „Brüder, Freunde und Nächste" der Leviten, dieser Moses war ihm ein Greuel. Dieser Moses hatte ja die Spekulation verboten, insbesondere die Bodenspekulation. Wie sollte das Christenthum, so argumentirte er mit Recht, jemals hinausgelangen und alle Welt beschatten, wenn es an dieses engherzige Gesetz Sinais gebunden blieb, wenn es sich dem damals in Berytos gelehrten, ja im Wesentlichen dort von Syrern und Phöniziern, Griechen und Juden ausgebrüteten Rechte widersetzte, das wir noch heute als das römische verehren, nachbeten und ertragen? Wie sollte das Christenthum jemals die religio gentium werden, wenn es sich nicht in Einklang bringen ließ mit dem Rechtssystem, das im Anfange unserer Zeitrechnung die Welt zu umfassen begann, dem „jus gentium"? Wie die alten Rechtssysteme der seßhaften Völker, welche im Solonischen Geiste das Obligationenwesen auf ein Minimum eingeschränkt hatten, damit diese Völker „im Lande sicher wohnen" könnten, wie die alten Götter, Tempel, Idole, Orakel, heiligen Haine der Art Romas und ihren Barbaren-Legionen wichen, so mußte nun endlich auch das partikularistische Gesetz und Gefüge Judas dem modernen Geiste weichen, da Juda in Rom, wohin Philo mit prophetischem Finger wies, ein neues, größeres und schöneres Jerusalem und die immer wieder „verheißene" Weltherrschaft finden sollte.

Die Zeiten der Vergangenheit sind uns ein Buch mit sieben Siegeln. Wir müssen uns bescheiden. Liest man aber von diesem Gesichtspunkte aus die Briefe des Heidenapostels, so findet man vielleicht doch den Schlüssel zu dem von ihm erwähnten „Geheimniß", welches ihn von dem braven Judenapostel Petrus zwar trennt, ihn aber zugleich mit den Aeltesten und Schriftgelehrten, den Talmudisten der Judengemeinden in Jerusalem und Rom, ins Einvernehmen bringt. Auch ihnen steht ja der Talmud weit über dem Gesetz der Bibel; sie sinnen und trachten danach — wer will es ihnen im Ernste verdenken? — ihrem Volke einen möglichst großen Antheil an den guten Dingen dieser Erde, an der Weltherrschaft zu sichern, nur daß sie nicht mit dem Schwerte und dem Pfluge diesem Ziele nachstreben, sondern mit anderen, ihren eigenthümlichen Talenten angemessenen Mitteln. Trotz Moses und den Leviten tanzen sie also den Tanz um das goldene Kalb weiter und reißen die gesammte Welt mit in diesen Tanz

hinein. Sie erkannten in dem Fabrikanten Saulus, der sich ihnen jedenfalls mit besonderen Empfehlungen präsentirte, einen Mann, der ihnen diesen Tanzboden ebnen helfen konnte, einen Chochum, der die Träume deuten konnte, die sie so oft in ihren Synagogen geträumt hatten.

„Juda und Rom sei Eines nur,
Rom bahnt den Weg, und Juda folgt der Spur.“

Saulus war römischer Bürger und nannte sich als solcher Paulus, was ein guter lateinischer Name war. In Tarsus hatte er griechische Sitten angenommen und gewiß auch griechischen Geist. Daß seine frommen Eltern ihn zum Rabbi bestimmt, ihn von dem gelehrten und sehr einflußreichen Pharisäer Gamaliel in alle Tiefen des auferlegten und des „anderen“ Gesetzes hatten einweihen lassen, befähigte ihn vorzüglich zu seiner Mittlerrolle oder Mission. Er erkannte in den Lehren des Heilandes, die alle Aeußerlichkeiten des jüdischen Gottes- und Tempeldienstes verwarf, um den schönen, einfachen Sinn des Gesetzes wieder zu beleben, ein Element, welches mit seinem Streben und seinen Anschauungen sich leicht in Einklang bringen ließ. Sie sollen in der That die des Gamaliel selbst gewesen sein, der die Jünger denn auch vor einem blutigen Entschlusse des hohen Rathes bewahrte. Les extrêmes se touchent. Saulus sah ein Gesicht des Heilandes, des Nazareners, auf dem Wege nach Damaskus als Beauftragter des Synedriums; er sah eine leuchtende Sonne, die eher als der Sturmwind es vermag, den Wanderer zu veranlassen, die strenge Hülle des Gesetzes von sich zu thun. Seine haarspaltende Dialektik zeigte ihm die Gedankenbrücke über die starrende Kluft. Er schüttelte den Staub Palästinas von seinen Füßen und errichtete das Kreuz Christi auf dem Grabe des Gesetzes der gesammten seßhaften Menschheit.

Solche Erscheinungen haben sich in der Weltgeschichte wiederholt. Reformer aller Art sind auf nationalem Boden Terroristen gewesen, um dann der Welt die Freiheit zu predigen und die strenge Lehre den Erfordernissen einer kosmopolitischen Allgültigkeit gemäß in Verklärung zu setzen.

„Wenn der Geist soll auferstehn,
Muß die Form in Stücke gehn.“

Kommt dazu, daß die damalige Welt, also das römische Reich zu seiner Einigung, dem Evangelium von dem einigen und alleinigen Gotte entgegenharrte, ja, ihm bereits als dem unbekannten Gotte Altäre errichtet hatte. Und Juda ist bei einer solchen Propaganda nie zurückgeblieben. Im Gegentheil. Es hat meist sogar seinen eigenartigen, penetranten Geist in derartige Bewegungen hineingetragen. Denn Juda lebt von der Gunst und Toleranz der Völker, was es nie vergessen sollte, und es findet in deren Emanzipation von allerlei Erwerbs-, Verkehrs- und Ideenschranken redlichen Gewinn. Die nationale Idee ist stets die erste Mauer, welche den Trompetern von Jericho zum Opfer fällt, und mit ihr das nationale Recht, die nationale Religion. Roms Herrschafts- und Handelsinteressen gingen also mit denen Judas durchaus parallel. Wie leicht konnten beide friedlich neben einander gehen! Ja, wenn nur das Gesetz, jenes auf-

erlegte Gesetz vom Sinai, das Gesetz der Agar, des Agers oder Ackers nicht im Wege gewesen wäre.

Daß diese beiden Systeme neben einander bestehen können und müssen, wie Handel und Produktion neben einander bestehen können und müssen, fällt den Interessenten jeder dieser Sphären nicht immer sofort ein. Die „ausgleichende Gerechtigkeit" ist nicht ihre Sache. Sie laufen wie die Thiere, seien es Raub- oder Heerdenthiere, der Nahrung nach. Sie verlangen, daß ihre Auffassung und Anschauung für alle Sphären gleiche Gültigkeit haben solle. Und daher hat denn jede Reformation auch ihren „antinomistischen" Streit. So stritten Luther und Agricola, so streiten heute Henry George und Flürschheim, und so stritten damals Petrus und Paulus, jener für die Erfüllung des Gesetzes, dieser für die Erlösung vom „Gesetzesfluch".

Natürlich oder doch muthmaßlich führte den „Heidenapostel" — wer immer dies auch zuerst gewesen sei, denn wir müssen uns gewöhnen, in Paulus eine welthistorische Type zu erkennen — sein Weg nach Rom, um gegenüber dem „Gesetz der Sünde und des Todes" das „des Geistes" zu verkünden. Das war den Sklaven und zahllosen Proletariern jener Weltstadt ein so willkommener Sang, wie einst den Sansculotten von Paris das Flammenwort der Jakobiner. Hinter demselben verbarg sich die Lüsternheit der Bourgeois nach größerem Ansehen und Gewinn, aber auch die des Imperators, der die Macht des Adels brechen wollte. Denn daß das Gesetz nicht nur eine Fessel, sondern auch ein Schutz ist, wer will das hören und bedenken, zumal wenn es stumpf, zweckwidrig und reparaturbedürftig und wahrhaft bedrückend, zu eng für die wachsenden Verkehrsbedürfnisse der Welt und ihrer Obrigkeiten geworden ist? Zur Reform gehört mehr Einsicht, als man den Massen, mehr guter Wille, als man den Oligarchen und Latifundienbesitzern zutrauen darf, zur Revolution gehört nichts, als die leicht erregbare Lust an der zerstörenden Gewalt. Und wenn die Einsichtigen, oder Die, die es sein sollten, ihre Pflicht und Aufgabe vergessen, so wird die Gewalt ihren Weg nehmen. Sie wird einhergehen wie das heilsame Feuer, dem man den Heerd zerstört, als freie Tochter der Natur. So wird der Sarahsohn den Agarsohn vernichten. Und also geschah es. Das jus von Berytos vernichtete das fas Roms, das Christenthum Pauli vernichtete das Christenthum Christi, und die beiden Obsieger feierten ihre Vermählung im Imperium als einer Institution, während es Anfangs nichts hatte sein sollen als eine Abwehr der Verderbniß vom Gesetz. Das Gesetz erlosch, und an seiner Stelle begann nun das „Recht" seinen verheerenden Lauf über die Welt. War's gut, war's böse, war's unumgänglich? Wir wollen es nicht weiter untersuchen. Jedenfalls erlosch zugleich die Anschauung, die natürliche Unterscheidung der Dinge je nach ihrem Zweck. Ueber den Zwecksinn trug die abstrakte Logik den Sieg davon, auf religiösem Gebiete das Dogma, auf dem Boden der Kunst die byzantinische Eckigkeit über die klassische Formenschöne, auf wissenschaftlichem der Scholastizismus über die freie Forschung. O, das war ein Zerfall und ein Niedergang, wie ihn ärger die Welt nach der Sündfluth nicht mehr erlebt hatte.

So sagt denn auch Macaulay „Die Welt tauchte aus der Sündfluth auf, um im Jus zu ersaufen."

Nicht mehr die Sache und ihr Werth, sondern das Wort wurde angebetet, nicht mehr der Sinn der Hieroglyphe, sondern diese selbst, nicht mehr das welterhaltende Prinzip, sondern das öde, tyrannische fiat!

Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag, und also sind seitdem erst ein paar Gottestage verflossen. Die Genesung sucht der Germane im deutschen Wesen.

Der deutsche Sangesbruder wird es mir hoffentlich nicht übel nehmen, wenn ich darauf hinweise, daß die deutschen Stämme, welche gerufen und ungerufen in jene vermorschte romanische Welt einbrachen, sich gegen die Seuche, die derselben den Tod brachte, nicht immun gezeigt haben. Ach, leider nein. Wer sie aus Tacitus kennt und dies Bild mit dem vergleicht, das sie dann boten, als sie sich zu mehr oder weniger willigen Werkzeugen der Byzantiner machten, klopft beschämt an seine Brust. Die Geiserich und Theoderich wurden mit List und Lüsten zu Paaren getrieben. Und vergleicht man das Bild, welches namentlich der große Gothe bietet, mit dem eines großen Sachsen unsrer Tage, mit Bismarck, so wird man sich überrascht sehen durch die frappante Aehnlichkeit, ja, Uebereinstimmung aller Einzelheiten in den Kämpfen beider Männer gegen den Romanismus und ihrem endlichen Unterliegen. Für den einen Boëtius bietet Bismarck ihrer ein ganzes Dutzend, Kulturkampf dort wie hier, Protestler und Deklaranten in beiden Fällen, und die „Kreuzzeitung" findet ihren Widerpart in dem betrunkenen Mönch, von dem Gibbon erzählt, oder, wenn sie will, auch in Elsa von Brabant, die über ihre Skrupel über das Herkommen des Heilandes seine Lehren vergißt. Judenverfolgung dort wie hier.

Vor Allem: Deutschland rezipirte das römische Recht! Es wird überwältigt von der Sündfluth des Logos bis es gegen sich selbst in Waffen stand, nicht anders als wie die römischen Legionen gegen die römischen Sklaven. Es mobilisirte sich in einem solchen Maße, daß die Obligationen schon über die Dachsparren hinaus wachsen. Es spitzte sein schablonenhaftes Recht bis zu dem Satze zu: „Kauf bricht Miethe". Und nun erst, nachdem der Gipfel in der Theorie erreicht wurde, fängt die Fluth an, sich allmählich zu verlaufen, zu langsam freilich für uns, die wir das Uebel erkannt haben und auf Besserung hoffen.

Den Weg zur Wiederherstellung gesunder Verhältnisse hat uns dasjenige Volk gezeigt, welches sich zuerst entschlossen vom Romanismus befreite. Natürlich meine ich England. England hat überhaupt das römische Recht nie rezipirt. Es hat aber auch die römischen Rechtsfexe zu verschiedenen Malen zugleich mit den Zigeunern des Landes verwiesen. Es hat sogar die Dynastie, die sich hartnäckig mit dem Romanismus verwachsen zeigte, die Stuarts, nach manchen Kämpfen und Begütigungsversuchen, ihrer Wege gehen heißen. Und es ist doch auch ein Handelsvolk. Und es hat doch auch Verständniß für die Lehre Pauli. Seine Manchestermänner gleichen dem Wollfabrikanten aus Tarsus auf ein Haar, wenn auch die Nasen und die Nationalitäten grundverschieden sind. Meist sind es

Kottonspinner. Insbesondere die duftlose Georgine John Bright, der sein Leben lang nicht gelacht hat, zeigt eine solche Aehnlichkeit mit Paulus, daß ein moderner Plutarch sie sicherlich zusammenkoppeln würde. Auch für ihn ist Jesus Christus des Gesetzes Ende. Er ist zu „gerecht“, um des Rechtes zu bedürfen. Dem Gerechten aber müssen alle Dinge zum Vortheil gereichen, so sagt auch er.

John Bright ist Quäker, und auch die Anhänger Pauli, welche eine Zeit lang streng verfolgt wurden, hatten etwas Quäkerhaftes an sich. Sie wollen nicht, daß der Geist solle gebunden werden durch den Buchstaben, durch ein geschriebenes Gesetz, und hierin sind noch heute alle Engländer mit ihnen einig. Und sie sehen auf den natürlichen Menschen mit einer an das Groteske streifenden Ueberhebung hinab. Neben der Apotheose einer „heimlichen und verborgenen Weisheit, welche Gott verordnet hat zu unsrer Herrlichkeit“, die wir „Alles richten und von Niemand gerichtet werden“, finden wir in diesem System eine Heiligsprechung der Polizei, mit welcher sich ja auch Mephisto so trefflich abzufinden weiß. Wo die grundlegenden Institutionen fehlen, bleibt naturgemäß Nichts übrig, als der Polizeistaat. Paulus, dem das Gesetz ein solches der Sünde und des Todes ist, spricht von der Obrigkeit aller Orten als „von Gott verordnet“. Die Qualität derselben stellt er nicht in Frage. Und die Bright'sche Schaar mit den weißen Hemdenkragen und den breitkrämpigen Hüten ist so fromm und gut und erhaben, daß die Obrigkeit sie sogar von der Eidespflicht losspricht. Dafür will der Gerechte denn auch den Staat vom Militarismus erlösen. Denn er will, wie Bright einst den Krimkrieg, die Vaterlandsvertheidigung in die General-Entreprise geben, er will also kein Volksheer, sondern das Prätorianerthum, ein solches von „natürlichen“ Menschen, damit nur ja der Gerechte in seiner „Gottähnlichkeit“ nicht gestört werde.

Nun, John Bright konnte ruhig sein, wie der Nichtgeimpfte, wenn er nur inmitten einer Nation von Geimpften lebt. Der Paulinismus kann einer Nation auf der Basis germanischer Institutionen nicht viel schaden. Anders ist es bei uns auf dem Kontinent. Denn daß diese individualistische Gottähnlichkeit Nichts ist als die römische Rechtschaffenheit, die „Moral der Zahlungsfähigkeit“, läßt sich leider nicht verkennen, so wenig wie der Umstand, daß dem „Gerechten“ bei uns anfängt, bei dieser „Gottähnlichkeit“ bange zu werden. Auch ihm naht trotz aller seiner Vorzüge, seines Fleißes, seiner Gerechtigkeit das furchtbare Gespenst des schlimmsten aller Eide, des Manifestationseides.

Die Fluth steigt bis zum Gipfel, sie hat auch diese „Gerechten“ erreicht, das große Gethier wird von den allergrößten gefährdet und gefressen, und am letzten Ende wird der Welt, und auch den noch leidlich Gerechten, den laskerhaftesten Liberalen, den Ehrlichsten der Ehrlichen, Nichts übrig bleiben — als die Rückkehr zum Gesetz und zur terra firma, zu: „Deutschem Recht und Wesen“. Das könnte die Aufschrift sein auf die leere Tafel vom Reichstagsbau.

Berlin. Ottomar Beta.

In ärztlicher Behandlung.

Der Rechtsanwalt Sportelwald ist der bekannteste und gesuchteste Jurist in Dingsda. Das ist nicht bloß sehr ehrenvoll, sondern auch sehr einträglich für ihn; denn er verdient Geld, soviel er will. Da er etwas auf gutes Leben hält und demgemäß nicht schlecht und nicht wenig ißt und genügend dazu trinkt, so erfreute er sich bald neben seines Rufes auch eines vollen rundes Gesichtes mit entsprechend rother Nase, wie sie die Dichter schildern, wenn sie um Bilder des stillen zufriedenen Glückes verlegen sind. Auch sein Bäuchlein ist rund und voll, so daß in Dingsda, so oft die Rede von einem glücklichen Manne ist, der Geld in Fülle verdient und von Gesundheit strotzt, Herr Sportelwald als Beispiel angeführt wird.

Aber eines Tages, gerade als er eine Kostenrechnung nachsieht, die ihm sein Schreiber vorlegt, wird Sportelwald sehr unwohl, so unwohl, daß er auf ein Haar die Hälfte der Gebühren als zu hoch gestrichen hätte. Vor Gericht hat er denn alle Mühe, da er einen berüchtigten Halsabschneider vertheidigen soll, an sich zu halten und nicht zu sagen: „Mein Klient ist bekanntlich einer der niederträchtigsten Hallunken im ganzen Kreis Dingsda, was doch gewiß viel sagen will." Er bemeistert sich noch einmal und hält eine glänzende Vertheidigungsrede. Dann aber muß er hinaus, um frische Luft zu schnappen. Denn er fühlt außer den erwähnten Symptomen von schwerem Uebelsein noch Beklemmung, Schwindel, Herzklopfen, Ohrensausen neben anderen ungewohnten Empfindungen.

Da erinnert er sich denn, daß er ja die ersten Aerzte von Dingsda von der Universität her gut kennt, und daß es ihm mit ihrer Hilfe schon gelingen wird, des Uebelseins Herr zu werden und so eine größere Krankheit im Keime zu ersticken. Es sind dieses die Doktoren der Medizin Adler, Börner und Kraus.

Sportelwald begiebt sich also, ohne sich länger zu besinnen, zu Dr. Adler und theilt ihm die beunruhigenden Symptome mit. Die Anwandlungen bei der Gebührenrechnung und vor Gericht verschweigt er aber, als eines Rechtsanwaltes zu unwürdige Schwächen. Dr. Adler hört ihn mit der überlegenen Miene des Arztes an, der eigentlich gar nicht mehr zu wissen braucht, wo es dem Leidenden fehlt, der bei ihm Hilfe sucht, da seine große Praxis ihm darüber hinweghilft und er eigentlich nur hinzusehen braucht, um die Person festzustellen und die Krankheit sofort zu kennen. Er läßt sich Sportelwalds Zunge zeigen und fühlt ihm den Puls, um dann ein Rezept zu schreiben.

„Was ists also?" fragt Sportelwald.

„Ein noch gelinder Anfall von Platzangst, Agoraphobie," antwortet Dr. Adler.

„Platzangst!" schreit der Rechtsanwalt, „hätt' ich Angst, daß ich platzen könnte!"

„Beruhige Dich," sagt der Dr. Adler, „ich habe Dir ja zum besseren Verständniß gleich den griechischen Namen mitgesagt. Darin liegt Nichts vom Platzen, sondern nur vom Platze. Die Krankheit ist trotz ihres alten Namens neu und von mir, wenn auch nicht gerade erfunden, das heißt — entdeckt, so doch zum ersten Mal genau beschrieben. Der davon Befallene sieht sich entweder auf einem großen leeren Platze oder, wenn er über einen Platz geht, tauchen unheimliche Gestalten auf, die ihn umringen. Das liegt theilweise in dem zerrütteten Verdauungssystem." —

„Aber ich verdaue ganz ausgezeichnet; ich habe noch nie Verdauungsbeschwerden gehabt!" ruft Sportelwald.

„Einbildung! Pure Einbildung, alter Junge! Das bildest Du Dir ein, gerade wie Du Dir einbildest, den leeren Platz oder die unheimlichen Gestalten auf demselben zu sehen. Wahrscheinlich ist Dein Magen verdorben, wenn Du auch noch so viel issest oder trinkst. Dazu kommt nun noch die Zerrüttung des Athmungssystems und in deren Folge eine Erschlaffung aller Gefäße, des lymphatischen Drüsensystems, der Arterienwände, der Sekretionsorgane." —

„Um Gotteswillen halt ein!" fiel Sportelwald dem alten Kollegen ins Wort, da er unwillkürlich dachte, daß die Aufzählung all der Uebel bei der Kostenrechnung sehr ins Gewicht fallen könne.

„Trotzdem," fuhr Dr. Adler fort, „ist die Sache nicht so schlimm, da Du noch rechtzeitig zu mir gekommen bist und das Ganze sich von dem eigentlichen Angriffspunkte, dem Magen, aus kuriren läßt. Du mußt also Diät halten, möglichst wenig und vor allen Dingen nichts Erhitzendes essen. Dünne Wassersuppe mit Reis, Hafermehlbrei, Gerstenschleim, dann Erfrischendes wie Salat, aber ohne Oel und mit möglichst wenig Essig, mußt Du vorzugsweise genießen. Von Bier- oder Weintrinken ist natürlich gar keine Rede. Wenn Du Dich danach hältst und das hier gewissenhaft einnimmst, so garantire ich Dir, daß in spätestens vier Wochen jede Spur der Krankheit fort ist."

Der Rechtsanwalt verabschiedete sich von seinem Studiengenossen und ging. Die Schilderung der Platzangst hatte bei seinem ohnehin in größerer Wallung befindlichen Blut großen Eindruck auf ihn gemacht. Er glaubte sich jetzt mit einem Male seine seltsamen Gefühle vom Vormittag erklären zu können. Und als er über den Platz am Gericht ging, sah er plötzlich die unheimlichsten Gestalten, von denen der Arzt gesprochen hatte. Aus dem großen Thore des Gerichtsgebäudes kamen sie wie ein Bergstrom hervorgequollen, alle Diejenigen, deren Prozesse er durch unnütze Vertagungen verschleppt und denen er dadurch Kosten verursacht, untermischt mit Denen, deren Kostenrechnungen er in jeder Weise bis aufs Aeußerste gespannt und geschraubt hatte. Um diesem Schwarm auszuweichen, ging Sportelwald rechts. Aber da schien es ihm, als ob sämmtliche Fälscher,

Betrüger, Halsabschneider u. s. w., die er schon mit größtem Erfolg vertheidigt hatte, auf ihn zukämen und ihn freudig begrüßten, die Lebensmittelfälscher boten ihm sogar von der Butter, dem Käse an, die er vor Gericht für vorzüglich erklärt hatte, ja, einer derselben, der Wurst aus dem Fleisch von gefallenem Vieh gewerbsmäßig herstellte, den aber Sportelwalds Beredtsamkeit vor dem wohlverdienten Gefängnisse bewahrt hatte, wollte — so schien es dem Rechtsanwalt — diesem einige Pfund von der „vorzüglichen" Waare zum Geschenk machen. Sportelwald wich auch diesem Schwarm aus und eilte nach Hause, wo er schweißtriefend ankam und sich rasch ins Bett legte.

Als er am Abend Nichts genossen und anderen Tages nach Dr. Adlers Vorschrift gelebt und eingenommen hatte, da beruhigte sich sein Blut nicht unbedeutend, und er fing an, über seine Phantasien vom Tage zuvor zu lachen. Er sah darin nun einen Erfolg der vorgeschriebenen Kur seines Freundes Adler und nahm sich vor, ganz nach dessen Vorschrift zu leben und so die unerwartete Heilung in vier Wochen zu finden. Aber bald kehrten die alten Symptome wieder: Angst, Beklemmung, Schwindel, ganz wie früher. Anstatt des Platzes, den er wieder überschreiten konnte, ohne die unheimlichen Gestalten zu sehen, sah er jetzt seine Schreibstube immer im Geiste und in Wirklichkeit. Sie kam ihm groß vor wie ein weiter Platz, aber auch ebenso leer. Dr. Adler tröstete ihn und sagte, daß dieses nur aus dem zwar ziemlich leeren, aber in völliger Heilung begriffenen Magen käme.

Auch sonst war die Kur nicht von vortheilhafter Wirkung auf Sportelwalds äußere Erscheinung. Er magerte sichtlich ab und verlor seine gesunde Röthe. So waren vier Wochen verstrichen, ohne daß sich, diese Abmagerung abgerechnet, irgend etwas Wesentliches in des Anwalts Befinden geändert oder gebessert hätte. Als ers nun vor Magenleere und den daraus entstandenen Visionen nicht mehr aushalten konnte, Dr. Adler aber bei seiner Kur beharrte, da ging Sportelwald eines schönen Tages zu Dr. Börner und klagte diesem sein Leid, wobei er die Ansichten, sowie die Behandlungsweise Adlers erzählte. Dr. Börner hörte ihn ruhig an und sagte dann: „Des Kollegen Adler Ansichten sind ja streng wissenschaftlich; aber er hat dabei eine Hauptsache vergessen. Wenn er Dir auch mit vollem Recht das Trinken von Wein, Bier u. s. w. untersagte, so durfte er doch den Organismus nicht durch Entziehung des Essens schwächen. Außerdem leidest Du gar nicht an der Platzangst; das ist dummes Zeug Dein Uebel besteht in der natürlichen Abspannung der Nerven in Folge von Ueberanstrengung im Beruf. Da heißt es nicht schwächen, sondern stärken. Ich kenne das Uebel aus eigener Erfahrung und habe schon längst ein stärkendes Elixir dagegen ausgedacht, das wahrhaft Wunder wirkt. Ich fange heute Abend selbst mit der Kur an, und Du kannst sie gleichzeitig anfangen. Da nimm diese Flasche mit und nimm jeden Abend drei Eßlöffel voll vor dem Schlafengehen in einem Glas Wasser. In drei Wochen, garantire ich Dir, ist die Geschichte wie weggeblasen. Geistige Getränke darfst Du natürlich nicht genießen; aber essen kannst Du, was Du willst."

Sportelwald dankte dem Freunde, dessen Kur ihm sehr einleuchtete, nahm die Flasche und ging. Nachdem er sich durch gutes Essen wieder etwas gestärkt hatte, nahm er die Medizin in der vorgeschriebenen Weise Aber das war kein leichtes Stück. Der Geschmack des Elixirs war fürchterlich; doch der Rechtsanwalt hielt Stand, im Vertrauen auf die Zusicherung, daß sich das Uebel binnen drei Wochen legen werde. Aber die drei Wochen verstrichen ohne Abnahme des eigentlichen Uebels; im Gegentheil gesellte sich dazu jetzt eine starke Uebligkeit mit Brechreiz, die jedes Mal nach dem Einnehmen der Medizin eintrat. Sportelwald ging also zum Dr. Börner und berichtete ihm über den Erfolg der Kur. Der Doktor zuckte die Achseln und antwortete:

„Es ist manches Mal mit den Krankheiten eine verfluchte Geschichte; sie sitzen fester, als man glaubt. Du willst wohl noch eine Flasche von dem Elixir, um die Kur fortzusetzen?"

„Nicht um Alles in der Welt! Gieb mir etwas Anderes — was Du willst! Das Zeug bringt ja ein Vieh um, wie viel mehr einen Menschen!"

„Na, na, nur nicht so schlimm machen die Sachen!" beschwichtigte der Doktor.

„Hast Du denn selbst das Teufelszeug während der ganzen Zeit eingenommen?" fragte Sportelwald.

„Ich? Eigentlich nur am ersten Abend, nachher habe ichs unterlassen und Grogk statt dessen getrunken."

„Grogk!" schrie der Rechtsanwalt. „Hättest Du mir das gesagt, da hätte ich auch lieber Grogk getrunken während der drei Wochen und wäre jetzt wahrscheinlich gerade so weit."

„Du mußt immer den Unterschied machen zwischen dem Arzt und dem Kranken. Was sich für den Einen schickt, paßt nicht für den Anderen. Du als Advokat thust auch nicht Alles, was Du Anderen räthst, und glaubst auch nicht Alles, was Du behauptest."

Mit dieser weisen Lehre war eigentlich die Konsultation und die Kur zu Ende. Sportelwald ging und trank jetzt einige Tage lang Grogk ohne ärztliche Anweisung, um sich zu entschädigen. Das brachte ihn Anfangs in die angenehmste Stimmung. Dann aber stellte sich das alte Uebel mit doppelter Kraft wieder ein. Da Sportelwald nun erkannt hatte, daß weder Adler noch Börner ihm helfen konnten, so suchte er jetzt den Dr. Kraus auf, den dritten seiner alten Studiengenossen. Als er diesem zunächst die Krankheitsgeschichte und dann die Behandlung der beiden Kollegen mitteilte, schüttelte Kraus unaufhörlich den Kopf mit dem langwallenden Haar, das ihm ein so vertrauenerweckendes Aussehen verlieh.

„Unglaublich! unglaublich!" stieß er dabei hervor. „Wie sich sonst verdienstvolle Kollegen nur so irren können! Du hast weder die Agoraphobie, noch ein Nervenleiden, und hast auch nichts von den beiden jemals gehabt! Du hast bloß den Bandwurm und weiter nichts!"

„Bandwurm!" schrie Sportelwald entsetzt, der unwillkürlich dabei an

die Bandwürmer dachte, zu welchen er seine Prozesse ausreckte. „Und das nennst Du weiter nichts!?"

„Vor der heutigen Heilkunde ist der Bandwurm gar nichts mehr," erwiderte Dr. Kraus überlegen, „wir haben Mittel in Menge dagegen. Ich will Dir das neueste verschreiben, und wenn Du in vier Wochen noch etwas vom Bandwurm spürst, kannst Du mich als Quacksalber oder Naturheilarzt ausschreien. Es schmeckt zwar auch nicht gut, das Mittel, aber es wirkt unfehlbar. Natürlich mußt Du Diät dabei halten!"

„Also wieder Diät," dachte der Rechtsanwalt, der bald kein Fleisch und kein Fett mehr zuzusetzen hatte, da von seinen früheren runden Linien so ziemlich Alles verschwunden war. Aber was thut man nicht, wenn es sich um das höchste Gut, die Gesundheit, handelt! Er entschloß sich also muthig zu neuen Entsagungen und neuen Foltern; denn darin hatte der Dr. Kraus vollkommen Recht: das neue Mittel gegen den Bandwurm schmeckte nichts weniger als gut, und wenn es auch ein Mensch, Dank seiner Vernunft, die ihm sagte, daß es gut sei als Heilmittel, einige Wochen einnehmen konnte, ein richtiger Bandwurm, der lediglich den Eindrücken seiner Geschmacksnerven folgte, konnte es dabei keine acht Tage aushalten. Das tröstete unseren Freund Sportelwald und er würgte frisch drauf los, während er auf der anderen Seite Diät, für ihn halbe Hungerkur, hielt.

Aber die vier Wochen vergingen und die Symptome des Uebels nahmen eher zu, als ab. Von dem den Platz räumenden Bandwurm aber zeigte sich keine Spur; er mußte also entweder sehr zäher Natur bei empfindungslosen Geschmacksnerven sein oder ....

Doch lassen wir dem Dr. Kraus das Wort darüber, der nach Ablauf der gestellten Frist wieder seinen alten Studiengenossen Sportelwald bei sich sah. Als er den getreuen Bericht über den Verlauf der Bandwurmkur und des ausgebliebenen Ergebnisses vernommen, brach er in den zufriedenen Ruf aus:

„Ei, so freue Dich doch! Dann hast Du ja gar keinen Bandwurm!"

Sportelwald freute sich allerdings, obschon es ihn noch mehr gefreut haben würde, wenn er das schon vor vier Wochen durch den Doktor erfahren hätte.

Was hatte er aber, oder was fehlte ihm nun eigentlich? Platzangst war es nicht, an den Nerven litt er nicht und den Bandwurm hatte er auch nicht!

Es bleibt ihm jetzt noch der Pfarrer Kneipp, der das Räthsel vielleicht löst.

Mainz. R. Röttger.

Eine Marschenfahrt.

„Na, die Marsch, wenn ich nur den Namen höre: die Marsch, da habe ich schon genug! Ein paar Wiesen, feucht und sumpfig, ein paar verkrüppelte Bäume, das ist Alles!" so sprach wörtlich ein dem Süden Deutschlands entstammender Künstler mit unsagbar komisch wirkender Entrüstung, als seine Mithülfe für die von mir im Jahre 1891 angeregte Festvorstellung im Stadttheater zu Bremen für die siebzigste Geburtstagsfeier des Marschendichters Herrmann Allmers in Anspruch genommen werden sollte. Nun, die Festvorstellung hat mit wahrhaft glänzendem Erfolge stattgefunden, der grimmige Marschenverächter ist auch insofern bekehrt worden, als er bereits nach dem ersten Lesen der Allmers'schen Gedichte begeisterungsvoll ausrief: „Der Mann hat Gedanken!" Aber in die verrufenen Marschen ist er doch nicht gekommen, und mit vornehmer Ignorirung dieser Lande hat er wieder eine Stellung im Süden angenommen. Und so wie er, verfahren ungezählte Tausende in unserem lieben Vaterlande. Man unternimmt Reisen nach den deutschen Mittelgebirgen, nach dem Rhein, nach der Schweiz, man bewundert die bayerischen und österreichischen Alpen, an die norddeutschen Marschen denkt keiner der Touristen. Und selbst die, welche die jetzt „Mode" gewordenen Nordseebäder aufsuchen, ahnen gar nicht, welch' landschaftliche Bilder voll mächtiger Ursprünglichkeit und unendlicher Eigenart, welch' berühmte historische Stätten, welch' wunderbare künstlerische Schätze sie bei ihrem Aufenthalte in Norderney, Helgoland, Borkum, Juist oder Langeoog in den Marschen in der Nähe haben, Landstriche, die sie vom Inselstrande aus oder während der Fahrt nach der Nordsee fast mit den Händen greifen können. Aber doch ist auch andererseits ein großer Umschwung bezüglich der Kenntniß über die Marschen eingetreten. Wie die Schönheiten der Poesie, müssen auch die Schönheiten der Natur erst von Einigen „entdeckt" und der großen Oeffentlichkeit mitgetheilt werden, die dann daran glaubt. Ein treffliches Wort sagt in dieser Beziehung Max Müller in seinem Vorwort zu den Gedichten seines Vaters Wilhelm Müller, es heißt: „Es ist bekannt, wie viele der wunderschönsten Punkte in Schottland und Wales und Cornwall vor nicht gar vielen Jahren noch als Wüsten und Einöden verschrieen waren. Aber Dichter wie Walter Scott und Wordsworth entdeckten die Schönheiten ihrer Heimath. Wo Andere nur über kahle und unbequeme Hügel geklagt hatten, erblickten sie die Schlachtfelder und Grabhügel urzeitlicher Titanenkämpfe der Natur. Wo Andere Nichts sahen, als öde Steppen voll Haidekraut und Ginster, da erschien ihnen das Land wie mit Teppichen gedeckt, elastischer und farbenreicher als die herrlichsten Gewebe der Türkei. Wo Andere sich über graue, kalte Nebel geärgert, da staunten sie die silbernen Schleier der Braut des

Morgens an und die goldene Verklärung des Abendroths. Jetzt bewundert jeder Cockney den geringsten See von Westmoreland und den ödesten Moor von Highlands. Warum? Weil wenig Augen so blöde sind, daß sie das Schöne nicht sehen können, wenn es ihnen gezeigt worden, und wenn sie wissen, daß sie sich ihrer Bewunderung nicht zu schämen brauchen."

Nun, der Entdecker der Schönheiten der Marsch, ihrer Poesie, ihrer Großartigkeit, ihres romantischen Schimmers, ihrer wunderbar eigenartigen Stimmung ist neben Klaus Groth Herrman Allmers, der Marschendichter. Durch sein berühmtes Marschenbuch, durch seine Marschenlieder, durch seine Vorträge, durch die einzig dastehende künstlerische Ausschmückung seines Marschenheims führte er in Wahrheit eine neue Entdeckung der gesegneten, herrlichen Marschen in Deutschland, und weit über dessen Grenzen hinaus, herbei und erschloß Vielen eine neue Welt. Was Walter Scott und Wordsworth für verachtete Gegenden Großbritanniens gethan, das hat Allmers für die geschmähten Marschen der Elbe, Weser und Nordsee vollbracht. Wie Touristen, die ich in die Marschen geschickt, damit sie dort gleichsam an der Hand von Allmers eine neue Welt erschauten, mit größter Begeisterung, „leuchtenden Auges, mit verklärtem Gesicht" heimkehrten, davon habe ich die erfreulichsten Proben.

Als bei Gelegenheit der vor einigen Jahren in Bremen stattgefundenen Allgemeinen deutschen landwirthschaftlichen Ausstellung eine Marschenfahrt ausgeführt wurde, habe ich einen hervorragenden Landwirth aus dem Süden fast mit Gewalt genöthigt, an der Reise Theil zu nehmen, da seine Freunde von der Tour Nichts wissen wollten. Mit Mißmuth und Mißtrauen gegen die Marschen nahm er in Bremen von mir Abschied, mit jubelnder Begeisterung umarmte er mich bei der Rückkehr von der Marschenfahrt, die ihm das Bedeutungsvollste während des ganzen Festes, sowie auf seiner Reise nach dem Norden überhaupt geworden war. Das war ein Landwirth, mag man wohl sagen, für solche mögen die Marschen so interessant erscheinen. Nun, auf meiner letzten Marschenfahrt war ich Zeuge, wie ein Künstler, ein bedeutender Maler, der die alte und neue Welt kennt, über die ihm bis dahin völlig unbekannten Marschen in wahres Entzücken gerieth, da sie ihm so ganz neue künstlerische Anregungen boten. —

An einem Sonntagmorgen fuhren wir „zu Dritt" mit einem Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyd vom Bremer Freihafen aus die Weser hinunter, von jenem großartigen Werke aus, an dem so recht zur Erscheinung kommt, welch' mächtige Veränderung mit der alten Hansestadt in den letzten zehn Jahren vor sich gegangen ist, und wie sie sich aufgerafft hat, um aus einem zur Provinzialstadt herabsinkenden Orte wieder ein mächtiger, den Anforderungen der Neuzeit genügender Hafenplatz zu werden. Die von Bremen aus nächste Marsch, das Stedingerland, das mit dem Dampfboot in einer Stunde zu erreichen ist, lassen wir diesmal links liegen, meine Reisebegleiter müssen sich damit begnügen, daß ich sie, wenn wir in einiger Entfernung hinter dem Weserdeiche die das Denkmal von Altenesch umhüllenden Bäume erblicken, kurz, mündlich auf die großartige Vergangenheit dieser Marsch hinweise, auf die ruhmreichen Freiheitskriege der Stedinger,

die, wenn von Heldenwagnissen und Heldenkampf der Marschbewohner die Rede ist, zuerst genannt werden müssen. Ihr glänzender Sieg bei Hinnnelskamp, ihr ruhmvolles Unterliegen bei Altenesch, das sind Großthaten, werth, von Dichtern gepriesen zu werden, die denn auch in neuerer Zeit das Heldenvolk in ergreifenden Gesängen verherrlicht haben. Ueber den großartigen Freiheitskampf der Stedinger giebt es nicht weniger als drei epische Dichtungen (von Herrmann Allmers, Arnold Schönbach, Herrmann von Treitschke) und vier Dramen (von Gottfried Kinkel — nur Manuskript geblieben! — von Herrmann Vogel, Karl Piderit und Georg Museler). Wo ist ein Landstrich in Deutschland, der etwas Aehnliches von sich rühmen dürfte? —

Nach zweistündiger Dampferfahrt erreichen wir den freundlichen Hafenort Brake am linken Weserufer. Hier steigen wir aus, hier soll diesmal unsere Marschenfahrt beginnen, hier breitet sich westlich und nördlich das Stadland aus, an das sich weiter dem Meere zu Budjadingen anschließt. Hier treten wir ein in die rechte Marschstimmung; eine einzige, weite, grüne, fruchtbare und fast baumlose Ebene dehnt sich vor uns aus. Was Allmers in seinem Gedicht: „Einladung in die Marsch" sagt, hier ist es vor uns:

„Kommt, Freunde! flieht der Stadt Gewühl,
Kommt in mein stilles Marschenland,
Hier weht die Luft so frisch und kühl
An meines Stromes grünem Strand.
Zwar schaut ihr nicht Gebirg und Wald,
Nicht Felsgethürm und Wasserfall,
Doch freundlich ist der Aufenthalt
Auf unsr'es Deiches altem Wall.
Von oben schaut ihr dort die Fluth
Und dort ins weite Land hinein,
Und schön ists, wenn die Eb'ne ruht
In gold'nem Sommersonnenschein
Und sich das üpp'ge Weideland
Voll bunter Rinderheerden dehnt,
Mit seines Moores dunklem Rand
An haidebrauner Höh' gelehnt.
Wenn feierlich vom Kirchlein her
Des Sonntags Glockenlauten klingt
Und hoch aus blauem Aethermeer
Des Frühlings Lerchenjubel dringt."

Wohl ist die Marsch vielleicht am schönsten zur Frühlingszeit mit ihrem „Lerchenjubel hoch im Blauen, mit Lämmertanz im Grün der Auen", oder wenn der Raps blüht und weiche Westwinde über „Saatengewog und Heerdengewimmel" wehen, aber auch ein Herbsttag in der Marsch, wie wir ihn erlebten, bietet wunderbare Bilder dar, Lichtwirkungen, wie sie wunderbarer kaum eine andere Jahreszeit hervorzurufen vermag, Fernsichten, die die Brust des Wanderers ausdehnen, dazu eine unnennbare ruhige Stim-

mung, die über der großen, weiten Landschaft liegt, gleichsam eine satte Zufriedenheit, eine stille Behaglichkeit, die da athmet „Fleiß und Ordnung segenschwer und Glück und Reichthum rings umher". Und nun in diesem Herbste, welch ein Obstsegen in dem Marschenlande, das wir durchwandern! Nur im Rhonethale bei Bex habe ich vor Jahren etwas Aehnliches geschaut! Dichtgedrängt stehen vor den stattlichen Gehöften im Schutze der Häuser die mit Früchten reichbehangenen Apfelbäume, der Ernte entgegenharrend. Und welch' ein Blumenflor schmückt jetzt noch im Herbste die wohlgepflegten Gärten! Es ist, als ob der Marschbewohner die seinen Wiesen fehlende Blüthenpracht an seinem Hause doppelt ersetzen wolle. Sonntagsglockengeläut tönt uns entgegen. Es kommt von der Kirche von Golzwarden her, die wir nach halbstündigem Marsche von Brake aus erreichen. Die Gotteshäuser haben in der Geschichte der Friesen eine ganz andere Rolle gespielt als in den übrigen Gegenden Deutschlands. Bei Wasser- und Kriegsnöthen flüchteten sich die Bewohner in die Kirchen, die gewöhnlich auf höheren Stellen, den sogenannten Wurten liegen. Namentlich die Kirche von Golzwarden hat manche heiße Belagerung erlitten und eine sturmbewegte Vergangenheit hinter sich, sodaß Allmers von ihr, nachdem er ihre Geschichte im Marschenbuche erzählt, sagt: „Wo in ganz Deutschland mag ein Gotteshaus sein, das solche Stürme erlebte?" Vor wenigen Wochen hatte ich eine der berühmtesten Dorfkirchen Süddeutschlands Stunden lang betrachtet und studirt: den Prachtbau des Sohnes des Straßburger Meisters Erwin, die alte Stiftskirche zu Niederhasbach bei Burg Niedeck im Elsaß; ich hatte oft bewundernd vor oder in dem herrlichen Bauwerke gestanden, aber nie war ich ergriffen wie in der schmucklosen Kirche zu Golzwarden. Dort im Süden fesseln die fein durchgeführte Architektur, die weite Halle, das figurenreiche Hauptportal, die alten Glasmalereien die Aufmerksamkeit, aber hier spricht aus dem wie trotzig dreinschauenden, ungefügen, wetterbraunen Bau auf kahler Wurt für den Geschichtskundigen eine ergreifendere Sprache, und da wir eintreten in die schmale Halle und die Gemeinde beim frommen Sonntagsgesange treffen, ist es mir, als ob diese Friesenmänner, wie ihre Vorfahren es gethan, sich stärkten für den Kampf, der so oft draußen vor den Mauern erdröhnte.

Aber heute haben wir nicht lange Zeit, uns in die Vergangenheit der alten Gotteshäuser zu versenken oder die dem Alterthumsforscher so hochinteressant erscheinenden Grabsteine der Friesenkirchhöfe zu betrachten. Unser Ziel ist heute ein ganz anderes, unsere Wanderung gilt einem neuen Kunstwerke, so originell, so packend und ergreifend, daß es eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges für die Marschen bildet: dem Gemälde „Der Bruderkuß" von Zieger im Marschenhofe des Herrn Ummo Lübben zu Schmalenfletherwurp. Der Weg dorthin führt an den stolzesten Marschenhöfen vorbei, so reich wie Edelsitze, wie sie in solcher Zahl, so dicht neben einander und in ununterbrochener Reihe wohl in sämmtlichen Marschen nicht wieder zu finden sind. Hier ist so eine Art „Thiergartenviertel" der Marschen.

Das Gemälde vom „Bruderkuß" hat eine interessante Vorgeschichte. Bekanntlich setzte der mecklenburgische Freiherr von Biel ein Legat aus,

um die monumentale Freskomalerei in Privathäusern zu fördern, die durch ihre Geschichte, ihre Lage, den Charakter ihrer Bewohner sich würdig zeigen, einen hervorragenden bildnerischen Schmuck zu erhalten. Der kunstsinnige Schenkgeber theilte Deutschland in Bezirke ein nach den Maler-Akademien, die der Reihe nach das Legat — 3000 Mark — jährlich bekommen sollen. Als nun die Düsseldorfer Akademie den Preis zu vergeben hatte, regte es Hermann Allmers an, daß eine Halle in dem Lübben'schen Hause zu Schmalenflethersswurp mit einem Freskogemälde geschmückt würde, denn an diese Stätte und an das Geschlecht, das sie bewohnt seit Jahrhunderten, knüpfen sich Erinnerungen an, so großartig, so ergreifend, so poetisch, wie kaum anderwärts. In dem langen Kampfe der Rustringer Friesen gegen die Bremer zeichnete sich besonders das Häuptlingsgeschlecht der Lübben aus. Zwei Brüder, Dedo und Gerold, die in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober 1418 einen tollkühnen Sturm mit einer kleinen friesischen Schaar auf die im bremischen Besitz befindliche Friedeburg unternommen hatten, wurden gefangen genommen und in Bremen zum Tode verurtheilt, und zwar ihre Helfershelfer zum Rade, während die beiden Häuptlingssöhne ritterlich durchs Schwert fallen sollten. Dedos, des ältesten Bruders, Haupt fiel zuerst. Nun sollte der junge, schöne Gerold sterben. Als er das Gerüst bestiegen und das blutige Haupt seines Bruders liegen sah, hob er, seinem großen Schmerze folgend, es auf, küßte und benetzte es mit seinen Thränen. Den Vorgang erzählt das Marschenbuch weiter so: Da das die Menge sah, wurde sie tief bewegt, und auch der Rath ward so von Mitleid ergriffen, daß er auf der Stelle beschloß, dem Jüngling das Leben zu schenken. Nur die Bedingung machte man: Gerold sollte sich in Bremen niederlassen, ganz einer der Ihren werden und nur ein bremisch Weib nehmen. Gerold aber erhob sich stolz und sprach: „Ich will Eure Schustern- und Pelzertöchter nicht, denn ich bin nicht Eures Herkommens, sondern ein edler, freier Friese. Wollt Ihr aber ein Lösegeld, so bin ich bereit, eine Kanne voll Gold zu geben." Dieser Stolz erstickte sogleich bei Vielen das Mitleid, Andere wurden noch mehr von Bewunderung zu dem edlen, schönen Friesenjüngling hingezogen. Einige im Rathe waren geneigt, das Lösegeld anzunehmen. Da aber rief der alte Rathsherr Arend Balleer warnend: „Meint Ihr denn, daß Gerold uns jemals den blutigen Bruderkuß vergessen wird?"

Das wirkte entscheidend, und auch sein Haupt fiel im nächsten Augenblick zu Boden. Im Kreuzgange des Domes zu Bremen sieht man noch, roh aus Stein gehauen, das lebensgroße Standbild eines Mannes mit langem, faltigen Rocke und in der Hand ein mächtiges Schwert. Das ist Gerolds Bild. Ein treuer Freund hat es ihm dort errichtet. Bis auf den heutigen Tag aber blüht im Lande das alte Bauerngeschlecht der Lübben in zahlreichen, kräftigen Söhnen als das reichste und angesehenste weit und breit umher.

Daß die Düsseldorfer Akademie sofort zustimmte, als ihr bei der Verleihung des freiherrlich Biel'schen Legates vorgeschlagen wurde, die Scene vom Bruderkuß im Lübben'schen Hause zu Schmalenfletherwurp malen zu lassen, ist sehr erklärlich, denn sie sah wohl ein, daß hier ein Stoff

vorlag, den auch Allmers in einer ergreifenden Ballade behandelt, wie geschaffen zu einer malerischen Bearbeitung und einer packenden künstlerischen Gestaltung. Im vorigen Jahre ist das Bild an Ort und Stelle fertiggestellt worden. Es befindet sich in einer Art Vorhalle, die an einen größeren Raum grenzt. Mit großem Geschick hat der Maler Zieger die Fläche auszunutzen gewußt, die ihm hier zur Verfügung stand; herrlich hat er die Scene komponirt, wunderbar hat er auch die Stimmung getroffen. Ein düsterer, wie Unheil ankündender Himmel schwebt über der durch die Domthürme im Hintergrunde angedeuteten Stadt Bremen, vor der die Hinrichtung vor sich ging; aber das Gräßliche des historischen Vorganges ist gemildert, und wenn auch ein fast kecker Realismus aus einzelnen Figuren, aus den Henkersknechten, aus einem hinter einer Säule vorlauschenden Schusterjungen, spricht, so ist doch das Ganze der malerischen Komposition in eine höhere Sphäre gehoben. Unnennbares Mitleid, schmerzlichstes Mitgefühl bewegen uns beim Anblick dieser blutigen Scene, die vom Maler in ihrem Höhepunkte, da, wo die Menge durch den Bruderkuß aufs Tiefste bewegt erscheint, mit großer dramatischer Gestaltungskraft erfaßt worden ist. Was aber namentlich dem ergreifenden Bilde den hohen Werth verleiht, den unendlichen Reiz, die völlig eigenartige Stimmung, so daß es wohl einzig dasteht in der Kunstgeschichte und uns so wunderbar bewegt, das ist die Stätte, an der es sich befindet.

Mit uns weilt in Jugendfrische vor dem Bilde, uns in liebenswürdiger Weise Auskunft gebend über die Entstehung und die Schönheiten des Kunstwerkes, der jetzige Inhaber des seit langen Jahrhunderten im Lübben'schen Besitze sich befindenden Marschenhofes, Herr Ummo Lübben, ein Nachkomme der unglücklichen, aber doch so stolzen Friesenjünglinge, die bis zum letzten Hauche den auch am Bilde angebrachten alten Friesenspruch befolgten: „Lieber todt, als Sklav'!" die, wie er, demselben Stamme, derselben Stätte entsproßten, dieselbe Marschluft athmeten, bevor sie ihre trotzigen Häupter dem Todesstreiche des Henkers beugen mußten. Eine wie große Sehenswürdigkeit die Marschen am linken Weserufer durch das Gemälde vom „Bruderkuß" erhalten haben, beweist wohl auch der Umstand, daß seit Jahresfrist bereits gegen tausend Besucher sich in das Fremdenbuch eingezeichnet haben, das vor dem Bilde ausliegt.

Da wir heute die Marschen so recht durchqueren wollen, machen wir uns nun auf den Weg nach Ovelgönne, einem der größten Orte des Stadlandes. In Ovelgönne besteht noch heute ein Klub, der im Jahre 1789 begründet wurde und seitdem ohne Unterbrechung bestanden hat und jeden Abend tagt. In dem großen Jahre des Anfanges der französischen Revolution ist er entstanden. Man möchte fast annehmen, als ob die mächtige Umwälzung ihre erschütternden Bewegungen bis in die stillen Marschengebiete erstreckt und auch hier den Sinn für öffentliches Leben, für Antheilnahme an den politischen Verhältnissen geweckt hätte. Wie viele von den zahlreichen „Klubs", die damals gegründet wurden, mögen noch übrig sein! Uns beweist diese alte Ovelgönner Vereinigung, der die reichsten Marschbauern der Umgegend angehören, so recht den Charakter der Friesen, ihre

Beharrlichkeit, den festen Sinn, die ausdauernde Zähigkeit, die felsenfeste Zuverlässigkeit, die treu und unentwegt am Alten festhält.

Von Ovelgönne gehts mit der Staatskarosse des Wirthes vom „Viktoriahotel" nordwärts. Nirgends habe ich in Dorfgegenden so viel Sonntagsgespanne gesehen, wie hier, die auf den trefflichen Klinkerchausseen, so recht auch für Radfahrer geeignet, dahinrollen. Der Herbst ist gut gewesen, das Vieh ist auf den Märkten theuer verkauft worden; wir sind so recht in die fröhlichste Zeit für den Marschenbauer hineingekommen. An dem „Edelsitze" des mit glänzendem Erfolge auf dem Gebiete der Viehzucht thätigen Herrn Eduard Lübben zu Sürwürden machen wir Halt. Der auf den landwirthschaftlichen Ausstellungen zu Berlin, Bremen u. s. w. mit den ersten Preisen ausgezeichnete Besitzer ist nicht selbst anwesend; aber sein Verwalter führt uns in liebenswürdiger Weise durch die musterhaft eingerichteten Ställe, zeigt uns die prächtigsten Thiere aller Gattungen, läßt uns zwei der edelsten dreijährigen Hengste vorführen, geht mit uns auf die Weide, die von munteren Füllen, mächtigen Zuchtstuten, wilden Ponnys, buntscheckigen Rinderheerden belebt sind, und schließlich sind wir noch die Ursache, daß einem in Todesnoth schwebenden Hammel von unserem biederen Führer das Leben gerettet wird. Wenn nämlich diese feisten Thiere zufällig im Uebermuthe auf den Rücken zu liegen kommen, sind sie, da sie sich nur sehr schwerfällig bewegen, verloren und gehen elend zu Grunde auf der menschenleeren Weide, falls ihnen nicht rechtzeitig Rettung kommt.

Wie wir weiter nach Norden ziehen, nach Radenkirchen zu, senkt die Dämmerung sich über die Lande. Abendstimmung, Abendfrieden in der Marsch! Wer hat sie ergreifender geschildert als Klaus Groth in seinem „Min Vaderland"! Wie von stiller Andacht ergriffen, schauen wir unverwandt westwärts, wo das goldene, feuerglänzende Abendroth den weiten, großen Plan überfluthet, wo die ersten Schatten milder Dämmerung sich über die grünen Gefilde lagern wie magische Schleier, wo die dunklen Gestalten der einzelnen Bäume, Thiere und Höfe sich gespenstisch abheben von der in wunderbaren Farben schimmernden Ebene, wo sich am hohen Himmelszelt die reizvollsten, eigenartigsten Lichtreflexe zeigen, die Der nimmer vergißt, der sich an solchem Abendfrieden gelabt. Ja, „dat is de Marsch, mit er Wehmoth un er Gewalt. Se is nich to beschrieben, so wenig as de See, blot to beleben, weder inn Harst un Winter, wenn de Storm sust un de Möven treckt, noch inn Summer, wenn de Rappsaat blöht un de Lürken singt. Wer blot mal neschierig kumt, se to besehn, de findt se gresi un lankwoli, as de Lüd, de dero gwohnt. Op See is't ni anners. Wer awer so lang blifft, bet se em dat Hart anfat hatt, de lett er nich wedder los, as se em nich. Dar brukt man weder na Rom un de Kampagna to reisen, noch na den Nil un Egypten. Wer den Marschhimmel sahn hett mit sin Wulken oder den warm Westwind rükt hett, de kriggt dat Heimweh, wenn em en Ahnung darvun kumt, un ähnlich geit em't mit de Lüd, wenn se vun de besten drapen hett: still, grot, swiegsam." Diese herrlichen Worte des Verfassers des „Quickborn" klingen mir jetzt während der Fahrt durch die stillen Lande in der Seele wieder; ich höre den unnennbar rührenden, herzbewegenden Ton, mit dem mir in

der Fremde im Süden ein blonder Friesenrecke diese einzig-schöne Schilderung vorlas, die mir bis dahin völlig unbekannt war, ich fühlte sein Heimweh nach.

Ja, wer die unendliche Eigenart der Marschenwelt gesehen, der wird es erklärlich finden, daß gerade dieser Menschenschlag ein Heimathsgefühl besitzt, wie kaum ein anderer. Die echten Marschenkinder halten es auch draußen in der Welt schwer aus. Sie überfällt das Heimweh. „Kerls," sagt Klaus Groth, „as Böm bögt dat dal; de starksten Lüd, de en Tunn Weten ünnern Arm dregt, ahn dat Gesicht to ännern, kriggt dat ünner." — Nun, Kerls wie die Bäume sollten wir heute noch zu sehen bekommen in Nordenham, dem so mächtig emporstrebenden oldenburgischen Hafenplatze. Im „Friesischen Hof", wo wir Nachtherberge nehmen, ist „Schifferball". Kohlenzieher der Dampfer, Hafenarbeiter, Matrosen der verschiedensten Nationen mühen sich im Tanzsaale im Schweiße ihres Angesichts ab. Als Wächter des Gesetzes sind hier wahre Nordlandsrecken angestellt, Hünengestalten, die alles Volk überragen. Als so ein fremdländischer Rowdy Streit anfangen will, greift ihn von oben eine Riesenfaust und bringt ihn geräuschlos, ehe er sich besinnen kann, ins Freie. Treuherzig sagt ein Kellner, der uns wohl unsere Freude über diese rasche und stille Handhabung der Justiz ansieht: „O, der heute hier den Dienst hat, ist noch der schwächste von unseren Gensdarmen, da sollten Sie einmal erst die stärksten sehen!"

Nordenham ist auch der Sitz des „Rustringer Heimathsbundes", der, von Hermann Allmers mitgestiftet, als ein Bruderbund der „Mannen vom Morgenstern" im Lande Wursten im schönsten Aufblühen begriffen ist und noch für die Pflege heimathlicher Geschichte eine große Zukunft hat. Als seine letzte That ist die Aufstellung eines Denkmals für die im Jahre 1813 von den Franzosen an verschiedenen Kirchen Butjadingens erschossenen Friesen zu verzeichnen, die eine von den Feinden bereits verlassene Batterie bei Bleren mit jugendlichem Uebermuthe zerstörten.

Wohin wir in den Marschen an der Weser den Fuß setzen, Allmers Namen begegnen wir überall, sein Schaffen tritt uns allerwegen entgegen. Die Besichtigung seines Marschenheims zu Rechtenfleth, das von Nordenham aus in halbstündiger Fahrt mit dem Dampfer zu erreichen ist, soll nun den zweiten Tag unserer Fahrt ausfüllen und wir erreichen damit den Höhepunkt unserer Reise. Wie ist doch durch Allmers' Wirken dieses stille Marschendorf, versteckt hinter dem Weserdeiche, früher völlig abgeschieden von dem Getriebe der großen Welt, zu einer geweihten Stätte der Künste und der Marschengeschichte umgewandelt worden, zu der jetzt Tausende von den Heimathsgenossen des Dichters und ungezählte Wanderer von nah und fern wallfahrten! Daß Allmers' kunstgeschmückter Marschenhof im ganzen Nordwesten Deutschlands für jeden Kunstfreund die eigenartigste Sehenswürdigkeit bildet, ist bekannt; aber auch Die, welche schon viel von dieser merkwürdigen, so völlig einzig dastehenden Stätte gehört haben, sind bei einem Besuche überrascht und in ihren Erwartungen vollständig übertroffen. So ergeht es auch heute dem mit uns reisenden Künstler. Wir verleben

einen sonnendurchglänzten, einzig schönen Herbsttag in Rechtenfleth. Der Dichter ist verreist, aber sein Heim ist geöffnet. Wo meine Führung durch die mir bereits vertrauten, so hochoriginellen Kunstschätze nicht ausreicht, hilft uns in liebenswürdiger Zuvorkommenheit die Nichte des Marschensängers aus, Fräulein Achelis aus Hannover, die hier zu Besuch weilt. Wir durchwandern den lauschigen Garten mit den originellen Kunstschätzen, die „Antikenhalle" mit den zahlreichen Andenken von Allmers aus seinen „Römischen Schlendertagen", die untere Marschenhalle, in der so viele Wanderer gastlich bewirthet worden sind, noch neulich der Zeichner Allers mit den „Getreuen aus Jever"; wir bewundern das prächtige, preisgekrönte Porträt des Dichters von Lang in München, die interessanten Deckengemälde von Arthur Fitger, die trefflichen Bilder „Römerlandung in den Marschen" von Otto Knille und „Einführung des Christenthums bei den Friesen durch Willesad" von H. v. Dörnberg; das Schönste, Originellste, Bedeutsamste, Stolzeste des ganzen Hauses ist aber doch der Marschensaal, in dem die Wesermarschen die wunderbarste künstlerische Verklärung erfahren haben. Wir sehen zunächst die sechs friesartig aneinander gereihten Gemälde von H. von Dörnberg, die Geschichte der Marschen darstellend, und zwar: Urzeit der Marschen, Gründung der Deiche, Bauernschlacht, Wassersnoth, Bauerngericht und Gegenwart der Marschen, erläutert durch Verse von Allmers:

„Nur Fischer oder Jager waren
Der Marschen Volk vor grauen Jahren,
Bis daß es zu den Fluthen spricht:
Bis hierher sollt ihr, weiter nicht! —
Und tapf'rer hat kein Volk gestritten,
Und schwerer hat kein Volk gelitten,
Niemandes Herr, Niemandes Knecht,
Hielts treu am alten Brauch und Recht,
Bis ihm nach Sturm und Kampf und Plage
Zuletzt erschienen goldne Tage."

Wie in dieser malerischen Uebersicht der Entwickelung der Marschen gezeigt wird, daß sich diese fluthengeborenen Lande aus öden Gegenden zu Stätten hoher Kultur herausgebildet haben, so kommt auch in dem übrigen bildnerischen Schmucke dieses Raumes, in den vier Gemälden von den vier großen nationalen Sagen der Deutschen, in überraschend feinsinniger Weise der Gedanke zum Ausdruck: „Durch Nacht zum Licht." Es sind dies die Bilder: Wuotan mit dem wüthenden Heer in der Wintersonnenwende von Hugo Hendeler, Barbarossas Erwachen von Arthur Fitger, Tannhäuser (nach dem Knille'schen Gemälde von Erwin Küsthardt entworfen) und Faust von demselben Maler. Das erste Bild deutet den Gedanken „Durch Nacht zum Licht" in der Natur an, das zweite, flankirt von der trauernden Germania von 1806 und von der siegverkündenden von 1871, giebt derselben Idee für die Geschichte Ausdruck, das dritte Gemälde, eingeschlossen von Gluck und Wagner, als den Reformatoren des musikalischen Dramas, soll zugleich darauf hinweisen, wie Tannhäuser aus dem Venusberge der welschen

Melodie sich zur deutschen Kunst rettete, und das letzte Bild endlich zeigt uns Faust als Vertreter des Ringens zum Lichte im Reiche des Erkennens und Wissens, und deßwegen sind auch von beiden Seiten Goethe und Kant dargestellt. Neben den so geistvoll gruppirten Sagenbildern sind dann noch die beiden Märchen „Aschenbrödel" und „Dornröschen", ebenfalls von Erwin Küsthardt gemalt, angebracht. Wo ist anderwärts ein Saal, in dem das Leitmotiv per aspera ad astra, „Durch Nacht zum Licht", durch bildnerischen Schmuck so wundervoll behandelt wäre wie hier, und welche andere Gegend Deutschlands hat ein solches Kleinod der Kunst aufzuweisen, wie diese Marschenhalle, eine solche Verklärung des Heimathsbodens, der Heimathsgeschichte?!

Das Dorf Rechtenfleth ist nicht so reich wie die vornehmen Orte des Stadlandes, die wir am Tage vorher durchwandert, aber dafür ist es malerischer, für den Künstler origineller. Eine Sehenswürdigkeit ist auch der vornehm eingerichtete Friedhof mit dem Familiengrab des Allmers'schen Geschlechtes und mit einem Denkmal von keinem Geringeren als K. Steinhäuser. Ehe wir gegen Abend den nach Bremen fahrenden Dampfer besteigen, den altbewährten „Roland", mit seinem bei allen Weserfahrern bekannten biederen Kapitän Meyerdierks, dürfen wir noch am Weserdeich zwei der Senioren Rechtenfleths begrüßen, einen Fünfundachtziger und einen Vierundneunziger, Beide noch verhältnißmäßig erstaunlich rüstig. Der Jüngere bedauert nur, wie er treuherzig erklärt, daß der Aeltere sich noch selbst putze (barbiere!), während er so recht nicht mehr damit zu Stande komme. Ein beneidenswerthes Geschlecht, diese zähen Friesen! Aber nur ein so urwüchsiger, lebensstarker, reckenhafter Menschenschlag vermochte die Marschen zu dem umzuwandeln, was sie heute sind, zu Stätten hoher Kultur, landschaftlicher Schönheiten und eigenartiger künstlerischer Merkwürdigkeiten, zu einem von der übrigen Welt so ganz verschiedenen Gebiete, hoch bedeutsam für den Geschichtsforscher und Volksfreund, überaus lohnend und anziehend für den Naturkundigen, Landwirth und Künstler.

Hochbefriedigt kehrt unser Maler mit uns nach zweitägiger Marschenfahrt heimwärts. Welche Motive er gewonnen, welche künstlerischen Anregungen, es soll hier noch nicht verrathen werden; vielleicht, daß er, wie die alten niederländischen Meister vor Jahrhunderten es gethan, Marschenleben, Marschenebene, Marschenhimmel, Marschenstimmung in interessanten Kunstwerken in neue Beleuchtung setzt.

Bremen. Dr. Ludwig Bräutigam.



Der Wunderdoktor von Radbruch.

Wahrlich, ein seltsames Zeichen unserer Zeit, unserer von naturwissenschaftlichen Disziplinen beeinflußten Zeit ist es, daß ein Mann, wie der Schäfer Ast, der Wunderdoktor von Radbruch, ein Aufsehen erregen konnte, wie er es erregt hat. Wunderlich und doch begreiflich. Pfarrer Kneipp, arzneiloses Naturheilverfahren, Hypnotismus, Suggestion und derlei Dinge bereiteten den Boden vor. In allen diesen Erscheinungen ist etwas — und sei die Dosis noch so klein — Naturwüchsiges, das leicht populär wird, und von allen diesen Erscheinungen ist ein Theilchen in dem Ast'schen Verfahren.

In dem Falle des Schäfers Ast drängt sich uns zunächst die Frage auf: Wie konnte der Wundermann so populär werden? Zur Beantwortung dieser Frage gehört ein kurzes Streifen seiner Diagnose und seines Heilverfahrens.

Bei den Gerichtsverhandlungen ist durch den Winsener Apotheker festgestellt worden, daß Ast längst veraltete Hausmittel verordnete, die weder schaden, noch sonderlich viel nützen konnten. Echte Schäfer und Dorfarzt-Mittel, die Schweiß treiben, die Magenthätigkeit reguliren und den Blutandrang vom Kopfe leiten. Es sind das die gang und gäben Mittel, die Jeder schon einmal auf den Rath einer alten Tante oder einer anderen weisen Frau angewandt hat.

Charakteristisch ist hauptsächlich die Diagnose des Ast. Er behauptet, jede Krankheit ohne jegliche weitere Untersuchung des Patienten aus dessen Nackenhaar zu erkennen.

Ein reicher Hamburger kommt zu Ast als Skeptiker, sagen wir aus „Ulk". Er bringt ein Haar seiner Tochter. In sinnender Betrachtung steht Ast, der Wundermann, vor diesem Haare; endlich orakelt er, nach etlichen tiefen Meditationen: „Ihre Tochter hat eine offene Wunde am Fuß." Lachend zieht der Herr ab, er weiß wohl, daß dem nicht so ist, seine Tochter ist überhaupt nicht krank, ist eine flotte Tänzerin, kurz, ein junges Mädchen „ohne Fehl und Tadel". Lachend sagt er, zurückgekehrt, zum Tochterlein: „Siehst Du wohl, Kind — ich weiß jetzt, was Dir fehlt, Ast hat mirs gesagt." — Sie weint. „Ach, Papachen — ich habe mich

so genirt, es Dir zu sagen, daß ich die offene Wunde am Fuß habe — ich dachte, Du ließest mich dann nicht mehr tanzen." Tableau!

Diese Anekdote ist keine Anekdote — wenigstens wird das behauptet. Nun — Ast kann ja sagen, daß sie in den meisten Blättern stand, und einen glänzenderen Wahrheitsbeweis kann er gewiß nicht führen! Ast untersucht die Haare, speziell die Nackenhaare der Patienten, mit dem Mikroskop — Resultat dieser tiefblickenlassenden Untersuchung ist die richtige Erkenntniß der Krankheit, gegen die er dann jene obenerwähnten Hausmittel verordnet.

Die Haardiagnose ist nicht neu. Bei Somnambulen ist sie oft gefunden worden. Dr. Karl du Prel erzählt manch belehrsames Anekdötchen davon in seiner „Philosophie der Mystik" — nebenbei bemerkt, ein Werk, in dem eine Fülle von Gelehrsamkeit und Ernst steckt, womit ja nicht gesagt ist, daß man den Ernst ernst nehmen muß. Die Ast'sche Diagnose scheint mir eine Karikatur auf die der Somnambulen zu sein. Bei den Somnambulen nimmt man eine erhöhte Sinnesschärfe an, die es ermöglicht, Sachen zu sehen, die ein gesundes Auge nicht sieht, auf Entfernungen hin, die dem gesunden Sinne zu durchblicken unmöglich ist — das Alles auf dem Wege der Suggestion oder Autosuggestion. Nun — Ast hat ein Mikroskop, das ist ja auch eine Verschärfung der Sinne, oder wenigstens eines Sinnes, aber nach der materialistischen, nicht nach der mystischen Seite hin. Soweit ist Alles gut — daß aber diese materialistische Vergrößerung Sachen zu Tage fördert in einem einzigen Haar, die die Krankheit erklären, eine Diagnose ermöglichen — das ist denn doch zu „mystisch". Beruht aber die Ast'sche Diagnose, wie vielfach behauptet wird, auf einem durch das Haar suggerirten Hellsehen, dann wäre das Mikroskop sozusagen die Brille des Hellsehers — eine Annahme, die faschinghaft lächerlich ist.

Doch genug davon. Das Alles interessirt hier nicht so sehr, wie die Frage: Wie konnte dieser Mann einen solchen Anhängerkreis erwerben, und zwar nicht nur unter den Bauern, sondern auch unter den sogenannten Gebildeten? Die Sache ist volks-psychologisch erklärbar. In jedem Deutschen ist eine Dosis Aberglauben — dieser Begriff läßt ja die verschiedensten Abstufungen zu — verborgen, mag er noch so sehr Materialist sein. Dieser Aberglauben steht in engem Bunde mit einer Dosis Sentimentalität, mit einem symbolisirenden Gefühl, einem metaphysischen Bedürfniß. Das ist, echt germanisch, in jedem Deutschen latent vorhanden, wenn es auch nicht immer sichtbarlich ausgelöst wird. Beides, Aberglauben und Sentimentalität, braucht durchaus nicht ungesund zu sein, wie übereifrige Materialisten annehmen; es ist ein ganz natürliches Gefühl ganz natürlicher Menschen, Rudimente, die sich mit einem noch nicht von der Kultur, was man so

Kultur nennt, allzu beleckten Leben eben in dies Kulturleben hinübergeerbt haben, und die einen der sympathischsten Züge des germanischen Volkes bilden, denn in ihnen wurzelt der Keim der Poesie. Nun, diese beiden seelischen Elemente haben von jeher im Schäfer eine Art Wundermann gesehen — der Indianer nennt das „Medizinmann", ein Ausdruck, der nicht übel ist. Der Schäfer steht mit der Natur in steter Beziehung, er lernt die Auslebungen der Natur kennen, ist Wetterkundiger, Kenner der Heilpflanzen, mit denen er die Thiere kurirt — warum nicht auch die Menschen?

Seine Thätigkeit, sein stetes Leben in der Natur umgab ihn mit einem eigenen Reiz, der den Aberglauben und die Sentimentalität weckte; auch wurden in früheren Jahrhunderten oft Idioten oder geistig Gestörte als Schäfer verwandt — der Schäfer ward dadurch „etwas Anderes"! Diese Anschauung ging in Fleisch und Blut über, vererbte sich, so daß noch heutzutage für gar viele Leute der Schäfer ein „Wundermensch", wie der Scharfrichter ein „Unehrlicher" und der Räuber ein „Interessanter" ist. Die Quelle, aus der solche Anschauungen fließen, sickert durchaus nicht aus der modernen Zeit hervor, sie entspringt dem Mittelalter, das durch seine Hexenprozesse besonders empfänglich für diese Empfindungen war. Aberglaube und Sentimentalität sind der Mosesstab, der diesen Quell hervorlockte. Nun — Ast ist Schäfer, oder wenigstens gewesen, wenn er auch das Vieh nicht „besprochen" hat, wie ehemals der Schäfer den „bösen Blick" und die „Hexen" besprach — so hat er es doch kurirt. Der Bauer aber, in dem die vorhin beschriebenen Empfindungen viel lebendiger sind, als im Städter, sucht in der Kurmethode des Schäfers noch immer „etwas Anderes".

Immerhin ist — unsere Zeit ist skeptisch geworden — der Nimbus des Schäfers geschwunden, wenigstens in den Gegenden, die unsern von Städten liegen, obgleich auch da — ich erinnere an Schwarzburg — noch Extrafahrten veranstaltet werden zu Schäfern, die durch Sympathie heilen, Fahrten, an denen als Anhänger sogar Gymnasialprofessoren theilnehmen, wie ich aus eigener Erfahrung mittheilen kann. Neuerdings erobern sich nun aber neben der eigentlichen Medizin — Naturheilverfahren und Vegetarismus einen großen Boden. Das sind aber — neben der Sympathie — die Hauptbestandtheile, aus denen sich die Heilkunst der Schäfer zumeist zusammensetzt. Auch dem Schäfer Ast haben die unterschiedlichen Heilreformverfahren den Boden geebnet.

Pfarrer Kneipp, der Seelenschäfer, heilt auch nicht anders wie Ast,

der Schäfer von Radbruch — ebenso vernünftig und zweckdienlich oder ebenso unvernünftig und resultatlos.

Ast wollte auf einen grünen Zweig kommen, die Bauern liefen ihm zu, aber er wollte seine Kunst ausdehnen auf immer weitere Kreise — dazu fehlte ihm der Nimbus, das Originelle. Nun, diesem Mangel konnte leicht abgeholfen werden. Zu diesem Zwecke legte er sich die „Haardiagnose“ bei, zu deren Aufkommen die Somnambulen ja schon längst die erforderliche Vorarbeit gethan hatten. Das eigenartige Verfahren des Schäfers weckte nunmehr die Neugier und jene echt deutschen Empfindungen: Aberglauben und Sentimentalität. Und aus ihnen waren in der Folge die thatsächlichen Heilungen Asts zu erklären. Sie waren Ergebnisse einer Autosuggestion, wie sie Lourdes oder auch eine vom Papste celebrirte Messe im Gefolge hat.

Gegen diese Auswüchse nun mag die Wissenschaft auf das entschiedenste opponiren; als Lebensäußerungen der Volkspsyche bleiben sie aber werthvoll und — ich kann nicht umhin, es auszusprechen — anheimelnd. Es liegt Gemüth darin und Stimmung, die wieder aus der Natur herauswächst. Die Haide dort aber mit ihren seltsamen Beleuchtungen und dem süßen Abendgesang der einsamen Haidelerche, die rauschenden Tannen und lispelnden Birken, hier und da ein schwarzer Torfstich inmitten der duftenden, rothen Erika, dann die steifen, galgenartigen Arm- und Ziehbrunnen, und am Kreuzweg ein niederer, strohgedeckter Krug — sonst Stille überall und Haideeinsamkeit — wahrlich, da können Empfindungen wach werden, die das soziale Leben anderwärts nicht aufkommen läßt: der Glaube an Heilkräuter, der Glaube an das „Andere“ im Menschen, zumal im Schäfer, der eben im steten Bunde mit dieser Natur lebt. Daß dieser Glaube aber in die Stadt ziehen konnte, in eine Stadt wie Hamburg, die sich nicht durch Idealität und Poesie auszeichnet — es wäre denn die Poesie der Kaffeesäcke und der Idealismus der Börse —, das ist ein Zeichen der Zeit, dem man wohl Beachtung schenken sollte, denn es lehrt, daß doch noch Etwas im Deutschen lebt, das kein Materialismus unterdrücken kann und soll, ein auf das „Andere“ gestimmtes Gemüth.

Berlin. Hans v. Basedow.

Die Regulative des Kgl. Schauspielhauses.

Einer der beliebtesten und erfolgreichsten deutschen Lustspieldichter, ohne dessen Werke man sich das Repertoir deutscher Bühnen gar nicht recht vorstellen kann, schrieb zusammen mit einem jüngeren Autor, der bis dahin mehr publizistisch thätig gewesen war, ein Stück, das an der Versuchsbühne des älteren Autors, die sich an seinem Wohnort befindet, mit großem Erfolg aufgeführt wurde und das beste Kassenstück der Saison war. Angelockt durch diesen Erfolg, wollte der Direktor einer namhaften reichshauptstädtischen Bühne das Stück erwerben und sofort aufführen. Der ältere der beiden Verfasser wollte diesmal aber höher hinaus — er hoffte, daß es ihm gelingen würde, das Kgl. Schauspielhaus in Berlin für das Werk zu interessiren, und es gelang ihm das in der That. Eines schönen Tages erschien der Oberregisseur des Schauspielhauses in der betreffenden Provinzialstadt, sah sich das Stück an, und als dann dessen Drucklegung beendet war, wurde in aller Form Vertrag gemacht.

Die Aufführung stand innerhalb sechs Wochen zu erwarten. Kein Wunder, daß besonders dem jüngeren der beiden Autoren, so oft er in der Abrechnung seines Agenten den Ansatz für Stempelgebühr ansah, das Herz höher schlug vor Stolz und Erwartung. Um so größer war naturgemäß die Enttäuschung des Aermsten, als im Frühjahr 1893, dem für die Aufführung in Aussicht genommenen Zeitpunkt, diese — nicht stattfand. Als dann aber auch der Herbst seinem Ende sich näherte, ohne daß die Theaterleitung sich anschickte, das Stück herauszubringen, raffte sich der Beklagenswerthe zu einer schüchternen und bescheidenen Anfrage auf, die jedoch in ausweichender Weise beantwortet wurde. Nun wurde auch dem berühmten älteren Autor die Geschichte zu dumm. Er fragte bei der Leitung der Hofbühne an, wie die Sache denn eigentlich stände. Dabei war er aber — obwohl ihm reiche Erfahrungen zur Seite standen — unvorsichtig genug, in seinem Briefe die Wendung zu gebrauchen, das Lustspiel werde wohl in die Versenkung fallen. Aus dieser Redewendung, die doch keinerlei rechtsverbindliche Kraft hatte, folgerte nunmehr die überaus scharfsinnige Leitung der Hofbühne, *daß der Fragesteller auf seine kontraktlichen Rechte verzichte*, und gab aus diesem Grunde nunmehr dem jüngeren Autor den Rath, er möge auch seinerseits das Lustspiel zurückziehen. Der aber war naiv genug, im Glauben an sein gutes Recht auf seinem Schein zu bestehen, und besaß sogar die Kühnheit, wiederholt zu mahnen und daran zu erinnern, daß ein Vertrag vorliege, zu dessen rechtsgültiger Aufhebung es doch der Zustimmung aller Theile bedürfe.

Das war nun freilich ein Irrthum, und der Irrende wurde dementsprechend belehrt. Hierauf sah er sich den beim Agenten niedergelegten Kontrakt noch einmal ganz genau an und las nunmehr darin Folgendes:

> „*Diese Uebertragung erfolgt nach Maßgabe der den Kontrahenten bekannten Bestimmungen des Regulativs vom 23. September 1876, welche ihrem ganzen Umfange nach einen integrirenden Theil dieses Vertrages bilden.*“

In dem Regulativ aber heißt es wörtlich: „**Während eines Zeitraumes von zwei Jahren kann die Intendanz von dem Vertrage zurücktreten.**“

Eine köstliche Komik liegt ferner in dem Zugeständniß, daß der Autor nach zweijähriger Frist, wenn die Dichtung nicht in Szene gegangen ist, das Recht hat, eine Kündigung einzureichen, um das Werk zur freien Verfügung zurückzuempfangen. Die Tragik in diesem besonderen Falle, wo es sich um ein Stück handelt, das mit dem Tagesgeschmack rechnet, liegt in dem Umstande, daß die Theater-Verwaltung auf den Tag 21 Monate brauchte, um zu dem Entschluß zu kommen, das Stück gegebenenfalls für eine andere Bühne der Reichshauptstadt freizulassen, d. h. auch dann erst, nachdem vorher die Genehmigung eingeholt worden!

Wenn also ein Autor ein Stück hat, welches nicht wie Wein und Zigarren durch Lagerung besser wird, so möge er bei dem Königl. Schauspielhaus in Berlin sehr mit den Regulativen vom 23. September 1876 rechnen — sie sind im Stande, durch den schönen Stempel auf dem Vertrage einen dicken Strich zu machen.

* *
*

Vom Büchertisch.

Robespierre. Ein modernes Epos von M. E. delle Grazie. (2 Bände.) Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig. (Wird besprochen.)

Der Sonne zu! Lieder und Dichtungen von A. A. Naaff. Zweite Auflage. Wien. Lyra-Verlag XVIII 2.

Friede und Abrüstung. Von Gustaf Björklund. Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin. Preis Mk. 1,50.

Nirwana. Zeitroman von Marie L. F. Mohr. B. Richters Verlag in Chemnitz. — Die Verfasserin nennt ihr Werk einen Zeitroman, offenbar bloß deßhalb, weil ihn nur solche Leute lesen sollten, die viel freie Zeit haben, und denen es gar nicht darauf ankommt, wie sie diese todtschlagen. Andere Leute, die etwas Besseres anzufangen wissen, thun gut daran, das in jeder Hinsicht unkünstlerische und unliterarische Machwerk links liegen zu lassen.

Ein Testament. Aus den hinterlassenen Papieren eines Komponisten. Roman von Hans v. Basedow. Verlag der Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Pößl in München. (Wird besprochen.)

Rußland unter Kaiser Alexander III., sowie Politik und Aufgaben Nikolai's II. Von Ferdinand Neubürger. Verlag von M. Driesner in Berlin.

Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand. Von F. W. Higginson. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt von Eugenie Jacobi. Verlag von August Schupp, Neuwied a. Rh. u. Leipzig.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Der Verein Psyche

veranstaltet am Sonntag, den 17. Februar, Nachmittags 3 Uhr, im Nationaltheater, Gr. Frankfurterstrasse, die Aufführung eines neuen, spiritistischen Stückes **„Spiritismus“**, Drama in 3 Akten von Carl Wald, in welchem Stück Zweck und Ziele des „Spiritismus“ etc. klargelegt werden. Zutritt hat Jedermann und sind Billets zu haben in der

- Buchhandlung von **Karl Siegismund**, Mauerstrasse 68,
- Buchhandlung von **G. Müller Nachf.**, Friedrichstrasse 103 (am Bahnhof Friedrichstrasse),
- Annoncen-Expedition, Königstrasse 50,
- Annoncen-Expedition, Invalidenstrasse 6.

Die Preise der Plätze im Vorverkauf (welche an der Theaterkasse erhöht werden) sind: Fremden-Loge Mk. 3.—, Orchester-Loge Mk. 2.50, Parquet-Loge Mk. 2.—, Reservirter Sperrsitz Mk. 1.50, Rang-Fauteuil Mk. 1.25, Sperrsitz Mk. 1.25, I. Parquet und I. Rang Mk. 1.—, II. Parquet und II. Rang und Seiten-Balkon Mk. 0,75, Seiten-Parquet, Seiten-Balkon, hintere Reihe und III. Rang Mk. 0.50.

J. P. Olufsen.

Wein, Cigarren, Thee.

Begründet 1856.

Export — Import — Versand.

Niesky, Brüdergemeine.

Man verlange Preisliste.

Bureau des „Praktischen Maschinen-Constructeur“

W. H. Uhland

Leipzig-Gohlis

vermittelt und verwerthet **Patente in allen Ländern. Langjährige Praxis. Billige Preise.**

Manilla-Cigarren.

Ausgezeichnet schönes imitirtes Fabrikat, in $^{1}/_{10}$ **Kisten à Mk. 6.20,** in $^{1}/_{2}$ Kisten, enthaltend 500 Stück, Mk. 30.— per Nachnahme. Ausführliche Preisliste gratis und franco.

Wilhelm Otto Meyer,

Hoflieferant, **Bremen.**

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,

Preiscourante mit 1200 Illustr. auch über Werkzeug und Materialien für 30 Pf. Briefmarken.

Mey & Widmayer in München,

Amalienstrasse 7.

☰ Verlangen Sie ☰

von der A.-G. **„Photochrom Zürich“** (Schweiz) gratis den neuesten Catalog ihrer farbigen Landschafts-Photographien, nach eigenen Original-Aufnahmen. Bilder von 60 Pfennig bis 15 Mark aus der **Schweiz, Tirol, Deutschland, England, Aegypten, Palastina** etc. etc.

Was sind die Freimaurer und was wollen sie?

„Ein Wort zur Wehr und Lehr über Wesen, Bedeutung, Ursprung und Ziele der Freimaurerei“ von einem wahrhaft deutschen Vaterlandsfreund.

5. Auflage. Zehntes Tausend. Preis 1.50 Mk.

Herm. Oesterwitz, Hofbuchhandlung in Dessau.

Weber's

Carlsbader Kaffee-Gewürz

ist das feinste Kaffee-Verbesserungsmittel der Welt. In allen geeigneten Geschäften vorräthig.

Das Ende der Lüge

Schauspiel in vier Aufzügen

von

Karl Schneidt

— Preis 2 Mark —

*Verlag von **Hugo Storm***

Berlin W., Gleditschstrasse 35.

Antiquarisch.

Meyer, Conversations-Lexikon. 4. Aufl. 17 Bände, schön gebunden, statt 170 Mark nur 80 Mark. **Brehm's Thierleben.** 3. Aufl., schön gebunden, statt 150 Mark nur 120 Mark, versendet nur gegen Einsendung des Betrages

Hugo Carlson, Antiquariat,

Leipzig, Königsstrasse 19.

Caviar, ff. **Astrachaner** Pfd.-Dose 3.75 Mk. gegen Nachn. **J. Jebens, Ottensen.**

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die viergespaltene Nonpareillezeile

Novitäten-Rundschau der „Kritik"

Berlin, den 16. Februar 1895

Friede! Von Max Trudien. Pr. 80 Pf. Verl. v. Aug. Dieckmann, Amsterdam. Interess. Studie über Militarismus, Abrüst. u. Ziele d. Friedensgesellsch. Empf. v. Intern. Friedensbureau, Bern.

„Warum bist du so blaß?" und andere Nov. v. Mich. Sawka. Warm empf. Stimmungsbilder eines „Dichters von Gottes Gnaden". Pr. Mk. 1. Verl. v. Aug. Dieckmann, Amsterdam.

Die schöne Jüdin. Von W. Feldman. Ein wahrh. ged. Roman des gefeierten Autors. Jed. Gebild. wärmstens zu empf. Preis Mk. 3. Verlag von Aug. Dieckmann, Amsterdam.

Die anarchistische Gefahr von Felix Dubois. Sensationelles Werk mit 70 drast. Illustrationen. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis Mk. 3.—.

Ballspende des „Verein Berliner Presse". Mk. 4.—. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstr. 12.

Dr. Paul Schlenther, Frauenarbeit im Theater. 60 Pf. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 12.

Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- u. Lebensbild f. d. deutsche Volk. Von Fedor von Koeppen. Geh. Mk. 4.50. In Ganzleinen geb. Mk. 6. Verl. v. Otto Spamer, Leipz.

Prof. Dr. Max Haushofer, Ehefragen im Deutschen Reich. 60 Pf. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 12.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.60.

Der Krieg mit den Millionenheeren. Eine militärisch-politische Studie von einem alten Soldaten. 8° Geh. Mk. 1.20. Verlag v. Benno Schwabe, Basel.

Die Bildungsmüden. Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). Einzelpreis Mk. 3.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstraße 35.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesamm. und zusammengestellt von Karl Gander. Preis Mk. 3.—. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Das Wort! Gott u. Mensch in freier Forschung. Heft 3. Die prakt. Nutzanwend. philos. Erkenntniß auf das tägliche Leben. Von Cornelius Jakobs. Baumeister's Verlag, Leipzig. Preis 30 Pf.

Villa Möhl und mehr. Von Gustav und Ina von Buchwald. Preis gebunden 2 Mk. 50 Pf. Strelitz i. M. Druck und Verlag von E. Luvelow.

Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.20.

Das Recht auf Arbeit. Von Wilhelm Wilms. Preis 10 Pf. Verlag volksthümlicher Schriften (B. Wilms) in Hamm i. W.

Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. Vortrag von Heinrich von Treitschke. Verlag v. S. Hirzel, Leipzig. Preis 1 Mk.

Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München 1895. Karl Schüler, Maximilianstraße 2.

Kommersliederbuch. 182 Vaterlands-, Studenten-, Volks- u. humoristische Lieder mit beigefügten Mel. 152 S. in 8°, eleg. in Leinen geb. 1 Mk. Steingräber Verlag, Leipzig.

Der praktische Hypnotiseur.

Lehrbuch des Hypnotismus von Reinh. Gerling. 22 Methoden der Schlaferzeugung. Ertheilung von Suggestionen. Das Erwecken 2c. 2c. Verlag von H. Müller Nachf. (A. Mirbt), Berlin NW., Friedrichstraße 10. Preis 1 Mark.

Henry Fielding's dramat. Werke. Liter. Studie von Dr. Felix Lindner. Preis Mk. 4.20. (Ein werthv. Beitr. z. engl. Literaturgeschichte.) C. A. Koch's Verlag, Dresd. u. Leipz.

Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch.) Roman v. Marie L. F. Mohr. B. Richter's Verlag, Chemnitz. Geh. 4 Mark. Fein geb. Mark 5.—.

Musikalischer Hausfreund. Blätter f. ausgew. Salonmusik. Red. O. Fuchs. 8. Jahrg. 1894/95. Nr. 7. Gr. 4°. (8 S. Musik u. 2 S. Text.) Vierteljhrl. Mk. 1. Verl. Joh. Sengbusch, Leipzig.

Der Völkerfrieden. Betracht. üb. d. gegenw. internat. polit. Zustände d. Kulturstaaten u. Ideen hinsichtl. der zukünftigen Gestalt. ders. v. Wilh. Kort Becker. Verlagsmagaz. i. Zürich. Pr. Mk. 1.

Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred v. Hedenstierna. Verlag von H. Haessel in Leipzig. Preis Mk. 2.— per Band, geb. Mk. 3.—.

Das Ministerium Eulenburg

und das Scherl'sche Sparsystem. Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Eigenthums von August Scherl, Begründer und Eigenthümer des „Berliner Lokal-Anzeiger". Berlin 1894. Verlag von August Scherl.

De plattdütsche Bismarck. Dat is Bismarcks Leben u. Dahten, mit Döntjes und Riemels darto. Rutgegewen van Willem Schröder. Kart. Mk. 2. Verlag Otto Spamer, Leipzig.

Die Naturheilkunde in ihren Anwendungsformen u. Wirkungen von W. Siegert. Verlag von Gustav Schuhr, Berlin SW., Wilhelmstraße 119/120. Elegant gebunden Mk. 1.50.

Nachtschatten. Novellen von Richard von Wilpert. Verlag Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, Berlin. Preis elegant brosch. Mk. 2.—.

Fürst Bismarck's ges. Reden. 76 Bg. Tausendzweihundertzwanzig Seiten. Elegant gebunden. Preis Mk. 3.—. Verlag Siegfr. Cronbach, Berlin.

Rußland unter Kaiser Alexander III. sowie Politik und Aufgaben Nikolai's II. Von F. Neubürger. Gr. 8°. 97 S. Preis Mk. 2.50. Verlag M. Driesner, Berlin.

Lohberg, Kaiser-Anekdoten. Heitere Momente, charakteristische Skizzen u. treffliche Züge aus d. Leb. Kaiser Wilhelms II. Eleg. geb. Mk. 1 ord. Verlag v. Herm. Liebich, Zittau.

Druck. C. Lagenbardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion. Karl Schneidt in Berlin.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang | Nr. 21 | 23. Februar 1895

Vor Dieben wird gewarnt!
Die Gleichberechtigung der Frau in Amerika.
Von Eliza Ichenhaeuser.
Deutsche Lyrik. Von Otto Erich Hartleben.
Zur Psychologie der Heilsarmee.
Von Hanns von Gumppenberg.
Der Niedergang in der Musik. Von Paul Ertel.
Bonaparte als Liebhaber. Von Frédéric Masson.
Vom Büchertisch.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

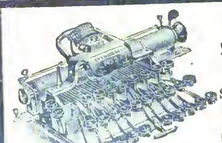
Preis vierteljährlich 3 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Die

„Blickensderfer“.

Beste und billigste

Claviatur-Schreibmaschine.

Preisgekrönt Chicago 1893.

Patentiert in allen Staaten.

Neueste u. grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.

84 Buchstaben, Zahlen u. Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko.

Groyen & Richtmann, Solingen.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen.

VIOLINEN,

sowie alle sonstigen Streichinstrumente. **Stumma Violine** zum Studiren (Patent) **Zithern** in allen Formen, **Guitarren** u. Blasinstrumente. Schulen zu allen Instr. Reparaturateller. Billige Preise. Empf. von **Wilhelmj. Sarasate. Leonard** u. a. Ausführliche Preiscourante werden gratis und franco zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik. ***Kreuznach.***

Münzen!

Verzeichniss Nr. 61, ca. 7000 Nummern verkäuflicher Münzen und Medaillen aller Länder enthaltend, darunter reiche Serien antiker griechischer und römischer Münzen, erschien am 1. Februar und ist von uns zu beziehen.

Ankauf von Münzen aller Arten, auch **ganzen Sammlungen** und

Münzfunden.

Zschiesche & Köder in Leipzig.
Münzenhandlung.
1855 gegründet 1855.

Weber's

Carlsbader Kaffee-Gewürz

ist das feinste Kaffee-Verbesserungsmittel der Welt. In allen geeigneten Geschäften vorräthig.

Verlangen Sie

von der A.-G. „**Photochrom Zürich**“ (Schweiz) gratis den neuesten Katalog der farbigen Landschafts-Photographien, nach eigenen Original-Aufnahmen. Bilder von 60 Pfennig bis 15 Mark aus der **Schweiz. Tirol. Deutschland, England, Aegypten. Palastina** etc. etc.



Das Ende der Lüge

Schauspiel in vier Aufzügen
von
Karl Schneidt

— **Preis 2 Mark** —

*Verlag von **Hugo Storm***
Berlin W., Gleditschstrasse 35.

Manilla-Cigarren.

Ausgezeichnet schönes imitirtes Fabrikat. $^{1}/_{1}$ **Kisten à Mk. 6 20**, in $^{1}/_{2}$ Kisten, enthaltend 500 Stück, Mk. 30.— per Nachnahme. Ausführliche Preisliste gratis und franco.

Wilhelm Otto Meyer,
Hoflieferant, **Bremen.**

Antiquarisch.

Meyer, Conversations-Lexikon, 4. Aufl. 17 Bände, schön gebunden, statt 170 Mark nur 90 Mark. **Brehm's Thierleben**, 3. Aufl., schön gebunden, statt 150 Mark nur 120 Mark, versendet gegen Einsendung des Betrages

Hugo Carlson, Antiquariat,
Leipzig, Königsstrasse 19.

Billige Briefmarken Preisliste gratis sendet **August Marbes, Bremen.**



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 23. Februar 1895

II. Jahrgang | Nr. 21 | Jahrgang II

Vor Dieben wird gewarnt!

Fürst Bismarck hat vor Jahren, etwas ironisch zwar, aber doch unter beifälligem Gemurmel des hohen Hauses, im Reichstag die feste Zuversicht ausgesprochen, daß es einem Reichstagsabgeordneten unmöglich sei, zu lügen. Diese Auffassung würde der Vorstellung entsprechen, daß unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts, besonders wenn es von einem so erleuchteten Volke wie dem deutschen gehandhabt wird, immer nur die geistig und sittlich Tüchtigsten mit einem Mandat betraut werden. Leider aber ist diese Vorstellung von jeher irrig gewesen. Sie beruht eben auf einer idealen Fiktion, die in der Theorie sich wunderbar ausnimmt, in der Praxis aber nie und nirgends ihre Bestätigung findet.

Umgekehrt wird eher ein Schuh daraus. Man kann mit vollem Recht die Behauptung aufstellen, daß geistig und sittlich hervorragende Männer nicht gerade diejenigen Eigenschaften aufzuweisen haben, durch die man leicht sich die Gunst der Massen erwirbt. Wer einen Parlamentssitz ergattern will, der muß zunächst der Kunst der Verstellung mächtig sein. Er muß Jedem, der über eine Wählerstimme zu verfügen hat, nach dem Munde zu reden verstehen und darf vor allen Dingen nicht allzu gewissenhaft sein. Der Zweck muß ihm das Mittel heiligen, und wenn er um des „guten Zweckes" willen — in den Reichstag gewählt zu werden, gilt stets als guter Zweck — lügen, wenn er um seinetwillen den Mitbewerber verunglimpfen und verleumden muß, so darf kein angeborenes Zartgefühl ihn daran hindern. Beim politischen Wettrennen gelten alle Kniffe, und selten, äußerst selten nur wird ein parlamentarischer Mr. Kneebs, der es

gar zu bunt getrieben und sich dabei erwischen ließ, von den Rennplätzen ausgeschlossen und gebührend zur Verantwortung gezogen.

Ein besonders fein entwickeltes Ehrgefühl wird also von dem Parlamentarier gar nicht gefordert. Und lügen darf er — entgegen der guten Meinung des Fürsten Bismarck — so viel, als ihm geglaubt wird. Daß er aber im Bedarfsfalle — sogar in der Ausübung seines parlamentarischen Berufes — sich Dinge zu Schulden kommen lassen kann, die an Fälschung streifen, das haben wir erst unlängst wieder gesehen.

Als im Reichstag um die Umsturzvorlage in mehrtägiger Redeschlacht aufs Erbittertste gekämpft wurde, vertrat bekanntlich der Abgeordnete Auer, der ein erfahrener, auf Hieb und Stich geaichter Parlamentarier ist, in der Sitzung vom 8. Januar d. J. mit großem Erfolg den Standpunkt seiner Partei. In der ihm eigenen derb-jovialen Weise ließ er sich dabei etwas gehen, indem er den Ernst seiner Ausführungen hin und wieder durch scherzhafte Einstreuungen milderte. Als er auf die vielgepriesene Heiligkeit der Ehe zu sprechen kam, die durch einen besonderen Strafparagraphen der Vorlage geschützt werden soll, wies Herr Auer auf die bekannte Thatsache hin, daß Ehen schon längst nicht mehr im Himmel geschlossen werden, und daß besonders die besitzenden Klassen vielfach schon aus der Ehe ein Geschäft machen. Zum Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung, die einer Beweisführung eigentlich gar nicht erst bedarf, führte er die Existenz von Heirathsbureaus ins Treffen, deren Aufgabe es ist, gegen baare Bezahlung jedes Quantum Eheglück zu liefern, nebst der dazu gehörigen Mitgift, durch die der Ehe Heiligkeit gar oft erst ihre volle Weihe erhält. Und mit einem Anflug jener pharisäerhaften Selbstgerechtigkeit, die das öffentliche Auftreten sozialdemokratischer Führer nur allzu häufig kennzeichnet, wenn es sich darum handelt, der verhaßten Bourgeoisie erbarmungslos ihre Sünden vorzuhalten, fügte Herr Auer hinzu: „Von wem aber werden diese Heirathsbureaus benutzt? Von den Proletariern? Von den Arbeitern? Ach, meine Herren, ich habe mein Liebchen gefunden ohne sie.“

Das mag nun zwar heuchlerisch gewesen sein, in Anbetracht der Thatsache, daß auch unter den kleinen Leuten schon längst nicht mehr das feste Vertrauen auf die Möglichkeit eines großen Liebesglückes in einer kleinen Hütte vorherrschend ist. Auch in den Kreisen der arbeitenden Bevölkerung spielt der Spargroschen, den das Dienstmädchen, die Köchin oder die Näherin zurückgelegt hat, bei der Auslösung männlicher Empfindungen bereits eine weit größere Rolle, als man annehmen sollte. Die sozialen Verhältnisse machen es heutigen Tages, da, trotz allen Fleißes, Keiner mehr sicher ist, daß es ihm dauernd gelingen wird, den Lebensunterhalt

für sich und seine Familie zu erwerben, dem Einzelnen beinahe zur Pflicht, daß er bei der Wahl einer Lebensgefährtin auch den rein praktischen Erwägungen Gehör schenke. Mag nun auch in gewissen Kreisen die Brautwahl schon manchmal auf ungefähr derselben sittlichen Stufe mit dem Kuhhandel und dem Kleiderschacher stehen, so waren darum die übertreibenden Worte Auers doch noch keineswegs völlig gerechtfertigt.

Indeß auf eine Uebertreibung mehr oder weniger kann es bei unseren parlamentarischen Gepflogenheiten gar nicht ankommen. Hauptsache ist und bleibt es für die schneidigen Reichstagskämpen, zu denen auch Herr Auer gehört, daß sie dem Gegner ordentlich Eins auswischen, und daß sie ihn dadurch gehörig verblüffen. Und in der That nahm in der Reichstagssitzung vom 8. Januar Niemand dem Vertreter der Sozialdemokratie seine drastischen Ausführungen übel. Im Gegentheil: fröhliches Lachen erhob sich, als Herr Auer seine Ausführungen mit dem schon erwähnten, etwas melancholisch klingenden Geständniß schloß: „Ach, meine Herren, ich habe mein Liebchen gefunden ohne sie.“

Dieses fröhliche Lachen war ein Erfolg. Es kam dem Bravo gleich, das dem beliebten Komiker oder Klown den Dank des Publikums für eine hervorragend gute Leistung vermittelt und das anfeuernd einwirkt auf den Künstler. Und Herr Auer ist, mag er früher auch ein robuster Sattlergeselle gewesen sein, in langjähriger parlamentarischer Thätigkeit doch schon genug Künstler geworden, um gleichfalls dem aufmunternden Einfluß einer solchen Ovation zu erliegen. Er ließ sich zu einer kleinen Zugabe bewegen, indem er u. A. noch folgende Geistesrakete steigen ließ: „Uns (den Sozialdemokraten) wirft man ja Kaninchenwirthschaft und, der Himmel weiß, was sonst noch Alles vor. Dabei sind wir Alle ganz ehrbar verheirathete Ehemänner, und es ginge uns gründlich schlecht, wenn wir solche Lüdrians wären, wie wir dargestellt werden.“

Spießbürgerlicher hätte ein Vertreter derjenigen Partei, deren Lehre als eine die Ehe vernichtende und die Familie auflösende von den Gegnern hingestellt wird, doch gewiß nicht reden können. Ein Grund, dem Manne aus dem, was er gesagt hatte, einen Vorwurf zu machen, lag keineswegs vor, sonst wäre es sicherlich auf der Stelle geschehen. Im Reichstag lauert der Eine ja förmlich auf die Gelegenheit, dem Anderen etwas am Zeuge zu flicken. Vor allen Dingen hatte Auer gewiß nichts gesagt, was geeignet gewesen wäre, auf die Moralität seiner Partei ein schlechtes Licht zu werfen.

Am darauffolgenden Tage aber ergriff der Reichstagsabgeordnete Stumm das Wort zu einer großen, die Sozialdemokratie wieder einmal gründlich

vernichtenden Rede. In seinen Ausführungen zeigte er abermals, daß ihm alles soziale Verständniß fehlt — doch das war bei Weitem nicht das Schlimmste, was er that. An die Verständnißlosigkeit des Herrn von Stumm in sozialen Dingen ist man längst schon gewöhnt. Seine sozialpolitischen Ausführungen werden höchstens noch von einigen hartgesottenen Schienenflickern, Stempelfälschern und Steuerhinterziehern geschätzt, die ihm dann hinterher für sein mannhaftes Eintreten brieflich ihren Dank aussprechen, worüber der hohe Herr, ganz wie ein Monarch oder doch zum Mindesten wie ein berühmter Schauspieler, durch ein öffentliches Dankschreiben tiefgerührt zu quittiren geruht.

Diesmal aber verdienen die Ausführungen des Herrn Stumm nicht so rasch der Vergessenheit anheimzufallen, wie dies sonst bei seinen Reden der Fall zu sein pflegt. Der ehrliebende Freiherr von Stumm auf Halberg hat nämlich zu einer Zeit, als der stenographische Bericht der Auer'schen Rede ihm bereits vorlag, das staunenerregende Kunststück fertiggebracht, dem sozialdemokratischen Redner Worte in den Mund zu legen, die den Sinn seiner Ausführungen gerade in ihr Gegentheil verkehrt haben. Auer war bemüht gewesen, seine Partei als in moralischer Hinsicht, selbst nach heutigen Begriffen, unantastbar hinzustellen. Er hatte sich zur spießbürgerlichsten aller Moralauffassungen bekannt und hatte erklärt, daß er, sowie auch alle seine Parteigenossen im Reichstage, auf dem Standpunkte strengster Einehe ständen und zwar schon deßhalb, weil es ihnen sonst schlimm zu Hause ergehen würde. Mit dem ganzen behäbigen Humor seines breiten, ausgiebigen Naturells hatte er sich als Anhänger und Verehrer der Pantoffelherrschaft öffentlich bekannt und dadurch aufs Eklatanteste gezeigt, daß er in Wirklichkeit ein Mann von streng bürgerlicher Moral ist. Für Herrn von Stumm aber, den durch kaiserliche Huld geadelten Fabrikanten, für den doch auch die Vorschrift gelten sollte: „Noblesse oblige!" — für ihn war das Alles gar nicht vorhanden. Er stellte dreist und gottesfürchtig die Behauptung auf, Auer habe im Reichstage in Bezug auf die Ehe unsittliche Anschauungen vertreten. Doch geben wir Herrn von Stumm selbst das Wort. Keine Satyre und keine noch so vernichtende Kritik könnte die vornehme Kampfesweise des Mannes, der Meinungsstreitigkeiten am liebsten mit der Pistole in der Hand zum Austrag bringt, besser beleuchten, als seine eigenen Worte es thun. Er sagte:

„Die bürgerliche Gesellschaft stößt unsittliche Mitglieder aus, während die Sozialdemokratie — außerhalb des Hauses natürlich — die Unsittlichkeit geradezu zum Prinzip erhebt . . . Der Abg. Auer hat uns



gestern noch gesagt: „Ich habe immer noch mein Liebchen gefunden, der Arbeiter braucht keine Ehe."

Natürlich ließ man dem Redner eine so offenkundige Verdrehung klarer Thatsachen nicht ungerügt hingehen. Im Reichstage ist Herr von Stumm leider noch immer nicht souveräner Herrscher wie auf seinen Neunkirchener Werken, wo Niemand ihn zu unterbrechen wagt, wenn er spricht. Es wurden Zwischenrufe laut, die zum Theil wenig schmeichelhaft waren für den Herrn Industriebaron, und die ihm zum Bewußtsein bringen sollten, daß er sich soeben auf einer Kampfesweise habe ertappen lassen, die er hoffentlich nicht anwenden wird, wenn er einmal im Begriffe ist, mit einem ihm an Geist und Wissen überlegenen Manne eine theoretische Streitfrage mit der Pistole in der Hand zu erörtern. Diese Zwischenrufe aber vermochten nicht, den heiteren Gleichmuth des tapferen Kämpfers für Ordnung, Schutzzölle und Familie zu stören. Mit einem olympisch-hoheitsvollen Lächeln und mit einer unnachahmlichen majestätischen Handbewegung meinte er nämlich:

„Ich habe das so verstanden. Das ist aber auch ganz gleichgültig. Denn in der „Frau" von Bebel ist ganz dasselbe gesagt."

Ist das nicht eine merkwürdig unverfängliche Logik? Ist das nicht allervornehmste ritterlichste Kampfesweise? Man schiebt dem Gegner Dinge unter, an die sein Herz nicht gedacht hat, nimmt diese Aeußerungen alsdann zum Anlaß für eine Bekämpfung der Partei, der der Gegner angehört, und wenn man dann der Unehrlichkeit geziehen wird, so erklärt man: „Das ist ganz gleichgültig; ich habe das so verstanden." Und als einzige Entschuldigung führt man ein Buch ins Treffen, das man gleichfalls nicht verstanden, vielleicht nie in seinem Leben in der Hand gehabt hat . . . .

Die fragwürdigen Lorbeeren, die an jenem Tage Herr von Stumm im Reichstage erntete, ließen Herrn Gröber, dem tapferen Zentrumsmanne, keine Ruhe. Was ein Freikonservativer auf dem Gebiete der Staatserhaltung mit tönenden Worten zu leisten vermag, das muß, schon um konkurrenzfähig zu bleiben, ein guter Ultramontaner unter allen Umständen zuwege bringen. Es muß der Regierung doch gezeigt werden, daß die Vertreter des Katholizismus selbst der schmutzigsten Arbeit sich nicht schämen, wenn es gilt, Altar, Thron und Eigenthum gegen die wilden Mächte des Umsturzes zu vertheidigen. Geschieht dies, so oft sich dazu ein Anlaß bietet, so kann die Regierung auf die Dauer gar nicht anders handeln, sie muß dann ja den Jesuiten die Rückkehr nach Deutschland gestatten.

Von solchen staatsmännischen Erwägungen ausgehend, denen gegenwärtig im Zentrum anscheinend wieder einmal alle Rücksichten auf die

Volkswohlfahrt untergeordnet werden, ließ sich Herr Gröber wie folgt vernehmen:

„Der Herr Abgeordnete Auer hat uns erzählt, wie er in der Sturm- und Drangperiode seines Lebens alle möglichen Jugendstreiche angestellt, wie er den „Liebchen" nachgestellt habe, und wie er dann in späteren Jahren in den ruhigen Hafen der Ehe eingelaufen ist, wo er, beschützt von den wachsamen Augen einer liebenden Gattin, seiner besseren Hälfte, sich nun als ehrsamer Spießbürger empfiehlt, sich gleichsam unter die staatserhaltenden Faktoren rechnet." — —

Also auch Herr Gröber verdreht seinem Kollegen Auer leichtfertig, wie nur ein Winkeladvokat es thun könnte, das Wort im Munde. Er thut dies, obwohl kurz vorher sein Vorredner Stumm bereits berichtigt worden ist, thut es, obwohl ein flüchtiger Blick schon in den ihm vorliegenden stenographischen Bericht ihn eines Anderen belehrt hätte, und thut es auch, obgleich es unter den zehn Geboten eine gar schöne und gar beherzigenswerthe Vorschrift giebt, die da lautet: „Du sollst nicht falsch Zeugniß geben wider Deinen Nächsten."

* * *

Daß in einem Vertretungskörper, für dessen Angehörige die einfachsten Gebote des Anstandes nicht vorhanden zu sein scheinen, die Heuchelei obenauf ist, daß da anstatt wahrer Sittlichkeit und geradsinniger Mannestugend das krankhafte Bestreben herrscht, wenigstens den Schein des Anstandes und der Tugend zu wahren, das Alles ist mehr als begreiflich.

Begreiflich ist es auch, daß in dem auf so niedriger sittlicher Stufe stehenden Parlamente die Anstandsbegriffe immer mehr schwinden. Die leidige Politik hat hier die Charaktere aufs Gründlichste verdorben. Sogar der Diebstahl ist neuerdings wiederum als Waffe im Parteikampfe erfolgreich verwendet worden. Die Geschichte von dem in der Waschtoilette des Reichstages gestohlenen Briefe, durch den ein so eigenartiges Licht auf die Beziehungen des Herrn von Köller zu den Leuten vom Bund der Landwirthe geworfen wird, die in ihm ihren Schutzpatron und ihre allmächtige Vorsehung zu erblicken scheinen, diese merkwürdige Diebstahlsgeschichte ist allgemein bekannt, braucht also hier in ihren Einzelheiten nicht wiederholt zu werden. Ob der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Schönlank Kenntniß davon hatte, auf welche Weise der Brief an die Redaktion der von ihm geleiteten „Volkszeitung" in Leipzig gelangt war, das ist für die Beurtheilung des Falles an sich höchst gleichgültig. Wahrscheinlich ist es

allerdings nicht gerade, daß ein einer anderen Partei angehöriger Abgeordneter den verrätherischen Brief, falls er ihn gefunden hätte, an die Adresse eines sozialdemokratischen Blattes gesandt haben würde. Und selbst die Legende von dem geheimnißvollen Reichstagsdiener, der nach dem schönen Vorbild, das aus der nächsten Umgebung des Monarchen hervorleuchtet, es sich angeblich zur Lebensaufgabe machen soll, die sozialdemokratische Presse mit allerlei erschnüffeltem und ergaunertem Urkundenmaterial zu versehen — selbst diese schöne Mär vermag nicht, eine stichhaltige Erklärung des Vorfalles zu bieten. Wir haben es hier vielleicht mit einem Hineinragen überirdischer Kräfte in diese stoffliche Welt zu thun, und das Beste ist es wohl, wenn wir uns darauf beschränken, die hohe Intelligenz rühmend anzuerkennen, die just dem Blatte des Herrn Schönlank, von dem sonst seltener gesprochen wird, als von dem „Vorwärts" z. B. und anderen Organen der Sozialdemokratie, jenen Brief zugänglich machte. Herr Schönlank selbst hat im Reichstag eine Erklärung abgegeben, aus der hervorgeht, daß er keineswegs als der Urheber des Briefdiebstahls gelten möchte. Wenn wir noch auf dem Bismarck'schen Standpunkte ständen, daß ein Reichstagsabgeordneter nicht lügen kann, müßte uns diese Erklärung zur Entlastung des Reichstagsabgeordneten Schönlank vollkommen genügen. Aber wir sind längst schon zurückgekommen von jener naiven Auffassung, und wäre dies nicht der Fall, so müßten wir ihr unter allen Umständen doch jetzt endgültig entsagen; denn eine Gesellschaft, in der der Diebstahl mit so großem Raffinement praktizirt wird, ist schließlich auch gegen das Eindringen von Lügnern nicht gefeit.

Herr Bebel allerdings hat den Briefdiebstahl Namens seiner Partei ebenfalls theoretisch verurtheilt, und wir dürfen annehmen, daß er damit dem Schamgefühl vieler seiner Parteigenossen Ausdruck gegeben hat. Ein Grund, der Sozialdemokratie den Briefdiebstahl aufs Kerbholz zu schreiben, liegt keinesfalls vor — die Sozialdemokraten haben in ihrer großen Mehrzahl keine andere Moral, als ihre übrigen Mitbürger. Die sozialdemokratischen Berufspolitiker und Parlamentarier allerdings huldigen in vielen Dingen einer besonderen Moralauffassung, die indeß auch sie nur gemein haben mit allen übrigen Politikern. Der Hetze, die aus Anlaß der Briefgeschichte wieder einmal gegen die sozialdemokratische Partei in der gutgesinnten Presse organisirt werden sollte, ist noch rechtzeitig ein Riegel vorgeschoben worden durch die „Vossische Zeitung", die daran erinnerte, daß in früheren Zeiten der Brief- und Urkundendiebstahl mit großer Raffinirtheit durch einen sichern Herrn Techen betrieben wurde, der seines Zeichens ein entlassener Zuchthaussträfling war und dem preußischen Minister-

präsidenten von Manteuffel seine schätzenswerthe Kraft zur Verfügung stellte. Dieser wackere Mann war einer der hervorragendsten Vertreter des deutschen Kunstgewerbes und verstand sich vorzüglich auf die Anfertigung falscher Schlüssel nach Wachsabdrücken. Mit diesen Schlüsseln, die man mit einem polizeitechnischen Ausdruck Diebesschlüssel oder Dietriche nennt, öffnete er, nachdem er sich heimlich in die Wohnungen hervorragender Persönlichkeiten eingeschlichen hatte, deren Schreibtische und entnahm ihnen mit sicherem Griff diejenigen Urkunden, deren der damalige Staats- und Gesellschaftsretter Herr von Manteuffel zur glücklichen Hinausführung seiner gemeinnützigen Thätigkeit bedurfte. Man sieht also, daß die konservativen Herren, die schon unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. sich so meisterhaft auf die Verwerthung gestohlener Papiere verstanden, jetzt, da ein Sozialdemokrat eines weit belangloseren Vergehens verdächtig erscheint, als es die Großthaten des Herrn Techen gewesen sind, wahrlich keine Veranlassung haben, sich ein Uebermaß sittlicher Entrüstung anzuempfinden.

Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß selbst der Anständigste unter den Konservativen, wenn er in der Waschtoilette des Reichstages einen offenen Brief fände, der an einen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten gerichtet wäre und den großen Güter- und Weibervertheilungsplan enthielte, der in den beschränkten Köpfen übereifriger Staats-, Eigenthums- und Familienretter längst schon spukt — es unterliegt doch gewiß keiner Frage, daß der Herr einen solchen Brief seinem Eigenthümer nicht zurückgeben würde. Gleich am andern Tage stände er, in durchschossener Schrift gedruckt, in allen gutgesinnten Blättern zu lesen, und man darf als ziemlich zuverlässig annehmen, daß irgend ein Freiherr von Stumm oder ein anderer Sozialpolitiker von gleicher wissenschaftlicher Bedeutung alsbald die Initiative ergreifen würde zu einem neuen Schulgesetz, durch das den Kindern der besitzlosen Klassen der Besuch des Rechenunterrichts untersagt würde, auf daß sie nie und nimmer das eigenthumgefährdende Theilungsexempel lösen lernten.

Mit heuchlerischen Redensarten und hohlen Entrüstungstiraden über Vorkommnisse wie den Briefdiebstahl sollte man uns thatsächlich verschonen. Sie machen wirklich keinen Eindruck mehr auf Diejenigen, die da wissen, daß Politik im heutigen Sinne nicht auf sittlicher Grundlage getrieben werden kann. „Mit Moral baut man keine Eisenbahnen" — sagte seiner Zeit auf der Anklagebank in Wien ein großer, ob seiner Verdienste um das Vaterland „in den Ritterstand erhobener" Gründer, als ihm der sonst keineswegs naive Staatsanwalt von Lamezan den Vorwurf machte, daß sein Geschäftsgebahren doch eigentlich recht unmoralisch gewesen sei. Und: „Mit

Moral macht man keine Politik!" können mit gutem Rechte unsere geriebenen Parlamentarier allen Denen zurufen, deren empfindliches Sittlichkeitsgefühl an ihren oft recht häßlichen Machenschaften und schmutzigen Zettelungen Anstoß nimmt.

Nein: mit der Moral kommt man thatsächlich heutigen Tages in der Politik nicht weit, da Heuchelei und niedrige Gesinnung am Ehesten noch zum Ziele führen. Wer das nicht einsieht und dennoch politisch sich bethätigen will, ist von vornherein verloren. Dem Briefdieb im Reichstage kann man einen so großen Vorwurf gewiß nicht machen. Und wenn es wirklich ein Sozialdemokrat war, dann stehen doppelt und dreifach ihm die Entschuldigungsgründe zur Seite. Unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes nicht nur, sondern auch viel später noch waren die Briefe eines Jeden, der nicht als „Patriot" und Streber bekannt war, keineswegs gegen dreiste Indiskretion geschützt. Ein förmliches Spionier- und Schnüffel-System bestand damals, und wenn irgend eine Postsendung dem expedirenden Beamten „verdächtig erschien", so hatte er sie anzuhalten und der Polizeibehörde auszuliefern. Und was erst bei den zahlreichen Hausdurchsuchungen an Briefen und andern Schriftstücken beschlagnahmt und nie wieder zurückgegeben wurde, davon hat man kaum eine Vorstellung. Die Verletzung des Briefgeheimnisses wuchs, gleich dem damals in höchster Blüthe stehenden Denunziantenwesen, zu einer öffentlichen Kalamität sich aus, und weite Kreise des Beamtenpersonals wurden durch die rücksichtslose Handhabung bestehender Befugnisse mehr oder minder korrumpirt.

Damals scheute man sich an der machthabenden Stelle nicht, durch tausend Kanäle die Sittenverderbniß ins Volk hineinzuleiten. Indem man eine in machtvollem Aufstreben begriffene Bevölkerungsklasse gewaltsam niederzuhalten sich bemühte, zerstörte man in ihr die Achtung vor dem Gesetze, und da man selbst des Unrechtes als Waffe sich bediente, wurde durch das von oben gegebene schlechte Beispiel die Volksmoral aufs Empfindlichste geschädigt. Noch immer sind aus unserem öffentlichen Leben die Spuren jener verhängnißvollen Zeit nicht getilgt, und wenn nachgerade die sozialdemokratische Presse die Veröffentlichung gestohlener oder veruntreuter Schriftstücke mit einer gewissen Schadenfreude als vornehmen Sport betreibt, der nicht Jedermann zugänglich ist, so haben wir auch darin nur den Niederschlag jener zweideutigen Moralauffassung zu erblicken, die unter dem Sozialistengesetz der Sozialdemokratie gegenüber angewandt und ihr gleichzeitig durch das Gebot der Selbsterhaltung geradezu aufgezwungen worden ist.

Wenn nun trotz alledem gegenwärtig aus Regierungskreisen heraus

von Neuem das Verlangen laut wird nach Ausnahmebestimmungen, durch die eine in breitem Strome einherfluthende geistige Bewegung verschüttet werden soll; wenn man thöricht genug ist, aufs Neue den Kampf gegen Ideen mit den Machtmitteln brutalster Vergewaltigung führen zu wollen; wenn man immer wieder den Versuch machen will, das geistige und sittliche Niveau im Volke herabzusetzen, um bequemer das Volk beherrschen und den bevorrechteten Klassen ererbte und erschlichene Privilegien sicherer gewährleisten zu können, so sollte ein derartiges Vorgehen von allen Denen, die eine friedliche Fortentwicklung auf allen Gebieten des nationalen Lebens für dringend wünschenswerth halten, aufs Thatkräftigste bekämpft und zurückgewiesen werden. Diebe, die nächtlicher Weile einbrechen wollen, scheucht man mit Revolverschüssen vom Hause fort. Und Diejenigen, die um die geistigen und ethischen Schätze uns bestehlen wollen, welche als herrliche Früchte einer ungehinderten Entfaltung von Kunst und Wissenschaft, die als natürliches Ergebniß des Meinungsaustausches uns in Aussicht gestellt sind — die Uebelthäter, die durch künstlich aufgeschichtete Hemmnisse den Strom der naturgemäßen Entwicklung ablenken wollen von seinem Ziele, um in dem durch die Stauung sich bildenden Sumpf im dichten Röhricht ihre Pfeifen sich zu schneiden, sie sollten wir ungehindert gewähren lassen?

Schon ist der parlamentarische Schacher im schönsten Gange, und wer weiß, ob nicht in Bälde schon der kulturmörderische Geheimtraktat zu Stande kommt, durch den wir um werthvolle geistige und sittliche Güter verkürzt werden sollen. Groß und bedrohlich ist die Gefahr, daß der schmähliche Anschlag gelingt, unabweisbar wird sie sein, wenn nicht die Besten im Volke, denen sonst die Politik ein allzu schmutziges Gewerbe ist, in letzter Stunde sich aufraffen und durch die zündende Beredsamkeit ihrer Leidenschaft das bessere Empfinden in den Massen wachrufen und diese mit sich fortreißen; wenn sie nicht zu lautem Protest ihre Stimme erheben und mit Riesenbuchstaben auf die leer gebliebene Votivtafel des neuen Reichstagsgebäudes die weithinleuchtenden Worte schreiben:

„Vor Dieben wird gewarnt!“

K. Sch.



Die Gleichberechtigung der Frau in Amerika.

Eine große Bewegung vollzieht sich gegenwärtig in der neuen Welt, eine Bewegung, die als Kulturerscheinung unser objektives, als Spiegelbild eines Theiles unserer eigenen Zukunft, die sie möglicher Weise bildet, unser subjektives Empfinden berühren sollte, und doch ahnt man bei uns kaum Etwas von dieser großen, mächtigen Bewegung.

Es ist die Bewegung für das Frauengeschlecht, von der ich spreche, und die eine Kraft, eine Macht erlangt hat, die bis in die tiefsten Schichten des Volkes eingedrungen ist. Die öffentliche Stimme ist in Amerika so sehr für politische Gleichberechtigung von Mann und Frau, daß kein Politiker, der sich die Volksgunst auf irgend eine Weise erringen will, gegen diese politische Gleichstellung sein darf, die Volksgunst würde sonst leicht in das Gegentheil umschlagen. Dem Kongreß liegen gegenwärtig mehr Petitionen behufs Ertheilung des Frauenstimmrechts vor, als wegen irgend eines anderen Gegenstandes eingereicht wurden. Zu Beginn der Bewegung waren die Petitionen häufig von Gegenpetitionen begleitet, aber während die Petentenzahl stetig zunahm, nahm die Zahl der Gegenpetenten ständig ab, so daß sich im Laufe dieser Entwicklung die Ersteren zu den Letzteren erst verhielten wie 5 zu 1 und dann wie 50 zu 1. Schließlich konnten die Gegenpetitionen nicht mehr eingereicht werden, weil sich keine Unterschriften dazu fanden. So langsam die Frauenbewegung sich zu Anfang entwickelte, so rapid schreitet sie jetzt vorwärts, als ob sie gar nicht schnell genug die letzte Festung des Vorurtheils einnehmen könne.

Alice Stone Blackwell, eine der energischsten Führerinnen der Bewegung — sie gehört zu den Jungen — erzählte kürzlich vor der Kommission für das Frauenwahlrecht im Kongreß, welche Schwierigkeiten den ersten Frauen, die in Amerika praktisch oder theoretisch für die Frauenbewegung eintraten, entgegengestellt wurden. Der erste Ladenbesitzer, der eine Frau anstellte — in einem Städtchen in Maine — wurde von allen Männern der Stadt boykottirt, und die Frauen unterstützten ihre Männer darin nach Kräften. Als die Bewegung dahin ging, daß die Frauen Medizin studiren sollten und Elizabeth Blackwell dies als eine der Ersten that, da mußte sie nicht nur von den Männern sehr unangenehme Dinge hören, sondern die Frauen wollten mit ihr nicht mehr sprechen, und sie erzählte später noch oft, daß die häßlichen Bemerkungen der Frauen sie noch empfindlicher verletzten als die Gegnerschaft der Männer.

Als die ersten Anstrengungen gemacht wurden, der Frau eine vermögensrechtliche Selbstständigkeit zu sichern, da sagte die große Masse der Frauen: „Glauben Sie, daß ich mich selbst Demjenigen anvertrauen möchte, dem ich mein Vermögen nicht anvertraue?“ Aehnlich erging es bei den ersten Bemühungen, den amerikanischen Frauen eine höhere Bildung zu gewähren und bei allen anderen frauenfreundlichen Bestrebungen. Heute zählen die weiblichen und gemischten Hochschulen, medizinische Fakultäten, Universitäten u. s. w. in der neuen Welt nach Hunderten, die Aerztinnen u. s. w.

nach Tausenden, die Geschäftsfrauen nach Zehntausenden, die Lehrerinnen nach Hunderttausenden.

Die vermögensrechtliche Selbstständigkeit der Amerikanerin übertrifft die kühnsten Erwartungen; daß aber auch die Frucht all dieser Freiheiten, die Frucht ihrer höheren Bildung, ihrer geistigen Selbstständigkeit die kühnsten Erwartungen übertrifft, dafür spricht am besten die unendliche geistige Regsamkeit, mit der die Amerikanerinnen an allen wichtigen Fragen der Gegenwart mit arbeiten und zu ihrer Lösung beizutragen sich bemühen.

So kam es denn, daß sie nicht nur in Schul- und Gemeinde-Angelegenheiten Einblick bekamen, sondern auch in politischen Angelegenheiten, und da sie sich überall, wo ihnen Platz und Recht eingeräumt worden ist, bewährt haben, so greift das Gefühl wachsend um sich, daß sie sich überall bewähren würden und es nur recht und billig sei, ihnen, die mit ganzer Seele und ganzem Eifer auf den ihnen offenstehenden Thätigkeitsgebieten mitarbeiten, auch Dasjenige zu gewähren, was jeder erwachsene Mann, der kein Idiot und Almosenempfänger ist, genießt — das Wahlrecht.

Man sieht also, daß auch in Amerika die öffentliche Meinung nur langsam für die politische Gleichberechtigung der Frau gewonnen worden ist. Es ist keine spontane flüchtige Regung gewesen, die da Platz gegriffen hat, sondern eine Ueberzeugung, die langsam, aber sicher der öffentlichen Meinung sich bemächtigte. Und die objektivsten, bedeutendsten Politiker der Vereinigten Staaten denken in einem Punkte jetzt genau so, wie das Volk. Eine Enquête, die kürzlich darüber veranstaltet wurde, ergab ebenfalls, daß mit einer geradezu überraschenden Uebereinstimmung der weitaus größte Theil der befragten bedeutendsten Männer Amerikas für die politische Gleichstellung der Frau sich aussprachen.

Nicht wenig trugen zum Zustandekommen dieser günstigen Meinung jene Unionsstaaten bei, in denen die Probe aufs Exempel bereits gemacht worden ist. Der erste dieser Staaten war Wyoming, in dem im Jahre 1869 das Frauenstimmrecht eingeführt wurde. Die Erfahrungen, auf die man in dieser Beziehung dort zurückblickt, sind mithin schon fünfundzwanzigjährig, sollten also eigentlich maßgebend sein. Giebt es nun ein glänzenderes Zeugniß für die Frauen, als die Thatsache, daß im vorigen Jahre die Wyominger Senatoren an den nordamerikanischen Bundeskongreß eine Eingabe um Ertheilung des Frauenwahlrechts in der gesammten Union gerichtet haben? — Der zweite amerikanische Einzelstaat, der den Frauen politische Gleichberechtigung gewährte, war Colorado, und zwar ist dies eine verhältnißmäßig neue Errungenschaft, die seit dem November 1893 datirt. Die neuesten Berichte über die Wahlen, an denen die Frauen zum ersten Male Theil genommen haben, sprechen von einem großen Erfolg des Frauenwahlrechts.

Eine der größten Befürchtungen bei Ertheilung des Frauenwahlrechts ist bekanntlich die, daß nur die ungebildeten Frauen von ihrem neuen Rechte Gebrauch machen würden, während die intelligenten, gebildeten Frauen eine Scheu davor zeigen würden. In Colorado ist gerade der entgegengesetzte Fall eingetreten, nur die Frauen der gebildeten Stände haben gewählt und zwar von diesen nicht weniger als 90 Prozent. Eine zweite Befürchtung

ist die, daß die politischen Rechte der Frau ihrer Weiblichkeit Abbruch thun und sie in rohe Wettkämpfe hineinziehen würden. Nichts von dem Allen ist geschehen, die Gegenwart der Frauen übte im Gegentheil allenthalben einen äußerst günstigen, beruhigenden Einfluß auf die Wähler aus. Die Gegenwart einer einzigen Frau an der Urne genügte, um alle Männer zu ruhigem und respektvollem Betragen zu bringen, wie sie es in der Kirche oder im Theater gewöhnt sind, ganz gleichgültig, ob die Wählerin eine Handwerkertochter oder eine grande dame war. Der Berichterstatter von „Womans Journal" in Boston bemerkte, daß ihm der Unterschied zwischen amerikanischer und europäischer Achtung der Frau niemals so deutlich zum Bewußtsein gekommen sei, wie an diesem Tage erregter und ernster Wahlen. Die amerikanische Frau sei an der Urne genau dieselbe Herrscherin, die sie in ihrem Salon oder in der Oper ist.

Die Errettung Colorados aus Mißwirthschaft und ernsten Gefahren wird den Wahlen der Frauen zugeschrieben. Mit Enthusiasmus gingen sie an die Arbeit und entwickelten einen wahren Feuereifer. Sie trugen die Agitation in die weitesten Kreise, sie vervollkommneten die Wahllisten, vertheilten sie, beobachteten die Wahlvorgänge aufs Schärfste, skrutinirten die Wahlzettel und holten die säumigen Wähler persönlich in ihrem eigenen Wagen oder im Wagen der Nachbarin ab. Wer da glaubte, daß die Frauen in politischer Unwissenheit die Gefahren der zerfahrenen Verhältnisse Colorados verkennen würden, der irrte sich gewaltig; die Wählerinnen wußten die gefährlichen Klippen des Freihandels und Kommunismus geschickt zu meiden und ihr Land der Mißwirthschaft zu entreißen. Am Wahltage waren die Frauen die ersten, die an der Urne waren, und daß ihre Betheiligung während des ganzen Tages nicht nachließ, beweist die Thatsache, daß sechzig Prozent der Wählenden dem weiblichen Geschlechte angehörten, daß sie also um zehn Prozent die Männer an Wahlregsamkeit übertroffen haben.

Daß bei diesen Beweisen politischen Interesses und politischer Reife seitens der Frauen ihre politische Gleichberechtigung auch in den anderen amerikanischen Einzelstaaten nahe gerückt ist, darf wohl nicht Wunder nehmen. Am ersten wird wohl Kansas folgen, das den Frauen das Kommunalwahlrecht bereits verliehen hat, und wo auch für Ertheilung des politischen Wahlrechts in letzter Zeit viel Sympathie gezeigt worden ist, dann dürften Kalifornien, New-Jersey und andere Staaten an die Reihe kommen. Gelingt es aber den Amerikanerinnen, und daran arbeiten sie seit Jahr und Tag mit einer Zähigkeit und Ausdauer, die wahrhaft bewunderungswürdig sind, den nordamerikanischen Bundeskongreß zur Ertheilung des Frauenwahlrechts zu bringen, dann ist die politische Gleichberechtigung der Frau in sämmtlichen Staaten der Union mit einem Schlage proklamirt und die Inferiorität der Frau vollständig aus der Welt geschafft — allerdings nur aus der neuen. In der alten Welt sträuben sich ja — wie die Reichstagsverhandlung vom 12. d. Mts. bewies — noch sehr „erleuchtete" Parlamentsgrößen dagegen, daß die Frau als gleichberechtigt dem Manne anerkannt werde.

Villenkolonie Grunewald. Eliza Ichenhaeuser.



Deutsche Lyrik.*)

„Willst Du mein süßer, holder Engel sein?“ — Warum nicht. Welches fühlende Herz konnte es sich versagen, einem Dichter zuzufliegen, der so zu fragen versteht:

„Willst Du, o Lieb, mir Deine Liebe weihn,
Willst Du mein süßer, holder Engel sein?“

Er heißt Felix. Seine Gedichtsammlung nennt er mit nationaler Bescheidenheit „Deutsche Lyrik“. Die Unterabtheilungen sind natürlich folgende: „Poesie und Ideal“ — „Heldenthum und Vaterland“ — „Aus weiter Welt“ — „Minne“ (illustrirt) — „Glücklos“ — „Elfenklänge“ — „In allen Farben“. — Die letzte Rubrik ist thatsächlich sehr erschöpfend: „Der Mutter Trost“ und „Das Opfer Baals“ stehen friedlich nebeneinander.

Man muß wirklich von Zeit zu Zeit Gedichte lesen. Ich meine: aus ethischen Gründen. Man beobachtet und erlebt so Vieles im Leben, was geeignet ist, einen gegen seine Mitmenschen einzunehmen, daß man Gefahr läuft, sich ein kaltes und verschlossenes Herz zu erwerben. Da ist es dann der Dichter und immer wieder der Dichter, der einem die Augen für das Liebenswürdige der menschlichen Natur öffnet, so daß man alsbald wieder warm und wohlwollend empfindet. Man kann einfach nicht mehr böse sein.

Ich halte Felix für einen Königlich Preußischen Offizier. Es ist ja hart: aber ich kann mir nicht helfen. Alles spricht dafür. Sein schneidiger Idealismus, sein Heldenthum, seine durchaus noble Gesinnung, die Art, wie er für ein Roß empfindet, seine Minne und die bunten Illustrationen, mit denen er sein Werk verziert hat, Alles spricht dafür.

Und es muß ein wohlhabender, zum Mindesten gutsituirter Offizier sein. Das Buch ist zwölf Bogen stark und äußerst nobel ausgestattet. Um jede Seite läuft ein rother Rahmen, und was kosten allein die Buntdrucke!

Bei einem Lieutenant — Hauptmann kann er noch nicht sein: vergleiche das Gedicht „Erste Liebe“ auf Seite 89, Abtheilung „Minne“ — bei einem Lieutenant darf es auch nicht Wunder nehmen, daß er sich „das Ideal“ als eine Art besseren Ligueures vorstellt. Er singt auf Seite 16:

„Es ist die Göttin reiner Liebe
Und ihre Schwester Poesie:
Sanft in das eitle Weltgetriebe
Den Götter-Nektar träufeln sie.
Sie gießen in den Kelch der Leiden
Das ewig schöne Ideal . . .“

Ueberhaupt: das Ideal! In der trunkfreudigen Garnison, in der Felix steht, weiß man eine gute Mischung zu schätzen. Was versteht der Philister vom Ideal.

*) „Deutsche Lyrik“ von Georg Felix, Berlin, Verlag von Karl Georgi.

„Es muß das sturmgepeitschte Herz
Die Nektar-Wonnen saugen
Und birgt im tiefgeheimsten Grund,
Was sonst die Töne hauchen."

Abgesehen vom Reim, der hier nicht ganz dialektfrei ist, hab' ich allen Respekt: Der Durst nach dem Höheren, den der Mann verräth, ist mir außerordentlich sympathisch.

Um so schärfer muß ich sein Verhaltniß zur Poesie tadeln. Auch hier nämlich kann er das lustige Lieutenantsblut so wenig verleugnen, daß seine Gedanken an die Göttin Poesie unwillkürlich eine unerlaubt erotische Färbung annehmen. Wenn er zum Beispiel singt (S. 8, Abtheil. „Poesie und Ideal"):

„Sie zieht mich stürmisch an den Götterbusen,
Und glühend küßt sie mich, die reizend lacht,
So innig, herzlich und so seltsam wonnig,
Daß ich davon entzückt bin aufgewacht."

so kann ich das durchaus nicht billigen. Ich gebe zu, daß es sich nur um einen Traum handelt, aber immerhin — wenn einem eine so hochstehende Dame, wie die Göttin Poesie ihre Gunst schenkt, so verpflichtet das einen Mann von Ritterlichkeit in erster Linie zu strengster Diskretion. Darin muß sich Felix noch läutern.

Dies umso mehr, als er doch sonst überall das größte Gewicht auf Ritter- und Heldenmugenden zu legen scheint. Gleich die zweite Abtheilung seines Buches betitelt er „Heldenthum und Vaterland", und seine Begierde, für das Vaterland zu sterben, tritt darin in wahrhaft herzerdrückender Weise zu Tage.

Danton witzelte bekanntlich wenige Stunden vor seinem Tode darüber, wie wunderbar es sei, daß man das Zeitwort guillotiniren nicht ganz durchkonjugiren könne: ich bin guillotinirt worden, habe noch Niemand sagen können. Wie anders unser deutscher Barde! Er dichtet kühn:

„Des Krieges Flammen sind entfacht,
Der Kaiser steigt zu Pferde.
Sein einig Volk zieht aus zur Schlacht,
Rings bebt die weite Erde. —

Und wenn sich dann um Euer Haupt
Des Ruhmes Kranz gewunden,
Und Ihr von Lorbeer grün umlaubt
Das höchste Glück empfunden,

Dann denkt des Freundes, der ein Grab
Auf öder Haid errungen!
Dieweil der Sieg Euch Lorbeer gab,
Hat mich der Tod bezwungen.

Ein ödes Grab auf kahler Haid,
Umbraust von wilden Winden!
Sagt: kann des Helden Brust voll Leid
Wohl schön're Ruhstatt finden?"

Raum. Aber dennoch dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß selbst der nächste Krieg, so grausam er werden wird, unseren Dichter zum Heile seines Volkes verschonen möge. Es wäre doch schade.

Sehr schön und schwungvoll ist auch das Gedicht auf den Geburtstag Seiner Majestät. Es schließt (S. 48, Abth. „Heldenthum"):

„Des ein'gen Volkes Liebesflammen,
Sie loh'n in allgewalt'ger Gluth
Und schlagen heiß um Dich zusammen,
Auf dem des Landes Hoffnung ruht.

Wohlan denn! Breite Deine Schwingen
Für Deutschlands Wohlfahrt Jahr um Jahr
Und zu den Sternen wird erklingen
Dein macht'ger Ruhm, Du deutscher Aar!"

Eine wahrhaft gigantische Phantasie. Und welch' ein echt deutsches Empfinden! Das muß man ihm überhaupt lassen: deutsch ist er, fabelhaft deutsch, urdeutsch, alldeutsch. Felix ist noch viel deutscher, als z. B. der Dr. Friedrich Lange von der „Taglichen Rundschau", was doch sicherlich Etwas sagen will. Man höre nur:

„Ihr seid mir heilig, deutsche Wolken,
Du deutscher, sanfter Sonnenstrahl,
Du sendest Deine hellen Blicke
In meines Vaterlandes Thal!

Der deutsche Vogel singt im Haine,
Sein Lied mengt sich der Blumen Duft,
Und lieblich ziehts durch meinen Busen,
Es füllt so süß die deutsche Luft."

Mehr kann man nicht verlangen. Dem Reinen ist Alles rein, dem Deutschen ist Alles deutsch: Licht, Luft und Wolken, sowie die gesammte Fauna.

Der Internationalismus hat bei uns stets eine Neigung zum Naturalismus verrathen, die zottige deutsche Männerbrust dagegen ist stets ein sicherer Hort des Idealismus geblieben. So auch die Brust unseres Felix, den man sich tief brünett vorstellen muß. Wer daran zweifelt, lese S. 17:

Drum bleibe Wein und Liebe, Sang und Lust
Und fülle rauschend meine dunkle Brust!

Otto Erich Hartleben.

Zur Psychologie der Heilsarmee.

Die zwei festlichen Abende, in welche kürzlich der „erste deutsche Kongreß" der Heilsarmee öffentlich ausstrahlte, haben das allgemeine Interesse wieder einmal der originellen, vielverspotteten, aber von Wenigen in ihrem Wesen begriffenen Schöpfung des „General" Booth zugewandt. Nichtbesuchern dieser beiden Versammlungen diene zur Einführung, daß in der ersten der englische „Kommissär" Booth-Tucker, der Schwiegersohn des General Booth, welcher bisher namentlich in Indien „kämpfte" und auch ostentativ mit indischem Kopfputz erschien, über die Ziele der Heilsarmee sprach, während in der zweiten Versammlung der „Kommandeur" McKie einer Anzahl männlicher und weiblicher Offiziere die vom „Kommando" geheim über sie verfügte „neue Bestallung" und „Marschroute" in verschlossenen Kouverts übergab und den bedeutsamen Beschluß des „Kriegsraths" verkündete, daß man im „Generalstab" das „deutsche Armeekorps" nunmehr für stark genug erachte, ohne britische Unterstützung für sich selbst sorgen zu können. Neben Booth-Tucker und McKie, deren Reden vom Dolmetsch des „Armeekorps" gewandt ins Deutsche übertragen wurden, ließ sich der „Major" Plant mit seinem dünnen, etwas näselnden Tenor als tapferer Sänger vor dem Herrn hören; bald diesen, bald jenen „Offizier" riß die glühende Kampflust zu kurzer, emphatischer Rede auf, und alle männlichen und weiblichen Heilssoldaten dienten dem Gesammtschauspiel als kraft- und temperamentvoller, anfeuernder, manchmal dramatisch bewegter Chorus.

Der festliche Anlaß steigerte die Begeisterung der „Offiziere" wie der „Soldaten", und so konnten selbst Neulinge bei einiger Beobachtungs- und Reflexionsgabe über alle Charaktereigenthümlichkeiten der Heilsarmee und ihre kulturgeschichtliche Stellung Klarheit gewinnen. Die außergewöhnliche Erregung ließ intimere Züge als sonst hervortreten: und wenn in dem Folgenden versucht wird, eine der nicht nur sozial, sondern auch psychologisch interessantesten Bewegungen unserer Zeit im Gegensatze zu den oberflächlichen, rein äußerlichen oder schnodderigen Preßberichten etwas eingehender und tiefer zu erfassen, so handelt es sich ganz gewiß nur um Gedanken, die so manchem gebildeten Besucher der beiden Versammlungen aufgestiegen sind. Die gedruckte und gesprochene öffentliche Durchschnittsmeinung freilich hatte bisher nur ein Lächeln übrig, wenn der „Kriegsruf" frohlockend die Thatsache mittheilte, daß in dieser und jener öffentlichen Versammlung wieder einige Sünder „zur Bußbank kamen"; mit souveränem Mitleid belächelt sie die heitere Versicherung der Heilssoldaten, daß sie trotz aller Entbehrungen und Verhöhnungen die „glücklichsten Menschen der Erde" seien. Aber dieses Lächeln ist fast immer der Ausdruck einer wohlfeilen

Beschränktheit, welche über der Form einer Bewegung den Inhalt derselben übersieht — ja, noch mehr: welche nicht erkennt, daß die praktischen Ziele der Heilsarmee nur durch eben diese eigenthümliche Form zu erreichen sind. Und auf kirchlicher Seite nimmt sich das verurtheilende Lächeln, insofern es nicht einer übelangebrachten Empörtheit weicht, mehr verlegen als überlegen aus: denn in der That gelingt die „innere Mission" unseren Pastoren und Pfarrern nur mit viel schwererer Mühe, unter weit größerem Zeitaufwand und nicht immer mit so nachhaltigem Erfolge. Sie haben allen Grund, die Heilsarmee zu beneiden, welche oft durch eine einzige kühne und geschickt geleitete Attacke eine ganze Anzahl von Seelen „rettet", das heißt: Trunkenbolde und andere verkommene Subjekte von ihren Lastern befreit, verbitterte und verzweifelnde Arme zu lebensmuthigen, zufriedenen Menschen macht.

Mit welchen Mitteln erreicht aber die Heilsarmee ihren Zweck? Hier beginnt das kulturpsychologisch Fesselnde der Erscheinung. Die Heilsarmee ist eine unmittelbare Konkurrentin der christlichen Kirchen, das ist ohne Weiteres klar. Das christliche Dogma hat das zu ihren Waffen geliefert, und auch auf ihren Fahnen prangt die Vorstellung, daß selbst der gesunkenste Mensch durch den Opfertod des Gottessohnes das Anrecht auf Erlösung, höchste Glückseligkeit und vollkommenen Seelenfrieden erworben habe. Aber die Auffassung dieser Erlösung, dieser Glückseligkeit und dieses Friedens ist eine praktischere, realistisch bestimmtere, und die Art, wie die Heilsarmee die entscheidenden Empfindungen und Vorstellungen den in Noth oder Laster Verkommenen als erhebende und befreiende Kraft einpflanzt, unterscheidet sich von der kirchlichen Methode, ja, sie steht in mehr als einer Beziehung im Gegensatze zu derselben.

Die Kirche tritt autoritativ auf: sie beruft sich auf uralte Offenbarungsschriften und fordert gläubige Ehrfurcht als Stellvertreterin Gottes auf Erden. Die Heilsarmee hingegen ist ein brüderlich — und schwesterlich — werbendes und lockendes Heer von Glücklichen, deren Bestreben, auch Andere so glücklich zu machen, wie sie selber sind, keiner Beglaubigung und Rechtfertigung bedarf. Sie vermeidet in der Wiedergabe christlicher Glaubenselemente alles Exotische und Historische und behält davon nur jene naiven, süßkindlichen Vorstellungen bei, welche sich dem heimischen Empfinden des betreffenden Landes bereits amalgamirt haben. Wenn sie in Deutschland vom Himmel und den Engeln singt und sagt, so handelt es sich lediglich um den Himmel und die blondlockigen Engelein jener Umdichtung des Christenthums, welche sich unbewußt in der deutschen Volksseele vollzog, nicht aber um den gelehrt ausgedeuteten Himmel unserer Theologen. Die Kirche verweist die Nothleidenden namentlich auf himmlische Güter, die ihnen in ernster gedanklicher Versenkung erreichbar bleiben, insbesondere aber für das Leben nach dem Tode aufbehalten seien. Die Heilsarmee, im Grunde eine weltlich-soziale Unternehmung, will nichts Anderes, als die Menschen auf Erden glücklich, zufrieden, frei von den Ketten der Noth und des Lasters machen. Die Kirche, wie sie jetzt ist, absolvirt die Sünder kraft eines gottverliehenen Amtes durch eine feierliche, aber die weltlich-praktische

Persönlichkeit des Sünders kaum in Anspruch nehmende Zeremonie. Die Heilsarmee wirbt durch lebendiges und verlockendes Beispiel um den freien Entschluß des Einzelnen, thatsächlich und öffentlich seine ganze praktische Persönlichkeit einem neuen, vergeistigten und eben hierdurch glücklichen Erdenleben zu weihen. Die Kirche erzählt dem Volke von christlichen Märtyrern und tapferen Glaubenshelden der Vergangenheit. Die Soldaten der Heilsarmee sind selbst in eigenster Person dem Martyrium des Verspottetwerdens, gelegentlich sogar derben Mißhandlungen ausgesetzt, womit ein neues Reizmittel und ein mächtiger Hebel für das einzelne Selbstbewußtsein wie für den Korpsgeist gewonnen ist. Auch die Kirche bedient sich der sinnlichen Hilfsmittel, namentlich die katholische: erhabene Architektur und einfach bunte Farbeneffekte, Priestergewänder, getragene Redeweise und kunstvolle Musik müssen ihren Einfluß unterstützen. Aber das Durchschnittsvolk unserer Zeit hat wenig Sinn für das Streng-Erhabene, sein Farbengeschmack ist differenzirter geworden, sein stark entwickeltes Wirklichkeitsbewußtsein liebt im Aeußeren das Praktische, Schmucklose als Zeichen eines thatkräftigen Charakters, dessen Bedeutung in seinem Schaffen, nicht aber in seiner Erscheinung liegt, und deßhalb empfindet es das priesterliche Ornat und Redepathos, im Gegensatze zu früheren Zeiten, mehr formell als feierlich. Die Form der Rede wünscht dieses Wirklichkeitsbewußtsein knapp, frisch und schlagend, womöglich mit einem Stich ins Humoristische oder Satyrische. Allen diesen durchschnittlichen Volkstendenzen unserer Zeit entspricht die Heilsarmee, während die ernste Würde der Kirche ihnen nicht nachzugeben vermag. Die Heilsarmee „kämpft" in profanen Lokalen, ohne andere Farbenmittel als die einer einfachen Uniform, wobei der militärische Charakter der ganzen Organisation das Weltlich-Praktische und Thatkräftige des Eindrucks noch steigert; die Redner der Heilsarmee sprechen einfach, lebhaft und prägnant, ohne gelehrten historischen Aufputz, und die Bekämpfung der Gegner geschieht meist in humoristischen oder satirischen Gleichnissen, deren Bildlichkeit mit Vorliebe dem modernen Leben entnommen ist. Und während die Melodie der alten Kirchenchoräle fast durchweg etwas Monotones, Sprödes, Schwerflüssiges hat, Eigenschaften, welche auf unser heutiges Durchschnittsvolk fremdartig drückend und ernüchternd wirken müssen, während ferner die Werke der Kirchenkomponisten bei der musikalisch ungebildeten Menge mehr die Ehrfurcht vor dem Fremdartigen, als ein unmittelbar ins Herz greifendes Verständniß finden, bedienen sich die Lieder der Heilsarmee jener Musik, welche allein der Empfindung und dem Verständniß des gewöhnlichen Volkes ganz erschlossen ist: der leichten, heiteren oder rührseligen Volksmelodie, die auch dem Unmusikalischesten sofort ins Gehör geht, ja, sie verschmähen sogar den Gassenhauer nicht und begleiten ihre Gesänge mit Guitarre, Ziehharmonika oder einem anderen der vulgärsten Instrumente.

Was aber der entscheidenste Gegensatz ist: die Kirche betrachtet die Schattenseiten des Erdenlebens mit pessimistischem Dualismus, und dieser weltliche Pessimismus giebt den Ermahnungen und Tröstungen der Priester, sobald sie streng-kirchlich bleiben, etwas Müdes und Passives, das die Aufrichtung der Lasterhaften wie der Nothleidenden bedeutend erschwert. Jene

Konfession, welche das Wesen der christlichen Kirchenreligionen äußerlich am unverblümtesten darstellt, gab dem Amtsgewand ihrer Prediger nicht etwa den goldenen Schimmer der aufgegangenen Sonne des Heils, auch nicht das Weiß der durch den Erlöser wieder erreichbaren Schuldlosigkeit, sondern die schwarze Farbe des Todes, des „Soldes der Sünde". Männlich terroristisch und reizlos ist der innerste Charakter des Kirchlichen: alles Sinnlich-Weltliche spielt darin naturgemäß eine, wenn nicht negative, so doch nur geduldete Rolle. Natürlich gilt dies in erst Linie auch vom Weibe, dem mächtigsten Anwalt der Weltlichkeit.

Der katholische Marienkultus, wie der Widerspruch Luthers gegen das Cölibat, gingen aus gesunden Einflüssen der Weltlichkeit hervor, aber konsequent im Sinne des kirchlichen Gedankens war weder das Eine noch das Andere.

Die Heilsarmee hingegen greift sich optimistisch aus dem Evangelium die Lehre vom lebendigen Christus heraus, jene halb pantheistische Vorstellung, daß Christus in allen Frommen leibt und lebt, daß also auch jeder Sünder, sobald er Buße thut und gläubig wird, durch den Versöhnungstod Christi schon auf Erden an der göttlichen Seligkeit theilnehmen kann. Die himmlische Seligkeit der Gläubigen nach dem Erdenleben bedeutet dann freilich keine rechte Steigerung mehr, ja, man könnte sich logisch den Unterschied überhaupt kaum klar machen. So weit treibt aber die Heilsarmee ihre sonst gern zur Schau getragene Logik nicht, und jene Kreise des Volkes, auf welche sie vorzugsweise zielt, verlangen auch gar keinen derartigen logischen Aufschluß: ihnen genügt der Himmel auf Erden und der Heilsarmee ihrerseits das Bewußtsein, lebende Menschen glücklich zu machen — alles Uebrige ist Gottes Sache, nicht die ihre. Und die Stellung der Heilsarmee zur Weiblichkeit? Frauen und Mädchen, oft sogar sehr hübsche und blühende Mädchen kämpfen hier eifrig neben Männern und Jünglingen: eine steife, unkleidsame Tracht, namentlich der furchtbare Hallelujah-Großmutterhut verschwistert Alt und Jung in volksthümlich rührender Weise, die jüngeren und hübscheren weiblichen Heilssoldaten einerseits vor dem gefährlichen Vorwurf der Eitelkeit und Koketterie schützend, andererseits durch den verblüffenden Kontrast in einer Art naiver Anmuth unterstützend. Frauen und Mädchen verkaufen öffentlich den „Kriegsruf" und stehen in allen Heilsangelegenheiten mit schwesterlicher Familiarität Jedermann Rede; Frauen und Mädchen ergreifen fast in jeder Versammlung das Wort zu leidenschaftlicher Aussprache ihrer Empfindungen, Gedanken und inneren Erlebnisse, namentlich aber zu dem ekstatischen Gebet, daß alle anwesenden Seelen „gesegnet", „gerettet" und derselben irdischen Seligkeit theilhaftig werden möchten, die verlockend in ihren eigenen Augen glänzt . . .

Wie eine christlich gefärbte Verwirklichung des Schiller'schen Dithyrambus „An die Freude" nimmt sich das Leben im Geiste der Heilsarmee aus. „Freud', Freud', Freud'!" narkotisirt der Refrain eines ihrer beliebtesten Lieder sie selbst und ihr volksthümliches Publikum. Und man darf sich nicht über diese Wirkung wundern. Alle menschlichen Bestrebungen sind im innersten Kern hedonistisch, alle menschlichen Interessen beziehen sich

auf Lustvorstellungen und die Interessen des gewöhnlichen Volkes auf persönliche Lustempfindungen. Die Sorge um das irdische Wohlergehen der eigenen Person, das Entsetzen vor einer gänzlichen Vernichtung derselben im Tode oder vor der Möglichkeit einer qualvollen Fortexistenz schreit nach jenem Erlöser, der vor der Sünde und ihren Folgen, dem Elend, der Krankheit und dem Tode, bewahren soll. Von allen Lehren der Kirche ist die Lehre von der Sünde, welche alles Ungemach der Erde, den Tod und die Pein der Hölle verschuldet habe und fortdauernd verschulde, die wirksamste und gewaltigste: denn sie verquickt das Elend der natürlichen Existenz und die aus der Räthselhaftigkeit der Todeserscheinung geborenen Angstphantasien mit den moralischen Gebrechen der Menschen, das heißt, mit der Auflehnung gegen die Vervollkommnungsgesetze der menschlichen Gesellschaft, und zwingt so den mächtigsten Gegner jeder zweckmäßigen Weltauffassung, die unerbittliche, schaffende und vernichtende Natur selbst, in den Dienst ihrer moralisirenden Absichten. Wenn aber die Kirche den so gewonnenen Zusammenhang mit den Naturvorgängen hauptsächlich in abschreckendem Sinne ausnützt und die ersehnte Befriedigung mit Vorliebe ganz in das bessere Jenseits verlegt, beachtet sie nicht, daß die Scheu des Durchschnittsvolkes vor Noth und Schmerz und sein Entsetzen vor dem Tode lediglich eine Reaktion des persönlich-irdischen Lusttriebes ist, daß also eine vollkommene volksthümliche Ausnützung jener Lehre von den Folgen der Sünde nur auf dem Wege eines entschiedenen weltlichen Optimismus erfolgen kann, welcher diesen persönlich-irdischen Lusttrieb schon auf Erden der Seligkeit theilhaftig macht, und zwar ohne Schreckbilder, ohne viel Mühe und nach kurzer Bußzeit, sobald er sich bekehrt hat, das heißt: sobald ihm die seelisch befreienden Glaubensvorstellungen fest eingeprägt sind. Und diesen Weg des entschiedenen, durch keine Schreckbilder gestörten weltlichen Optimismus geht die Heilsarmee. Hierin liegt der Hauptgrund ihrer verhältnißmäßig starken Erfolge bei den unteren Volksklassen. Weltlicher Optimismus schlechthin erklärt aber diese Erfolge noch nicht: es giebt auch einen schlappen, wonneduselnden weltlichen Optimismus, namentlich in theosophischen Kreisen, welcher keineswegs auf darniederliegende Gemüther aufraffend und befreiend zu wirken vermöchte. Der weltliche Optimismus der Heilsarmee hat als solcher noch etwas Besonderes voraus: er wirkt berauscht und berauschend, er ist durchaus bacchantischer Art. Dieser religiös-bacchantische Geist stellt sich in der Heilsarmee von selber ein, wird aber auch von ihren überlegenen Strategen mit wohlweislicher Nachdrücklichkeit als vorzügliches Wirkungsmittel gezüchtet. Wer das Gesammtbild der letzten Festversammlungen unbefangen in sich aufgenommen hat, kann nicht anders urtheilen. Bacchantischer Tanzschritt zeichnet den Rhythmus der vorgetragenen Lieder aus, bacchantisch waren die erregten Bewegungen und Geberden der meisten „Soldaten", bacchantisch eine Art nervös-unwillkürlichen Lachens bei den männlichen und weiblichen Heilskämpfern, an das angeregte Lachen Derjenigen erinnernd, die ein wenig zu tief ins Gläschen geguckt haben. Bacchantisch war die enthusiastische Begrüßung des Kommissärs und des Kommandeurs, bacchantisch die stürmisch-jauchzende Bejahung der Frage, ob die „Offiziere" und „Soldaten" glücklich seien, bacchantisch die Vortrags-

weise der Chöre, bacchantisch der höchst charakteristische Wunsch eines Offiziers, daß ein ihn offenbar besonders narkotisirender Chor immer wieder angestimmt würde. Bacchantisch waren die improvisirten, in großer Erregung und oft mit unsicherer Zunge vorgetragenen Reden der Hallelujahmädchen: sie sangen oder stammelten vor seelischer Trunkenheit, und, wenn sie geendet hatten, taumelten sie mehr auf ihren Platz zurück, als sie gingen. Bacchantisch war die glückstrunkene Versicherung eines bärtigen, ursprünglich wohl dem Handwerkerstande angehörigen Mannes mit ausgemergeltem Gesicht und glühenden Augen, die Versicherung, daß er den seligmachenden lebendigen Christus immer gegenwärtig fühle: bacchantisch waren die lebhaften Zwischenrufe der männlichen und weiblichen Soldaten, welche mehr als einmal die Ausführungen der Offiziere unterbrachen. Wer all dies mitangesehen und angehört, der weiß: Trunkenbolde und Spieler werden hier mit derselben Waffe erobert, mit welcher das Laster sie angefochten hat, sie werden durch einen feineren und stärkeren, zur Hälfte seelischen und phantastischen Rausch von ihrer plumpen Manie abgebracht, und die gesellschaftlich Enterbten finden hier Entschädigung in einem Reichthum von Nervengenüssen, die nichts kosten ....

Daß unsere Zeit die tröstenden und moralisirenden Kräfte der Kirche, welche bisher erhebend und seelisch befreiend auf die unteren Volksschichten wirkten, allmählich durch künstlerisch-ästhetische Potenzen zu ersetzen strebt, ist schon oft bemerkt worden; daß ferner die Kunst unserer Zeit, insoweit sie nicht naturalistisch-nüchternes Modehandwerk geworden ist, mehr einen dionysisch-berauschenden, als einen apollinisch-beruhigenden Charakter trägt, läßt sich ebensowenig leugnen. Richard Wagner hat in seinem modernen Kunstideal gerade der Musik, der sinnlichsten und bacchantischsten aller Künste, die Führerrolle zuerkannt: das ist bezeichnend genug. In fast allen Werken des Bayreuther Meisters, namentlich aber im „Parsifal“, ist der künstlerisch-bacchantische Wetteifer mit den kirchlichen Wirkungen unverkennbar, und bei seinem genialen Können ist er auch in der That für viele Menschen von moderner Bildung, welche in der Kirche keinen Halt mehr fanden, der Vermittler religiös erhebender Stimmungen geworden. Mit entsprechend vergröberten, aber wesentlich parallelen Mitteln sucht die Heilsarmee die unteren Volksklassen zu beeinflussen, unter Zugrundelegung des christlichen Dogmas, welches hier noch im Buchstabensinne unentbehrlich ist. Die subjektive, halbsinnliche Ekstase soll auch hier an die Stelle der objektiven Autorität treten und zu denselben moralisch-praktischen Resultaten führen. Daß es der Heilsarmee in der That zunächst nur um die unteren Volksklassen zu thun ist, das heißt, um die Halbgebildeten und Ungebildeten, verhehlt sie nicht: Mr. Booth-Tucker hat es in der ersten der beiden Festversammlungen ausdrücklich betont. Freilich sagte er auch: „Ich bin gar nicht sicher, ob wir für die anderen Klassen nicht auch passen würden. Wir erreichen alle Klassen.“ Diese letztere Hoffnung dürfte sich wohl nicht erfüllen, wenigstens nicht, wenn man unter den „höheren Klassen“ die der höheren Bildung versteht. In den höheren Rangklassen der Gesellschaft kommen ja wohl Frauen und Mädchen vor, deren Bildung und Intelligenz kindlich genug geblieben ist, um sich in der Sphäre der Heilsarmee glück-

lich zu fühlen; die Höhergebildeten aber müssen sich ihre seelische Befriedigung anderswo suchen. Wagnermusik, ethische Bewegung oder dogmatischer Spiritismus ist nicht Jedermanns Sache. Für Viele muß hier noch eine neue Macht kommen. Wie stark das Bedürfniß nach einer solchen befreienden Macht und die Theilnahme an parallelen Erscheinungen bereits geworden ist, das hat der Riesenbesuch jener beiden Versammlungen und die gar nicht mehr ulkige, sondern beinahe andächtige Stimmung der aus allen Kreisen zusammengesetzten Zuhörerschaft überraschend bewiesen.

Friedenau b. Berlin. Hanns von Gumppenberg.

Der Niedergang in der Musik.

Auf, Ihr Genies, die Ihr noch als hommes masqués unerkannt in der Welt der Töne umherirret, entfachet den schlummernden Geistesfunken zur hellodernden Lohe und schaffet Werke aere perennius, die das Menschengeschlecht erbeben machen und ihm zeigen, daß das Genie noch nicht ausgestorben ist, daß der schaffenden Tonkunst noch eine blumige Wiese erblüht! Seit zwei bis drei Dezennien liegt das Feld brach und öde. Wo sind sie geblieben, die Mozart und Beethoven, die Liszt und Wagner, die Weber und Schumann? Aber da ist ja noch Brahms, fast hätte ich seine vier Symphonien vergessen. Allein dieser „zweite Beethoven", wie er oft genannt wird, ist nicht gerade nach Jedermanns Geschmack, er ist kontrovers. Lobt man ihn, tadelt man ihn, Jeder hat Recht in seinem Sinne; vielleicht geht es ihm, wie dem viel umstrittenen Wagner — per aspera ad astra. Doch muß dies die Zeit lehren. Also abgesehen von der „streitigen" Brahmsmusik, kann der Kenner der Literatur, ohne als Ketzer zu gelten, dreist behaupten, daß die Neuzeit gar sparsam und ärmlich an musikalischen Werken ersten Ranges sei. Es ist förmlich, als ob die Kunst in einem Banne liege, den zu lösen schier Niemandem gelingen wolle. Schüchtern taucht ab und zu eine neue Oper, eine neue Symphonie auf, aber ihr fehlt das erwärmende, entzündliche Feuer des allmächtigen Geistes, es brennt schnell verloderndes Stroh statt der lange glühenden Kohle. Allerlei mühsam konzipirte Werke erscheinen auf der Bildfläche, um schnell wieder in die Aktenkammer zu wandern, Talmi gleichend und nicht echtem Golde. Das ist der Zustand der modernen Zeit; darum greift man immer und immer wieder auf die verflossene Epoche zurück, darum muß die ganze Opernskala bis Wagner herhalten, darum zieren fast nur symphonische Werke des berühmten Trios Haydn, Mozart, Beethoven die Programme. Und wenn man einige Schritte jetzt weitergegangen ist, indem man die Schöpfungen eines Liszt und Berlioz allmählich zu popularisiren sucht, so ist doch damit immer nur einer bereits vergangenen Epoche zu ihrem Rechte verholfen worden. Und sollen dann

etwa die Opern der Mascagni und Leoncavallo die neue Aera repräsentiren? Ich glaube mit größter Zuversicht, daß in den leitenden Kreisen über diese Frage bereits die Akten geschlossen sind. Wir sind also in der That in das Stadium des musikalischen Niederganges eingetreten, zum Mindesten aber müssen wir annehmen, daß die musikalische Schaffenskraft zur Zeit latent oder ohnmächtig sei. Es ist natürlich, daß man die Gründe für diesen merkwürdigen Zustand sucht, und ich will versuchen, aus feststehenden Thatsachen die Erklärung zu finden.

Vor Allem sind die Komponisten selbst und die Musikalienverleger der Schuld an dieser Dekadence anzuklagen und nur indirekt unser Publikum. Erst vor einiger Zeit habe ich über das Verhalten des Publikums im Konzertsaal und in der Oper in herben, aber der Sache nach gerechtfertigten Worte mich geäußert. Es hieß da, der allgemeine Geschmack sei ein absolut verdorbener. Daß er es geworden ist, ist den Autoren und Verlegern zu verdanken. — Früher — das ist schon eine Weile her — komponirte der Musiker um der Kunst willen; er hungerte, darbte, sah sich gründlich verkannt, aber er schuf doch Meisterwerke oder wenigstens anständige Musik. Der Kunst allein zu dienen, war sein oberster und schönster Grundsatz. Daher kam es freilich, daß er zu seinen Lebzeiten gewöhnlich nicht anerkannt wurde und sich als Märtyrer der Kunst den Weg zum Ruhme durch Dornengestrüpp bahnen mußte. Wie sich doch die Zeiten ändern! Die Kunst ist einem schachernden Materialismus verfallen. Das Geld, das Geld und wieder das Geld ist schließlich ihr Ziel geworden. Heutzutage komponirt man eben nicht mehr, um sich die Krone der Unsterblichkeit zu erringen, sondern um Geld zu verdienen. Der Reiche hat es nicht nöthig, unterläßt es also, und der Arme, ja, der Arme kann in großem Idealismus keine Opern und Symphonien schreiben, damit sie so lange im Pulte schlummern, bis sich dereinst ein aufopfernder Retter für sie findet. Inzwischen wäre wahrscheinlich der „arme“ Verfasser längst verhungert! Daher unterläßt er solche kühnen Wagnisse. Kühn schon deßhalb, weil es anerkanntermaßen schwer, häufig unmöglich ist, ein Werk größerer Dimensionen, wie eine Oper und selbst eine Symphonie oder sonst ein Orchesterwerk zur Aufführung zu bringen. Da muß man mit dem Leiter der Aufführung verwandt sein oder — tüchtig zahlen. Was soll denn solch armer Teufel machen, wenn ihm der großmüthige Direktor sagt: „Jawohl, ich will Ihre Oper aufführen, aber ich muß dazu eine Kaution von 50 000 Mark haben.“ Ein anderer Fall: Ein großes Konzert-Institut erklärt dem Bewerber, der eine Ouverture in einem der populären Konzerte spielen lassen will, er müsse vorher erst die Summe von 100—200 Mark deponiren, und es ist schon vorgekommen, daß dann nach erfolgter Deponirung das Stück allerdings in der „Probe“ gespielt wurde, der Kapellmeister aber darauf die famose Erklärung abgab, daß er leider von einer öffentlichen Aufführung absehen müsse!!! Dabei war in diesem Falle der Verfasser ein durchaus tüchtiger Komponist von einigem Ruf und sein Werk zwar nicht himmelstürmend, aber wohl der Aufführung werth. Das passirt einem jungen Komponisten, der wird geschäftsmäßig ausgesogen und ausgebeutet; ist er aber schon alt und hat Ruf, dann kann er mit der größten Seelenruhe das Blaue vom

Himmel herunterschmieren, er kann sicher sein, das Machwerk wird mit Freuden aufgeführt. Das ist nun einmal so der Lauf der Welt.

Nehmen wir nun aber den Fall an, daß der junge Autor mit einem ernst gemeinten Werke größeren Stiles zum Verleger kommt, so sieht ihn dieser mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Mitleids an. Er möchte ihn am liebsten fragen, ob er etwa verrückt sei. Ja, wenn er einen überaus berühmten Namen führte, dann könnte man ja zusehen; aber so müsse er (achselzuckend) bedauern, von dem freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können. Vielleicht schreibe der Komponist einmal kleine Sachen, Liedchen oder dergleichen, dann möge er wiederkommen. — Nachdem sich Freund Musikus noch bei allen möglichen anderen Verlegern einen Korb geholt hat, fängt er an, den guten Rath zu befolgen, „kleine" Kompositionen, wie Lieder, Kinderstücke u. s. w., zu schreiben. Inzwischen ist es ihm vielleicht gelungen, das eine oder andere Orchesterstück durch Protektion oder Geldopfer zur Aufführung — als Manuskript natürlich — zu bringen. Nun geht er hoffnungsvoll mit den Liedern und anderen „kleinen Sachen" wieder zum Verleger. „Ja, Theuerster, ich werde Ihre Manuskripte prüfen lassen (selber prüfen können nämlich die wenigsten Verleger) und Ihnen Antwort geben. Aber das sage ich Ihnen gleich, im Falle der Annahme kann ich Ihnen kein Honorar zahlen." Nach recht langer Zeit kommt der Autor wieder in den Besitz seiner Manuskripte; diese seien doch nicht so, wie er, der Verleger, sie wünschte, sie seien zu gelehrt und Anderes mehr. Aber er, der Komponist, sollte doch einmal versuchen, etwas Populäres zu schreiben, dann würde er bald bekannt werden u. s. w. u. s. w.

Da liegt der Hase im Pfeffer. Geld zahlen will der Verleger nicht, aber Geld verdienen. Er kennt das Publikum und weiß, daß nur die gewöhnlichste Musikschundwaare „geht". Allenfalls findet er den glücklichen Autor irgend eines Gassenhauers mit 20 bis 50 Mark ab; er selbst zieht 2000 bis 5000 Mark und weit darüber aus dem einfachen Geschäft. Wir sehen, der Musikverleger ist für gewöhnlich ein recht tüchtiger Geschäftsmann zu seinen Gunsten; daher erklärt sich auch die Thatsache, daß selten ein Verleger musikalisch gebildet ist, er ist der Kaufmann par excellence, der die gelieferte Musik lediglich vom Standpunkt der bestellten Geschäftswaare ansieht. Natürlich giebt es auch einige ideale Ausnahmen; allein sie bestätigen nur die Regel. Dieses Geschäftsgebahren hat einen doppelten Nachtheil.

Erstens wird in der Hauptsache der an sich schon entartete Geschmack des großen Publikums noch weiter heruntergebracht. Unser Jahrhundert hat dies ganz klar bewiesen. Ehemals gab es auch Gassenhauer, ich denke z. B. an: „Ach, Du lieber Augustin." Aber dieser kleine Walzer ist fast ein klassisches Stück gegenüber der modernen Schundwaare. In den letzten zwanzig bis dreißig Jahren ist der Geschmack ganz enorm gesunken und bei dem denkbar niedrigsten Niveau angekommen Wer trägt daran die Schuld? Die Verleger, welche durch kluge Geschäftspraktiken die Komponisten schließlich zwangen, solche leichte Waare auf den Markt zu bringen. Und die Folge davon ist, daß die großen Firmen, die bisher sich davon fern-

gehalten hatten, auch neuerdings in dieses Musik-Nebelhorn stoßen müssen, um nicht einen geschäftlichen Rückgang zu erleiden. Jeder Schmarren muß hier herhalten, er wird bestimmt gekauft. Nun klagt man über das verständnißlose musikalische Urtheil des Publikums. Aber wie soll denn schließlich dieses Urtheil geläutert werden, wenn unsere Söhne und Töchter im Verlaufe des Musikunterrichts mit allerhand seichter und oberflächlicher Salonwaare gefüttert werden? Da muß ja der Bazillus der Verständnißlosigkeit üppig gedeihen. Aus so oder gar nicht vorgebildeten Leuten setzt sich doch schließlich das große Publikum zusammen, das später bei einer Aufführung in der Oper und im Konzertsaale den Richter spielen will und sich doch nur fortwährend ein bedenkliches Armuthszeugniß ausstellt. Vox populi, non vox dei müssen wir da sagen. Die Unzahl von Musiklehrern und -lehrerinnen hat es vollkommen in der Hand, den Geschmack des Publikums zu fördern oder zu degeneriren.

Am schlimmsten aber kommt bei diesen unglückseligen Verhältnissen der Komponist selbst weg. Es ist eine eigene Schicksalsironie, daß Talent und Genie sich fast niemals im reichen Hause einstellen. Nicht im Palaste, sondern in der Hütte, am Herde der Armuth erglimmt der gewaltige Funke des Genies. Das ist seltsam, aber möglicher Weise zu erklären. Jedenfalls ist der arme Musiker genöthigt, sich sein Brod zu verdienen, sei es nun mit Stundengeben oder mit Komponiren. Im ersten Falle wird seine Schaffensfreudigkeit bald gelähmt. Denn die nüchterne Realität des Einpaukens wirkt auf die allermeisten Individuen derart geisttödtend, daß sie froh sind, wenn die Stunden am Tage vorüber. Dies wird wohl jeder Musiklehrer bestätigen. Nun bleibt noch das **Komponiren.** Allerlei Erfahrungen mit Konzertdirektionen und Verlegern haben den jungen Künstler bald auf die unrichtige Bahn gebracht: er muß für Geld arbeiten. Was Wunder, wenn er den idealen Kunststandpunkt, eine Oper oder Symphonie oder Sonate lediglich um der **Kunst** willen zu schaffen, aufgiebt und lieber den materiellen des geschäftlichen Verdienens einnimmt. Ich kenne eine Reihe junger, wirklich begabter Komponisten, die, entgegen ihrer natürlichen Veranlagung, vorläufig nur „populäre" (d. h. im Sinne des Verlegers und des Publikums) Werkchen in die Welt senden. Auf diese Weise entstehen die vielen „Reißer" und Trivialitäten, die in Bezug auf das **wahre** Erfindungsvermögen des Autors gar keinen Schluß zulassen. Das Talent so manches jungen Komponisten wird hier verkannt. Als ich einmal einem jungen Musiker rund heraus sagte, daß er solche Lieder, wie neulich im Saal X, nicht der Oeffentlichkeit übergeben dürfe, fragte er mich sehr lakonisch, **ob ich** ihm vielleicht Brod und Fleisch und Miethe bezahlen wolle, dann würde er bessere Sachen schreiben; vorläufig müsse er aber **leben.** Er hatte von seinem Standpunkt aus Recht; denn er steht ganz allein in der Welt, und der Verleger bezahlt ihm die kleinen Sachen mit 20 bis 30 Mark pro Exemplar, wenn er sie annimmt. Ja, wo sind denn die Fürsten und Grafen Lichnowski, Lobkowitz, Kinsky, Rosumowski, ein Erzherzog Rudolf, wie es zu Beethovens Zeiten war, die ein kunstsinniges Leben am Hofe führten und junge, ausgesprochene Talente aus eigenen Mitteln unterstützten? Wo sind diese großmüthigen Mäcene? Heute kann

der begabteste Künstler auf dem bequemsten Wege verhungern oder zum Selbstmord greifen, wenn er die Musik nicht als seine milchende Kuh betrachten will. Auch Richard Wagner hatte nach seiner Flucht eine sehr böse Zeit durchzumachen und mußte für ein lumpiges Honorar Noten abschreiben und Arrangements verfertigen. Allein diese außergewöhnlich starke Natur verstand es, die Trübsal zu überwinden und dennoch während der kritischen Zeit große, weltbewegende Opern zu komponiren, deren Aufführung den allergrößten Schwierigkeiten ausgesetzt war. Fürwahr, ein Löwenmuth gehörte dazu, wie ihn unter hundert Individuen nicht eins besitzt. Abgesehen von dieser seltenen Ausnahme ist der gewöhnliche Gang der, daß der junge Autor lauter leichte und seichte Musikwaare gegen Bezahlung liefert, und, da das Geschäft ein ganz nützliches ist, später vollkommen dabei bleibt. Auf diese Weise ist schon so mancher begabte Mensch verflacht. Und da die Verhältnisse leider sehr häufig so liegen, so ist es klar, daß auf diesem Wege für die heilige Kunst nichts zu erhoffen ist. Daher die Degeneration, die Sterilität in der Musik. Das Haschen nach Popularität und die Armuth sind die größten Feinde der schaffenden Kunst. Was hilft es dann der Kunst, wenn die Amalie Joachim, die Lilli Lehmann, die Marcella Sembrich die trivialen Gesänge eines Autors dem degenerirten Publikum vorführen? Der Kunst nichts, dem Künstler viel, dem Verleger am meisten. So ist denn das Ganze eher ein Gnadengeschenk für den jungen Autor, das nichts kostet und doch nobel aussieht. Und was will das sagen, wenn in einem bestimmten Falle ein bekannter Verleger einem berühmten Komponisten eine Jahresrente von 16000 Mark aussetzte?! Dafür muß dieser kontraktmäßig so und so viele Kompositionen liefern und n u r dieser Firma zu ausschließlichem Eigenthum überlassen. Was aber bei einer solchen Art, par ordre du moufti zu komponiren, herauskommt, kann sich ja Jeder selbst ausmalen.

Diese Momente, die die Impotenz der schaffenden Tonkunst zu erklären suchen, finden noch eine weitere Unterstützung in der Art und Weise, wie zur Zeit die Musikkritik geübt wird. Auch sie hat es völlig in der Hand, der Decadence entgegenzuarbeiten; leider aber sind es eine Reihe Umstände, die den Zweck nicht erreichen lassen. Es ist eine allgemeine Ansicht, daß die Berliner Musikkritik nicht auf der Höhe ihrer Sache stehe. Ein sehr heikles Thema! Ich selbst bin aus „kollegialen Rücksichten“ weit entfernt, hier etwaige Vorwürfe machen zu wollen. Allein einige Punkte mögen doch eine kurze Erwähnung finden. Es giebt Zeitungsverleger, die die Musikkritik lediglich als Bagatelle betrachten und daher erstens nicht darauf sehen, daß ein Musiker oder wenigstens musikalisch Gebildeter die höchst verantwortliche Stellung einnehme, und die zweitens die Musikreferate aus Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse auf das äußerste Minimum beschränken. Beides ist bei genauer Betrachtung der modernen Zustände falsch. Denn erstens ist es zweifellos, daß man zur Beurtheilung von musikalischen Leistungen die erforderlichen Spezialkenntnisse besitzen muß — aus absolut naheliegenden Gründen. Würde man im anderen Falle z. B. eine Gemäldeausstellung durch einen gelernten Elektrotechniker und umgekehrt eine Elektrizitäts-Ausstellung von einem Maler kritisiren lassen? Gewiß

nicht. Jeder würde dies für ein Ding der Unmöglichkeit halten. Aber hinsichtlich der Musikkritik ist man weit weniger skrupulös. Da wird einem sonst tüchtigen Journalisten, der aber nicht Fachmann ist, die schwere Rolle aufgebürdet, Musikreferate zu schreiben, und er findet sich damit, so gut es geht, ab. Was sind dies aber für Referate? Den Kern der Sache treffen sie nicht, sondern bewegen sich in oberflächlichen, nichtssagenden Redensarten: die ganze Kritik ist so gut wie werthlos.

Eine andere Gefahr, und zwar auch für den fachmännisch gebildeten Kritiker liegt in der Anordnung gewisser Verleger, die Musikreferate bis auf das Geringste zu beschränken. Man motivirt dies damit, daß das Publikum die Musikberichte gar nicht läse, resp. daß im Feuilleton kein genügender Platz dafür sei. Dabei sollen die Referate nicht musikalisch-gelehrt, sondern annehmbar feuilletonistisch geschrieben sein. Die erste Behauptung ist unzutreffend; denn die Leser wollen die Kritiken nicht nur lesen, sondern sie haben, da die Aufführungen ein öffentliches Interesse darbieten, ein Recht auf Berichterstattung. Man will wissen, was auf musikalischem Gebiete vorgeht, ob man zu diesem oder jenem Konzerte u. s. w. gehen kann oder nicht. Deßwegen, weil der Verleger unmusikalisch ist und daher den Referaten kein Interesse entgegenbringt, ist doch noch nicht zu folgern, daß auch die Leser der Zeitung Nichts davon wissen wollen. Der Verleger generalisirt also seine eigene subjektive Meinung zum Schaden der *musikalischen* Leser. Daher wird denn in den meisten Fällen dem Berichterstatter nur eine bestimmte, sehr geringe Anzahl von Zeilen gestattet, ja, sogar das Konzert, das er besuchen soll, vorgeschrieben, als ob man äußerlich einer Vorführung schon vorher ansehen könne, ob sie schlecht oder gut wird. Schreibt der Referent mehr, dann werden ihm Sätze gestrichen, gleichgültig, ob der Zusammenhang dadurch zerstört wird oder nicht, ja, mitunter das ganze Referat in den Papierkorb geworfen. Er hat somit zu seinem Vergnügen Nachts bis 12 und 1 Uhr gesessen und geschrieben. Zwängt aber der Referent seinen Bericht wirklich in den vorgeschriebenen Raum, dann ist es selbst dem von den ernstesten künstlerischen Absichten geleiten Journalisten unmöglich, Etwas zu liefern, das einer *Kritik* nur ähnlich sieht. Der Verleger will einen *Berichterstatter*, die Künstler aber haben ein Anrecht auf einen *Kritiker*. Und zwischen beiden ist ein erheblicher Unterschied. Der Erstere konstatirt, daß ein Konzert da und dort stattgefunden habe, daß die Leistungen gefallen oder nicht gefallen haben, daß diese oder jene Stücke aufgeführt worden seien. Voilà tout. Der Kritiker aber sagt, *warum und aus welchen künstlerischen Gründen* ihm Dieses oder Jenes gefallen oder nicht gefallen habe, er analysirt Kompositionen nach ihrem Werthe, betrachtet Künstler nach ihrer künstlerischen Individualiät und Qualität; kurz, Jener ist ein oberflächlicher, gleichgültiger Resumeur, der Andere ein ernster Referent, der der Kunst, den Künstlern und dem Publikum in gleicher Weise nützt. Es erscheint somit zweifellos, daß die Musikkritik doch nicht so oberflächlich gehandhabt werden darf, als es von mancher Seite geschieht.

Auch zu *gelehrt* dürfen die Referate nicht sein; denn sonst verstünden sie die Leser nicht. Nun gut! Für wen sind denn die „Handels

nachrichten" geschrieben? Doch wohl nur für Die, welche die Handelswissenschaften verstehen und die betreffenden Kurse 2c. lesen wollen. Alle anderen Leute haben nicht das geringste Interesse daran. Genau so steht es mit den Musik-Referaten. Nicht jeder soll sie lesen, sondern eben nur die musikalisch Gebildeten, die die Sache angeht, und diese verstehen auch den Inhalt. Wer sie nicht lesen will, der läßt es eben bleiben. Daraus wird der Zeitung noch kein Schaden erwachsen. Auch bezweifle ich, daß jemals ein Abonnent wegen „zu gelehrter Musikreferate" abgesprungen sei. Suum cuique — dem Handel, der Politik, der bildenden Kunst wie dem Theater und der Musik.

Der Einwand, die Konzertveranstaltungen in Berlin hätten derart überhand genommen, daß die Zeitung ihnen nicht mehr folgen könne, ist schon aus dem Grunde nicht stichhaltig, weil kein Referent verpflichtet ist, irgend ein Konzert von Müller und Schulze zu besprechen, sondern nur die, welche er einer Besprechung für werth hält. Und diese Werthschätzung muß ihm als dem Sachverständigen durchaus überlassen bleiben. Dem Kritiker aber direkt vorzuschreiben, Du darfst nur über ein bis zwei Konzerte in der Woche berichten, bedeutet eine vollständige Verkennung der gegenwärtigen Verhältnisse. Wir haben schon Konzertwochen in dieser Saison gehabt, wo auf zwanzig Konzerte acht bis zehn überaus *wichtige* entfielen. Davon sollen sechs bis acht Aufführungen nun unbesprochen bleiben. Ist dies richtig? Niemals. Eine solche Ignorirung des Konzertwesens kann einer Zeitung doch schließlich nur zum Schaden gereichen. Dann mag sie schon lieber auf Referate gänzlich verzichten; denn der Kunst erweist sie nicht den geringsten Dienst.

So wird denn an dem Niedergang immer weiter gearbeitet, unaufhörlich und sicher. In Wien sitzt der Musikpapst, Herr Dr. Hanslick, und schaut vergnügt dem Treiben zu. Nun, die Wiener sind es ja zufrieden und chacun à son gout. Unser Gustus ist Hanslick freilich nicht, allein betrübend muß es für uns sein, wenn der Berliner Musikkritik auswärts, wie leider oft geschehen, die Lebenskraft abgesprochen wird. Es ist thöricht, dafür die Musikreferenten im Allgemeinen verantwortlich machen zu wollen. Die Schuld liegt auf ganz anderer Seite. Verleger, Künstler, Publikum und indirekt erst die Kritik sind im Stande, der herrschenden Musikdecadence kräftig entgegenzuwirken. Wenn sie zu solchem Widerstand sich vereinigen, dann erst wird wieder eine neue Aera für die höchste aller Künste anbrechen.

Berlin. **Paul Ertel.**

Bonaparte als Liebhaber.

Am 1. Januar 1807 hielt der Kaiser, der von Pulstuck kam und nach Warschau fuhr, in dem Städtchen Bronie an, um die Pferde zu wechseln. Eine große Menge Menschen hatte sich eingefunden, um den Befreier Polens zu begrüßen; kaum zeigte sich der Wagen, so stürzte Alles auf ihn zu. Der Wagen hält, Duroc steigt aus und bricht sich mühsam Bahn bis zum Postgebäude. In dem Moment, wo er dasselbe betritt, hört er einen lauten Schrei, sieht bittend erhobene Hände und hört eine Stimme, welche ihm auf Französisch zuruft:

„Ach, mein Herr! Helfen Sie uns aus dem Gedränge und machen Sie es möglich, daß ich Ihn sehe, nur einen Augenblick sehe.“

Duroc bleibt stehen. Es sind zwei Damen, eingeschlossen von einem Haufen von Bauern und Arbeitern. Die Eine, die, welche ihn angerufen hat, scheint noch ein Kind zu sein: sie ist hellblond, hat große, blaue Augen voller Unschuld und Sanftmuth, die zu ihren Worten strahlen wie in weihevoller Ekstase; ihre zarte Haut, von der Frische der Theerose, färbt sich zu dunkler Röthe. Die junge Dame ist ziemlich klein, aber wunderbar wohlgestaltet, so fein, so geschmeidig: die verkörperte Anmuth; sie ist sehr einfach gekleidet, hat einen dunklen Hut auf mit großem schwarzen Schleier. Duroc hat mit einem raschen Blick Alles gesehen, befreit beide Damen, und indem er der Blonden den Arm bietet, führt er sie an den Wagenschlag.

„Sire,“ sagt er zu Napoleon, „sehen Sie Diese, sie hat allen Gefahren des Gedränges getrotzt, um Sie zu sehen!“

Der Kaiser nimmt den Hut ab und beginnt, sich zu der Dame neigend, eine Unterhaltung. Sie aber, als wäre sie inspirirt, in Verzückung, von ihren Gefühlen übermannt, fällt ihm ins Wort und ruft:

„Seien Sie willkommen, tausend Mal willkommen auf unserem Grund und Boden! Nichts, was wir auch thun könnten, wird die Empfindungen, welche wir Ihrer Person entgegenbringen, in vollem Umfange offenbaren, unsere Freude darüber kundthun, daß Sie dieses Land betreten, das Ihrer harrt, um sich zu erheben.“

Während sie, nach Athem ringend, diese Worte hervorstößt, ruht Napoleons beobachtender Blick auf ihr; er greift nach einem Bouquet, welches er im Wagen hat, und bietet es ihr mit den Worten:

„Nehmen Sie es als ein Unterpfand meiner guten Absichten an. In Warschau werden wir uns wiedersehen, wie ich hoffe, und ich werde von Ihrem schönen Munde meinen Dank fordern."

Duroc sitzt wieder neben dem Kaiser im schnell dahinrollenden Wagen; Napoleon schwenkt noch eine Zeit lang aus dem Fenster hinaus seinen Hut als Zeichen eines Abschiedsgrußes.

Die junge Dame heißt Marie Walewska, sie war eine geborene Laczinska, aus alter, aber sehr armer Familie, die noch dazu sehr zahlreich war: denn es waren ihrer sechs Kinder. Herr Laczinski war gestorben, als seine Tochter Marie noch ganz klein war; seine Wittwe, die Alles aufbot, um die kleine Besitzung, das Familiengut, möglichst rentabel zu machen, hatte ihre Töchter in Pension gegeben. Sie lernten etwas Französisch, etwas Deutsch, etwas Musiziren und etwas Tanzen. Als Marie fünfzehn und ein halbes Jahr alt war, kehrte sie nach Hause zurück, mit Kenntnissen nur mittelmäßig ausgestattet, aber voll keuschen Sinnes und voller Liebe für Religion und Vaterland. Mit ihrer Liebe zu Gott hielt die Liebe zu ihrem Heimathlande gleichen Schritt; das waren die beiden ihr Leben bewegenden Elemente. Wenn man ihr sagte, sie solle einen Russen oder einen Preußen, Beides Landesfeinde, heirathen, so gerieth sie außer sich und ihre sonst so hingebende Sanftmuth hatte ein Ende.

Kaum war sie unter das mütterliche Dach zurückgekehrt, als in Folge von seltsamen Zufällen sich ihr zwei glänzende Partien boten, von denen sie sich nach Anordnung der Mutter aussuchen konnte, welche ihr am besten paßte.

Der eine der Freier war ein junger, liebenswürdiger Mann, der ihr auch vortrefflich gefiel; er war zudem ungeheuer reich, auffallend hübsch — aber er war Russe, Sohn eines der Generale, welche Polen hart bedrückt hatten. Nimmermehr konnte sie seine Frau werden!

Der andere war alt, schon siebzig Jahre alt, es war Anastasius Colonna von Walewice-Walewski. Er war zum zweiten Mal Wittwer, und der älteste seiner Enkel war um neun Jahre älter als Marie. Aber — auch er war sehr reich. An dem Orte, in dem die Laczinskis hausen, ist er der Herr; er giebt von seinem Schloß aus Befehle, empfängt die armen Nachbarn zur Mittagstafel. Er war Kammerherr beim verstorbenen König. Bei Festlichkeiten schmückt er sich mit dem blauen Bande des weißen Adlerordens. Er ist der Senior eines der ersten Geschlechter Polens, dessen

Stammbaum sich an den der Colonna in Rom lehnt. Sollte sich Madame Laczinska nicht für einen solchen Schwiegersohn begeistert fühlen?

Marie macht auch nicht den geringsten Widerstandsversuch, allein sie erkrankt und schwebt vier Monate lang zwischen Tod und Leben. Kaum genesen, führt man sie zum Altar.

Drei Jahre gehen hin. Die junge Frau, in stillem Leid, lebt auf dem einsamen Schlosse zu Walewice, Trost schöpfend allein in ihrer Frömmigkeit, die sich zur Exaltation zu steigern beginnt. Da schenkte ihr der Himmel einen Sohn, und Alles belebt sich wieder um sie her. Soll dieses Kind einst, wie sie selbst, kein Vaterland haben, von dem Besieger Titel und Güter erbetteln, wie ihr Vater es gethan? Sie will, daß ihr Sohn ein Pole sei, ein freier Mann, und deßhalb soll Polen sich erheben, sich befreien.

Der, welcher Oesterreich bezwungen und sich bei Austerlitz schon mit Rußland gemessen hat, der mit Preußen und dessen Bundesgenossen fertig wurde, Napoleon ist der von der Vorsehung bestimmte Züchtiger der Polentheiler, ist der Freund, der Retter Polens. Er setzt sich in Bewegung, jede Etappe mit einem Siege bezeichnend; er macht die preußische Armee verschwinden wie eine Phantasmagorie; er hält seinen Einzug in Berlin; er nähert sich den Grenzen des alten polnischen Königreiches — ein Fieber befällt All und Jeden, befällt vor Allen Marie Walewska auf ihrem einsamen Schloß; es ist ein Fieber der Begeisterung, der Erwartung.

Walewice liegt weit ab von der Straße, auf der man Neuigkeiten hört, und jetzt ist eine Zeit, wo Jeden darnach dürstet.

Das Ehepaar übersiedelt nach Warschau, wo Walewski ein großes Haus besitzt, welches dem hohen Range der Familie entsprechend eingerichtet ist. Dort soll die Frau sich zum ersten Mal der Gesellschaft zeigen. Sie fürchtet sich, sie kommt sich zu linkisch, zu unwissend, zu unbedeutend vor, sie mag sich nicht gern zeigen, namentlich nicht gern nach La Blacha, dem Palais des Fürsten Joseph Poniatowski, gehen, das als Zentrum der vornehmen Gesellschaft Warschaus gilt, entschließt sich aber auf ausdrücklichen Befehl ihres Gatten, die Höflichkeitsbesuche zu machen — auf Weiteres läßt sie sich nicht ein. Sie bleibt mithin beinahe unbekannt, und trotz ihrer Schönheit bekümmert sich Niemand um sie.

Da kommt die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft Napoleons, und Alles ist in Bewegung, um ihm in Warschau einen womöglich noch glänzenderen Empfang zu bereiten, als es in Posen der Fall war. Alles geht drunter und drüber: Napoleon soll zufrieden sein! Das Schicksal Polens hängt davon ab. Die junge patriotische Frau will die Erste sein,

ihn zu begrüßen, und, ohne es sich sonderlich zu überlegen, ohne die Tragweite ihres Schrittes zu ermessen, fordert sie eine Kousine zur Begleitung auf, steigt in den Wagen und erreicht glücklich trotz aller sich ihr in den Weg stellenden Hindernisse Bronie. —

Gedankenvoll sieht sie dem dahinrollenden Wagen Napoleons nach, und als derselbe ihren Blicken bereits völlig entschwunden war, steht sie noch immer auf derselben Stelle, wie zaubergebannt. Um sie in die Wirklichkeit zurückzurufen, muß ihre Begleiterin sie mit Gewalt fortziehen. Sie wickelt sorgfältig das Bouquet in ihr Battisttaschentuch, besteigt den Wagen und langt spät in der Nacht zu Hause an.

Sie hat den bestimmten Entschluß gefaßt, das vollste Stillschweigen über ihre Fahrt zu beobachten, sich nicht beim Kaiser vorstellen zu lassen und auf keinem Fest zu erscheinen; aber ihre Gefährtin, von ihr dringend zur Verschwiegenheit ermahnt, ist zu stolz auf das Ereigniß, als daß sie schweigen könnte. Eines Morgens läßt Fürst Joseph Poniatowski Marie um Angabe der Zeit bitten, zu welcher sie sichtbar sein würde. Am Nachmittag stellt er sich ein und erzählt ihr laut lachend, daß bei einem der Diners, welche dem Kaiser zu Ehren stattfanden, Napoleon eine Prinzessin Lubomirska auszuzeichnen schien; allein Duroc habe erzählt, wenn sein Gebieter jener Prinzessin einige Beachtung zuwende, so sei es nur deßhalb, weil sie ihm eine reizende Unbekannte ins Gedächtniß zurückrufe, welche er auf der Post zu Bronie angetroffen habe. Wer war sie? Duroc hatte alles Detail genau angegeben, bis ins Kleinste die Gesichtszüge, die Toilette geschildert; Poniatowski hatte hin- und hergerathen und gesucht, jedoch nichts herausgefunden, als ihn unerwartet eine Indiskretion auf die Fährte brachte. Der Kaiser hat sie bemerkt; sie muß also auf dem Balle, welchen Poniatowski geben will, erscheinen. Marie Walewska lehnt ab; der Fürst besteht darauf, daß sie komme. „Wer weiß," sagte er, „vielleicht will sich Ihrer der Himmel bedienen, um Polen wieder herzustellen."

Sie giebt trotzdem nicht nach, und Poniatowski, sehr mißvergnügt, verabschiedet sich. Aber kaum ist er zur Thür hinaus, so werden die ersten Vertreter Polens angemeldet: „Staatsmänner, deren Machtvollkommenheit in der Achtung, dem öffentlichen Ansehen und der Ehrerbietung wurzelt, die ihrem Verhalten und ihrer Klugheit gebührt." Jeder von diesen Herren weiß, worum es sich handelt, nur Mariens Gemahl nicht, der zufällig hinzukommt: er weiß von Bronie Nichts und glaubt, es handele sich um eine dem Range seiner Frau oder vielmehr seinem Range zustehende Ehrerbietung. Er erfährt jedoch, daß es sich um eine Ball-Einladung handelt, und da Marie sich immer noch weigert, befiehlt er ihr, auf dem Balle zu erscheinen.

Sie fügt sich und bittet nur, da alle Damen schon vorgestellt sind, von einer isolirten Vorstellung, durch welche sie in die größte Verlegenheit gerathen würde, abzusehen.

Der große Tag war gekommen. Walewski drängt, daß sie ihre Toilette beeile, aus Furcht, er könne zu spät kommen, vielleicht gar erst nach Abgang des Kaisers. Er hat Einwendungen gegen ihre Toilette, welche er hervorragend elegant und reich gewünscht hätte. Frau Walewska aber hat eine Robe aus einfarbiger weißer Seide mit einer Tunique von Gaze gewählt, in ihre Frisur hat sie einen einfachen Blätterkranz geschlungen. — Sie tritt in den Ballsaal. Ein Gemurmel des Beifalls begrüßt sie; sie stellt sich zwischen zwei ihr unbekannten Damen auf; sogleich ist auch Joseph Poniatowski an ihrer Seite: „Man (soll heißen Napoleon) erwartet Sie mit Ungeduld; man sah Sie kommen und war hoch erfreut; man hat sich Ihren Namen bis zum Auswendiglernen wiederholen lassen; man hat Ihren Mann mit forschenden Blicken betrachtet; man hat mit den Schultern gezuckt und gesagt: beklagenswerthes Opfer. Man hat mir Befehl ertheilt, Sie zum Tanz aufzufordern."

„Ich tanze nicht," antwortet Marie Walewska. „Ich habe nicht Lust, zu tanzen."

Der Fürst entgegnet, der Befehl laute so, „man" beobachte sie. Wenn sie nicht tanze, so werde er der Blamirte sein, der ganze Erfolg des Balles hänge lediglich von ihr ab; allein die Ablehnung wird darum nur noch bestimmter. Poniatowski weiß nicht mehr, was er machen soll, er läuft zu Duroc, welcher seine vertraulichen Mittheilungen lächelnd in Empfang nimmt und sofort an den Kaiser weiter befördert.

Um die schöne Unbekannte aber fangen schon die Schmetterlinge an zu flattern, der glänzende Generalstab des Kaisers umkreist sie.

Der Kaiser sieht es und giebt Berthier ein Zeichen: „Der Adjutant vom sechsten Korps, dieser Louis de Périgord, ist nach der Passarge abkommandirt."

Ein zweiter Wink an Berthier: „Dieser Bertrand geht unverzüglich in das Hauptquartier Jeromes nach Breslau.

Im Tanz ist inzwischen eine Pause eingetreten; der Kaiser durchschreitet die Säle, streut Phrasen nach rechts und links, die liebenswürdig sein sollen, aber die in Folge der Stimmung, in welcher er sich befindet, ungemein linkisch ausfallen.

Eine junge Dame fragt er, wie viel Kinder sie habe, ein altes Fräulein, ob ihr Gemahl sehr eifersüchtig auf ihre Schönheit wäre, eine sehr korpulente Dame, ob sie gern tanze u. s. w. Er spricht, ohne zu

wissen, was er sagt, ohne auf die Namen zu hören, welche man ihm nennt, oder sich ins Gedächtniß zurückzurufen, was er sich in Bezug auf sie zuvor eingelernt hatte. — Seine Augen, seine Gedanken sind bei Einer, sie allein existirt augenblicklich für ihn.

Jetzt steht er vor ihr, die Nachbarinnen stoßen sie mit dem Ellenbogen, daß sie sich erheben soll — mit niedergeschlagenen Augen, auffallend bleich, steht sie da. „Weiß zu weiß steht Ihnen nicht gut, Madame," sagt der Kaiser sehr laut und fügt leise hinzu, „das ist nicht der Empfang, auf den ich glaubte rechnen zu können nach . . ."

Sie schweigt. — Er betrachtet sie einen Augenblick und geht weiter. — Einige Minuten später verläßt er den Ball.

Ein großes Durcheinander der Gesellschaft! Man erzählt sich, was der Kaiser zu Dieser oder Jener gesagt hat, vor Allem, was er zu „ihr" gesagt hat. Was hatte die mit lauter Stimme hervorgestoßene Phrase und was die im Flüsterton gesprochene zu bedeuten? Das letzte Wort hatte Niemand unter den Lauschern verstanden.

Marie Walewska entzieht sich allen Fragen, Beglückwünschungen u. s. w.; im Wagen erneuert ihr Gemahl selbst das Inquisitorium. Als sie aber schweigt, theilt er ihr mit, er habe die Einladung zu einem Diner, an welchem Napoleon theilnehmen werde, angenommen; er empfiehlt ihr eine etwas gewähltere Toilette, er verläßt sie vor der Thür ihrer Gemächer in dem Augenblicke, wo sie ihm ihre unkluge Fahrt nach Bronie beichten und ihm von den Zumuthungen, welche an sie heranzutreten scheinen, und von ihrer Beunruhigung sprechen will.

Kaum ist sie in ihren Gemächern, so tritt auch schon ihre Kammerzofe ein und übergiebt ihr ein Billet, dessen sehr unleserliche Handschrift sie nur mit großer Mühe zu entziffern vermag.

„Ich habe," so schreibt ihr der Kaiser, „nur Sie gesehen, nur Sie bewundert; ich sehne mich nur nach Ihnen. Eine schnelle Antwort zur Beruhigung der brennenden Ungeduld! — N."

Unwillig zerknittert sie das Papier, dessen Inhalt sie empört; aber unten auf der Straße steht Jemand und wartet, es ist Fürst Joseph Poniatowski. „Es gäbe keine Antwort," trägt sie zu bestellen dem Kammermädchen auf; aber der Fürst, der sich noch nicht für geschlagen hält, folgt der Botin auf dem Fuße ins Vorzimmer. Marie Walewska hat gerade noch Zeit genug, die Thür ihres Boudoirs abzuschließen. Und nun entwickelt sich durch die verschlossene Thür ein Hin- und Hergerede: sie erklärt, ihr Entschluß sei unabänderlich, sie werde ebensowenig antworten, als sie der Aufforderung zum Tanz gefolgt sei. Der Fürst bittet, droht und

redet eine halbe Stunde auf die verschlossene Thür los — vergebens; endlich geht er wüthend davon.

Am andern Tage, kaum, daß Marie sich erhoben hat, tritt das Kammermädchen mit einem zweiten Billet ein; ihre Gebieterin aber legt es unerbrochen mit dem andern zusammen und befiehlt ihr, beide Billets dem Ueberbringer zu behändigen.

Was soll sie thun? Sie, die Achtzehnjährige, die Unerfahrene? Sie ist ohne Rath, ohne Beistand. Sie vertheidigt sich so gut sie kann — was soll sie thun? Schon in aller Frühe fängt ihr Salon an sich zu füllen. Es sind die Vertreter der Regierung, die Häupter der Nation erschienen, auch Duroc, der kaiserliche Großmarschall, ist da.

Sie lehnt es ab, zu erscheinen, indem sie Migräne vorschützt; sie schließt sich ein und legt sich auf eine Chaiselongue nieder. Allein ihr Gemahl ist in hellem, lichtem Zorn, und um den Beweis zu führen, daß er kein Othello ist, erzwingt er mit Gewalt für den Fürsten Poniatowski und die polnischen Repräsentanten den Zutritt in das Gemach seiner Gemahlin.

Vor ihnen verlangt er, daß sie sich vorstellen lasse und dem Diner, zu dem sie erwartet wird, beiwohne; die Deputirten bilden den Chorus zu seinen Worten! Einer unter ihnen, der Aelteste, der Angesehenste, der Beredteste unter den Häuptern der Regierung, betrachtet sie ernsten Blickes und ergreift dann etwa folgendermaßen das Wort:

„Alles muß sich fügen, Madame, in Rücksicht auf die Umstände, die so hochbedeutsam sind für die gesammte Nation. Wir hoffen daher, daß Ihr Unwohlsein bis zum Diner gehoben ist, von dem Sie unmöglich fern bleiben können, ohne in den Verdacht zu kommen, eine schlechte Polin zu sein."

Marie muß sich dann auf Befehl ihres Gemahls zu Mme. de Vauban verfügen, dies ist die Maitresse des Fürsten Joseph, um sich bei dieser Raths zu erholen in Betreff ihrer Toilette, der Hofvorschriften u. s. w.

Mme. de Vauban ist eine geborene Puyot-Barbantane, sie lebte früher in Versailles und siedelte zur Zeit der Emigration nach Warschau über; hier traf sie mit einem alten, ihr abhanden gekommenen Liebhaber zusammen und machte gern mit ihm gemeinschaftliche Sache. Sie hält es für eine der ersten Pflichten einer richtigen Kourtisane, dem Souverän, heiße er Ludwig XV. oder Napoleon, Maitressen zuzuführen. Alles, was Bedenken, Schamhaftigkeit, Pflicht, eheliche Treue heißt, erscheint ihr, wenn man es abwägt gegen gewisse Vortheile, nicht schwerwiegend. Hier sind es freilich nicht jene Vortheile, welche als Versuchungen wirken könnten; hier ist eine



Tugend zu bezwingen, bei der man Mittel zur Anwendung bringen muß, die einer Vauban nicht recht von der Hand gehen; sie vertraut daher ihre Besucherin, nachdem sie derselben allerhand Artigkeiten gesagt hat, einer jungen Frau an, welche bei ihr gewissermaßen in der Stellung einer Gesellschafterin ist.

Diese ist ohne Vermögen, von ihrem Manne geschieden, recht hübsch, lebhaft, ja, etwas ausgelassen, dem Alter nach Marie Walewska weit näher stehend, als die Vauban, und ist voll glühendem Patriotismus. Sie wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach durch diese Eigenschaft vortheilhaft bei Marie einführen.

„Alles, Alles," so ruft sie jeden Augenblick aus, „für die heilige Sache des Vaterlandes!"

So gewinnt sie denn auch wirklich mehr und mehr Mariens Vertrauen, schleicht sich in dies Herz, das bisher die Freundschaft nicht kannte, das ein Bedürfniß nach Erweiterung fühlt und sich unbewußt hingiebt. Sie stellt sich mit dem Gemahl auf möglichst guten Fuß und verläßt Marie fast nicht mehr; als sie durch ihre Reden, ihre Ausrufe, ihre patriotischen Delirien diese glaubt genügend vorbereitet zu haben, liest sie ihr einen Brief vor, der von den hervorragendsten Patrioten, den Mitgliedern der provisorischen Regierung, unterzeichnet ist und also lautet:

„Madame! Geringfügige Dinge bewirken oft Großes. Die Frauen hatten von jeher einen großen Einfluß auf die politischen Vorgänge in der Welt. Die Geschichte der entferntesten gleichwie der allerneuesten Zeit bescheinigt diese Wahrheit. So lange Leidenschaften die Menschheit beherrschen, werden Sie, meine Damen, einer der bedeutendsten Faktoren der Macht sein.

Du, der Mann, Du würdest Dein Leben hingeben für die gerechte Sache des Vaterlandes. Du, die Frau, kannst dem Vaterlande nicht dienen mit den Waffen in der Hand, Deine Natur widerstrebt dem. Aber statt dessen giebt es Opfer, die Du bringen kannst, bringen sollst, selbst wenn sie Dir peinlich wären.

Glauben Sie, Madame, daß Esther sich dem Ahasverus hingab aus Liebe? Das Grauen, welches er ihr einflößte, war so furchtbar, daß sie ohnmächtig wurde, wenn er sie ansah, ist das nicht Beweis genug, daß in ihrer Verbindung mit Ahasverus zärtliche Empfindungen keine Rolle spielten? Nein! Esther opferte sich, um ihr Volk zu retten, und hat für alle Zeiten den Ruhm, es gerettet zu haben.

Möchten wir von Ihrem Ruhme und unserer Wohlfahrt dasselbe sagen können! Sind Sie nicht Tochter, Mutter, Schwester, Gattin von begeisterten Polen, welche allesammt mit uns jenen nationalen Bund darstellen, welchen

keine Zahl mehr vergrößern, keine Einigkeit noch festigen kann. Hören Sie auf Das, Madame, was ein berühmter Mann, ein heiliger, frommer Diener der Kirche, was Fénélon sagt: „Die Männer, welche in der Oeffentlichkeit alle Machtvollkommenheit besitzen, können doch durch ihre Berathungen nichts wirkungsvoll Gutes schaffen, wenn ihnen die Frauen nicht dabei an die Hand gehen."

Hören Sie auf diese Stimme, Madame, die sich mit der unsrigen vereint, damit Sie die Freude am Wohlergehen von zwanzig Millionen Menschen genießen können!" — —

Die Familie, das Vaterland, die Religion sind es also, die der bedrängten Walewska befehlen, nachzugeben, es ist das alte, es ist das neue Testament.

Ja, Alles ist in Bewegung gesetzt, um den Fall einer jungen, achtzehnjährigen, kindlich-einfachen Frau, welche weder einen Gatten hat, dem sie sich anvertrauen kann, noch Verwandte, die sie vertheidigen, noch Freunde, die sie retten könnten, möglichst schnell herbeizuführen. Alles ist gegen sie verschworen, und, um sie vollends gefügig zu machen, wird ihr noch das Billet vorgelesen, welches sie unerbrochen zurücksandte.

Sein Inhalt lautet: „Habe ich Ihr Mißfallen erregt, Madame? Ich hatte doch das Recht, auf das Gegentheil zu hoffen. Habe ich mich getäuscht? Ihre Bereitwilligkeit ist erlahmt, während die meinige zunahm. Sie nehmen mir die Ruhe! O, gewähren Sie ein wenig Freude, o, ein wenig Glück dem armen Herzen, das, Sie zu bewundern, so bereitwillig ist. Ist es so schwierig, eine Antwort zu erlangen? Sie sind mir zwei schuldig. — N."

In dem Moment, als die freundschaftliche Dame mit dem Vorlesen zu Ende war, trat Herr Walewski ein. Voller Stolz auf die Erfolge seiner Gemahlin, deren Verdienst er sich selbst zuschreibt, besteht er — Walewski ist ein ehrenwerther Mann, begreift aber nichts, hat in Bezug auf das, was von seiner Gemahlin verlangt wird, nicht den geringsten Argwohn — nochmals darauf, daß sie an dem Diner theilnehme.

Marie ist sich wohl bewußt, daß sie einen entscheidenden Schritt thut, alle Welt fordert ihn — so wird sie ihn denn thun. Bis zum Abend wird ihr Salon nicht leer von geschäftigen Besuchern, welche voll stummer Beglückwünschungen sind, und damit sie über Nacht nicht ihren Entschluß ändere, verbleibt die Bevollmächtigte der Madame Vauban bei ihr — als Ordonnanz.

Als Marie Walewska, von den Umständen bezwungen, am andern Tage den Wagen bestieg, fand sie einige Beruhigung in dem Gedanken, daß, da sie Napoleon nicht liebe, sie auch eigentlich nichts von ihm zu fürchten habe. Bei ihrer Ankunft drängten sich sogleich Viele der Eingeladenen heran, um sich schon jetzt ihre Protektion zu sichern; der Ekel vor ihnen stärkte sie in ihrem Entschluß, sich den Gleichmuth zu bewahren, als Napoleon eintrat. Er war besser vorbereitet als an dem Abend des Balles, um beim Durchwandern der Säle höfliche Redensarten zu vertheilen. Als er rasch vorwärtsschreitend vor der Walewska angelangt war, sagte er weiter nichts als: „Ich glaubte, Madame wäre unwohl; sind Sie ganz wieder hergestellt?" Diese einfachen Worte, die in ihrer beabsichtigten Bedeutungslosigkeit jeden Verdacht beseitigen sollten, hatten im Maries Augen etwas überaus Delikates.

Bei Tafel hatte sie ihren Platz neben Duroc, beinah gegenüber dem Kaiser, der, kaum daß man sich gesetzt hatte, mit dem ihm eigenen kurzen Ton einen Herrn über die Geschichte Polens auszufragen begann. Er schien aufmerksam den Antworten zu folgen, griff einzelne Punkte heraus, um neue Fragen daran zu knüpfen. Aber — ob er nun sprach oder ob er zuhörte — er wandte kein Auge von Madame Walewska, es sei denn, um Duroc zu fixiren, mit welchem er durch eine Art von Zeichensprache Verbindung zu suchen schien.

Man hätte wirklich glauben können, daß das, was Duroc seiner Nachbarin sagte, ihm durch Bewegungen, die der anscheinend in aufmerksame Verfolgung des hochpolitischen Gesprächs vertiefte Napoleon wie unwillkürlich machte, ihm soufflirt würden. Einmal hält Napoleon seine Hand oben gegen die linke Seite seines Rockes: Duroc ist einen Augenblick in Verlegenheit und betrachtet seinen Gebieter aufmerksam, endlich scheint er zu errathen und ruft: „Ah".

Es handelt sich um das Bouquet, das Bouquet von Bronie!

„Was ist aus dem Bouquet geworden, Madame?" fragt Duroc.

Die Walewska beeilt sich, zu erwidern, daß sie die Blumen, die ihr der Kaiser geschenkt hat, für ihren Sohn aufbewahre.

„Erlauben Sie, Madame," fährt mit leiser Stimme Duroc fort, „daß man Ihnen Blumen anbiete, die Ihrer würdiger sind."

Sie vermuthet in diesen Worten eine Anspielung, die ihr beleidigend erscheint, und erwidert sehr laut und vor Scham und Zorn erröthend: „Ich liebe nur die Blumen."

Einen Augenblick ist Duroc stutzig, dann sagt er:

„Gut denn! Wir wollen Lorbeeren pflücken auf dem Boden Ihrer Heimath und sie Ihnen darbieten."

Diesmal ist er geschickter gewesen, denn seine Worte riefen eine sichtliche Verwirrung bei seiner Nachbarin hervor. Als die Tafel aufgehoben war und die Gesellschaft sich in die Salons verfügte, näherte sich ihr plötzlich im Gedränge der Kaiser, und indem er einen Blick auf sie richtet, wie er nur seinem Auge zur Verfügung stand, einen Blick von dämonischer Gewalt, sagt er ihr ganz leise:

„Nein, nein! Wer so sanfte, so gefühlvolle Augen mit einem solchen Ausdruck von Güte hat, läßt sich erweichen und gefällt sich darin, zu quälen. Es wäre denn die Kokettste, die Grausamste aller Frauen."

Er entfernt sich; die Herren folgen ihm; Marie läßt sich bewegen, zu Mme. de Vaubau zu fahren. Dort ist sie erwartet. Es sind Eingeweihte, es sind einige Tafelgäste da, welche sie umringen."

„Er hat nur sie gesehen. Flammende Blicke hat er ihr zugeworfen."

„Sie allein ist im Stande, unsere nationale Sache vor ihm zu vertreten, sie allein kann ihn erweichen, ihn bestimmen, Polen wieder herzustellen."

Das sind die Worte, die ihr entgegenklingen. In dem Augenblick, als Duroc eintritt, ist sie gerade allein mit jener Dame, die wie eine Klette an ihr hängt.

Die Thüren werden geschlossen, Duroc nimmt neben ihr Platz, auf seine Kniee legt er einen Brief, ergreift ihre Hand und sagt in bittendem Ton:

„Können Sie, Madame, Demjenigen eine Bitte abschlagen, dem noch nie Etwas verweigert worden ist? Würden Sie nicht die trüben Wolken verscheuchen wollen, welche augenblicklich seinen Ruhm beschatten, sein Gemüth verdüstern? Ihm den Sonnenschein wiederzugeben, hängt von Ihnen ab, Ihnen allein . . ."

In diesem Tone spricht er eine ganze Weile fort. Sie aber antwortet nicht, sie macht ihre Hand frei und bedeckt damit ihr Gesicht — sie weint wie ein Kind.

Die Dame neben ihr antwortet statt ihrer und versichert, Madame Walewska werde sich zu dem Rendezvous einstellen. Diese ist vor Erregung keines Wortes fähig: die Sprecherin wirft ihr vor, eine schlechte Polin zu sein, und meint, man könne nicht genug für Napoleon thun. Sie giebt dem scheidenden Duroc neue Versicherungen mit auf den Weg, dann erbricht sie den Brief und liest mit lauter Stimme:

„Es giebt Augenblicke, in denen eine hohe Stellung zur Last wird

— das empfinde ich jetzt. Wo soll ich das Bedürfniß eines übervollen Herzens befriedigen? Ich möchte Ihnen zu Füßen stürzen und fühle mich zurückgehalten von schwerwiegenden Rücksichten; sie lähmen das stärkste Verlangen, das es giebt! . . . Ach, wenn Sie wollten . . . Sie allein könnten die uns trennenden Hindernisse beseitigen. Mein Freund Duroc wird Ihnen die Wege ebnen.

O! Kommen Sie, kommen Sie! Alle Ihre Wünsche sollen Befriedigung finden. Ihr Vaterland wird mir um Vieles theurer sein, wenn Sie Erbarmen haben mit meinem armen Herzen. — N."

Das Schicksal Polens ist in ihre Hand gelegt! Es sind nicht mehr Andere, die es sagen: er selbst sagt es.

Der Gedanke, welchen seit fünf Tagen ein Jeder, welcher sich ihr nähert, ausspricht und unzählige Male wiederholt, setzt sich in ihrem Hirn fest: von ihr also hängt es ab, daß Polen wiedererstehe, daß die schändlichen Theilungen aufgehoben, die abgetrennten Glieder sich wieder der Nation einfügen, daß der weiße Adler seine Fittige wieder schwinge! Aber wer ist sie? Versteht sie es, eine solche Rolle zu spielen? Man hat die Antwort bereit: sie solle nur den Rathschlägen folgen, an denen es ihr nicht fehlt.

Noch kämpft sie mit sich selber. Sie soll sich preisgeben? Ihr Schamgefühl lehnt sich dagegen auf. Man hält ihr vor, daß sie, die schlichte Tochter der Provinz in beengenden Vorurtheilen befangen sei, daß jede Andere gern bereit wäre, den Platz anzunehmen, der ihr geboten wird. Warum ihn ausschlagen? Wie mag sie nur an dem Guten zweifeln, für das sie Napoleon gewinnen könnte? Napoleon, so sehr er immer Kaiser ist, ist doch nur ein Mann, in dem die Liebe brennt . . .

„So macht denn mit mir, was Ihr wollt," das sind die Worte, mit denen Madame Walewska den langen Konflikt beendet. Nur eins lehnt sie ab: sie will nicht schreiben, will den Brief nicht beantworten. Sie ist körperlich und geistig abgespannt; man läßt sie allein; man verschließt aber die Thür — wenn sie ihren Entschluß änderte, wenn sie entwiche!

Sie denkt nicht daran, sie überlegt, nein, sie träumt. Kann sie, ohne sich vor Erniedrigung zu fürchten, einer Zusammenkunft mit Napoleon entgegensehen? Kann sie, wenn sie dem Kaiser Achtung einflößt, nicht sein Vertrauen gewinnen und ihm die Wünsche ihres Volkes ans Herz legen? Er würde ihr doch nicht Gewalt anthun! Liebe kann sie ihm nicht entgegenbringen, wohl aber Bewunderung, Enthusiasmus, pietätvolle Dankbarkeit.

Ihre unbefleckte Phantasie, die Phantasie einer Achtzehnjährigen, welche Nichts kennt als die wohl etwas platonischen Liebkosungen eines

siebzigjährigen Gatten, betritt ein Traumreich, in welchem die Keuschheit des Weibes Nichts zu fürchten hat von der Keuschheit des Mannes, wo, befreit von den Fesseln der Sinne, die Seelen zu einander sprechen, sich verstehen und gegenseitig zu einer Harmonie ergänzen, die man eine göttliche nennen muß.

So ist denn Alles geordnet: sie wird nicht schreiben, wird nicht sprechen. In ihrem Hause wird sie den Tag über festgehalten und am Abend Denen übergeben werden, welche sie abholen.

Langsam schleichen die Stunden dahin; bald blickt sie erschreckt auf die Zeiger der Uhr, bald ahnungsbang auf die Thür, durch die sie zum Richtplatz gehen wird.

Um halb elf Uhr wird an die Thür geklopft. Schnell stülpt man ihr einen Hut mit langem Schleier über den Kopf, hüllt sie in einen Mantel, führt sie nach der nächsten Straßenecke, an der ein Wagen sie erwartet. Man nöthigt sie hinein. Ein Mann mit langem Bart und rundem Hut, der am Schlage stand, setzt sich neben sie. Es wird kein Wort gesprochen. Schon hält der Wagen vor einer Seitenthür des „großen Palais". Sie wird aus dem Wagen gehoben; man führt sie, indem man die schwankende Gestalt stützt, bis zu einer Thür, welche von innen mit schnellem Griff geöffnet wird; man nöthigt sie zu einem Fauteuil.

Napoleon steht vor ihr. Sie kann ihn nicht sehen, denn ihre Augen sind voll Thränen. Er kniet zu ihren Füßen nieder, spricht leise und sanft. Bei seinen Worten „Dein alter Mann" springt sie, einen Schrei ausstoßend, auf; sie will fort, sie erstickt fast in krampfhaftem Schluchzen. Diese Worte haben ihr alle Schrecken ihrer Lage, die Verworfenheit des Schrittes, welchen sie thun wollte, ins Bewußtsein zurückgerufen. Er blickt erstaunt drein, er versteht Nichts. Es ist für ihn das erste Mal, daß er in einer solchen Lage ist.

Diese Frau, welche sich wohl hat bitten lassen, aber doch zu einem nächtlichen Stelldichein kommt, und nun, in Thränen fast erstickend, zur Thüre drängt — ist es eine abgefeimte Kokette, oder ist sie naiv ohne gleichen? Ist es eine Komödie, die man ihm vorspielt, um aus seinen Gelüsten höchste Preise zu ziehen?

Nein, der Schrei, den sie ausstieß, hatte keinen trügerischen Ton, die Bewegungen waren der Ausdruck inneren Dranges, sie waren zu spontan, zu natürlich, von Kunst war keine Rede.

Von der Thür, an welche sie sich anklammert, führt er sie mit sanfter Gewalt zu einem Sessel zurück, und mit einer Stimme, welche weich und schmeichlerisch war, welche nur zuweilen in den ihr eigenen scharfen Ton

des Befehls zurückfiel, fängt er an, sie auszufragen, indem er zugleich sorgfältig vermeidet, sie zu verletzen. Durch die unwiderstehliche Logik seiner Fragen entreißt er ihr Bruchstücke von Antworten, aus denen er sich Waffen herstellt.

Hat sie sich aus freier Entschließung Dem hingegeben, dessen Namen sie trägt? Geschah es aus Liebe zu Reichthümern und Titeln? Wer hat sie dazu vermocht, ihre Jugend, ihre kaum erblühte Schönheit dem hinfälligen Greisenalter zu vereinen?

Es war ihre Mutter, welche die Heirath wünschte.

„Da könntest Du wohl Gewissensbisse haben!“ ruft er.

„Der auf Erden geschlossene Bund kann nur im Himmel gelöst werden,“ ruft sie.

Napoleon lacht. Sie ist entrüstet und fängt wieder heftiger an zu weinen. Ihm scheint diese Frucht von einer Art, wie er sie noch nicht gekostet: eine Frau, die ihrem Manne, die den Prinzipien ihrer Religion treu bleiben will, kam zu ihm in der Nacht, in seine Gewalt — wie reimt sich das? Das ist für ihn ein Geheimniß, dem er auf den Grund kommen will.

Seine Fragen beginnen von Frischem: über ihre Erziehung, ihr Leben auf dem Lande, die Gesellschaften, welche sie besuchte, ihre Mutter, ihre Familie. Er muß Alles wissen, auch den Namen, den sie in der Taufe erhielt, und mit dem er sie fortan nennt. —

Um 2 Uhr Morgens wird an die Thür geklopft.

„Wie? Schon!“ ruft er. „Süße, klagende Taube, trockne Deine Thränen, ruhe Dich aus. Fürchte den Adler nicht mehr, der keine Kräfte Dir gegenüber hat, als die einer glühenden Liebe, einer Liebe, die vor Allem Dein Herz will. Du wirst ihn zuletzt liebgewinnen, denn er wird Alles für Dich sein, Alles — verstehst Du wohl.“

Er ist ihr behülflich, den Mantel umzuhängen, und führt sie zur Thür; die Hand auf dem Riegel, läßt er sie schwören, daß sie am andern Tage wiederkommen werde.

Zu Hause angelangt, wird Marie allmählich ruhiger; es ist ihr, als solle ihr Traum Wirklichkeit werden. Er war gut, er war zärtlich, nicht gewaltthätig — hat ihr Nichts angethan, hat sie geschont — warum sollte er es nicht auch nächsten Abend thun?

Um neun Uhr morgens tritt die Vertraute bereits an ihr Bett; sie hat ein Packet in der Hand, welches sie mit geheimnißvoller Miene seiner Umhüllungen entledigt, nachdem sie zuvor die Thür sorglich verschlossen hat. Es kommen verschiedene Schmuckkästchen in rothem Maroquin, Blumen, unter

mischt mit Lorbeerzweigen und ein versiegelter Brief zum Vorschein. Kaum aber hat sie den Etuis ein prachtvolles Diamantbouquet und ein mit Diamanten besetztes Gehänge entnommen und läßt die Steine im Sonnenlicht spielen, als auch die Walewska schon nach dem Tand greift und ihn in eine Ecke des Zimmers schleudert. Glaubt man, sie wäre käuflich, und solche Gabe genüge, damit sie sich preisgebe!

Die Vertraute erbricht den Brief und liest:

„Marie, meine süße Marie! Mein erster Gedanke bist Du, mein erstes Verlangen ist, Dich wiederzusehen. Du kommst wieder, nicht wahr? Du hast es mir versprochen. Wenn nicht, so wird der Adler zu Dir fliegen. Ich werde Dich zu Tisch sehen, der Freund sagt es. Geruhe, dieses Bouquet anzunehmen; möge es zu einem geheimnißvollen Verbindungsgliede zwischen uns inmitten des Menschengewühls werden und verstohlene Beziehungen vermitteln. Den Blicken der Menge ausgesetzt, können wir uns verständigen Wenn ich die Hand aufs Herz drücke, so wirst Du wissen, daß es ganz von Dir in Anspruch genommen ist, und um zu antworten, drückst Du Dein Bouquet an Dich. Liebe mich, meine reizende Marie, möge Deine Hand sich nie von Deinem Bouquet trennen. — N."

Mag in dem Brief stehen was immer, Marie Walewska will Nichts davon wissen, Nichts vor Allem von den Diamanten, Nichts von den Blumen, den Lorbeerzweigen. Dem bevorstehenden Diner sich zu entziehen, würden aber alle ihre Bemühungen vergeblich sein; um sie her sind die Ehrgeizigen in voller Bewegung, ihre Familie ist trunken von Glück, ihr Gemahl nach wie vor blind, er hat auch nicht den flüchtigsten Eindruck von dem, was vor sich geht; er ist es, der am meisten nach Einladungen verlangt.

Bei ihrem Erscheinen unter den Tafelgästen drängt man sich an sie heran; man läßt sich ihr vorstellen. Es scheint, als wüßten alle diese unbekannten Leute von dem Vorgange des gestrigen Abends.

Der Kaiser sieht verstimmt aus, runzelt die Stirn; er richtet seinen bösen Blick auf die arme Frau, diesen durchdringenden, forschenden Blick, der sticht und zugleich brennt.

Plötzlich bemerkt sie, daß er zu ihr will; in ihrer Angst, es könne zu einer öffentlichen Scene kommen, legt sie ihre Hand auf die Stelle, an welcher das Bouquet sich hätte befinden sollen — alsbald mildert sich der zornige Ausdruck seiner Züge, er antwortete mit dem analogen Zeichen, und ehe man sich zu Tisch setzt, flüstert er Duroc Etwas ins Ohr.

Dieser hat wiederum seinen Platz neben der Walewska und überschüttet sie mit Vorwürfen, daß sie ohne Bouquet komme; sie erwidert kurz,

daß sie keine Geschenke der Art annähme; man möge sich das gesagt sein lassen. Das, was sie allein dankbar und hoch schätzen würde, wäre die Hoffnung für die Zukunft Polens.

„Hat Ihnen denn der Kaiser," fragte Duroc, diese Hoffnung vorenthalten?"

Er zählte eine ganze Reihe von Erlassen auf, welche mehr werth seien als Versprechungen. Kann sie denn noch zweifeln, daß der Kaiser sie liebt?

Napoleon hat auch heut nur Augen für sie. Während es den Anschein hat, als wäre er ausschließlich von der Unterhaltung in Anspruch genommen, hat er fortwährend die Hand auf dem Herzen.

Wenn er kurz vor Tisch Duroc zu sich rief und ihm Etwas ins Ohr flüsterte, so handelte es sich um den Auftrag, seine Tischnachbarin an ihr Versprechen zu erinnern, daß sie am Abend sich wieder einstellen wolle. Duroc sprach vom Elende irdischer Größe, von dem Bedürfniß, welches ein Souverän wie Napoleon fühlen müsse, ein Herz zu finden, welches ihn verstehe; er sprach über den Ruhm der Mission des Weibes und andere erhabene Dinge.

Sie war einmal gegangen, ohne daß ihr Böses widerfahren wäre, da konnte sie es ja noch einmal riskiren. Dieselben Vorsichtsmaßreln sind getroffen, sie gelangt auf dieselbe Weise zu ihm.

Er ist finster und scheint von Sorgen bewegt.

„Da sind Sie endlich, ich glaubte nicht mehr, Sie zu sehen," rief er, entledigt sie ihres Mantels, geleitet sie zu einem Fauteuil und vor ihr stehend, befiehlt er ihr in strengem Tone, sich zu rechtfertigen.

Warum ist sie nach Bronie gekommen? Warum hat sie ihm Empfindungen eingeflößt, welche sie nicht theilte? Warum hat sie, bis auf die Lorbeerzweige, seine Gaben zurückgewiesen? Was hat sie mit den Diamanten gemacht? Er hatte an dieselben die Erwartung „vieler interessanter Augenblicke" geknüpft, sie hat ihm die Hoffnung geraubt. Weshalb? Seine Hand hat sein Herz nicht verlassen, ihre Hand hat sich nicht gerührt, nur einmal hat sie geantwortet.

Indem er sich zornübermannt vor die Stirn schlägt, ruft er:

„Das ist die richtige Polin! Gerade Sie bestärken mich in meiner Meinung über die polnische Nation!"

Ganz bestürzt über diesen rauhen Empfang und innerlichst erschüttert durch seine Worte, sagt sie kaum hörbar:

„O! diese Meinung, Sire, — sagen Sie mir diese Meinung, ich bitte."

Er antwortet ihr, daß er die Polen für leidenschaftlich und leichtsinnig halte. Alles sei bei ihnen Einbildung, von System keine Spur. Ihre Begeisterung sei eine aus dem Augenblick entsprungene, sei ungestüm und lärmend; sie verständen es nicht, dieselbe zu zügeln, sie zu erhalten.

Und diese seine Meinung sei auch ihr Portrait, fügt er hinzu. Ist sie nicht wie eine Tolle auf seinen Weg gelaufen, um ihn zu sehen? Er habe sich von ihrem zärtlichen Blick, von ihren leidenschaftlichen Aeußerungen sein Herz rauben lassen, mit denselben wäre sie verschwunden. Er habe nach ihr gesucht, aber vergebens. Als sie endlich, eine der Letzten, erschienen wäre, sei sie kalt wie Eis gewesen. Sie möge nur wissen, daß stets, wenn er Etwas für unmöglich gehalten habe, er es nur um so lebhafter gewünscht habe. Es entmuthige ihn Nichts. Die Idee der Unmöglichkeit stachle ihn, und er rücke beständig vor. Gewöhnt, wie er sei, daß Alle mit Bereitwilligkeit den Wünschen nachkommen, welche er ausspräche, träfe der Widerstand, welchen sie ihm entgegensetzte, sein Herz.

Er wird immer erregter; der Zorn — sei es ein wirklicher oder erkünstelter Zorn — scheint ihm zu Kopf zu steigen.

„Ich will! Verstehst Du das Wort?" beginnt er wieder. „Ich will Dich zwingen, mich zu lieben. Ich habe den Namen Deines Vaterlandes wieder erstehen lassen, dank mir ist die Wurzel erhalten. Ich werde noch mehr thun. Aber denke daran, daß, wie diese Uhr, die ich in der Hand halte und jetzt vor Deinen Augen zerschmettere, alle Deine Hoffnungen dahin sein sollen, wenn Du mich aufs Aeußerste treibst, wenn Du mein Herz verschmähst und mir das Deinige versagst."

Vor dieser Heftigkeit, diesen Drohungen, vor der Uhr, welche klirrend in Stücke zerspringt, erschrickt die arme Walewska derart, daß sie ohnmächtig zu Boden fallt.

Als sie wieder zu sich kommt, gehört sie sich selbst nicht mehr! Er befindet sich dicht neben ihr, trocknet die Thränen, welche ihm Tropfen auf Tropfen über die Wangen rinnen . . .

Friedrich Masson.



Vom Büchertisch.

Napoleon I. und die Frauen. Mit 11 Vollbildertafeln. Von Friedrich Masson. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Verlag von Schmidt und Günther in Leipzig. Dritte Auflage.

Dieses Buch, dessen Inhalt, wenn ich nicht sehr irre, zuerst im Pariser „Figaro“ zum Abdruck gelangte, gehört entschieden zu den interessantesten Werken, die die Literatur über Bonaparte gezeitigt hat. Der große Eroberer wird uns in diesem Buche von seiner menschlichsten Seite vorgeführt. Wir lernen Bonaparte in seinen Beziehungen zum Weibe kennen. Wir sehen ihn abwechselnd als liebevollen, nachsichtigen Gatten, als feurigen Liebhaber und als Frauenverachter. Mit großem Fleiße hat Friedrich Masson das urkundliche Material zu seiner Arbeit zusammengetragen und gar lichtvoll hat er es gruppirt. Zum ersten Mal widerfährt hier dem Menschen Napoleon volle Gerechtigkeit. Der Verfasser entwirft von den rein menschlichen Eigenschaften des großen Korsen ein wahrheitsgetreues Bild, indem er Nichts beschönigt und Nichts übertreibt. In fast greifbarer Realität steht der Mann vor uns, von dem Geschichte und Legende von frühester Schulzeit an falsche Vorstellungen in uns erweckt haben. Ganz besondere Sorgfalt hat der Verfasser auf die historisch getreue Schilderung des Verhältnisses verwendet, das zwischen Bonaparte und seiner ersten Gemahlin, Josephine, bestanden hat. Gerade diese Beziehungen sind von den Verkleinerern des Welteroberers bisher stets völlig unzutreffend dargestellt worden, und eine falsche Sentimentalität hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, die „unglückliche Josephine“ als das beklagenswerthe Opfer des politischen Ehrgeizes ihres Gatten hinzustellen. Daß Madame Josephine von Hause aus kaum mehr als eine Abenteurerin gewesen, die in kluger Berechnung den naiven Soldaten in ihr Garn lockte, daß sie dann, als sie seine Frau geworden war, während er im italienischen Feldzug Mühen ertrug und Gefahren ausgesetzt war, in Paris ein galantes, leichtsinniges Leben führte; daß sie sogar mit der ehelichen Treue es nicht zu genau nahm und in unverantwortlicher Weise Schulden machte — kurz: daß sie ihren Gatten, der sie mit dem leidenschaftlichen Ungestüm seines zügellosen Temperaments liebte und selbst im Feldzuge ihr treu geblieben war, in der niederträchtigsten Weise belog und betrog — dieses und noch vieles Andere führt Friedrich Masson uns an der Hand eines unwiderleglichen Beweismaterials vor Augen. Und wir begreifen hiernach kaum noch, wie Napoleon diese Gattin überhaupt so lange an seiner Seite dulden konnte.

Von ganz besonderem Interesse ist auch Das, was der Autor über Napoleons Beziehungen zu Marie Louise, seiner zweiten Gemahlin, mittheilt. Auch hierüber bestehen

wenn auch nicht gerade unter den Geschichtskundigen — in weitesten Kreisen noch heute falsche Vorstellungen, die natürlich den „korsischen Eroberer" als den scheußlichen Wärwolf erscheinen lassen, der das habsburgische Fürstenkind in seine Höhle geschleppt hat. In Wirklichkeit war Napoleon, dem die deutsche Prinzessin aus dem Hause Habsburg förmlich aufgedrängt wurde, der liebenswürdigste, rücksichtsvollste und nobelste Gatte, dem allerdings die hochgeborene Gemahlin, als er später ins Elend gerieth, die Treue nicht bewahrte. Während der gefesselte Riese auf St. Helena seine Tage vertrauerte und — wie seine Tagebuchaufzeichnungen beweisen — mit Wehmuth nur und Zärtlichkeit an Weib und Kind dachte, ward Marie Louise ihm untreu, indem sie in den Armen des stattlichen Grafen Neipperg, von dem sie mehrere Kinder bekam, und der ihr dann später morganatisch angetraut wurde, nur allzu leicht des legitimen Gatten vergaß. Und zwar war sie durch ihre nächsten Angehörigen zur Untreue verleitet worden.

Friedrich Masson beschönigt, wie gesagt, in seinem Buche Nichts. Er schildert die Beziehungen Napoleons zu den verschiedensten Frauen, die seinen Weg kreuzten, ganz so, wie sie gewesen sind. Von seiner meisterhaften Darstellung und von der guten Uebertragung, die der Uebersetzer geliefert hat, erhalten die Leser der „Kritik" einen Vorgeschmack, wenn sie den im vorliegenden Hefte enthaltenen Aufsatz: „Bonaparte als Liebhaber" lesen, der eins der interessantesten Kapitel aus Napoleons Liebesleben — seine intimen Beziehungen zu der schönen Polin Maria Walewska — zum Gegenstand hat. K. Sch.

Der Jesuitenantrag des Zentrums. Mit einem Nachtrage über die Reichstagsverhandlungen von Graf Paul von Hoensbroech. Verlag von Hermann Walther in Berlin W., Kleiststraße 14.

Der Verfasser ist Jesuit gewesen, bekämpft aber seit seinem Austritt aus dem Orden, dem sein Uebertritt zum Protestantismus folgte, den Jesuitismus aufs Heftigste. Er thut dies auch in der vorliegenden Schrift. — Außerdem halt sich der Herr Graf aber auch für einen bedeutenden Staatsretter. In einer Berliner Wochenschrift hat er kürzlich Ansichten über die Bekämpfung des Umsturzes zum Besten gegeben, im Vergleich mit denen die Anschauungen des Freiherrn von Stumm als revolutionär gelten müssen. Zuletzt wurde von dem Ex-Jesuiten gesprochen, als der Kaiser ihn bei einer Hoffestlichkeit mit einer Ansprache beehrte. Das hat besonders der katholischen Presse gebranntes Herzleid bereitet. Seine Schriften aber werden in Folge dieser Auszeichnung schwerlich besser und interessanter werden.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Preis für den Raum eines Feldes (5 Zeilen) nur 1 Mk. netto.

Novitäten-Rundschau der „Kritik"

Berlin, den 23. Februar 1895

Friede! Von Max Tindien. Pr. 80 Pf. Verl. v. Aug. Dieckmann, Amsterdam. Interess. Studie über Militarismus, Abrüst. u. Ziele d. Friedensgesellsch. Empf. v. Intern. Friedensbureau, Bern.

„Warum bist du so blaß?" und andere Nov. v. Rich. Sawla. Warm empf. Stimmungsbilder eines „Dichters von Gottes Gnaden". Pr. Mk. 1. Verl. v. Aug. Dieckmann, Amsterdam.

Die schöne Jüdin. Von W. Feldman. Ein wahrh. ged. Roman des gefeierten Autors. Jed. Gebild. wärmstens zu empf. Preis Mk. 3. Verlag von Aug. Dieckmann, Amsterdam.

Die anarchistische Gefahr von Felix Dubois. Sensationelles Werk mit 70 drast. Illustrationen. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis Mk. 3.—.

Ballspende des „Verein Berliner Presse". Mk. 4.—. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstr. 12.

Dr. Paul Schlenther, Frauenarbeit im Theater. 60 Pf. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 12.

Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- u. Lebensbild f. d. deutsche Volk. Von Fedor von Koppen. Geh. Mk. 4.50. In Ganzleinen geb. Mk. 6. Verl. v. Otto Spamer, Leipz.

Prof. Dr. Max Haushofer, Ehefragen im Deutschen Reich. 60 Pf. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 12.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.60.

Stenographie. H. Krings prakt. Lehrgang eine. m. Typen druckbaren Stenogr. Für den Unterricht m. u. ohne Lehrer bearb. Pr. 50 Pf. J. G. Schmidt'sche Buchhandl., Köln a. Rh.

Die Bildungsmüden, Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). Einzelpreis Mk. 3.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstraße 35.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesammelt und zusammengestellt von Karl Gander. Preis Mk. 3.—. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Das Wort! Gott u. Mensch in freier Forschung. 2. u. 3. Die prakt. Anwendung philos. Erkenntnis auf das tägliche Leben. Von Kornelius Jakobs. Baumert's Verlag, Leipzig. Preis 30 Pf.

G. Sulzer, die wirthschaftlichen Grundgesetze in der Gegenwartsphase ihrer Entwickelung. Preis Mark 10.—. Albert Müller's Verlag in Zürich.

Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.20.

Die Kardinalmittel der Heilkunst von W. Kerl. (Aus „Hygiea".) 32 Seiten. Mark 0.60. A. Zimmer's Verlag, Stuttgart.

Heitere Geschichten aus meinem Leipziger Studentenleben. Dem Oberamtmann-Vater Mutter wieder nacherzählt. Von R. Tamm. M. 1.—. Verlag von Fr. Simon, Leipzig.

Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München 1895. Karl Schüler, Maximilianstraße 2.

Kommersliederbuch. 152 Vaterlands-, Studenten-, Volks- u. humoristische Lieder mit beigefügten Mel. 152 S. in 8°, eleg. in Leinen geb. 1 Mk. Steingräber Verlag, Leipzig.

Der praktische Hypnotiseur.

Lehrbuch des Hypnotismus von Reinh. Gerling. 22 Methoden der Schlaferzeugung. Ertheilung von Suggestionen. Das Erwecken 2c. 2c. Verlag von G. Müller Nachf. (A. Mirbt), Berlin SW., Friedrichstraße 10. Preis 1 Mark.

Der Cylinderhut. Sein Leben, seine Thaten und Leiden, geschildert in Reim und Bild von W. Oertel. Verlag v. Felix Simon, Leipzig. Preis Mark 3.—.

Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch.) Roman v. Marie L. F. Mohr. E. Richter's Verlag, Chemnitz. Geh. 4 Mark. Fein geb. Mark 5.—.

Frankreich a. d. Zeitwende (Fin de siècle). Von *.*. Preis Mark 4.—. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. Hamburg.

Der Völkerfrieden. Betracht. üb. d. gegenw. internat. polit. Zustände d. Kulturstaaten u. Ideen hinsichtl. der zukünftigen Gestalt. ders. v. Wilh. Karl Becker. Verlagsmagaz. i. Zürich. Pr. Mk. 3.

Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred v. Hedenstierna. Verlag von H. Haessel in Leipzig. Preis Mk. 2.— per Band, geb. Mk. 3.—.

Das Ministerium Eulenburg

und das Scherl'sche Sparsystem. Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Eigenthums von August Scherl, Begründer und Eigenthümer des „Berliner Lokal-Anzeiger". Berlin 1894. Verlag von August Scherl.

De plattdütsche Bismarck. Dat is Bismarcks Leben u. Daden, mit Dontjes und Riemels darto. Rutgewen van Willem Schröder. Kart. Mk. 2. Verlag Otto Spamer, Leipzig.

Die Naturheilkunde in ihren Anwendungsformen u. Wirkungen von W. Siegert. Verlag von Gustav Schuhr, Berlin SW., Wilhelmstraße 119/120. Elegant gebunden Mk. 1.50.

Nachtschatten. Novellen von Richard von Kralik. Verlag Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, Berlin. Preis elegant broch. Mk. 2.—.

Fürst Bismarck's ges. Reden. 76 Bg. Tausendzweihundertzwanzig Seiten. Elegant gebunden. Preis Mk. 3.—. Verlag Siegfr. Cronbach, Berlin.

Marksteine von Bismarcks Lebensweg.

Eine chronologische Darstellg. d. bedeutsamsten Ereignisse aus dem Leben des Altreichskanzlers.

Festschrift zum 80. Geburtstag

von Joh. Penzler. Preis Mk. 1.50. Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.



Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang — Nr. 22 — 2. März 1895

Harden oder Hohenlohe?
Die Sehnsucht des Jahrhunderts. Von Hans Brennert.
Der gewerbliche Kriegszustand. Von Heinrich Wilhelmi.
Literarische Prozesse. Von Konrad Telmann.
Die Freiheit. Von M. Schoeppe.
Shylock, der „tragische Held“. Von Fritz Lienhard.
Zur Genealogie der Umsturzgesetze. Von Tony Kellen.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707



Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 2. März 1895

II. Jahrgang — Nr. 22 — Jahrgang II

Harden oder Hohenlohe?

I.

Herr Maximilian Harden, der allwöchentlich fast in einer geradezu unleidlichen Weise in seiner „Zukunft“ alle Welt anzurempeln und zu begeifern pflegt, muß es sich natürlich auch gefallen lassen, daß ab und zu den Angegriffenen ein Rächer ersteht, der ihm selbst der Abwechslung halber gar übel mitspielt. So ist erst kürzlich in Nr. 82 der „Münchener Neuesten Nachrichten“ (vom 19. Februar) ein überaus heftiger Artikel: „Hohenlohe oder Hohenzollern?“ erschienen, der sich gegen einen im 20. Heft der „Zukunft“ an leitender Stelle unter der gleichen Ueberschrift veröffentlichten Aufsatz richtet, in dem Harden wieder einmal versucht hat, in seiner kleinlich-knifflichen Weise politisch zu stänkern. Da die „M. N. N.“ ein stark bismarckfreundliches Blatt sind, und da überdies ihre Auslassungen sofort nach Erscheinen durch den offiziösen Telegraphen übernommen und im Auszug der angeschlossenen Presse zugänglich gemacht wurden, wohnt diesem Aufsehen erregenden publizistischen Angriff immerhin eine ganz besondere Bedeutung inne, die es vollkommen gerechtfertigt erscheinen läßt, wenn nachstehend die wichtigeren Ausführungen des Streitartikels wiedergegeben werden. Die „M. N. N.“ schreiben:

„Dieselben Versuche, die seiner Zeit gegen den ersten Reichskanzler des Deutschen Reiches unternommen wurden, um ihn seinem königlichen Herrn

verdächtig zu machen und dessen felsenfestes Vertrauen zu seinem Berather in Argwohn und Mißtrauen zu verwandeln, die Versuche, die sich bei Caprivi in etwas veränderter Form wiederholt haben, sie werden jetzt wieder gegen den Fürsten Hohenlohe angestellt, und zwar in der verächtlichsten Form und unter Spekulation auf die schlimmsten Seiten der menschlichen Natur . . .

Es kann nicht mit Schweigen hingenommen werden, daß ein Journalist, dessen fremde Nationalität sich schon in seinem eigenthümlichen deutschen Stil verräth, in einem Blatte, das sich dem Unkundigen durch sensationell aufgeputzte Zurichtung aufzudrängen wußte, den Kundigen aber durch die marktschreierische Art seines Auftretens mehr abstieß als anzog, einen Preßfeldzug einzuleiten bemüht ist, der dem Kaiser aus politischen und persönlichen Gründen Mißtrauen gegen seinen Reichskanzler einflößen soll. Wie gering von dem Charakter des Monarchen Derjenige denken muß, der sich von einem solchen Feldzuge Erfolg verspricht, liegt auf der Hand . . .

Unter der sensationell klingenden Ueberschrift „Hohenzollern oder Hohenlohe?" — denn Sensation ist ja die unentbehrliche Eigenschaft eines zugkräftigen Artikels — veröffentlicht Maximilian Harden in der letzten Nummer der „Zukunft" einen von Bosheiten und Bissigkeiten gespickten Artikel gegen den Reichskanzler Fürsten Hohenlohe. Damit beginnt voraussichtlich das nämliche Schauspiel wie beim Antritt des Grafen Caprivi, wo die „Zukunft" mit allem publizistischen Raffinement einen Angriff auf den neuen Kurs bis hinauf zu seiner obersten Spitze eröffnete und nicht in ernstem politischen Kampfe — wie es ehrenhafte Politiker zu thun pflegen —, sondern hauptsächlich durch kleinliche, auf die Persönlichkeiten gemünzte Nadelstiche und schlechte Witze weiterführte. Derselbe Mann, der mit einem Prozeß wegen Majestätsbeleidigung die Reklame für seine Wochenschrift beginnen konnte, war bekanntlich auch tief unglücklich, als der vielgenannte „Caligula" seiner „Zukunft" vorenthalten wurde. Als er von dem Verfasser einen Korb bekam, übergoß er ihn wegen dieser Zurücksetzung mit dem ganzen Dreck seiner giftigen Feder. Und derselbe Mann bringt es heute fertig, den „Hohenzollern" in berechnender Weise seinem Kanzler Hohenlohe gegenüber zu stellen, ersteren mit einer wahrhaften Gloriole zu umgeben und ihn in Gegensatz zu dem Kanzler zu stellen, der mit den unwürdigsten Attributen belegt wird. Dieses Opfer des Intellektes wird dem Herausgeber der „Zukunft" nach vielen vorhergehenden ähnlichen Leistungen freilich nicht besonders schwer gefallen sein.

Es würde sich kaum der Mühe lohnen, über das Geschreibsel viele Worte zu verlieren, wenn nicht diesmal aus verschiedenen Gründen ein Ignoriren unthunlich erschiene. Harden spielt sich immer noch als der publizistische Galoppin Bismarcks auf, von dessen Tafel er früher ja dann und wann einige Brocken aufgeschnappt hat. Es gab eine Zeit in der die „Zukunft", wie so viele andere Organe, immer und immer wieder auf die Sehnsucht des Deutschen Volkes nach einer Aenderung des Verhältnisses zwischen Berlin und Friedrichsruh hinwies und diesem Gefühle lebhaft Ausdruck gab. Und mit Recht. Fürst Hohenlohe hat nun, auch

seinem eigenen Empfinden folgend, dieses Band wieder fester geknüpft, und es ist sein größtes Verdienst seit der Uebernahme seines Amtes, den Frieden mit dem ersten Kanzler geschlossen zu haben. Das ist um so erfreulicher, als er in vollster Uebereinstimmung mit seinem Souverän handeln konnte. Und nun drängt sich ein publizistischer Freibeuter dazwischen und spielt ohne Legitimation den Monarchen gegen den Kanzler aus, wobei er den Fürsten Bismarck als Nothhelfer zitirt. Der Zweck ist nur, Unfrieden zu säen und in vielen Kreisen den Glauben zu erwecken, es geschehe dies mit Zustimmung des Fürsten Bismarck. In ruhigen Zeiten blüht der Weizen solcher Unternehmungen wie der „Zukunft" nicht. Es muß einmal konstatirt werden, daß der jetzige Harden nicht mehr der Harden von früher ist, und wir sind überzeugt, daß Fürst Bismarck solche pamphletistische Leistungen selbst auf das Entschiedenste verurtheilt und selbst dagegen protestiren wird, daß seine Autorität in solcher Weise in einen neuen Kampf hereingezogen wird, zu dem gar kein Anlaß vorhanden ist.

Man höre, was der Mann der „Zukunft" entdeckt hat! Er findet einen Gegensatz heraus zwischen dem „evangelisch empfindenden„ Hohenzollern und dem „katholisch fühlenden" Hohenlohe. Es ist sehr durchsichtig, auf wen solche deplazirte Redensarten wirken sollen. Man kann sich diese Leistung ja allerdings aus dem Umstand erklären, daß Harden für beide Gefühle ja nicht die mindeste Empfindung besitzen kann. Für einen zarter fühlenden Publizisten hätten schwerwiegende Gründe der Delikatesse und des Anstandes gegen die Hineinziehung religiöser Ueberzeugungen sprechen müssen, für die es ihm der Natur der Sache und seiner Abkunft nach an jedem Verständniß fehlt. Durch süffisante Redensarten läßt sich Unwissenheit nur schwer, mangelnder Takt und mangelndes Zartgefühl aber gar nicht verdecken . . .

Man kann die politischen Ansichten des Kanzlers bekämpfen. Wir haben das Recht, freie Kritik über alle Vorgänge in unserem Staatsleben zu üben und die „Münchener Neuesten Nachrichten" nahmen und nehmen dieses Recht für sich in Anspruch und haben diese Aufgabe der Presse stets hochgehalten. Aber mit solchen unlauteren Erzeugnissen der politischen Literatur muß die anständige Presse die Solidarität in jeder Beziehung ablehnen. Für uns gilt nicht die von Harden aufgestellte Alternative, und wir dürfen um so nachdrücklicher betonen, daß die Parole für uns „Hohenzollern und Hohenlohe" lautet, als wir mit unserer freimüthigen Kritik, die von einer ehrlichen und offenen Kampfesweise getragen wird, auch an den Stufen des Thrones nicht verstummen.

Herr Harden hat die Gewohnheit, in jedem Artikel die deutsche Presse und ihre Vertreter zu beschimpfen. Es gehört die ganze Arroganz und Dreistigkeit eines Harden dazu, zu sagen, daß bei parlamentarischen Abenden des Kanzlers die „bescholtensten Vertreter der Presse anwesend waren". Freilich, Herr Harden war, eben weil er zu dieser Sorte gehört, vom Kanzler nicht eingeladen. Daher seine Wuth, sein Schmerz. Wenn Herr Harden zu dem Vorwurf gewissenloser Verleumdung nicht noch den Vorwurf der Feigheit auf sich laden will, so wird er sich deutlicher erklären

müssen. Also heraus mit dem Flederwisch! Herrn Harden steht es wahrlich übel an, über die Integrität der deutschen Presse zu Gericht zu sitzen. Er hatte auch Grund dazu, nach den Vorgängen im letzten Herbste seinen Ruf als Ehrenmann zunächst selbst wieder zu restituiren.

Zum Schluß noch ein Wort. Die Vertheidiger der Umsturzvorlage mögen aus den obigen Ausführungen entnehmen, daß die alte Sage von dem Speer des Achilleus, der die Wunden, die er schlagt, auch heilt, noch immer ihre Richtigkeit hat. Noch hat die Presse die Macht, die Auswüchse die in ihr hervortreten, selbst zu bekämpfen, und ist entschlossen, von dieser Macht um so rücksichtsloser Gebrauch zu machen, je mehr man sie frei und ungeknebelt läßt. Und es wird auch die Zeit kommen, da anständige und angesehene Schriftsteller sich schämen werden, durch ihre Namen einer Zeitschrift, wie der Hardenschen, Reklame zu machen, die deren unwerth ist, weil sie ihre ehrenwerthen Mitarbeiter in einen Sumpf hineinschleppt, dem übelriechende Dünste entsteigen." — — —

Dies Alles und noch einiges Andere steht wörtlich in den „M. N. N." zu lesen.

* * *

Herr Harden hat es verstanden, sich und seiner Zeitschrift ein gewisses Ansehen dadurch zu geben, daß er als anscheinend glühender Verehrer des Fürsten Bismarck in der „Zukunft" die Feder führte. Wenn nun dennoch gerade aus dem Fürsten nahestehenden Kreisen der Herausgeber der „Zukunft" in so schonungsloser Weise öffentlich bloßgestellt wird, so dürfen wir hierin doch wohl einen Beweis dafür erblicken, daß endlich selbst Diejenigen, die bisher die Bundesgenossenschaft eines Harden sich stillschweigend gefallen ließen, anfangen, diesem merkwürdigsten aller deutschen Journalisten jenes Mißtrauen zu bekunden, das sein sonderbares politisches Gebahren von vornherein hätte wachrufen müssen.

Dem einflußreichen Münchener Blatte ist es ersichtlich unangenehm, daß es durch den in der Bismarckfrage seiner Zeit von ihm vertretenen Standpunkt in die Zwangslage versetzt wurde, sich die Kampfgenossenschaft des Herrn Harden gefallen zu lassen. Die Redaktion möchte zwar, um die peinliche Erinnerung an jene Waffenbrüderschaft abzuschwächen, sich selbst einreden, daß der frühere Harden ein Anderer gewesen sei, als der gegenwärtige, das ist indeß keineswegs der Fall. Harden war damals, was er heute ist, und ist heute noch, was er früher gewesen.

Vor allen Dingen haben Diejenigen sich sehr geirrt, die in Harden etwas Anderes erblicken wollten, als einen journalistischen

Macher, wie es ihrer in der Reichshauptstadt so viele schon gegeben hat und noch unendlich viele geben wird. Es mag hinzugesetzt werden, daß er als Macher weit geschickter gewesen ist, als manche seiner Vorgänger, und daß er es vor allen Dingen gar trefflich verstanden hat, sich zu inszeniren. Die mise-en-scène aber ist bei jeglichem Geschäft von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Maximilian Harden ist in der reichshauptstädtischen Presse Paul Lindaus Nachfolger geworden. Er ist dies in so hohem Grade, daß Lindau erst durch eine geschickt eingefädelte Intrigue gefällt werden mußte, ehe denn für ihn die Bahn frei ward. Die Leute, welche sich der Lindau-Affaire und ihrer Details heute noch entsinnen, werden überrascht sein, an dieser Stelle zu erfahren, daß an jenem Kesseltreiben gegen den Begründer der „Gegenwart" Herr Maximilian Harden in aller Stille und Heimlichkeit gar emsigen Antheil hatte. Er war gewissermaßen als Wortführer der Dame, deren Beziehungen zu Lindau den Anlaß gaben zu der rücksichtslosen Lindau-Hetze jener Tage, bei Franz Mehring, dem temperamentvollen Chef-Redakteur der „Volkszeitung", akkreditirt. Mit echt pommerscher Querschädeligkeit verbiß Mehring sich dazumal in den Knochen, den listigen Sinnes und mit gutem Vorbedacht Harden ihm hinwarf. Er hatte wieder einmal eine Mission zu erfüllen, hatte die gerechte Sache einer in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Frau gegen ihren Vergewaltiger zu führen, und da von jeher ein gut Theil ritterlicher Donquixoterie in Mehring, dem ungestümen Draufgänger, steckte, widmete er sich dieser seiner Aufgabe mit einem geradezu bewundernswerthen Feuereifer. Der Einzelfall gewann bald schon universelle Bedeutung für ihn, die Sache der einen Unterdrückten wuchs sich in seinen Augen zur Sache aller Unterdrückten aus, wie es früher ja auch dem Feuerkopf Lassalle schon ergangen war, für den der Fall der Gräfin Hatzfeld, zu deren Vertheidiger er sich aufgeworfen, gleichfalls typische Bedeutung erlangt hatte.

Die „Volkszeitung", in der Mehring seinen Feldzug gegen Paul Lindau unternahm, war zu jener Zeit eines der gelesensten reichshauptstädtischen Blätter. Die scharfe Feder des publizistisch außerordentlich begabten Mehring hatte unter dem Sozialistengesetz dem Blatte eine große Beachtung verschafft, und da Mehring —

allerdings nur unter Zuhilfenahme einer sehr gewaltthätigen Dialektik — es verstand, Geheimbeziehungen zu konstruiren zwischen dem von Herrn Harden ihm zugetragenen Falle und dem politischen Regime des Fürsten Bismarck, so gewannen seine Ausführungen außer dem Anreiz, der jeglicher Skandalaffaire innewohnt, obendrein noch ein starkes politisches Interesse, das ihnen nunmehr die allerweiteste Beachtung sicherte. Man wird sich noch entsinnen, daß Mehring damals Paul Lindau unter der Bezeichnung: „Ein Kleiner von den Seinen" als einen Satelliten des Bismarck'schen Kreises hinstellte, der sich an der von der „Volkszeitung" stets aufs Heftigste angefeindeten „Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht des Kanzlers" ein Vorbild genommen habe und nunmehr keine Scheu trage, von dieser Rücksichtslosigkeit sogar gegen eine wehrlose Dame in brutalster Weise Gebrauch zu machen.

In jener Zeit kann Herr Harden unmöglich schon der enthusiastische Bismarckverehrer gewesen sein, als der er sich später etablirte. Hätte er bereits damals die fast ans Ueberschwängliche grenzende Verehrung für den Reichskanzler empfunden, so würde er bei einer der vielen Konferenzen, die er in der Schabelsky-Affaire mit Herrn Mehring hatte, doch wohl ernstlich Verwahrung dagegen eingelegt haben, daß dieser in einer so ganz und gar respektlosen Weise Bismarcks Namen und Person mit Vorgängen in Verbindung brachte, für die der Kanzler doch eigentlich gar nicht verantwortlich zu machen war. Zu Gunsten des Herrn Harden muß man daher annehmen, daß er damals noch so ziemlich im Bannkreis demokratischer Anschauungen stand, deren wesentlichen Bestandtheil eine heftige Gegnerschaft wider Bismarcks Person und Politik von jeher gebildet hat. Diese Annahme wird fast zur Gewißheit, wenn man erwägt, daß Herr Harden unter Mehrings Redaktion ja auch schon literarische Beiträge für die „Volkszeitung" geliefert hatte und emsig bemüht gewesen war, als Verfasser von „Wochenarabesken" das Wohlwollen des demokratischen und sozialdemokratischen Leserkreises der Zeitung sich zu erwerben.

Der Fall Lindau, bei dem wir uns nun nicht mehr länger aufzuhalten brauchen, ist in seinem weiteren Verlauf sattsam bekannt. Er endete mit Lindaus Uebersiedelung von Berlin nach Dresden und



gab Herrn Maximilian Harden mehrfach Gelegenheit, in gar boshaften Feuilleton-Artikeln dem nunmehr definitiv Gestürzten und seinem noch immer treu zu ihm haltenden engeren Anhange allerlei schmerzhafte Nadelstiche zu versetzen. Auch gerieth Harden aus Anlaß dieser Vorgänge bald schon in heftige Gegnerschaft zum Verein Berliner Presse, die in den Wochenchroniken, die er damals für die „Gegenwart" schrieb, ihren Niederschlag fand. Seine boshaften Beiträge in der „Gegenwart" wurden in Folge dessen sehr beachtet, ganz ebenso wie seine Artikel, die er dazumal für die deutschfreisinnige „Nation" des Herrn Theodor Barth zu schreiben pflegte. Kurz und gut: man fing zu jener Zeit im Publikum an, auf Harden, der vom Skandal lebte und im Skandal sich ungemein wohl fühlte, aufmerksam zu werden und seine Artikel eifrig zu lesen. Die dreiste Subjektivität seiner Schreibweise, die gehässige Art des Kampfes, die hysterische Eigenart seines Stiles, dieses und noch vieles Andere trug wesentlich dazu bei, ihm einen Erfolg zu bereiten, wie er in Deutschland dem Publizisten höchst selten nur beschieden ist. Außerdem aber ward der hoffnungsvolle junge Mann auch sehr vom Zufall begünstigt. In die Zeit seiner Thätigkeit an der „Gegenwart", als man beinahe schon wieder im Begriffe war, der ewigen Literatenzänkereien überdrüssig zu werden — gerade in jene Zeit fielen gewisse Vorkommnisse auf wirthschaftlichem Gebiete, die dem keck zugreifenden publizistischen Franktireur einen willkommenen Anlaß boten, seine ganze Bosheit auszuschütten über Leute, gegen die der öffentliche Unwille bereits mobil gemacht hatte, die auch kein Mitleid verdienten, und deren schonungslose Bloßstellung von gar Vielen als ein Akt reinster Gerechtigkeitsübung mit Freuden begrüßt wurde. Die Zeit der Bankkrache und Börsenskandale wußte Apostata-Harden zu seinen publizistischen Zwecken trefflich auszunützen. Er schrieb Artikel auf Artikel, und als sein durch Trüffelpüree und andere Leckereien groß gepäppelter junger Ruhm seinen Höhepunkt erreicht hatte, gab er diese Artikel unter dem Sammelnamen „Apostata" in Buchform heraus, womit er ebenfalls noch einen starken Erfolg erzielte . . .

Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Harden hielt nunmehr den Zeitpunkt für gekommen, sich eine feste jour-

nalistische Position zu begründen. Die Primadonnen-Erfolge, die er bei der „Gegenwart" erzielt hatte, genügten ihm nicht. Er war einsichtsvoll genug, sich zu sagen, daß solche Sensationserfolge nur aus einer gewissen Zeitstimmung heraus zu erklären sind, und daß sie mit der Strömung, die sie erzeugt, auch wieder verebben. Dahingegen war ihm das Eine völlig klar geworden: daß das Sensationelle sein eigentliches Gebiet sei, und daß er, um sich fortan im Vordergrund zu behaupten, jedes Zeitereigniß, das irgendwie dazu eine Handhabe biete, zum Gegenstand gepfefferter satyrischer Betrachtungen machen müsse. Auf die Dauer würde er das ja wohl in der „Gegenwart" und auch in der „Nation" nicht gut thun können, da die Herausgeber derartiger Zeitschriften selten geneigt sind, einen ihrer Mitarbeiter sich allzu weit vorwagen zu lassen. Indeß, kommt Zeit, kommt Rath. Eine eigene Zeitschrift würde er ja auch wohl noch in die Hände bekommen, sobald erst die zu ihrem Gedeihen erforderlichen Vorbedingungen gegeben seien. Bis dahin beschloß er scharf Auslug zu halten nach Stoffen, die zu polemischer Behandlung sich eigneten. Wenn Politik und Wirthschaftsleben nicht ausgiebig genug sich erwiesen, dann hielt er sich an die Theater, an die Autoren und Schauspieler, die er, dem ihm eigenen Hange zur Medisance folgend, nach Kräften schlecht machte. Auf diesem Gebiete hatte er ja erst recht keinen Konkurrenten mehr, da Blumenthal längst schon Theaterdirektor geworden war und Lindau, dessen Nachfolger im kritischen Amte, Berlin verlassen hatte. Vor Herrn Paul Schlenther, dem „Verfasser von ein paar hundert Mitternachtsnotizen", wie er ihn geringschätzig zu nennen beliebte, war ihm gar nicht bange ....

Die Entlassung Bismarcks, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel in eine an sich schon ziemlich erregte Zeit einschlug, war Wasser auf Hardens journalistische Mühle. Das war doch wenigstens mal wieder ein Vorwurf für den Tagesschriftsteller, an dem er sein Können erproben konnte. Auf dem Hintergrunde dieses welthistorischen Ereignisses ließen, falls man es geschickt anfing, Artikel sich schreiben, die eine das Publikum gewaltig aufwühlende Wirkung äußern mußten. Und Maximilian Harden fing es sehr geschickt an. Intuitiv fast ward ihm klar, wie man in jenen Kreisen, auf die er hauptsächlich einzuwirken gedachte, den jähen Entschluß des Kaisers beurtheilen



würde, und da er stets ganz Augenblicks- und Stimmungsmensch gewesen, ward es ihm nicht schwer, diese Auffassung zu der seinigen zu machen und von dem dadurch gewonnenen Standpunkte aus an dem neuen Reichskanzler und seiner Politik eine äußerst bissige Kritik zu üben. Diese Kritik fand dann sofort den lebhaften Beifall aller Derer, die in ihrem innersten Empfinden sich verletzt fühlten, weil bei der Entlassung Bismarcks und auch später noch Dinge geschehen waren, die erkennen ließen, daß man dem greisen Staatsmann gegenüber es an der herkömmlichen und gerade in diesem Falle doppelt und dreifach gebotenen Kourtoisie doch gar sehr hatte fehlen lassen. Indem Harden sich solchergestalt auf den Boden eines rein menschlichen Denkens und Empfindens stellte und dadurch engste Fühlung gewann mit weitesten Volkskreisen, hatte er die sichere Basis für eine überaus wirkungsvolle publistische Thätigkeit gewonnen. Jetzt war der Augenblick zum Handeln gekommen, nun konnte er endlich auch daran denken, sich eine eigene Zeitschrift zu gründen.

Um die Herausgabe der Letzteren wirksam vorzubereiten, suchte er zunächst persönliche Beziehungen zu dem Fürsten Bismarck anzuknüpfen. Dieser, von dem damals in schmählicher Fahnenflucht just diejenigen Vertreter der Presse sich abzuwenden begannen, denen er einst große Wohlthaten erwiesen hatte, war garnicht in der Lage, sich seine publizistischen Helfer sorgsam aus einem Haufen von Bewerbern auszuwählen, und so nahm er denn, was sich ihm gerade darbot. Ich will aber gerne annehmen, daß er sich des Herrn Harden journalistische Dienste auch unter anderen Umständen hätte gefallen lassen, da Harden bereits Namen und Ruf hatte und demnach als Werkzeug nicht zu verachten war.

K. Sch.

Die Sehnsucht des Jahrhunderts.

Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige
Stehst Du an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit,
Der reifste Sohn der Zeit . . .

Mit diesen Worten verabschiedete Schiller sich und seine Zeitgenossen von dem sinkenden vorigen Jahrhundert. An der Neige dieses Jahrhunderts steht der Mensch im weiten Gigerlbeinkleid, mit Schnabelschuhen, das Monocle im müde blinzelnden Auge und in der Hand die seiner verkümmerten Erscheinung wenig adäquate Keule . . . Die edle, stolze Männlichkeit ist jener resignirten Seelenstimmung gewichen, die den zylindergeschmückten Thronsitz der Gedanken theilnahmslos sinken läßt.

So behauptet wenigstens, wie viele Leute, einer meiner Freunde, ein Maler, der den fruchtbaren Acker des satirischen Symbolismus bepflügt . . . so hat er den fin-de-siècle-Menschen gemalt, Schillers Worte in zierlicher Goldantiqua darunter; und die Atelierbummler stehen davor und staunen: „Welche wahre, welche köstliche Ironie! Wo gehen wir nun hin . . . .?"

Sind wir nicht übersättigt, schauen wir nicht mit trübem Schmerz rückwärts in jene pretiösen Zeiten, wo es noch Etwas zu dichten und zu trachten gab für begabte junge Leute? Sind wir nicht Epigonen, sind wir nicht mindestens Uebergangsmenschen? Sind wir nicht Thalmenschen, die im finsteren Grunde belastet und gefesselt dahinschleichen, in dumpfer Sklavenmoral aufblickend zu ihnen, denen die Herrenmoral aus allen Knopflöchern guckt? Müssen wir ihnen nicht dankbar sein, die uns das sagen und uns aufrütteln wollen, auf daß auch wir würdig werden, aufzusteigen in jene reinen Höhen, die der kommende Tag zuerst vergülden wird, den sie, die berufenen Wetterhähne der Zukunft, uns armen Kindern der Tiefe herbeiführen werden?

Wer das nicht glauben will, der lese gefälligst unsere feinen, unsere gediegenen, aus der Postzeitungsliste ersichtlichen Zeitungen und Zeitschriften; dort wird er es haarscharf bewiesen finden und es lesen, daß wir

nur Enkel ungleich glücklicherer und begabterer Großväter und Nichts als Großväter ungleich glücklicherer und begabterer Enkel sind.

Alle unsere Ideale sind ja zertrümmert, begierig greifen wir nach jenen, die sie uns bieten, die Berufenen. Die alte Kunst ist todt, mausetodt. Es lebe das Neue, die Moderne! Gewiß, es fällt uns ja schwer, uns armen Kunstphilistern, uns daran zu gewöhnen! Wir sind ja so müde, es ist ja so öde, so leer in uns. Und es ist ja so verständlich, daß wir überrascht und geblendet sind von der neuen Herrlichkeit, daß es uns Niemand übel nehmen kann, wenn wir uns gegen sie Etwas wehren . . . wir armen, lichtentwöhnten Thalmenschen. Müde sind wir, durch Vererbung degenerirt, blasirt, resignirt, nur neuen „Sensationen" zugänglich. Müde und satt, ungläubig lächelnd über Alles, was neu heißen will; wir fühlen uns noch unreif für das neue Evangelium . . . mit einem Wort: fin de siècle . . .

Es ist mit den neuen Schlagworten so, wie mit neuen Kupferdreiern. Zuerst, wenn sie neu sind, freut man sich ihres Glanzes, und wenn man nicht genau hinsieht, möchte man sie für Goldstücke halten. Aber dann, wenn sie weiter wandern von Hand zu Hand, werden sie schimmelig und schäbig, und man weiß schließlich nicht mehr, welchen Werth sie haben, und man giebt sie aus, ohne sie genau anzusehen.

Fin de siècle . . . früher sagte man dafür: Zeichen der Zeit. Das war schön objektiv. Jetzt aber wird uns täglich gepredigt, in welcher namenlosen Dekadence wir uns hinschleppen, und wie überflüssig es sei, sich dagegen zu wehren . . . nur das Lächeln der Resignation ist uns vergönnt, nur jene genialen Höhenmenschen anzustaunen, ist uns erlaubt, die das Kommißbrot der Zukunft backen.

Man beliebe einmal sich umzublicken! —

Eine große Bewegung geht durch die Massen, entstanden aus dem Bedürfniß, eine reinliche Scheidung zwischen Ethik und Dogma herbeizuführen . . . Millionen von arbeitbelasteten und hungernden Menschen heben die Hände auf, um ihr Erdenloos zu bessern — fin de siècle! Eine Schaar edler Menschenfreunde tritt zusammen, um zu berathen, wie der ewige Weltfrieden zu schmieden sei . . . Die Jugend des Volkes beginnt wieder ihre Kraft in den ritterlichen Uebungen des Sports zu stählen . . . Schwärmerei! rufen sie, Kraftmeierei! fin de siècle! — Alles große und gesunde Ringen nach endlich erkannten Zielen: fin de siècle.

Und auf der anderen Seite: irgend ein Modenarr erfindet eine phänomenale Shlipsfaçon, oder die Zeitungen schreiben, der Lloyddampfer „Panke" habe einen neuen Ozeanrekord von 4 Tagen 6 Stunden und

10 Sekunden geschaffen, während andere Dampfer u. s. w. . . . . fin de siècle. Irgend ein gentleman bricht auf der Suche nach einem neuen Matterhornaufstieg seinen Wagehals, oder einige Theaterdirektoren kaufen jedes erreichbare verkrachte Theater auf . . . fin de siècle.

So wird die feierliche, mühselige Wallfahrt der Einen nach dem Mekka der Zukunft gleichgestellt mit dem Narrentanz der Andern, die wie chinesische Schatten über die Bühne des Lebens gaukeln.

Es erschien vor einigen Jahren ein gutes Buch: Rembrandt als Erzieher. Es war von einem Deutschen für Deutsche geschrieben, und darum wurde es niedergeschrieen. Die guten Deutschen! Was ist denn deutsch? Ein Begriff für eine unklare Vorstellung, für eine chinesenhafte Weltanschauung. Es giebt ja gar keine Deutschen mehr. Deutsch ist Jeder, der den deutschen Unterstützungswohnsitz hat.

Niemals hat das, was man gegenüber jenem abgedroschenen fin de siècle, faim de siècle — Sehnsucht des Jahrhunderts — nennen möchte, einen so starken Ausdruck gefunden, wie in jenem Buche: Die Sehnsucht nach einer Wiedergeburt.

Nicht satt sind wir und müde! Wir ringen mit allen Kräften danach, uns eine glückliche Zukunft zu erstreiten. Wir wandern nicht dumpf durch das Dasein, wir üben fröhliche Kunst und fröhliche Wissenschaft . . . wir wollen Nichts wissen von der Verderbniß unserer Sitten, von Ueberfüllung und Uebervölkerung, von der Nothwendigkeit gewaltsamer Reinigung der politischen Luft. Tiefe Sehnsucht zieht durch die letzten Tage des Jahrhunderts.

Es geht eine gesunde Bewegung durch das Volk. Lange dämmerten sie wirklich dahin und Vieles mußte stürzen, ehe es licht wurde. Die Geister wollen sich weiten und die Leiber sich recken: nicht kriegstüchtig, lebenstüchtig wollen wir werden. Taine, der Unvergeßliche, hat einmal nachgewiesen, auf wie lange Zeit die Volkskraft Frankreichs durch den Verlust an gesunden Männern, den es durch die Züge des korsischen Parvenus erlitt, untergraben worden ist. Und wo ist in der Kunst das Lachen, das heilige Lachen? Beim Styx, es ist ein unheiliges Lachen, welches von unseren Bühnen herabschallt über die Menschen des fin de siècle. Düstere Bilder werden uns entrollt, daß wir uns verwundert umsehen und fragen: Sind wir wirklich so bis in die Knochen verdorben? Sind wir das oder chinesische Theaterfratzen?

— „O meine Brüder! Zersprecht mir die Sprüche der Weltverläumder!“ Also sprach Zarathustra. —



Baudelaire, der Sänger der französischen Decadence, ließ seine Vöglein mit ihren klagenden Liedern auffliegen. Ueber den Rhein sind sie geflogen, und die deutschen Spatzen pfeifen von den Dächern das Lied der Decadence. Und wo sind sie geblieben, die Herolde Friedrich Nietzsches? „Pathologisch höchst interessant!“ sagten die Mediziner; und die Kunstplebs berauschte ihr Ohr an den großen Schlagworten, in denen so viel mehr war als sie ahnten. Ab und zu vergoldet noch ein Feuilletondichter seine Kupferdreier mit Nietzscheschem Edelgold. Aber wo ist die große breite Wirkung geblieben?

Wo ist in der sogenannten Moderne der großartige befreiende Zug, der alle fröhlich, bedingungslos und besinnungslos mit sich reißt? Noch lebt der Moderne — mutatis mutandis — kein Spielhagen, kein Reuter, kein Freitag, kein Scheffel, kein Gottfried Keller. Gewiß mag die Technik seit ihnen auch fortgeschritten sein, mehr herausarbeiten, was sie andeuteten, mehr beiseitelassen, was sie in breiten Farben hinlegten, aber es ist keiner unter den Modernen, der seiner Zeit so viel von seinem eigenen Blut gegeben wie diese, die es noch dazu lachend gaben.

Noch ist der reine Thor nicht erstanden, der mit jugendfrischem Lachen durch die Welt reitet und die schwarzen Scheiben in den Fenstern der alten heiligen Kunstkirche einschlägt, so daß der goldene Sonnenschein hereinfallen kann. Es wimmelt von Nietzschejungen, wo sind die Nietzschejünger? Wo ist in der Kunst der Ausdruck des Individualismus, des Aristokratismus geblieben, den Nietzsche und der Verfasser des „Rembrandt als Erzieher“ gefordert und gefeiert haben?

Ist der Gedanke des lachenden freien Menschenthums, die Sehnsucht nach dem Anbruch der Götzendämmerung, nach dem Tage, da alle Götzen stürzen werden, lebendig und in der Kunst laut geworden? Ja, er hat angefangen, lebendig zu werden, aber freilich bei ihnen nicht, die allem Neuen, möge es herrlich, möge es närrisch sein, die Marke fin de siècle aufkleben.

Es steht zu hoffen, daß es die deutsche Volksseele sein wird, aus der heraus die Wiedergeburt erfolgen wird. Während rings um uns im Ausland die nationale Phrase noch wuchert, ist sie bei uns in der Rückbildung begriffen. Der Hurrahpatriotismus lebt nur noch in Kriegervereinen und bei Stiftungsfesten. Aus dem Grunde der deutschen Volksseele sind in den letzten Jahren alle die Ideen erwachsen, die sich schon erfreulich bethätigen, mit denen wir den Nachbarn voraufschreiten, mit denen wir die

fruchtbaren Gedanken zurückzahlen werden, die auf den Pfaden der Ideenwanderung bei uns eingewandert sind.

Die, die uns die Wiedergeburt bringen werden, die Wiedergeburt des Lachens und der Lust am Kampf mit dem Leben und den geheimnißvollen Gesetzen, die über ihm walten, die wirklichen Helden und Sänger der Zeit der Erfüllung, sie stehen noch abseits. Eine Zeit lang sah es aus, als seien welche gekommen, die mit Waldhornstimmen werben wollten zur Jagd auf die wilden Schweine, die den Garten des deutschen Geistes nach fetten Eicheln aufwühlen. Aber es waren Sonntagsjäger; und die wilden Schweine wühlen fort, währen die Herren Waidmänner beim wohlverdienten Frühstück sitzen. Es war ein jammervoller Sturm und Drang, den sie uns vorgespielt haben, und doch ist das Land voll Sturm und Drang; aber es ist nicht der, der uns in Büchern und auf der Bühne geschildert wurde. Dort gehen bekümmerte resignirte Menschen um, nirgends eine Prachtgestalt, die einmal mit Blitz und Donner die schwüle Stimmung zerreißt.

Man sehe sich doch einmal die Sieger aus dem Feldzuge der Moderne genauer an. Es ist kein Einziger unter ihnen, der für eine die Zeit spiegelnde und die Sehnsucht des Volkes auslösende Kunst etwas Großes gethan. Und der Einzige, der doch wohl über ihnen allen, die sich Moderne nennen, steht, der für Alle Bresche geschossen hat, Gerhart Hauptmann, vertritt er die Sehnsucht der Zeit? Gerhart Hauptmann, der „Weber“, wie man ihn nennen könnte, den demüthigen, mitleidsvollen, kindlich gläubigen Künstler! Gewiß, ihm führt die Sehnsucht der Zeit die niemals irrende Hand; nichts Menschliches ist ihm fremd. Und doch — wird er einmal Der sein, der die Sehnsucht nach dem Neuen, nein, die Ungeduld, lachend und streitbar verkündet, daß es Allen wie ein Alp von der Brust sinkt?

Er hat die Bresche geschossen. Die Anderen sind ihm nur nachgestürmt. Er hat den Kunstkrieg erklärt, die Anderen waren nur Marodeure. Was sie thaten, war Kunstfriedensbruch.

Und was ist das Neue, nach dem die Sehnsucht des Jahrhunderts ruft? wird man fragen.

Was wir ersehnen, ist noch immer eine neue Kunst, ein neuer unbewaffneter Frieden, eine neue, vorurtheilslose Gesellschaft. Noch immer weht der heiße, heilige Hunger nach der Wiedergeburt durch das tiefe Land, durch das finstere Thal. Aber sie, die hochwohlgeborenen Höhenmenschen, sie wollen uns glauben machen, sie würden des Neuen Träger



sein. Die Moderne ist das Evangelium! Der neue Kurs in allen Lebens lagen . . .

Wo ist der Künstler, der einmal diese dreifach in der deutschen Volksseele wurzelnde Sehnsucht in leuchtender Schönheit erblühen läßt, so, daß Allen die Herzen aufgehen!?

Immer noch auf das Innere sind die Gedanken gerichtet. Denn unter dem gewaltigen Strom dieser Sehnsucht fließt noch eine geheime Unterströmung. Trotz Materialismus und Rationalismus, trotz Aufklärung und Entwickelungstheorie lebt das metaphysische Bedürfniß des Menschen fort, verhöhnt und verspottet von Denen, die es in ihrem jammervollen Sturm und Drang verloren haben. Spiritismus, Mystik, Theosophie blühen im Stillen — und die transzendentale Poesie eines Maurice Maeterlink wird kritisch belächelt.

Es ist kein Zufall gewesen, daß die Märchenspiele Talisman, Hannele, Es war einmal, Hänsel und Grethel von solchem Erfolge begrüßt wurden. Die alte kindliche Freude des Volkes, das Unwahrscheinliche im holden Zauber des Bühnenspiels wahrscheinlich gemacht zu sehen, ist noch nicht erloschen und sehnt sich nach neuem bunten Gaukelspiel. Aber wo bleibt der Märchenkönig?

So haben wir das erbauliche Schauspiel, daß sich die Großen behaglich ruhen auf dem Bette wohlfeiler Erfolge. Wir aber, die „Menge“, wir sollen staunend aufschauen zu ihnen.

Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische . . .

Bald sprechen sie: Die große Zeit ist da! Macht Eure Augen auf! Bald: Weh Euch, die Ihr nicht schauen könnt das Glück Eurer Enkel, um das wir bemüht sind Tag und Nacht!

So täuschen sie uns hin und her, und die geheime Sehnsucht des Volkes nach der Wiedergeburt wagt nicht laut zu werden. Denn Die, die sich als Stimmführer aufspielen, haben andere Ziele als das Volk. Ihr Ziel ist nicht Kunst, nicht Menschheitsglück. Ihr Ziel ist der Erfolg, und mit aufdringlichen Trugbildern täuscht uns ihre Kunst. Das echte, befreiende Lachen kommt nicht mehr zum Wort, und ein als maßgebend angestaunter Mann schreibt es gelassen hin, daß Hans Sachs nur noch als Persönlichkeit und nicht durch seine Werke wirke.

Wenig Witz und viel Behagen machen sich breit, und zwar auf jenem

Gebiete, auf d.m sich der Hunger des Jahrhunderts bereits den Magen verdorben hat, auf dem Gebiet der Zote und dem feineren der „Erotovotik".

Starren und aufstaunen sollen wir, damit sie ungestört fortfahren können in ihrem herrlichen Thun und Treiben. Sie leben lustig von der Schilderung einer Decadence, die nicht vorhanden ist, und lassen ihr Volk verkommen in der Sehnsucht nach der Verjüngung, nach der Wiedergeburt.

„Ihr Weltmüden aber, Ihr Erdenfaulen, Euch soll man mit Ruthen streichen! Mit Ruthenstreichen soll man Euch wieder muntere Beine machen." — Also sprach Zarathustra.

Verjage die traurigen Spaßmacher, die Weltverleumder, die das freie Lachen nicht aufkommen lassen wollen, dem die Zukunft gehört, vor dem sie sich fürchten, weil es ihre Lorbeern zerzausen wird.

Du aber, gewaltiger Hunger nach der Wiedergeburt, Du große Sehnsucht des Jahrhunderts, faim de siècle, stehe auf und handle . . .

Berlin. Hans Brennert.

Der gewerbliche Kriegszustand.*)

Es giebt ein Verhältniß von Herr und Knecht, in welchem Koalitionsrecht ein Unding und Arbeitseinstellung ein Unrecht wäre. Ich meine das patriarchalische Arbeitsverhältniß, das dem hausväterlichen nachgebildet ist. Es beruht auf einer ursprünglichen persönlichen Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft zwischen Herr und Knecht, die als Knaben auf der Dorfwiese mit einander getollt haben. Hier regelt sich das Verhältniß von Arbeitgeber und Arbeiter nach dem Herkommen und unter gegenseitigem persönlichen Vertrauen. Es ist eine Erweiterung der Familie als wirthschaftliche Einheit, ein Dienstverhältniß mit Familiencharakter. Der Sohn „verkauft" nicht seine Arbeitskraft an den Vater, sondern er arbeitet mit dem Vater zu einem gemeinsamen Zweck, an welchem Beide, wenn auch in verschiedener Weise und zu verschiedenem Antheil am Ertrage, interessirt sind. Ein Sohn, der das nicht versteht, ist kein rechter Sohn, sondern ein „Tagelöhner" (Lohnarbeiter), wenn er auch nicht als solcher gehalten wird. Nicht strenges Recht oder gar Ausgleich entgegengesetzter Interessen durch wirthschaftlichen Kampf bestimmt das Verhältniß der patriarchalisch Verbundenen, sondern gegenseitiges Helfen zu einem gemeinsamen wirthschaftlichen Zweck, dessen Gemeinsamkeit in ererbtem Wohlwollen und ererbter Treue feststeht. Der ländliche Patriarchalismus ruhte rechtlich auf dem Vorgang bei der Kolonisation durch deutsche Bauern nach Lehnsrecht, wirthschaftlich auf der reinen Naturalwirthschaft, sittlich auf einer spezifischen Gesinnung und gegenseitigen Stimmung: „Leistung und Gegenleistung rechnete man nicht gegen

*) Der Verfasser dieser dem Aushängebogen der sehr interessanten Broschüre: „Streik und öffentliche Meinung", Güstrow, Verlag von Opitz & Co., entnommenen Abhandlung, Herr Heinrich Wilhelmi, Domprediger in Güstrow, gehört zu jenen christlich-sozialen Geistlichen, die von beschränkten Fanatikern der bestehenden Eigenthums- und Produktionsordnung als schlimme Revolutionäre verschrieen werden, weil sie ein warmes Herz für die Noth der unteren Volksklassen haben und ihren Bestrebungen volles Verständniß entgegenbringen, selbst dann, wenn sie diese nicht ganz zu billigen vermögen. D. Red.

einander ab, der Tagelöhner war dem Gutshaushalte wie ein Familienglied fest eingefügt." Die Fixirung dieses Verhältnisses zu rechtlich erzwingbaren Satzungen (in den Gesinde-Ordnungen) bedeutet bereits seinen Verfall, wie es Verfall bedeuten würde, wenn Eltern- und Kindesrecht in ähnlichen statutarischen Ordnungen festgelegt werden müßte. Zudem sind die Gesinde-Ordnungen gewöhnlich einseitig vom Standpunkt der Arbeitgeber aus formulirt und tragen dadurch ihrerseits zur weiteren Zersetzung des patriarchalischen Verhältnisses bei. Auch abgesehen davon hat der Patriarchalismus im Lauf der Jahrhunderte sehr einschneidende Umwandlungen erlebt. Es ist ein weiter Weg von dem persönlich freien Bauernkolonisten des 13. Jahrhunderts zum Leibeigenen des 17., der doch noch einen Antheil und einen Anspruch an Grund und Boden hatte, und wieder zum freien besitzlosen Tagelöhner des 19., dem Erzeugniß des Bauernlegens und der Bauernbefreiung. Aber diese Unterschiede interessiren uns hier nicht. Allen Spielarten des Patriarchalismus ist dies gemein, daß sie ein auf persönlicher Zusammengehörigkeit beruhendes wirthschaftliches Verhältniß zwischen dem Starken und dem Schwachen darstellen und grundsätzlich jeden Interessenwiderstreit zwischen ihnen ausschließen.

Nach Analogie des ländlichen Patriarchalismus war ehedem auch das gewerbliche Arbeitsverhältniß organisirt. Gesellen und Lehrlinge wohnten mit dem Meister unter einem Dach, aßen an demselben Tisch und aus derselben Schüssel, standen „als Kinder des Hauses unter der väterlichen und mütterlichen Aufsicht des Meisters und der Frau Meisterin". Mit dem Hauswesen, dem sie eingegliedert waren, theilten sie nicht nur die gewerbliche Arbeit und den gewerblichen Erfolg oder Mißerfolg, sondern auch die häusliche Arbeit, die häuslichen Entbehrungen und die häuslichen Freuden. Die Arbeitsgemeinschaft war zu einer vollkommenen Lebensgemeinschaft ausgebildet — wenigstens der Idee nach. Daß dem oft auch eine schöne Wirklichkeit entsprach, dafür liegen vollwichtige Zeugnisse vor, z. B. in dem Leben Jung Stillings aus seiner Wanderzeit als Schneidergeselle.

Der wesentliche wirthschaftliche Vorzug dieser alten Gebundenheit ist die Existenzsicherheit des Schwachen. Um dieser Existenzsicherheit willen haben sich bekanntlich im Mittelalter vielfach Bauern freiwillig ihrer Freiheit begeben und die Hörigkeit auf sich genommen. Dieser wirthschaftliche Vorzug des Patriarchalismus ist auch sein sittlicher Vorzug.

Den Gütern entsprechen Pflichten. Mit bestimmten wirthschaftlichen Verhältnissen sind entsprechende sittliche Verpflichtungen gegeben, wie überall die realen Lebensbedingungen die Grundlage bilden für die ethischen Beziehungen und das Maß für die sittliche Forderung. In der menschlichen

Gesellschaft hat jedes Glied jedem anderen zu dienen; aber wie die Weise des Dienstes verschieden ist, so auch die sittlichen Normen für das Dienen. Vorschriften, welche ein bestimmtes Dienstverhältniß im Auge haben, sind nicht unbesehens auf jedes beliebige andere Dienstverhältniß anwendbar, z. B. die apostolischen Vorschriften über „Knechte“, welche Sklaven sind, gelten nur nach Maßgabe der realen Verschiedenheiten im Dienstverhältniß auch für die Hörigen des Patriarchalismus, und hier wieder in sehr verschiedener Weise für einen Leibeigenen des 17. Jahrhunderts und für einen modernen Gutstagelöhner, der jeden Augenblick oder doch jedes Jahr kündigen kann.

Die sittliche Gebundenheit des „Knechts“ an seinen Herrn hat, abgesehen von dem gesammten Kulturzustand der Nation, ihr Maß an seiner wirthschaftlichen Gebundenheit und den von diesem „Herrn“ übernommenen Pflichten. Je mehr sich das Verhältniß dem Kindesverhältniß nähert, um so größer und innerlicher ist die sittliche Gebundenheit für Herr und Knecht. Wie das Verhältniß von Vater und Sohn Interessengemeinschaft voraussetzt und darum den wirthschaftlichen Kampf ausschließt, so im Allgemeinen der Patriarchalismus. Wo er besteht, ist daher der Streik als ein wirthschaftliches Kampfmittel nicht zulässig. Aus- und Ausstände werden auch thatsächlich nur da vorkommen, wo der Patriarchalismus sich allzuweit von seiner Idee entfernt; sie werden dann freilich offenbaren, daß bei den „Herren“ oder bei den „Knechten“ oder — wahrscheinlich bei Beiden etwas nicht in Ordnung ist. Aber ganz ebenso ist es mit dem Patriarchalismus nicht verträglich, sondern sittlich verwerflich, wenn der „Patriarch“ gegen seine Leute gewisse Maßnahmen der modernen „Arbeitgeber“ anwendet, sich der Pflicht der Altersversorgung entzieht, ihnen den Schutz und das persönliche Verhältniß versagt, ohne welches der Patriarchalismus kein Existenzrecht hat. Abschiebung von Arbeitsunfähigen und Kündigung vor Erwerb des Unterstützungswohnsitzes sind ein Hohn auf den Patriarchalismus.

Reste dieses patriarchalischen autoritativen, aus der Idee des vierten Gebots entwickelten Abhängigkeits- und Vertrauensverhältnisses bestehen noch heute hier und da. Rechtlich — soweit die ländlichen Gesinde-Ordnungen und ähnliche Spezialstatuten Gültigkeit haben; aber auch wirklich, „im Geist und in der Wahrheit“, wo die Menschen darnach sind. Und zwar besonders auf dem Lande im bäuerlichen Betriebe und auch im Großbetriebe, wo der Grundbesitz nicht schon unter rein kapitalistischem Gesichtspunkt (d. h. zu möglichst hoher Verzinsung) verwaltet wird, wo er noch nicht Handelsgegenstand geworden ist, und wo die väterlichen Sitten oben und unten noch stärker sind als die Einflüsse der modernen Zeit und Zeit-

gedanken. Es ist bekannt, wenn auch nicht genug anerkannt, daß es in Mecklenburg und Pommern noch viele, zumal adelige Güter giebt, auf denen der Patriarchalismus in wahrhaft herzerquickender Weise verwirklicht ist. Generationen hindurch sitzen im Herrenhause wie in den Kathen dieselben Familien, die auf das Innigste mit einander verwachsen sind. Ferner im Kleinbetriebe, wo er, wie in Kleinstädten, noch etwas von der alten Zunftart an sich hat und im Besitz eines festen Absatzgebietes noch nicht in den Strudel der Konkurrenz um jeden Preis hineingezogen ist. Endlich bestehen auch patriarchalische Großbetriebe, wie die Stumm'schen, Krupp'schen und die bekannten v. Arnim'schen Werke, Bolle in Berlin und andere. Freilich ist hier der Patriarchalismus bereits stark modifizirt und gedeiht nur unter bestimmten Voraussetzungen: theils wird er den Arbeitern durch ausnahmsweise hohe Löhne oder umfassende Wohlfahrtseinrichtungen annehmbar gemacht; theils ruht er ganz auf der Persönlichkeit des Arbeitgebers und seiner vertrauenswerthen Gesinnung. Die Gefahr der Entartung des Patriarchalismus in einen durch Gemüthlichkeit gemilderten oder auch völlig nackten Despotismus liegt hier besonders nahe. Ein gedeihlicher und dauernder Bestand des patriarchalischen Verhältnisses setzt eben eine spezifische Gesinnung auf beiden Seiten voraus, die wieder nur bestehen kann, wo Gutsherr und Tagelöhner, Meister und Geselle, Fabrikherr und Arbeiter so gut wie gar nicht wechseln und also konstante persönliche Beziehungen die reale Grundlage für die patriarchalische Gestalt des Arbeitsverhältnisses abgeben.

Die patriarchalische Gesinnung ist im Schwinden und ist vielfach auch dort schon geschwunden, wo die patriarchalische Rechtsordnung formell weiterbesteht. Dem kann sich kein ruhiger Beobachter verschließen. Was die Sozialdemokraten schadenfroh behaupten, das bestätigen sachkundige Männer von zweifellos konservativer und christlicher Stellung. Der konservative Abgeordnete Kropatscheck weiß nur von einem „guten Rest patriarchalischer Gesinnung in Pommern", und Pastor Baltzer-Lunow sagt scharf: „Es ist ja wunderschön, von patriarchalischen Verhältnissen zu reden, aber es fehlen uns eben die Patriarchen." Wir haben gewiß keine Freude an dem Aufhören der oft so innigen und zarten Beziehungen zwischen Herrn und Tagelöhnern, Meistern und Gesellen, Herrschaft und Dienstboten. Was wir davon noch haben, wollen wir festhalten und liebevoll pflegen. Die christliche Familie zumal wird immer die Aufgabe haben, die Dienstboten sich anzugliedern und sie in selbstloser Liebe zu erziehen, statt kaltherzig ihre Arbeitskraft auszunutzen. Aber eben in der Entwickelung der Dienstbotenverhältnisse beobachtet man das Schwinden der patriarchalischen

Gesinnung auf beiden Seiten. Die vielen Geschichten von Ansprüchen und Unverschämtheiten der großstädtischen Dienstboten sind in erster Linie ein Beweis für die völlig verkehrte Stellung der Herrschaften — oder für ihre zurückgebliebene Auffassung, dafür, daß sie ihre Zeit nicht begriffen haben, die von anderen Verpflichtungen als zu bezahlten vorübergehenden Leistungen nichts weiß. —

Aber wie dem auch sei, wir haben ein Herz für den Patriarchalismus und werfen ihn nicht zusammen mit Leibeigenschaft und dumpfiger „Knechtschaffenheit". Wir freuen uns jeder Oase patriarchalischer Innigkeit und Gemüthlichkeit, aber wir glauben nicht mehr an die werbende Kraft der patriarchalischen Gesinnung — bei den Herren nicht und noch viel weniger bei den Arbeitern. Der Arbeiter will die Gleichberechtigung, die er als Staatsbürger hat, auch im Arbeitsleben durchsetzen; er trachtet nicht nach patriarchalischer Abhängigkeit, Fürsorge und Bevormundung, sondern nach moderner Gleichstellung, Achtung, Berechtigung. Gerade was die patriarchalische Freundlichkeit bietet: Gunst und Gnade, Geschenke und Wohlthaten, weist er zurück; und gerade was die patriarchalische Gesinnung verweigert: eigenes Recht, das fordert er. Der Arbeiter will als Bruder behandelt werden, das ist der innerste Kern der Sache, und nicht als Kind, — darum kann patriarchalische Behandlungsweise im Einzelnen wohl noch viel Gutes stiften, aber ein Heilmittel für irgend eine der großen Fragen der Zeit im Großen, auch für die Landfrage, ist sie nicht.

Die Aus- und Abwanderung gerade aus den Gebieten des Patriarchalismus beweist, daß er nicht mehr befriedigt. Was davon noch besteht, wird zum großen Theil durch Gewalt aufrecht erhalten. Die Arbeiter dulden ihn, der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe. Die wirthschaftliche Uebermacht des Kapitals, die rechtliche Gültigkeit der Gesinde-Ordnungen, das theilweise Koalitionsverbot fristen das Leben der patriarchalischen Reste. Je mehr der Patriarchalismus sich auf diese Zwangsmittel verläßt und lediglich sie zu verstärken sucht, je eigensinniger er Einrichtungen, wie das Hofgängersystem, trotz des Widerwillens der Arbeiter gegen seine wirthschaftlichen Nachtheile und seine sittlichen Gefahren festhält, um so sicherer verliert er auch noch den Rest von Anhänglichkeit, den er im Volk besitzt. Denn um so unleidlicher wird er Denen, welchen er das wirthschaftliche Glück bedeuten soll.

Im Ganzen gehört der patriarchalische Zustand der Vergangenheit an. Das alte patriarchalische Gemeinschaftsverhältniß ist zerrissen. Das kann man beklagen, aber nicht ändern. Der patriarchalische Zustand hat aufgehört. Kein sentimentales Klagen über das Vergangene,

kein liebevolles Bedauern, daß die Tugenden früherer Zeiten dahin, keine melancholische, rückwärts schauende Alterthümelei vermag ihn zurückzurufen. In Kirche und Staat ist das Vergangene vergangen, und man kann so wenig die blinde Ehrfurcht wie die rauhen Tugenden jener Tage zurück bringen. Der Tag ist gekommen, an dem feudale Ergebenheit und patriarchalische Ehrfurcht nur durch patriarchalische Tugenden und wirklich lehnsherrliche Ueberlegenheit gewonnen werden können.

Uebrigens hat das patriarchalische Verhältniß bekanntlich auch seine Schattenseiten, indem es die freie Persönlichkeit, auf die man sonst so großen Werth legt, unterdrückt. Das evangelische Freiheits- und Gleichheitsprinzip kommt dabei zu kurz. Wenn jedes Rechtnehmen und Rechtfordern des Arbeiters verpönt ist und ihm sein Recht nur wird nach dem Gewissen des „Herrn", so ist er von diesem Gewissen allzu abhängig. Wer sichert ihn gegen Irrthümer des Gewissens und gegen Gewissenlosigkeit? Darum ging in der Zeit der patriarchalischen Wirthschaftsorganisation auch nicht Alles so glatt ab. Von den Kämpfen der Zünfte gegen die Geschlechter und der Gesellenverbände gegen die Zünfte hat wohl Jeder gehört, auch von den Bauernkriegen. Aber schon das Mittelalter kennt Arbeitseinstellungen seit dem 14. Jahrhundert, und im 18. Jahrhundert waren sie so zahlreich, daß man es das „Jahrhundert des Streiks" nannte. Sie verliefen keineswegs so harmlos, wie es heute die Regel ist, unterschieden sich aber sonst „nur durch die Zeit von denen des 19. Jahrhunderts". Drakonische Gesetze verboten jede Verbündung und Verabredung der Arbeiter. Unter Gefängnißstrafe standen selbst Bitten und Geldspenden, durch die man verhindern wollte, daß ein Arbeitsloser in Arbeit trete, — während gegen offenkundige Verabredungen der Arbeitgeber zur Herabdrückung der Löhne keine Verurtheilungen ausgesprochen wurden.

Charakteristisch für gewisse Patriarchen ist es, daß in dem Entwurf eines Reichsgesetzes, „betreffend die Regelung der landwirthschaftlichen Arbeiterverhältnisse", welchen der „Verband zur Besserung der ländlichen Arbeiterverhältnisse im Gebiet des landwirthschaftlichen Zentralvereins der Provinz Sachsen" dem Bundesrath vorgelegt hat, auch schon Verabredung und Aufforderung zum Streik mit Gefängniß bis zu einem Jahr bedroht wird. In den Motiven wird der Vertragsbruch dem Diebstahl gleichgestellt!

Jedenfalls besteht das patriarchalische Verhältniß auch in Deutschland im Großen und Ganzen thatsächlich nicht mehr. Dieser Ueberzeugung hat einer der ersten konservativen Kenner der sozialen Frage, Victor Aimé Huber, bereits 1865 Ausdruck gegeben — wie viel mehr gilt es für unsere Tage! Die Arbeiter selbst lehnen es ab, sich „feudalisiren" zu lassen,

weil der Patriarchalismus keine Gewähr der Dauer und des Rechts bietet. Sie ziehen Freiheit und Selbstständigkeit den Fleischtöpfen Aegyptens vor. Sie wollen die Bevormundung des patriarchalischen Systems nicht mehr. Sie haben eben ihre Erfahrungen damit gemacht, und diese Erfahrungen wiegen schwerer, als romantisches Gethue.

Uebrigens ist das Streben der Arbeiter nicht verschieden von dem der Beamten, die ehedem auch bloß „herrschaftliche Diener" waren und jeder Zeit gekündigt werden konnten, „wenn wir Eurer Dienste fürder nicht mehr bedürfen", und die zum großen Theil mit Erfolg statt dieses patriarchalischen Verhältnisses ein Beamtenrecht erstrebt und erreicht haben.

Grundsätzlich und planmäßig hat der zur Herrschaft gelangte Liberalismus dem patriarchalischen Wesen in Recht und Gesinnung ein Ende gemacht mit seiner Theorie von der „freien Konkurrenz", dem „freien Spiel der Kräfte" und einer entsprechenden geschäftlichen und gesetzgeberischen Praxis. Wirthschaftlich wird der Patriarchalismus aufgelöst und zerrieben durch den Kapitalismus.

Unternehmer und Arbeiter unserer Zeit sind nicht auf demselben Zweig gewachsen, nicht durch angestammte Mannentreue verbunden. Der Unternehmer taucht auf aus einer unbekannten Vergangenheit, durch Nichts als Kapitalbesitz und Geschäftsroutine zum „Patriarchen" legitimirt. Ebenso zieht er die Arbeiter aus Ost und West heran und kauft ihnen um baares Geld die Arbeitskraft ab, natürlich so billig als möglich. Er steht zu ihnen im „reinen Geldverhältniß". Die Arbeiter sind für ihn nur „Hände". Sobald er einen oder mehrere von ihnen nicht mehr braucht und keinen Vortheil davon sieht, sie mit Geldopfern für künftige Eventualitäten dem Betriebe zu erhalten, so schickt er sie fort. Wohin sie gehen, und was aus ihnen wird, ist ihm gleichgültig. Ein inneres Band zwischen Arbeitgeber und Arbeiter besteht auf dieser Stufe nicht mehr, resp. noch nicht wieder. Ein persönliches Verhältniß wie das patriarchalische ist schon darum in vielen Fällen ausgeschlossen, weil der Unternehmer gar keine Person, sondern eine unpersönliche Aktiengesellschaft ist. Das Verhältniß zwischen Unternehmer und Arbeiter ist nach den Gesetzen des freien Wettbewerbs lediglich begründet auf Angebot und Nachfrage. Selbst auf dem Lande wird das alte patriarchalische Verhältniß Schritt für Schritt zurückgedrängt; von patriarchalischem Verhältniß zu den Wanderarbeitern, den Sachsengängern kann ja nicht die Rede sein; die Nothwendigkeit, auch die Landwirthschaft im Hinblick auf möglichst hohe Erträge zu betreiben, wirkt zusammen mit manchen anderen Faktoren, hier dieselben Verhältnisse wie in der Großindustrie zu erzeugen und an die Stelle des alten Krautjunkers und seines

Bräsig den Typus des modernen industriellen Landwirths zu setzen, der in seiner ersten Phase ein unerfreulicher Anblick ist.

Unerfreulich ist ja das ganze Verhältniß, aber es besteht und hat Anspruch auf das Recht aller Thatsachen: als Thatsache genommen zu werden. Auf der Stufe der freien Konkurrenz ist das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter ein wirthschaftlicher Kampf. Wenn er ohne Blutvergießen geführt wird, so kostet er dafür Schweiß und Thränen und Lebensmark. Und hört man keinen Schlachtruf, so hört doch Gott die Seufzer, die er erpreßt.

Die beiderseitigen Interessen sind strikt entgegengesetzt: hohe Löhne für den Arbeiter, niedere für den Unternehmer. Der Lohnsatz ist das Ergebniß des Ringens der Gegner. Die Arbeit ist „eine Waare geworden, die unter dem Gesetz von Angebot und Nachfrage steht". Kauf und Verkauf aber sind ein Kampf; die wirthschaftlichen Verhältnisse durch Angebot und Nachfrage beherrscht sein lassen, heißt das wirthschaftliche Leben in einen Krieg verwandeln. Denn wer dem Andern höhere Preise abzwingt, das ist eine Machtfrage. Das erkennt der lutherische Ethiker Bischof Martensen einfach an: Was durch die freie Konkurrenz hergestellt werde, sei „das Recht des Stärkeren, eine Art Faustrecht, ein Krieg Aller gegen Alle, wie wir ihn in der Thierwelt vor Augen haben, in welcher die freie Konkurrenz um alle Lebensgüter in ausgedehntestem Maße statt hat und die schwächere Kreatur unablässig von der stärkeren unterdrückt wird".

Dieser Kampf steht nicht im Belieben des Einzelnen, es ist ein Klassenkampf und als solcher ein integrirender Bestandtheil der heutigen Gesellschaftsordnung. Diese Thatsache muß auch die Kirche anerkennen, und mit dieser Anerkennung allein schon ist der Klassenkampf für die heutige Gesellschaft auch vom Standpunkt der Kirche aus legalisirt. Durch den Mund von Bischof Martensen hat die kirchliche Sittenlehre diese Thatsache anerkannt: „Das Verhältniß zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeiter ist kein persönliches mehr, sondern ein unpersönliches und dingliches . . . Von der Sklaverei der alten Welt unterscheidet sich das neu aufgekommene Verhältniß nur dadurch, daß der Sklave an einen einzelnen Herrn gebunden war, während der Arbeiter an die ganze Klasse der Arbeitgeber gebunden ist."

So lange der Zustand des Kampfes nicht durch einen neuen Rechtszustand abgelöst ist, muß der Kampf geführt und die Machtfrage in jeder Phase des Kampfes zur Entscheidung gebracht werden. Es ist ein Fall (nicht der einzige!) von fortdauerndem Kampfeszustand mitten in der scheinbar friedlichen Welt; ein Fall von Gesetzlosigkeit mitten in der Hochfluth

von Gesetzen; ein Fall von Heidenthum mitten in der christlichen Welt. Das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter ist in diesem Zustand das denkbar schlechteste. Von der einen Seite Verachtung, von der anderen Mißtrauen, Haß und Neid; in Zeiten akuten Kampfes erfolgen Uebergriffe von beiden Seiten, überharte Bedingungen von der einen, Exzesse und Gewaltthaten von der andern.

Ein einzelner Unternehmer kann eine kleine Oase des Friedens um sich her schaffen, wo wenigstens Waffenstillstand herrscht; aber für das Ganze hat das keine Bedeutung. Der Kampf tobt weiter um die Wittwenhütte „drauß vor Schleswig", so friedlich es in ihr drinnen ist. Und dieser Kampf muß geführt werden. Der Einzelne kann sich der Theilnahme daran in der Regel nicht entziehen. Nicht ob, sondern nur wie er sich an dem Kampfe betheiligen will, steht zu seinem gewissenhaften Ermessen. Was in Frage steht, ist lediglich die Kampfesweise, die verfügbaren Kräfte, die zulässigen Kampfmittel und die Aussicht auf einen für beide Theile annehmbaren modus vivendi.

Wer in diesem Kampfe zunächst der Stärkere ist, liegt auf der Hand. Der Arbeiter muß verdienen, denn er muß leben. Er kann also seine Waare (die Arbeit und im letzten Grunde sich selbst) nicht zurückhalten, sondern muß sie verkaufen zu jeden Preise, den der Unternehmer bietet. Er ist eigentlich in der Lage eines Kaufmanns, der dem Bankrott nahe ist und deßhalb seine Waaren um jeden Preis losschlagen muß. Er ist also in dem wirthschaftlichen Kampfe ungleich schwächer. Die klassische Nationalökonomie erwartete, daß der Preis der Arbeit sich von selbst sachgemäß reguliren werde, d. h. so daß der Arbeiter einen auskömmlichen Lohn und den gebührenden Antheil an den Gütern der Kultur erhalten würde. Aber diese naturgesetzliche harmonische Regelung ist ausgeblieben. Diese optimistische Grundvoraussetzung, von welcher man bei der Einführung des freien Arbeitsvertrages ausging, ist durch die Geschichte als unwahr erwiesen. Nationalökonomen, Philosophen und Theologen konstatiren das aus einem Munde.

Der Unternehmer hat die Wahl unter den angebotenen Arbeitskräften. Er nimmt die billigsten und willigsten und drückt Preis und Arbeitsbedingungen, wo er kann, wie er selbst wieder von der Konkurrenz und der Konjunktur gedrückt wird. Wollen die Arbeiter zu dem gebotenen Preise und den einseitig festgesetzten Bedingungen nicht verkaufen — er kann es aushalten, jedenfalls länger als sie. Sie werden ihm schon kommen. Er hat Verluste an Zins und Gewinn, zahlt Poen, setzt einen Theil des Be-

triebskapitals ein. Allein das ist bald eingeholt, wenn die Arbeiter — und das kann nicht lange dauern — vom Hunger gezwungen werden, doch zu dem bestimmten Preise zu verkaufen. Denn sie können ohne den Unternehmer schlechterdings nicht leben. Ist doch der Arbeiter, welcher Maschinen bedient, außerhalb des Zusammenhangs mit dem Betriebe „hülfloser als ein Wilder, der doch für seine, wenn auch kümmerliche Nahrung sorgen kann".

So entsteht die zweite Art des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeiter: unter der rechtlichen Form des freien Arbeitsvertrages ein gewerblicher Kriegszustand, der in Kürze zur schrankenlosen Herrschaft des Kapitals über den Arbeiter führt, zur vielberufenen „Ausbeutung". Welchen Grad diese gelegentlich erreicht hat, kann man an dem England der 40er Jahre, am heutigen Belgien und Sizilien studiren, in Deutschland an den Zuständen in der Rheinprovinz um 1828. Wo, wie an den genannten Orten, diese Wirthschaftsform alle ihre Folgen zeitigen kann, offenbart sie sich als das, was sie in ihrem Wesen ist: das „Chaos", die Anarchie.

Immer aber ist sie fragloser Sieg des Kapitals, Herrschaft des Unternehmerthums. Wir wissen, daß zwar das sogenannte eherne Lohngesetz kein Gesetz ist, daß aber thatsächlich in den meisten Fällen der freie Lohnkontrakt zu Ungunsten der Schwächeren geschlossen wird. Die „Freiheit des Arbeiters im Eingehen des Arbeitsvertrags ist nur Schein. In Wirklichkeit ist er kein freier Kontrahent, weil sein Wille keinen Einfluß hat auf die Gestaltung des Arbeitsvertrags. Wenn der Einzelne sich weigert, so nimmt ein Anderer die Bedingungen an, unter Denen der Erste nicht meint arbeiten zu können. Auch für einen großen Ausfall bietet die „Reservearmee" genügende Deckung. Es ist ein konservativer Politiker,*) welcher sagt: „Die materielle Abhängigkeit des an und für sich völlig freien Arbeiters ist heute vielleicht größer als je. Auf dem gesetzlichen Boden absoluter Gleichberechtigung mit dem Arbeitgeber schließt er den „freien Arbeitsvertrag", aber unter materiellen Voraussetzungen, die nicht von ihm abhängen, sondern von denen er abhängt, und auf Bedingungen hin, die er nicht vorschreibt, sondern die ihm, sei es von dem Unternehmer, sei es von den wirthschaftlichen Umständen, vorgeschrieben werden. Kurz, der freie Arbeitsvertrag begründet ein Verhältniß sozialer Abhängigkeit, das um so drückender empfunden werden muß, je größer das Maaß politischer

*) Dr. Kropatschek in den Verhandlungen des 1. evangelisch-sozialen Kongresses, S. 14.

Freiheit und Gleichberechtigung ist, das der Arbeiter genießt." Ein lutherischer Theologe sagt von dem Fabrikarbeiter, dessen Arbeit nur Werth hat im Zusammenhang mit dem ganzen fabrikmäßigen Betriebe, er „geräth in eine Abhängigkeit von dem Besitzer der Maschine, von dem Kapitalisten, die größer ist als die Abhängigkeit des früheren Hörigen von seinem Grundherrn. Endlich ein Großindustrieller, Heinrich Freese in Berlin: „Was kann es auch mit einem „freien Rechtssubjekt" auf sich haben, das nicht eine einzige Woche feiern kann, ohne genöthigt zu sein, nothwendige Gegenstände zu verpfänden oder zu veräußern? Der freie Arbeitsvertrag ist thatsächlich eine Fiktion."

In Wirklichkeit ist der Arbeiter in dem wirthschaftlichen Kampf ohnmächtig. Seine Machtlosigkeit drückt sich aus in niederen oder willkürlich festgesetzten Löhnen und überlanger Arbeitszeit, nicht weniger in den zahlreichen Eingriffen in sein persönliches (z. B. politisches) Verhalten, denen er ausgesetzt ist.

Güstrow i. M. Heinrich Wilhelmi.

Literarische Prozesse.

Daß es unter den Freiheiten, welche der Presse und Literatur bisher eingeräumt waren, nicht mehr so weiter geht, darüber ist sich zur Zeit die ausschlaggebende Majorität des Volkes der Dichter und Denker bekanntlich einig und die Kandare, die dem übermüthig ausgreifenden Pegasus angelegt werden soll, auf daß er ein braves und nützliches Zugpferd werde, das Keinem Schaden thut, ist bereits in der Fabrikation. Danach sollte man annehmen, daß bisher eine geradezu zügellose Freiheit für die Schreibenden geherrscht habe, obgleich diese selber jederzeit völlig abweichender Meinung hierüber waren, und da die neuen Gesetze, deren Segnungen wir zu erwarten haben, nur das materielle Recht, nicht aber die prozessualische Handhabung desselben zu ändern bestimmt sind, sollte man schließen, daß in letzterer Beziehung schon immer Alles in musterhafter Verfassung sich befunden habe und eine Reform hier in keiner Weise erwünscht oder gar dringlich erscheinen könne.

Wie es sich hiermit verhält, davon ein lehrreiches Beispiel:

Im Herbst 1891 veröffentlichte ich in der „Nationalzeitung" einen Roman „Unter den Dolomiten", welcher die Geschichte des Abfalls eines katholischen Priesters erzählt, der, weil er die Forderungen des Lebens und die seines Gewissens mit denen seiner Religion nicht mehr in Einklang zu bringen vermag, ihr und seinem Berufe entsagt. Der Roman erregte keinerlei Anstoß. Nach vollendetem Abdruck übergab ich ihn einer Berliner literarischen Agentur, um eine Weiterverwerthung in anderen Blättern zu veranlassen. Diese fand in nord- und süddeutschen Zeitungen, sowie in einem schweizerischen Blatte statt, ohne daß irgendwie oder wo sich eine Stimme dagegen erhoben hätte.

Im Sommer 1893 gelangte der Roman auch in der „Dortmunder Zeitung" zum Abdruck.

Und nun sandte man mir mehrere Nummern einer in Dortmund erscheinenden ultramontanen Zeitung „Tremonia" ein, die in verschiedenen Leitartikeln gegen das von ihrer Rivalin publizirte „bubenhafte Machwerk" eiferte, eine Reihe von Stellen aus den verschiedenen Abschnitten desselben in fettem Druck und mit vielen Ausrufungszeichen und eingeklammerten Randglossen zum Besten gab und in ergreifenden Jammertönen nach dem Staatsanwalt schrie, der den weiteren Abdruck der „Schmähschrift" verhindern solle, widrigenfalls der Katholizismus in Deutschland für vogelfrei erklärt werde ꝛc., vor Allem aber — hinc illae lacrimae! — müsse der „Dortmunder Zeitung" die Eigenschaft eines „amtlichen Publikationsorgans" aberkannt werden.

Auf diesen im allbekannten, feinen und gebildeten Ton der Hetzkaplan-Presse abgefaßten Schmerzensschrei der „Tremonia" hin, gegen die ich in

der „Dortmunder Zeitung“ eine kurze, rein sachliche Erklärung erließ, wurden mehrere Nummern der letzteren, welche die von der „Tremonia“ inkriminirten Stellen des Romans enthielten, durch die Polizei mit Beschlag belegt, ohne daß dem weiteren Abdruck desselben Hindernisse in den Weg gestellt wurden. Im Herbst darauf fand ebenso unbeanstandet die Buchausgabe des Romans in Leipzig statt.

Nicht lange darauf wurde von der Staatsanwaltschaft in Dortmund der „Tremonia“ mitgetheilt, daß man zu einem amtlichen Einschreiten gegen die „Dortmunder Zeitung“ und zur Erhebung der Anklage keinerlei Anlaß gefunden habe. Hierbei beruhigte sich jedoch die „Tremonia“ nicht. Sie wußte es durch ihre Agitationen dahin zu bringen, daß die sämmtlichen katholischen Vereine sich beschwerdeführend gegen den ablehnenden Bescheid der Staatsanwaltschaft an den Oberstaatsanwalt in Hamm wandten, und dieser dekretirte nach einiger Zeit in der That, daß die Staatsanwaltschaft in Dortmund gehalten sei, gegen den Verfasser des Romans sowie gegen den verantwortlichen Redakteur der „Dortmunder Zeitung“ wegen „Beschimpfung von Einrichtungen und Gebräuchen der katholischen Kirche“ die Anklage zu erheben.

Der gleiche Staatsanwalt, der in den Motiven seines ablehnenden Bescheides eine Vertheidigung des Romans gegeben hatte, wie der Autor selber sie nicht besser und nicht schlagender hätte geben können und dem Werke jede beschimpfende Absicht oder Form ausdrücklich absprach, war nunmehr gezwungen, gegen seine eigene Ueberzeugung diesen Roman strafrechtlich zu verfolgen und für die Inkriminirung desselben in öffentlicher Gerichtssitzung zu plaidiren! Die Anklage konnte nur gegen den verantwortlichen Redakteur der „Dortmunder Zeitung“ erhoben werden, da der Autor seinen Wohnsitz im Auslande hatte — oder, wie irriger Weise festgestellt wurde, vor Erhebung der Anklage ins Ausland gereist war, so daß sie ihm nicht hatte behändigt werden können. Die Strafkammer sprach den Redakteur wegen sieben inkriminirter Stellen des Romans hierauf frei, verurtheilte ihn aber auf Grund einer achten wegen „Beschimpfung der katholischen Kirche“, welche in der dem Helden des Romans in den Mund gelegten Aeußerung: „Eure (die katholische) Religion ist eine der Lüge und der Heuchelei!“ gefunden wurde, zu zwei Tagen Gefängniß, weil man annehmen müsse, daß der Autor sich mit dieser Anschauung seines Helden im Roman identifizirt habe.

Das Reichsgericht in Leipzig, bei welchem gegen dies Urtheil die Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt wurde, verwarf dieselbe, sodaß das Urtheil rechtskräftig wurde.

Es ist hier nicht beabsichtigt, in eine Kritik desselben einzutreten, so nahe es auch liegen würde, gegen die willkürliche Annahme beider Gerichtshöfe zu polemisiren, welche den Autor ohne Weiteres für die Anschauungen und Urtheile seiner Helden verantwortlich machen wollen, und ferner aufzuzeigen, wohin man schließlich kommen müßte, wenn beliebig aus dem Zusammenhang gerissene Stellen eines Buches ohne jede Berücksichtigung der Situation und Gemüthsstimmung, in welcher sie gesprochen werden, dem Verfasser zur Last gelegt werden dürfen, zumal in der fraglichen Sitzung

der Dortmunder Strafkammer nicht einmal der ganze Roman, wie man doch hätte erwarten müssen, zur Verlesung gelangte. Hier kommt es vielmehr nur darauf an, durch Faktum den derzeitigen Rechtszustand bei literarischen Prozessen klarzulegen, um seine Reformbedürftigkeit als dringlich zu demonstriren.

Die obige Entscheidung des Reichsgerichts erfolgte im Juni 1894. Als ich um dieselbe Zeit besuchsweise nach Deutschland kam, erging nach vorherigen, während des ganzen Jahres schon amtlicherseits betriebenen Recherchen über den Zeitpunkt meines Eintreffens unverzüglich eine gerichtliche Vorladung gegen mich, welche, da ich dieselbe nicht rechtzeitig erhielt, weil inzwischen verreist, sofort unter Androhung der Verhaftung wiederholt wurde. Trotzdem ich mich nicht verpflichtet fühlen konnte, der Vorladung Folge zu leisten — denn das Forum war mangels eines Domizils meinerseits in Deutschland durchaus willkürlich gewählt worden —, stellte ich mich dem Gericht hierauf und wurde verantwortlich vernommen, wobei zur Sprache kam, daß der Roman nicht durch mich selbst, sondern durch jene oben erwähnte Berliner literarische Agentur an die „Dortmunder Zeitung" gelangt war.

Auf Grund dieser Thatsache wurde mir seitens der Staatsanwaltschaft zu Dortmund nach einiger Zeit mitgetheilt, daß das Verfahren gegen mich eingestellt worden sei.

Einige Monate später wurde die gegen den Chefredakteur der „Dortmunder Zeitung" ausgesprochene zweitägige Gefängnißstrafe im Gnadenwege in eine Geldstrafe von 20 Mk. umgewandelt. Hiermit war der durch mehr als zwei Jahre sich hinziehende literarische Prozeß zu Ende. Parturiunt montes . . .

Stellen wir nun die Thatsachen einmal zusammen, die heute in einem aufgeklärten, an der Spitze der Zivilisation marschirenden Rechtsstaate möglich sind, um daraus zu ermessen, ob eine Umgestaltung des literarischen Prozeßverfahrens bei uns nothwendig erscheint oder nicht, — ob sie in kultureller Hinsicht vielleicht sogar wünschenswerther und näherliegend wäre, als eine Verschärfung der Strafbestimmungen gegen das von der Verfassung gewährleistete und in Wahrheit doch schon gerade genug geknebelte „freie Wort"! Ex ungue leonem.

Der Redakteur einer Zeitung veröffentlicht einen in mehreren anderen Zeitungen anstandslos bereits abgedruckten Roman und geräth dadurch in Strafverfolgung wegen Beschimpfung der katholischen Religion. Die Anklage erhebt der gleiche Staatsanwalt, der vorher die Gründe, aus denen eine Verurtheilung unmöglich, haarscharf und überzeugend nachgewiesen hat. Es erfolgt eine Verurtheilung des Redakteurs wegen einer aus dem Zusammenhang gerissenen Aeußerung einer Figur des Romans, mit der ohne Weiteres der Autor identifizirt wird. Die Verurtheilung erfolgt, während der Roman unbeanstandet als Buch erscheint und als Buch überall Verbreitung findet. Nirgends sonst, als in Dortmund, findet ein Staatsanwalt sich veranlaßt, gegen das Werk einzuschreiten. Was überall sonst erlaubt und berechtigt ist, ist allein in Dortmund straffällig. Der Autor entgeht

durch einen zufälligen Umstand, aus subjektiven Gründen, allein der Bestrafung dafür, daß er Etwas geschrieben hat, was überall in der Welt anstandslos gedruckt, verbreitet und gelesen werden kann — nur in einer einzigen Zeitung nicht, wo es dem Redakteur eine vom höchsten Gerichtshof des Deutschen Reiches bestätigte Freiheitsstrafe einträgt! Sind solche Dinge eines modernen Rechtsstaates würdig? Hat der Rechtsstaat, in welchem bei dem natürlichen Lauf der Sache solche Widersprüche, solche Ungeheuerlichkeiten möglich sind, die jeden Tag ähnlich wieder vorkommen können, vielleicht thatsächlich vorkommen, und die das Rechtsbewußtsein aufs Traurigste verwirren müssen, — ich frage: hat der Rechtsstaat, in dem solche Rechtsungleichheit und schreiende Willkür Gesetz sind, wirklich nichts Anderes, Besseres, Nothwendigeres zu thun, als daran zu denken, wie viele neue Fußangeln man für die Schreibenden auswerfen könne? Liegen hier nicht verhängnißvolle Uebelstände vor, die einer Reform aufs Dringlichste bedürfen, die förmlich danach schreien, wenn Rechtsprechung und Gesetz bei uns nicht dem Spotte Derer verfallen sollen, die sie verehren müßten? Hier wäre es hohe Zeit, endlich einmal den Hebel anzusetzen, um völlig unhaltbaren Zuständen ein schnelles Ende zu bereiten!

Wie das geschehen soll? Das ausfindig zu machen, ist Sache der Kundigen und nicht Aufgabe dieser Zeilen, die nur auf eine offene Wunde hindeuten sollen. Vielleicht durch ein gemeinsames Schwurgericht für alle derartigen literarischen Prozesse; vielleicht durch die gesetzliche Festsetzung eines einzigen Forums, das in jedem Falle gleich ein für alle Mal entscheidet; vielleicht durch die Präventivzensur, die dem herrschenden System der Rechtsungleichheit immer noch vorzuziehen wäre; vielleicht durch eine Gewährleistung des obenerwähnten Verfassungsparagraphen, der solche literarischen Prozesse als antiquirt überhaupt in die Rumpelkammer wirft. Nur Eines steht für jeden Denkenden, dem Gesetz und Rechte nicht nur als „eine ew'ge Krankheit“ erscheinen, fest: so, wie es jetzt ist, ist es eines modernen Rechtsstaates unwürdig.

Rom. Konrad Telmann.

Die Freiheit.

Er mußte ein glücklicher Mann sein. Alle Bewohner der freundlichen Stadt sahen voll Ehrfurcht und Neid durch das hohe gußeiserne Gitter in den herrlichen Park, der sein Schlößchen umgab. Keine Gesellschaft, kein Kaffeeklatsch, kein frohes Familienfest fand statt, ohne daß man seines Glückes nicht kopfschüttelnd erwähnt hätte, und wenn es irgend ging, versuchte man, ihn ein klein wenig nachzuahmen. Natürlich nicht in der Art, wie er seinen Viererzug lenkte; oder wie er seine Sommerfeste arrangirte, seine Freunde bewirthete und seine Diener beschenkte. Nein, solch' sündhafte Verschwendung war den Leuten, Gott sei Dank, fremd; und sie waren auch viel zu gutmüthig, um ihren Nachbarn solches Aergerniß zu bereiten. Aber warum sollten die jungen Leute nicht mit einer Sammetjoppe herumgehen wie Herr Werner Schall? Oder die jungen Damen nicht mit Vogelbälgen auf den Hüten und Schleppen an den Kleidern wie seine Frau Gemahlin? Warum sollte man seine Zigarren nicht auch zur Hälfte geraucht wegwerfen, wenn sie auch nicht echte Havannah waren? Und den Dienstleuten Grobheiten sagen, wenn man ihnen auch kein Trinkgeld gab? Je nach den Verhältnissen hatten sich die guten Bewohner der Stadt der schlechten Eigenschaften des reichen Gutsbesitzers angenommen. Hätte man diesem aber gesagt, daß all die kleinen und großen Unarten dieser einst so harmlosen Leute seinem schlechten Beispiel zuzuschreiben seien, hätte er sichs wohl höflich verbeten.

Ja, er mußte ein glücklicher Mann sein. Er brauchte sich keinen Wunsch zu versagen, war von kräftiger Gesundheit, hatte ein schönes Weib, unzählige Freunde, die alle sein Loblied sangen. Die schöne, stolze Frau hatte ihm nach manchem ernstem Familienrath seine Mutter besorgt, die Freunde fanden sich von selbst. Was hätte Madame sonst auch mit ihren eleganten Salons und Toiletten anfangen sollen? Ihr Mann konnte sie doch nicht immer bewundern; das ist ja langweilig; und das Haus war von Anfang an für Fremdenbesuch eingerichtet. Geselligkeit aber ist nothwendig, um das Talent anzuregen. Und auf das Talent, das unter diesem stolzen Dache und seiner gelbseidenen Standarte sich barg, meinte eine große, weitverbreitete Verwandtschaft ein Anrecht zu haben, und alle hegten und pflegten es, und alle gaben sich Mühe, es mehr und mehr zu entwickeln, und Jeder gab ihm bescheiden zu verstehen, daß nur sein Urtheil maßgebend und seine Rathschläge gut seien. Und das junge Talent war höflich genug, sich bewundern und rathen zu lassen, schoß wie ein Irrlicht auf dem unsicheren Boden halben Könnens hierhin und dorthin und nahm huldreich der Damen Lobsprüche und der Herren Toaste und Prophezeiungen entgegen.

Freudig bewegt saßen während solcher erhebenden Momente die beiden Mütter des gefeierten Paares am Kamin und erzählten sich zum unzähligsten Male kleine und große Unarten ihrer Lieblinge aus deren frühester Jugend, die unstreitig alle auf die künftige Genialität hinwiesen. Denn, das mußte man zugeben, genial war auch Ella. Ihr Charakter, ihre Anlagen, ihre Tournüre — — glücklich der Mann, der sie sein nennt. Und welch' großartige Partieen sie hätte machen können! Aber sie hat ihre Ideale; und wer kann gegen Ideale?

Woher ers nur hatte? Die Verwandten hatten sich die Köpfe darüber zerbrochen. Ihr Werner, Werner Schall ein Künstler! Ein wirklicher Künstler! Die drei Vorfahren, über die er ziemlich sicheren Aufschluß geben konnte, hatten sich in der Strumpfweberei einen guten Namen verschafft und ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlassen. Zu der göttlichen Kunst waren sie jedoch aus naheliegenden Gründen in keine Beziehung getreten. Auch seine Großmutter konnte es nicht auf ihn vererbt haben. Denn als sich die ersten Zeichen von Talent bei ihm einstellten, war sie es, die ihn auf energische, aber schmerzhafte Weise davon zu befreien suchte; sie war eine resolute Frau. Und seine Mutter? „Selbstverständlich", sagten die armen Verwandten.

Und „selbstverständlich", sagte sie selbst.

Wie hatte sie als junges Mädchen für das Stadttheater geschwärmt, und wie hatte sie sich über die Gedichte gefreut, die man ihr in rosa Kouverts zuschickte! Für häusliche Angelegenheiten hatte sie gar keinen Sinn; nur für Kunst, nur für Schönheit. Und da nach ihrer festen Ueberzeugung Paris der Sitz alles Künstlichen und Schönen war, galt diesem Eldorado ihre Sehnsucht, ihr Hoffen. Erreicht hat sie es zwar nicht. Aber in vielen Schachteln und Kisten ließ sie es sich zuschicken und hatte stets ihre hohe Freude daran.

Werner erkannte übrigens auch das Kunstverständniß seiner Mama dankbar an, folgte gern ihren Winken und hatte Nichts dagegen, wenn sie von seiner letzten Schöpfung sprach. Es klang sehr nett — und ist so bequem. Sie erläuterte, sie kritisirte seine Arbeiten vor den Freunden, sie lobte und tadelte mit großem Geschick — ach, wenn Ella doch solch' ein Interesse für ihn an den Tag gelegt hätte! Vielleicht — vielleicht fehlt doch Etwas zu seinem großen Glück.

Sie langweilte sich stets, wenn sie mit ihm allein war. Und trotz ihrer vielfachen Ideale gähnte sie, wenn er von dem Seinigen sprach. Das geschah selten genug, denn ihre freie Zeit wurde von Toilettenfragen, Festanordnungen, Dienstbotenärger und kleinen Fehden mit seiner Mama völlig ausgefüllt. An der Tafel aber sieht es doch zu lächerlich aus, wenn sich Mann und Frau so lange unterhalten. Da gehört man eben seinen Gästen. Und Ella gehörte ihnen ganz und gar. Sie ritt und fuhr und tanzte mit ihnen; sie ließ sich von Allen bewundern und von Allen den Hof machen, und Werner — „mein Gott, Werner ist im Atelier, glaube ich. Er wird einen neuen Entwurf haben — — —"

Aber eines Tages war er nicht da und etwarf auch Nichts. Eines

Tages stand er verstörten Angesichts in seinem Zimmer, den Brief seines einstigen Lehrers in seiner Hand. Er hatte ein Lob, ein herzliches Dankeswort erwartet für die kleine Statue „Poesie“, die er für ihn gemeißelt. Ach, welch' stolze, verschwiegene Hoffnungen hatte sein Ehrgeiz daran geknüpft, welche Bilder höchsten Ruhmes hatten ihm vorgeschwebt! Und nun? „Sie haben Nichts gehalten von dem, was Sie versprochen,“ hieß es darin, „und das erfüllt mich mit Trauer, denn Sie besaßen ein schönes Talent. „Ihre „Poesie“ sollte etwas Ueberirdisches, etwas Göttliches sein, nicht wahr? Und gerade diese Muse muß frei und ungefesselt sein, soll sie beglücken und den Menschenkindern ungeahnte Schönheiten enthüllen. Was aber schuf Ihr Meißel? Eine Göttin, die mit hundert Fesseln an den Boden gekettet ist; die nimmer den Staub abschütteln kann, der ihr von ihrem Erdenwallen anklebt; deren verschleierter, trauriger Blick wohl spricht, aber nichts Freudiges, nichts Himmlisches verkündet. Ihre „Poesie“ leidet an einem tiefen Weh. Haben Sie Sorgen, lieber Freund?“

Lange, lange stand er da und meinte, von einem häßlichen Traum befangen zu sein. Scheu streifte hin und wieder sein Auge das verhängnißvolle Papier. Konnte es denn wirklich sein Werk sein, das der Meister, derselbe, der ihn einst öffentlich für seinen besten Schüler ausgegeben, „schwach, werthlos, ohne den belebenden Odem“ nannte? War er das, Werner Schall, den man nicht länger am Throne der hehren Göttin dulden wollte? Der nicht länger ihr Günstling war? Wie konnte denn das sein? Wie war es möglich? Er, den man feierte, wohin er sich wandte; dessen Namen in ehrenvollster Weise die Blätter nannten; dessen Protektion man sich in überschwänglichen Worten erbat — er sollte nicht Der sein, für den man ihn bisher gehalten? Er trug mit Unrecht einen Namen, den er „den stolzesten im Erdenrund“ genannt, den des freien Künstlers?

Zum zweiten, zum dritten Male las er den Brief; und da befiel ihn eine seltsame Müdigkeit. Das Licht war ihm plötzlich zu hell, das warm und golden in die hohen Fenster einströmte; das Lachen und Plaudern der kleinen Gesellschaft im Park deuchte ihm unerträglich, und nie war ihm aufgefallen, daß Ella eine so harte, kalte Stimme besaß. Einen Augenblick dachte er an seine Mutter. Sie glaubte an ihn, an sein Können. Wenn er sich ihr anvertraute — o, er wußte, was sie ihrem Liebling sagen würde, und da stieg es mit einmal heiß und glühend in seine Schläfen, und fast zornig schüttelte er den Kopf War es schon so weit mit ihm gekommen, daß es ihm an Muth gebrach, des Meisters Urtheil wenigstens zu prüfen? Nein, er wollte Kritik an sich üben, streng und gerecht, wenn es auch schmerzte. Und wenn es wirklich so war — — er fuhr mit der Hand über die Stirn; den Gedanken mochte er nicht ausdenken.

Er schlich hinüber ins Atelier und schloß hinter sich zu. Er wollte nicht gestört sein. Allein, ganz allein wollte er mit sich sein, und eine feierliche Stimmung kam über ihn, wie er sich nun in dem hellen, weiten Raum umsah. Er hatte einst davon geträumt, wie diese Stätte sein Heiligthum sein würde, ein Tempel, dem Edelsten und Schönsten errichtet. Damals sah es anders hier aus. Da waren nicht die golddurchwirkten Purpur-

vorhänge, die Ella so schön fand; nicht die prunkenden Vasen und kostbaren Nippes, Geschenke von Mama. Da waren keine Ruhebetten und Rauchtische aufgestellt — — schlicht und einfach sah der Raum aus, und wer ihn betrat, ließ die Werkeltagsmiene draußen, Lachen und Scherzen verstummte, man fühlte, daß man in dem kleinen Reiche eines Mannes war, der es ehrlich meinte mit seinem Streben, daß dieses kleine Reich Mauern und Wälle hatte, die unübersteigbar waren.

Jetzt? Jetzt waren sie längst erstiegen. Die hehre Göttin Kunst hatte ihr stolzes Antlitz schmerzlich verhüllt; denn da, wo sie herrschen sollte, ward sie nur noch gelitten. Der abgeschiedene Raum eignete sich ja köstlich zu kleinen, originellen Festen, zu Plauderstündchen, zur Mittagsruhe. Und wie interessant, den Künstler Meißel und Hammer handhaben zu sehen und dabei den Tagesklatsch noch einmal behaglich durchzuhecheln bei einem Schälchen Mokka und duftender Zigarre. Das stille Atelier war zu einer Art Rendezvousplatz geworden, und sein Besitzer fühlte sich fremd in ihm.

Vor der „Poesie“ hatte er sich niedergelassen. Lange, lange starrte er sie an und stützte dann den Kopf in beide Hände. Warum hatte er jetzt gesehen, daß das Bildniß nicht das holde, liebliche geworden, das ihm vorgeschwebt? Warum sah er nun, daß es wie ein stiller Druck auf ihm lastete, daß die Bewegung müde, der Ausdruck des Gesichtes umschattet war?

„Haben Sie Sorgen, lieber Freund?“

Sorgen? Sorgen? — Er wechselte seinen Platz, um „Das Blumenmädchen“ zu betrachten, dem seine Freunde so enthusiastisch Beifall zollten. Und — er wußte, daß es mit Unrecht geschehen war. Auch hier das Unfreie; statt warmen, pulsirenden Lebens mattes Lächeln. Nicht die Seele des Künstlers war bei dem Werke beschäftigt, er gab nicht ein Stück seines Selbst — nur seine Hände hatten geschaffen; nur sein Verstand hatte gesprochen.

Beklommen wandte er sich ab. Es war Etwas in ihm erwacht, das vor langer Zeit eingeschlummert war; er fühlte Etwas in sich aufleben, das ihn einst mit Wonne und Schmerz erfüllte. Hatte es wirklich erst des Meisters strengen Wortes bedurft, um ihn den Abweg erkennen zu lassen, auf den er gerathen? Und wenn es nun schon zu spät war?

„Nein! Nein! Es darf nicht!“ schrie er auf, und in den dunklen Augen glühte Verzweiflung. Die Kunst hatte er geliebt, seitdem er zu denken gelernt. Er hatte sie verleugnet in dem wüthenden Drange nach Glück, nach Ruhm — war er denn glücklich? Man nannte ihn so; Alle sagten es ihm. Aber — —

Da, wieder Ellas klare, spöttische Stimme. Und wieder geht sie mit dem Hauptmann; er hat zum Atelier hinaufgedeutet, und sie — sie hat die Achseln gezuckt und gelacht. Gelacht, während er, ihr Gatte, gegen eine schreckliche Wahrheit anzukämpfen versuchte. Bitterer Groll gegen sie erfüllte ihn, als er finsteren Blickes die beiden vornehmen Erscheinungen verfolgte. Sie wußte ja nicht, daß er hier stand, daß er litt — doch hätte sie es gewußt, sie würde auch die Achseln gezuckt haben. Mehr wie

einmal hatte sie in reizender Naivität ihren Gästen gestanden, daß sie sich um ihres Gatten Liebhabereien nie gekümmert. Und daß sie die Wahrheit sprach, daß sie nicht einmal versuchte, ihn zu verstehen, daß sie Allen mehr gehörte als ihm, ward ihm in diesem Augenblick zu trauriger Gewißheit.

„Haben Sie Sorgen, lieber Freund?"

Was meinte der Meister damit?

Wieder stand er vor der „Poesie". Doch er sah nicht sie. Vor seinen Augen stieg eine Vision auf, ein Bild, das in seiner stillen Herrlichkeit seine Seele mit frommem Schauder erfüllte. Wo, wo hatte er es gesehen?

Im Abendsonnenglanz ein weites, blühendes Feld, umsäumt von dunklem Buchenwalde. Eine Hügelkette am Horizont und ein silberner Streifen durch wogende Kornfelder und üppiggrüne Wiesen. Darüber ein azurblauer Himmel, der sich wie eine mächtige Kuppel über die feiernde Erde ausspannt. Und göttlicher Friede rings und schweigende Andacht. Unter einer vielhundertjährigen Linde aber liegt ein Jüngling und blickt hinaus in all die Herrlichkeit und möchte aufjubeln — und schluchzt doch vor wonnigem Weh. Und sein Herz empfindet den Odem der Gottheit, und das überquellende Auge kann sich nicht satt sehen an der Pracht. — Ja, war es die Schönheit um ihn her allein, die er wortlos anbetete, die ihn in einem Athem lachen und weinen machte?

Der Träumer lächelte. Er hatte viel, viel gesehen seit jener Zeit, und gewiß Schöneres, Großartigeres. Doch jene Stimmung war nie wieder über ihn gekommen. Denn es war das erste, das einzige Mal gewesen, daß er sich frei von jedem Zwang gewußt, es war der Tag, da die hohe Schule ihn entlassen, da er sich vorgenommen, mit seiner Kunst die Welt zu erobern.

Und nun?

„Haben Sie Sorgen, lieber Freund?"

Ja, und tausend Mal ja! Denn in seinem Herzen wohnten der Unfriede und der Zweifel und das Mißtrauen. Er wollte sich betäuben durch Freuden, die für ihn nimmermehr Freuden waren; wollte sein Auge blenden durch einen Glanz, der seine dürstende Seele nicht befriedigen konnte. Einem Heere falscher Freunde hatte er seine Freiheit geopfert. Seiner nächsten Verwandten Eitelkeit beraubte den Künstler des Höchsten, das er sein genannt. Nicht der Kunst hatte er gelebt; seinen Ruhm verdankte er einer Laune des Publikums, dessen Geschmack er huldigte.

Und die Leute verehrten ihn und nannten ihn Künstler! Und gerade jetzt stieß man drunten mit langhalsigen Krystallen auf sein Glück, seine Zukunft an!

Ein rauhes Lachen gellte durch den dämmernden Raum; und dann ein hohler Schlag — ein Poltern und Krachen — —

Entsetzt stürzten die Gäste hinauf; die Thür wurde eingedrückt. Ueber die Köpfe der Vordersten sahen die Uebrigen betroffen hinweg. Bleich und reglos lehnte Werner Schall an der purpurbekleideten Wand, den schweren Hammer in der Rechten. Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn und die heißen Augen blickten wie im Fieber auf die Trümmer der „Poesie".



„Kommen Sie, meine Freunde,“ sagte Ella, „ich bedauere von ganzem Herzen, daß Sie so erschreckt wurden.“

* * *

Und wieder sahen die Leute durch das gußeiserne Gitter; doch Neugierde und Schadenfreude stand diesmal auf ihren Gesichtern geschrieben. — Hatte es denn anders kommen können? Hatten sie es nicht Alle vorhergesagt? Einmal mußte es ja ein Ende haben mit all der Herrlichkeit. Woher sollten denn die Unsummen kommen, die ein solcher Aufwand kostet? Das Ende vom Liede mußte dann der Ruin sein. Und Niemand war, der Mitleid mit „den Schalls“ hatte, als man ihnen Pferde und Wagen, die kostbare Einrichtung und Haus und Hof nahm. Und keiner der Freunde war in der Lage, zu helfen, und die armen Verwandten zeigten eine theilnehmende Miene und reisten ab. Frau Ella vergoß bittere Thränen über ihr Unglück, packte Toiletten und Kostbarkeiten ein und ging mit ihnen und dem galanten Hauptmann bis auf Weiteres zu ihrer Mama, und die Dienerschaft nahm, was sie noch kriegen konnte, suchte sich einen neuen Dienst bei neugierigen Nachbarn und wußte Märchen zu erzählen von dem Treiben in dem gastfreien Hause.

Gleichgiltig sah Werner dem Untergang seines Besitzes zu. Seiner Mutter Vorwürfe hörte er geduldig an, spöttelte über die Flucht seiner Freunde und vernahm kalt und ruhig die Nachricht von der Abreise seiner Frau. Noch einmal ging er durch die öden Räume, gesenkten Hauptes; und schmerzliche Wehmuth zog in sein Herz bei der Erinnerung an die stolzen Träume, die er vor wenig Jahren darin gehegt. Vor der Thür seines Ateliers blieb er zögernd stehen. Und feierlicher Ernst lag auf seinem bleichen Antlitz, als er die Schwelle überschritt. Nicht lange verweilte er. Doch als er es verließ, war alle Bitterkeit aus seinem Herzen verschwunden und hoffnungsfroher Muth paarte sich in seiner Brust mit starkem, eisernem Willen.

Und er zog in die Welt hinaus an einem wunderschönen Sommertag. Und lauschte lächelnd dem Vogelsang und sah in den blauen Himmel, und der warme Sonnenschein stahl sich in sein umdüstertes Gemüth. Es hatte ihm Niemand die Hand zum Abschied geschüttelt, und Keiner begleitete ihn, als der halbblinde Hofhund, und auch der kehrte um, als sie am Stadtthor waren. Aber Werner fühlte sich nicht mehr einsam. Rüstig schritt er vorwärts, ohne Ziel, seinem Sterne vertrauend. Und je weiter er ins Land kam, und je mehr er von der schönen Gottesnatur sah, desto heller und froher ward sein Blick. „Grüß Gott!“ rief er dem Bauern zu, der verdrießlich die blauen Cyanen in seinem Weizen betrachtete, „grüß Gott!“ dem Mütterchen, das blauroth vor Zorn hinter dem unnützen Enkelsohn herlief; und unwillkürlich heiterten sich die finsteren, runzligen Gesichter auf, und verwundert sahen sie wohl dem einsamen, feinen Herrn nach, wie er, ein Liedchen trällernd, den strauchbewachsenen Hügel hinabschritt.

Weit, weit hinter ihm lag die Heimath und mit ihr Enttäuschung und die wilden Kämpfe der letzten Zeit. War es nicht wirklich ein Traum, in dem er sich befunden? War er nicht wieder erwacht zu neuem Leben,

zu neuem Schaffen? Trat er nicht wieder ins Leben ein mit allen Wünschen, allen Hoffnungen eines unerfahrenen Jünglings? Und war doch ein Mann, der bittere Prüfungen überstanden. Der alte Frohsinn war über ihn gekommen, der glückselige Leichtsinn des Burschen. „Fort mit den Grillen und Sorgen!"

Laut und kräftig tönte seine Stimme über das im Glanze der untergehenden Sonne ruhende Feld. Doch plötzlich verstummte er. Beide Hände legte er über die geblendeten Augen und hörte es in dem Lindenwipfel rauschen und sah die weiten Kornfelder und den silbernen Bach, den Waldsaum und die Hügelkette und darüber den blauen Himmelsdom — und ein seliger Schmerz zog in seine Brust und trieb ihm das Wasser in die Augen — da, da wars wieder, das Jauchzen unter Thränen, das Drängen nach dem Höchsten, dem Heiligsten; fast schwindelte dem Manne vor der Gewalt dieses göttlichen Gefühles. Er breitete seine Arme aus, dem heiligen Frieden, dem leuchtenden Himmelslichte entgegen — seine Lippen bewegten sich —

„Freiheit!" murmelten sie, „nun begreife ich Dich, Du Hehre!"

Und abgeschieden von der Welt, angesichts der Majestät himmelanstrebender Berge schuf er ihr ein Denkmal, wie es gewaltiger und erhabener nicht erblickt wird von Menschenaugen. Von heiligem Schauer erfaßt sahen sie auf zu dem stolzen Antlitz, und eine Ahnung des Göttlichen, Unerreichbaren schlich in die Herzen der Staunenden. Aber den Frieden, der auf der hohen Stirn thronte, vermochte Niemand zu fassen; und Keiner hatte je ein solches Lächeln gesehen, das über einen hohen Sieg zu triumphiren schien.

Stumm, glühenden Auges aber stand eines Tages der Meister vor dem Bilde. Lange, lange. Und beklommen sah Werner in des Alten verwitterte Züge und harrte des Urtheils. Da — endlich wandte er sich und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Mein Sohn!" sagte er tief bewegt.

Da fuhr ein Ruck durch den Körper des Zweifelnden; da löste sich Etwas in des Mannes Seele und stieg zuckend und brennend in die Augen, und wie ein Schluchzen rang es sich von seinen Lippen und wie ein Gebet. Fest umschlungen hielten sich die Männer vor dem Bildniß der Freiheit.

„Du hast sie kennen gelernt!" flüsterte der Alte.

„Ja, mein Vater. So erblickte ich sie."

Die Sonnenstrahlen fielen durch die hohen Fenster des Ausstellungsraumes, und es schien, als lächle die Freiheit milde zu den Beiden herab.

Berlin. M. Schoepp.

Shylock, der „tragische Held".

I.

Im Voraus bemerke ich, daß ich hier weder als Antisemit noch als Philosemit ums Wort bitte, wie etwa ängstliche Gemüther bei dem heiklen Stoffe befürchten könnten. Ich spreche als unbefangener Verehrer eines unbefangenen Dichters. Und nicht minder würde es mir leid thun, falls sich irgend ein Shylock-Darsteller durch meine Ausführungen verletzt fühlte. Meine Bemerkungen gelten einer Auffassung Shylocks und des „Kaufmanns von Venedig", nicht einzelnen Vertretern dieser Auffassung.

Es ist — wenn ich nicht irre, seit Bogumil Davison — heute allgemein üblich, Shylock als eine Art „tragischen Helden" aufzufassen. Man hat die unbegreiflichen Worte gesprochen, dem alten Manne geschehe eigentlich „bitter Unrecht"; seine Tochter werde ihm entführt, sein Geld werde ihm genommen, sein Recht werde ihm auch noch vorenthalten — kurzum, er sei so recht ein Vertreter des unglücklichen Judenthums. Und daß er geizig und hartherzig sei, wen dürfe das Wunder nehmen? Die Verfolgungen der Christen hätten ihn eben dazu gemacht.

Diese unglückselige Gedanken-Verwirrung hat es richtig fertig gebracht, daß der heitere „Kaufmann von Venedig" zu einem modernen Tendenzstück herabgedrückt wurde. Und unsere sämmtlichen Darsteller sind nunmehr gezwungen, vielleicht wider ihr natürliches Empfinden, mit tragisch zitternden Herzenstönen, mit den edlen Zorn- und Haß-Tönen der patriarchalischen Propheten dieses niedere Scheusal zu idealisiren. Shylock ist in der Theatersprache „tragischer Held"; die Rolle muß auf alle Fälle „interessant" und sogar „bemitleidenswerth" herausgearbeitet werden. Selten hat man Shakespeare so grell mißverstanden und mißhandelt.

Betrachten wir uns einmal die Gründe, die in Shylock jene so unheimlich sich auswachsenden Triebe rücksichtslosen Hasses wecken. Aus der Beschaffenheit dieser Gründe können wir von vornherein unsere Schlüsse ziehen auf die Beschaffenheit des Hassers. Denn wer weiß? Vielleicht hatte der gute Mann seine tiefen, edlen, sittlich berechtigten Ursachen, ein Hasser zu sein! Grollte nicht auch ein Jesaias mit der ganzen Gluth seines Empfindens wider innere Sünde und äußere Feinde? Wer weiß, vielleicht hatte sein venetianischer Rassegenosse nicht minder edle Beweggründe. Wohl dem, der in rechtem Sinne hassen kann! Der kann auch kräftig lieben!

„Ich hass' ihn, weil er von den Christen ist." Erster Grund. Diesen Hauptsatz stellte Shakespeare in jenem kennzeichnenden Selbstgespräche des ersten Aufzugs (3. Szene) voran. Und das ist nun zwar kein besonders edler, aber immerhin ganz begreiflicher Grund. Shylock ist als Jude — aus Gründen, die nicht hierher gehören — unwürdig behandelt worden und haßt daher das Christenthum und seine Vertreter. Er hat also, nach der gewöhnlichen menschlichen „Moral", durchaus Recht, wenn er seine Widersacher wieder haßt. Jedoch, wir geben zwar gern zu, daß diese von vornherein vorhandene Grundstimmung in der Seele des Juden zum Verständnisse des besonderen Hasses gegen Antonio bemerkenswerth ist.

Aber es handelt sich doch hier nicht um Shylocks Christen-Haß, es handelt sich hier um Shylocks Antonio-Haß. Warum haßt Shylock unter der Masse der Christen gerade den einzelnen Antonio?

„Doch mehr noch“ (mehr noch!) „weil er aus gemeiner Einfalt“ (nämlich aus Großmuth!) „umsonst Geld ausleiht.“ Zweiter Grund! Und daran schließt sich sofort der dritte Grund: „Und hier in Venedig den Preis der Zinsen uns herunterdrückt.“ Hier haben wir die allerbesten Hasses-Gründe unseres Alten beisammen. Es sind sittlich und geschäftlich schroff entgegengesetzte Anschauungen, die den Wucherer und den Kaufmann in gegenseitige Abneigung treiben. Der alte Geizhals fühlt die sittliche Ueberlegenheit des äußerlich in seiner Gutherzigkeit allerdings leichtsinnigen Antonio. Immer wieder knirscht er, „dies ist der Narr, der Geld umsonst auslieh!“ Oder: „Er sehe sich vor mit seinem Schein! er verlieh immer Geld aus christlicher Liebe! er sehe sich vor mit seinem Schein!“ Oder: „Ihr sagtet, wie mich dünkt, daß Ihr auf Vortheil weder leiht, noch borgt?“ Antonio: „Ich pfleg' es nie!“ Dahingegen Shylock: „Ich laß' es eben schnell sich mehren.“ Die vornehme, gelassene, sogar leichtsinnige Art des edlen Venetianers ist dem knechtischen, lauernden, zusammenraffenden Geld-Drachen instinktiv, rein physisch zuwider, wie etwa gewisse Thier-Arten von einem unüberwindlichen, weil eingeborenen Widerwillen gegen gewisse andere Arten nicht lassen können. Seinen Gipfelpunkt findet dieser Natur-Haß in den bezeichnenden Worten Shylocks im vierten Akt:

„Ihr fragt, warum ich lieber ein Gewicht
Von schnödem Fleisch will haben, als dreitausend
Dukaten zu empfangen? Darauf will ich
Nicht Antwort geben. Aber setzet nun,
Daß mir's so ansteht: Ist das Antwort g'nug?
Wie? Wenn eine Ratt' im Hause plagt
Und ich, sie zu vergiften, nun dreitausend
Dukaten geben will? Ist's noch nicht Antwort g'nug?
Es giebt der Leute, die kein schmatzend Ferkel
Ausstehen können, manche werden toll,
Wenn sie 'ne Katze sehen, noch andre können,
Wenn die Sackpfeife durch die Nase singt,
Vor Anreiz den Urin nicht bei sich halten —
Wie sich kein rechter Grund angeben läßt,
Daß der kein schmatzend Ferkel leiden kann,
Der keine Katz, ein harmlos nützlich Thier,
Der kein'n geblähten Dudelsack — —
So weiß ich keinen Grund, will keinen sagen,
Als eingewohnten Haß und Widerwillen,
Den mir Antonio einflößt, daß ich so
Ein mir nachtheilig Recht an ihm verfolge.
Habt ihr nun eine Antwort?!“

Hier haben wir in der That eine Antwort. Die Antwort nämlich auf unsere Frage nach Shylocks Charakter. So wie dieser Mann hier haßt,

so haßt nur ein durchaus niedriges, der Thierstufe nahestehendes Geschöpf. Unsere obige Bemerkung, sittliche Gründe seien die tiefere Ursache des Shylock'schen Widerwillens, ist noch zu gut gemeint. Die Art, wie Shylock seinen Haß verfolgt, geht über das Menschliche hinaus und nicht etwa ins Teuflische hinein — das wäre „dämonisch" und daher „interessant" — nein, ins Thierische hinab. „Wer haßt ein Ding und brächt' es nicht gern um?" oder: „Ich kann's nicht finden" (nämlich Mitleid!) „'s steht nicht in dem Schein" — das sind Höhepunkte des Shylock'schen Hasses, die man nicht als „dämonisch" bezeichnen kann, die man thierisch dumm nennen muß. Verthiert ist dieser Mann!

Ich bin unbefangen genug, dem dritten Grunde — wenn man nunmehr noch von spezialisirten „Gründen" sprechen darf — der geschäftlichen Gegnerschaft zu Antonio weniger Gewicht beizulegen. Es ist nicht die geschäftliche Schädigung an sich, die Shylock so maßlos aufbringt; es ist die Art dieser Schädigung, der Ton. Antonio greift vornehm in den Beutel und hilft bedrängten Landsleuten ohne Zinsen aus. Und nicht genug, daß nun sowieso schon, sittlich und geschäftlich, der Wucherer blamirt ist: — Antonio geht von der That zu Worten über und nennt ihn auch öffentlich das, was er ist: „Wucherer!" und bei gewissen Zusammenstößen, die uns nicht erzählt werden, in der Erregung sogar „Hund"!

Nach den bisherigen Ausführungen zeige man uns nun den Punkt, wo eigentlich die tragische Auffassung Shylocks einsetzen könnte! Shylock ist widerwärtig, daran kann kein Unbefangener rütteln. Und mit diesem „ist" hat sich der darstellende Künstler und der Zuschauer abzufinden. Die moderne geschichts-philosophische Erwägung: „Ja, warum haben denn gesellschaftliche Verhältnisse den (oder gar „die"!) Juden so widerwärtig gemacht?", die allein das Gewürm Shylock zu einer tragischen Bedeutung erheben könnte, liegt außerhalb des Stückes und ist also von vornherein künstlerisch ungehörig. Wir sind hier bei Shakespeare, einem unbefangen Gestalten und Charaktere, nicht aber Vertreter und Typen schildernden Anschauungs-Dichter. Zeigen wir doch einmal an einem anderen Charakter das Widernatürliche jener Erwägung! Wie wär's, wenn wir ebenso sentimental seufzten: „Ja, welche Verhältnisse haben den unglücklichen Jago zu diesem bedauernswerthen Unmenschen gemacht?" Und will man nicht gütigst, da man hier die „Verhältnisse" oder die Schicksale einer Rasse nicht gut heranziehen kann, die Anlagen zur Beseufzung heranziehen? Und ach, die moderne Sentimentalität und Spitzfindelei, die jedes anschauungsfreudige Gestalten und Genießen an der Wurzel vernichtet, wäre ja dann am Ziel: „Jago, das Opfer seiner sogenannten „schurkischen" Anlagen — ein tragischer Held?" Ich schenke diesen zeitgemäßen Aufsatzstoff modernen, naturwissenschaftlich gebildeten Menschenfreunden.

Aber, wirft man ein, erhebt nicht Shakespeare selbst an jener bekannten Stelle des dritten Aktes Shylock zur Bedeutung eines Vertreters seiner Rasse? Jene Stelle lautet: „Er hat mich beschimpft (ich vermuthe, der gute Antonio war dabei im Recht!), mir 'ne halbe Million gehindert, meinen Verlust belacht, meinen Gewinn bespottet (ein

wenig übertrieben ist das sicher: Antonio ist während des ganzen Stückes, allerdings unter dem Eindruck seines Unglücks, ruhig und ernst; Lachen und Spotten paßt gar nicht recht in seinen Charakter), mein Volk geschmäht, meinen Handel gekreuzt, meine Freunde verleitet, meine Feinde gehetzt. Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude" u. s. w. Wie kann man nun auf dieses aufgeregte Gekreisch des Alten solches Gewicht legen!? Wir wissen doch, denk' ich, ganz genau, warum Antonio den alten Gauner haßt! Nicht als Juden, haben wir oben gesehen, sondern als gemeinen Wucherer mag er ihn nicht ausstehen. Und Shylock selber hat uns ja die Gründe der gegenseitigen Abneigung wiederholt verrathen! Es ist aber psychologisch äußerst fein, daß sich der alte Heuchler stellt, als wüßte er den eigentlichen Grund der Antonionischen Verachtung gar nicht, und daß er nun in der Allgemeinheit des Judenthums einen Unterschlupf sucht. Hilft nichts! Shylock soll und muß wieder heraus und als einzelner Shylock dem einzelnen Antonio gegenübergestellt werden! Diese Zwei allein haben hier mit einander zu thun; weder Christen noch Juden als solche geht der ganze Handel etwas an.

Man wende doch einmal dieselben Worte auf die Jüdin Jessica an! Wenn Antonio und seine Freunde „Antisemiten" wären, müßten nicht folgerichtiger Weise dieselben Anklagen auch von der weiblichen Vertreterin des Judenthums erhoben werden können? Man denke sich Jessica sprechend: „Lorenzo liebt mich. Was hat er für Grund? Ich bin eine Jüdin." Nein, nein, jene Worte des Juden sind eben mehr oder minder Ausflüchte, wenn sie uns auch, wie Eingangs erwähnt wurde, die allgemeine Grundlage zum speziellen Antonio-Haß erklären. An Jessica, die ebenso unbefangen und seelenvoll gezeichnet ist wie Shakespeares andere Frauengestalten, sehen wir deutlich, daß Shakespeare von „antisemitischen" oder „philosemitischen" Gedanken völlig fern war. Und daß er bei Schilderung Shylocks dessen so sichtbare Zugehörigkeit zum Judenthum mit heranzog, ist doch selbstverständlich und natürlich, so gut wie er gelegentlich das Mohrenthum Othellos betont. Aber wollte er etwa in Othello einen „Typus", einen „Vertreter" des Mohrenthums oder, schärfer ausgedrückt: wollte er in Othello das Mohrenthum zu Worte kommen lassen?

Der Jude Davison that seinem Volke einen herzlich schlechten Gefallen, als er diese Gewürm-Natur in tendenziöser Absicht zu einem tragischen Helden idealisirte. Besonders an einer Stelle des dritten Aufzuges tritt das grell zu Tage. Die Worte: „Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in den Ohren! Wollte, sie läge eingesargt zu meinen Füßen und die Dukaten im Sarge!" — diese Worte sind zwar sehr shylockisch und passen ganz zu dem, was wir sonst von ihm kennen lernten; Niemand wird aber doch hoffentlich sagen wollen, daß das ganze Benehmen nach der Flucht seiner Tochter jüdisch sei! Gerade der Familiensinn ist bekanntlich bei den Juden ein sehr reger. Bei Shylock fehlt aber hiervon jede Spur. Und unsere Darsteller Shylocks fälschen auch hier, wenn sie den Juden Vaterschmerz äußern lassen und das ganze Abenteuer als einen neuen Streich seitens der bösen Christen herausarbeiten, so daß unser Mitleid mit dem „armen Juden" wieder ein-

mal hell entfacht wird. Jessica läuft mit großem Gleichmuth von dem alten Geldsack fort; dieser, wie allen anderen gesunden Shakespeare-Gestalten ist der offizielle Name „Vater" Nichts, falls dieser Vater nicht auch ihr Herz besitzt. Und Jessicas heiteres, nicht mehr an ihren Vater zurückdenkendes Wesen im letzten Aufzuge ist ein neuer Beweis dafür, daß der Alte über Herzenstöne rundum nicht verfügte, sonst hätte er in der weggelaufenen Tochter sicher irgend eine Erinnerung, ein Bedauern oder dergleichen hinterlassen. Kurz, es findet sich nirgends, aber auch nirgends für den unbefangenen, nicht an Possarts Tragik denkenden Leser ein Anhaltspunkt, diesen harten Wucherer tragisch oder bemitleidenswerth oder gar „dämonisch" oder wenigstens „interessant" aufzufassen!

II.

Ueberblicken wir von freier Warte aus den „Kaufmann von Venedig", wie er sich in seinem klaren Baue darstellt! Der gutherzige Antonio läßt sich herab, einem Freunde zu Gefallen, bei einem sonst verachteten Wucherer Geld zu borgen — eine Charakterlosigkeit, die sich bitter rächt. Diese Anleihe bringt nämlich die Verwicklung, zugleich aber allerdings auch die Entwirrung des Stückes. Denn mit dem von Shylock geliehenen Gelde kann Bassanio seine Porzia freien; und Porzia, die ja im tiefsten Grunde die Ursache der Verwicklung ist, rettet dann hinwiederum den arg verstrickten Antonio, und entwirrt so das Stück, wie sie es unbewußt verknüpft hat. Ist das nicht ein prachtvoller Bau? Und nun Shylock! Shylock ist in diesen reizend verknüpften Fäden, die sich von Venedig nach Belmont und wieder zurück spinnen und das Stück zu einem lieblichen Märchen gestalten, Shylock ist hierin das, was im alten deutschen Märchen das böse Element ist oder, schärfer ausgedrückt: der Teufel.

Und damit ist uns zu allerlei Bemerkungen, die uns schon lange auf der Seele brannten, der Uebergang erleichtert. Shakespeares Lustspiele sind, in schroffstem Gegensatze zum heutigen Verstandes-Dichten, keine Problem-Dichtungen, darin ein gebildeter Verfasser allerlei „nachweisen" will. Diese so frisch und unbefangen empfundenen und wiedergegebenen Dichtungen verdienen den Namen „Märchenspiele". Aus kerngesunder Freude an seinen Menschen, bösen und guten, hat Shakespeare geschaffen; und so unbefangen wie er seine liebliche Porzia und den allerliebsten Nichtsnutz Lanzelot auf die Bühne schickte, ebenso unbefangen gestaltete er seinen Shylock.

Shylock ist in diesem Märchen das böse Element, der gehässige Teufel. Und genau wie im alten deutschen Märchen, so wird auch hier der Teufel am Schlusse durch kinder-einfache Weisheit übertrumpft und — ausgelacht. Dies ist die einzig richtige, weil sicherlich Shakespeare-gemäße Art und Weise, wie wir Shylock und den „Kaufmann von Venedig" auffassen dürfen.

Nun ist es aber eine falsche Bühnen-Darstellung, wenn bei diesem Auslachen am Schlusse der Gerichtsszene möglichst derb aufgetragen wird, während zum Ueberflusse Shylock mit den Geberden eines ins tiefste Herz getroffenen Königs davonwankt. Shylock soll uns nicht leid thun! Die Stimmung sämmtlicher Zuschauer ist während der Verhandlung gedrückt: einerseits Grausen und machtloser Zorn gegen den thierischen Alten, anderer-

seits Angst und Schmerz um den guten Antonio. Bassanio und Graziano müssen geradezu weinen. Es muß auch durch die Zuschauerschaft des Theaters das Gefühl ohnmächtiger Wuth gehen gegen diesen wahnwitzigen Zeloten, dem man sein Unrecht nicht beweisen kann, weil er ja dem Buchstaben nach Recht hat. Und es muß dann, wenn Porzia ihren so einfachen Spruch findet, ein allgemeines freudiges Aufathmen das Publikum der Bühne wie des Theaters erleichtern. Aber nun ist die Stimmung der eben überlebten Angst dort wie hier noch so nachwirkend, daß Graziano den flotten Verspottungston, wie er auf unseren Bühnen gewöhnlich geübt wird, gar noch nicht findet. Dieser Ton berührt uns, die wir noch mehr oder minder bewegt sind, gemüthlos und nimmt uns daher aufs Neue für den Gehöhnten gegen den Höhner ein. Graziano muß also sein nachspottendes „Ein zweiter Daniel!" in einer Art Wuth dem Alten unter die Nase reiben, in einem grimmigen Triumph: „Haben wir Dich jetzt?! Hast Du jetzt?!" Ja, würden sie in ihrem Zorn den Uebertrumpften auf offener Bühne durchprügeln, so würde das immerhin dem Zuschauer, der so lange geängstigt war, mehr Befreiung und Genugthuung verschaffen, als der seichte Witzel-Ton, dem man von der soeben ausgestandenen Angst nichts mehr anmerkt. Der Jude aber muß knirschend, geduckt, mit giftigen Blicken und möglichst unauffällig verschwinden, wie etwa der geprellte Teufel bei Hans Sachs. Sein Abgang muß nicht Mitleid, wohl aber ein gewisses Fingerzucken im Theater-Publikum erwecken, jenes Fingerzucken, das sich derb berlinerisch mit den Worten zu verbinden pflegt: „Nu aber 'raus!"

Und jetzt sind wir — wie ist das künstlerisch so fein! — jetzt sind wir in der rechten befreiten heiteren Stimmung, um die süße Mondnachts-Poesie des Schluß-Aktes voll auf uns wirken zu lassen. Wie im Märchen heirathen sich die glücklichen Paare, der gute Antonio bekommt seine Galeonen wieder, und von dem bösen „Teufel" des Stückes ist weiter gar keine Rede mehr. Der würde diese Stimmung reinster Poesie nur entweihen.

Das ist unsere Auffassung Shylocks und des „Kaufmanns von Venedig". Shylock ist nicht der „tragische Held", er ist, um im Theaterstil zu sprechen, der schmutzige „Intriguant" des Stückes, er ist der „Teufel" unseres alten lieben Märchens. Und der Darsteller muß daher nur Abscheu und Widerwillen vor dieser Dreckgeburt erwecken, um Gotteswillen aber nicht Mitleid! Man nehme unseren Hans Sachs zu Hilfe, um das zu verstehen. Man denke an unseres Kleists Kunigunde im Märchenspiel „Käthchen von Heilbronn"! Was würde man z. B. dazu sagen, wenn Jemand die bösen Stiefmütter der Grimm'schen Märchen als „tragische Heldinnen" agiren würde? z. B. die schöne Königin, die etwa mit Recht in ihrem „monarchischen Bewußtsein" das alberne Schneewittchen unterdrückt?! Oder wie ists, wollen wir nicht „Hänsel und Grethel" zu einem modernen Trauerspiel verarbeiten, worin die alte Hexe die tragische Hauptrolle spielt? Denn, juristisch betrachtet, ist doch die alte Dame völlig „im Rechte", wenn sie die diebischen Kinder, die ihr schnöder Weise an ihrem Lebkuchenhäuschen knuspern, zur Strafe in den Backofen steckt!

Berlin. Fritz Lienhard.

Zur Genealogie der Umsturzgesetze.

Die Buchdruckerkunst, die bekanntlich gegen das Jahr 1436 von Gutenberg erfunden wurde, erfreute sich nicht lange einer unbeschränkten Freiheit. Sowie Gutenberg selbst aus seiner Erfindung keine materiellen Vortheile zog, sondern nur Kämpfe und Mühsale bestehen mußte und sich den schnöden Undank der Mißgünstigen zuzog, so fand auch die neue Kunst schon bald überall Feinde. Vorerst war es die Geistlichkeit, die die ihr so gefährlich scheinende Kunst zu unterdrücken suchte, aber auch die weltlichen Behörden suchten an vielen Orten den Mißbräuchen, die nach ihren Meinungen durch die Buchdruckkunst entstehen konnten, entgegenzutreten. Den freien Ausspruch der Meinungen suchte man zu verhindern, indem man „Mandate" gegen sogenannte „Schmach- und Lästerbüchlein" erließ.

Schon damals hatte man dieselben Sorgen wie jetzt, indem man die Untergrabung der Moral und der bestehenden Ordnung seitens freiheitlich gesinnter Schriftsteller befürchtete. Auch damals suchte man durch strenge Verordnungen, Konfiskationen u. s. w. die Verbreitung der als gefährlich betrachteten Schriften zu verhindern. Wenn man jetzt die damaligen Verordnungen liest, so müßte man eigentlich darüber lächeln, wenn nicht noch in unsern Tagen die Presse Gefahr liefe, durch ähnliche Maßregeln „geknebelt" zu werden. Jedenfalls dürfte es unter den jetzigen Umständen interessant sein, einen Blick auf die früheren Jahrhunderte zu werfen.

Die Buchdruckerkunst hatte sich sehr schnell in Europa verbreitet. Im Jahre 1455 erschien die erste gedruckte Bibel und zehn Jahre später wurden in Italien die Werke des Kirchenvaters Laktanz Ciceros Schrift über die Pflichten und Augustinus' Schrift „de civitate Dei" gedruckt. Auch in Frankreich und in andern Ländern wurde die neue Kunst verbreitet, obschon die Geistlichkeit derselben feindlich gesinnt war, weil sie befürchtete, durch die „teuflischen Werkzeuge", die Lettern und die Druckpressen, würden auch „schlechte" Bücher verbreitet werden. Aber vergebens waren alle Verbote gegen den Druck unter Androhung von Bann und hohen Geldstrafen, vergebens die strengsten Zensur-Edikte, unter denen das des Papstes Sixtus IV. von 1479 wohl das schärfste war. Vergebens war auch das Erscheinen des index librorum prohibitorum unter dem wilden Papste Paul IV. aus dem Hause Caraffa, durch welchen den Theologen untersagt wurde, die im Index verzeichneten Schriften zu lesen, und durch welchen sie angehalten wurden, ungehorsame Leser derselben anzugeben. Vergebens war alle Mühe, der Presse Fesseln anzulegen und den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu unterdrücken. Die neue Kunst erstarkte gerade unter der Verfolgung. Es ist unglaublich, wieviel gedruckte Schriften in den ersten Jahrhunderten nach der Erfindung der Buchdruckerkunst in die Welt drangen; sollen doch (nach Dr. A. Pölchau) allein in den letzten dreißig Jahren des 15. Jahrhunderts über 10000 Druckschriften erschienen sein.

Die Stadt Straßburg, die sich doch durch den Aufenthalt Gutenbergs in ihren Mauern hätte geehrt fühlen und die das erwachende Preßwesen hätte begünstigen sollen, erwies sich in der Folgezeit als äußerst streng

gegen alle Druckerzeugnisse. Da es in einem Artikel nicht möglich wäre, all die Maßregeln, die in den verschiedenen Städten und Ländern Deutschlands gegen die Druckschriften ergriffen wurden, zu besprechen, so seien nur einige Verordnungen erwähnt, die in Straßburg erlassen wurden.

Im Jahre 1502 wurde das Buch „Nova Germania" von Thomas Mürner in Straßburg konfiszirt. In Folge Magistratsbeschlusses wurden Bücherzensoren eingesetzt, und es wurde verboten, in Büchern oder sonstigen Schriften irgend Etwas gegen den Papst, den Kaiser, die Fürsten, die Städte Deutschlands oder die guten Sitten zu veröffentlichen.

In demselben Jahre, in welchem die älteste Zeitung in Straßburg begründet wurde (1524), erschien ein „Mandat wider schmach- und Lasterbüchlein, schmach-Gemälde u. s. w." In dieser von Peter Elhart, dem Meister und dem Rath zu Straßburg erlassenen Verordnung wird zuerst konstatirt, daß zahlreiche Schmach- und Lasterbüchlein, sowie Bilder „zuwider göttlicher, natürlicher, auch gemeyner und geschriebener satzung und insonderheit entgegen K. M. unsers allergnedigsten Herrn jüngst ausgegangenen Mandat" gedruckt und öffentlich feil gehalten, sowie verkauft worden worden sind. Um den daraus zu besorgenden Nachtheil und Schaden zu verhüten, verbietet der Rath „allen und jeden, Geistlichen und Weltlichen, den Bürgern, Pflichtigen, Angehörigen, Verwandten und Hintersassen," und besonders den Malern, Buchdruckern und „Buchführern" (Buchhändlern) solche Schmachbücher, Schriften oder Gemälde zu dichten, schreiben, drucken, malen oder feilzuhalten, damit nicht „der gemeyne Christenmensch gegen seinem neben Christen menschen zu Anreytzung, Gespöt oder Ergerniß bewegt wird". Derjenige, heißt es ferner, der etwas dichtet oder schreibt und es drucken will, es sei gut oder bös, der soll es nicht in den Druck kommen lassen, bevor er das Exemplar in des Raths Kanzlei geliefert und dieserhalb Bescheid erhalten hat. Wer sich des Verbrechens schuldig macht, diesem Gebot zuwiderzuhandeln, dem sollen seine Bücher abgenommen werden, und es soll eine gebührende Strafe, je nach Gestalt der Sache über ihn verhängt werden.

Trotz der verschiedenen Maßregeln des Magistrats konnte der Aufschwung der Buchdruckerkunst nicht verhindert werden. Die neuen politischen und religiösen Ideen wurden von ihren Anhängern aufs Eifrigste verbreitet. Die Buchdruckerkunst nahm in Straßburg, wie in anderen Orten in kurzer Zeit einen raschen Aufschwung. Es entstanden immer mehr Druckereien und die Zahl der verlegten Schriften wuchs bedeutend. So zählte man von 1520 bis 1540 nicht weniger als 20 Buchdrucker in der Stadt, die gleichzeitig auch Buchhändler waren.

Das oben erwähnte „Mandat" scheint keine genügende Wirkung gehabt zu haben, denn 1658 erließ der Ammeister von Straßburg, Georg Dietrich Zorn, eine Verordnung, in der alle, welche sich an der Veröffentlichung eines Pamphlets betheiligen würden, zum Tode und zur Ausstoßung aus der Kirche verurtheilt werden sollten. Diese Verordnung, „Pasquillen Verbot" genannt, giebt den Geist der damaligen engherzigen, fortschrittsfeindlichen Zeit genau wieder.

In diesem kulturhistorisch bedeutsamen Dokument wird zuerst bedauert,

daß sich in der Stadt „aufrührerische Gottes und aller Ehrbarkeit vergessene Belialskinder" gefunden haben, welche ungeachtet aller angedrohten zeitlichen und ewigen Strafen allerlei teufliche Pasquille, Famosgedichte, ehrenverletzliche Gemälde, Schmähkarten, Schandschriften, Zettel und dergleichen herzustellen und zu verbreiten sich nicht entblödet haben. In diesen Schriften scheinen besonders hochgestellte Persönlichkeiten angegriffen worden zu sein, und der Rath hielt es für angezeigt, diesem „Sathanischen Muthwillen, rachgier und Beschimpfung in solchen Dingen" ein Ende zu machen. Er verhängte deßhalb die Todesstrafe sowohl über die Autoren der „Teuffelischen Lästerschriften" als auch über deren Helfershelfer. Sogar die Verbreiter, Abschreiber, sowie Diejenigen, die sich an den fraglichen Schriften, „als wenn es eine wohlgethane Sach wäre, gekützelt und belustigt haben", wurden mit „Leib- und Lebensstraffen" bedroht.

Diese Verordnung kam an mehreren „Paßquillanten" wirklich zur Ausführung. Am meisten bekannt ist die im Jahre 1672 erfolgte Hinrichtung des Doktors Georg Obrecht, der überführt worden war, Pamphlete veröffentlicht zu haben. In diesem Kampfe gegen die Lästerer unterstützte die Kirche den Magistrat. Nicht bloß wurden von der Kanzel die Publizisten gewarnt, sondern die Kirche verhängte auch den Kirchenbann über die Urheber von Pamphleten. In der langen „Formula deß Kirchenbanns" heißt es u. A.: „Ich schließe dich hiermit als ein räudiges Schaf von dem geistlichen Schafstall Jesu Christi und der Gemeinschaft der Heiligen aus und übergebe Dich kräftiglich, wirklich und thätlich der Gewalt des leidigen Satans: Anathema maharammotha! Sei verflucht zum ewigen Tod, der Herr komme dich zu richten" u. s. w. Am Schluß heißt es: „Und dieses alles, rede, wirke und thue ich in dem Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes Jesu Christi und Gottes des Heiligen Geistes. Amen und alles Volk spreche im Herzen Amen, das werde wahr."

Es war in der That ein radikales Mittel, eine Kritik der bestehenden Ordnung zu verhindern, und wenn auch zugegeben werden muß, daß unter den Pasquillen wirklich unzüchtige Schriften sich befunden haben können, so war aber auch anderseits die Möglichkeit gegeben, daß irgend ein hochgestellter Herr einen ihm mißliebigen Kritiker einfach beseitigen ließ.

In der damaligen Zeit wurden dem Magistrat die Zeitungsschreiber überhaupt sehr unbequem, und im Jahre 1674 erließ derselbe ein „Mandat gegen unberufene Zeitungsschreiber". In demselben wird vermerkt, daß seit geraumer Zeit in den Zeitungen „ungereimte und auch zum Theil unwahrhaftige Sachen" geschrieben werden, woraus der öffentlichen Ordnung höchst nachtheiliges Unheil entspringen könne. Deßhalb hat der Rath beschlossen, daß all Diejenigen, denen es standes- oder berufshalber nicht absonderlich zusteht und gebührt, sich des Zeitungsschreibens gänzlich enthalten sollen, und daß die Andern sich dergestalt in den Schranken halten müssen, daß sie nichts der Stadt Gefährliches oder Nachtheiliges schreiben. Die Uebertreter dieser Verordnung sollen unfehlbar schwer bestraft werden.

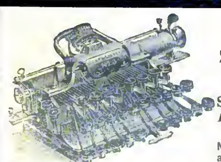
Welcher Art die Kritiken und Pamphlete zuweilen waren, ersieht man z. B. aus nachfolgenden Versen, die in Straßburg am Rathhaus angeschlagen wurden, als in der Stadt Laternen eingeführt wurden:

„Als unſ're Stadt im Wohlſtand ſaß,
Da war es finſter auf der Straß',
Doch als das Unglück angefangen,
Hat man Laternen aufgehangen,
Damit der arme Bürgersmann
Des Nachts zum Betteln ſehen kann.
Wir brauchen die Laternen nicht,
Wir ſeh'n das Elend ohne Licht."

Noch im 18. Jahrhundert erließ der Magiſtrat in Straßburg wie in andern Städten verſchiedene Polizei-Ordnungen über das Preßweſen und den Buchhandel. Obgleich die Maßregeln noch vielfach einen kleinlichen Charakter hatten, waren doch die Strafen nicht mehr ſo ſtreng wie früher. So erſchien am 15. Januar 1740 eine „Policey-Ordnung über die Buchdruckere, Verlägere und Buchhändlere". In dieſem Schriftſtück giebt der Ammeiſter Franz Joſeph von Hürtigheim und der Rath der Stadt zu, daß „unter allen denen der Geſellſchaft durch den menſchlichen Witz zugewachſenen Vortheilen die Erfindung der Buchdruckerey mit einer der preißwürdigſten" iſt, weil, wie es ſodann heißt, mit Beihülfe dieſer ſo glücklichen Entdeckung die hohen und theuern Wahrheiten der Religion den Chriſten mehr bekannt werden können, der Wille ihrer Regenten eröffnet, die in den höchſten Gerichten ertheilten Rechtsſprüche gemein gemacht und endlich die Menſchen ſich ihre Ideen über ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften mittheilen können. Ueber die Bedeutung des Preßweſens hatte man damals noch ſehr engherzige Anſichten. Man braucht ſich deßhalb nicht darüber zu wundern, daß die Behörden damals befliſſen waren, „alles dasjenige ſo zu Entheiligung der Religion, zu Zerüttung guter und ehrbarer Sitten oder Beunruhigung des Staats gereichen könnte", zu beſeitigen. In der Verordnung wird u. a. vorgeſchrieben, daß alle Bücher vorerſt approbirt werden müſſen, nachdem ein Gelehrter (entweder aus der Anzahl unſerer Stadt Canzley-Verwandten oder der Profeſſoren unſerer Univerſität) dieſelben geprüft hat. Nur die Werke und Abhandlungen der Profeſſoren durften ohne Approbation gedruckt werden. (Jetzt ſcheint man nicht mehr dasſelbe Zutrauen zu den Profeſſoren zu haben.) Ferner wird verboten „der Jugend einige derjenigen Büchern, ſo da mit Gottlos- und Außgelaſſenheit angefüllet, oder deren Autoren ſich dahin befliſſen in denen Augen ihrer Leſer die Laſter zu Schmählerung der Tugend angenehm und lieblich zu machen, zu verkauffen noch feil zu bieten".

Wie man ſieht, war ſchon in den vorigen Jahrhunderten der Kampf gegen die unſittliche und „Umſturzliteratur" an der Tagesordnung. Weder die harten Strafen, die früher über die Pasquillanten verhängt wurden, noch die kleinlichen Plackereien, die ſich die Journaliſten, Schriftſteller, Buchdrucker und Verleger gefallen laſſen mußten, vermochten den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu unterdrücken. Die verſchärften Beſtimmungen über das Preßweſen, die jetzt in Deutſchland eingeführt werden ſollen, ſind im Grunde genommen dieſelben, wie die, welche früher gegen die ſogenannten Schmach- und Läſterbüchlein beſtanden. Tony Kellen.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürſtenſtraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.



Die

„Blickensderfer“.

Beste und billigste

Claviatur-Schreibmaschine.

Preisgekrönt Chicago 1893.

Patentiert in allen Staaten.

Neueste u. grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.

84 Buchstaben, Zahlen u. Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko.

Groyen & Richtmann, Solingen.

Verlangen Sie

von der A.-G. **„Photochrom Zürich“** (Schweiz) gratis den neuesten Catalog ihrer farbigen Landschafts-Photographien, nach eigenen Original-Aufnahmen. Bilder von 60 Pfennig bis 15 Mark aus der **Schweiz, Tirol, Deutschland, England, Aegypten, Palästina** etc. etc.

Manilla-Cigarren.

Ausgezeichnet schönes imitiertes Fabrikat, in $^{1}/_{10}$ **Kisten à Mk. 6.20**, in $^{1}/_{2}$ Kisten, enthaltend 500 Stück, Mk. 30.— per Nachnahme. Ausführliche Preisliste gratis und franco.

Wilhelm Otto Meyer,

Hoflieferant, **Bremen.**

Weber's

Carlsbader Kaffee-Gewürz

ist das feinste Kaffee-Verbesserungsmittel der Welt. In allen geeigneten Geschäften vorräthig.

J. P. Olufsen.

Begründet 1856.

Wein, Cigarren, Thee.

Export — Import — Versand.

Niesky, Brüdergemeine.

Man verlange Preisliste.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen,

Preiscourante mit 1200 Illustr. auch über Werkzeug und Materialien für 30 Pf. Briefmarken.

Mey & Widmayer in **München,**

Amalienstrasse 7.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen.

VIOLINEN,

sowie alle sonstigen Streichinstrumente.

Stumme Violine zum Studiren (Patent)

Zithern in allen Formen, **Guitarren** u. Blasinstrumente. Schulen zu allen Instr. Reparaturatelier. Billige Preise. Empf. von **Wilhelmj, Sarasate, Leonard** u. a. Ausführliche Preiscourante werden gratis und franco zugesandt.

Gebrüder Wolff,

Instrumenten-Fabrik, ***Kreuznach.***

Sicherheitsspitze

für Cigarre und Cigarette

(G.-M. Nr. 35172) (G.-M. Nr. 28 70)

— unentbehrlich für jeden Raucher —

versendet in versch. geschmackv. Ausführungen

D. Hühnlein sen., Hartha i. S.

Illustrirte Preisliste kostenfrei

Wiederverkäufer überall gesucht.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die viergespaltene Nonpareillezeile

Novitäten-Rundschau der „Kritik“

Berlin, den 2. März 1895

Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred v. Hedenstjerna. Verlag von H. Haessel in Leipzig. Preis Mk. 2 — per Band, geb Mk. 3 —.

Das Ministerium Eulenburg

und das Scherl'sche Sparsystem. Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Eigenthums von August Scherl, Begründer und Eigenthümer des „Berliner Lokal-Anzeiger“. Berlin 1894. Verlag von August Scherl.

Alban Förster,

op 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied mit Pfte.begl. f. mittl. Stimme. 80 Pf. Op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe und mittl. Stimme mit Pftebegl. à Mark 1. Verlag v. Robert Jacobn in Berlin W. 30, Goltzstraße Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Der ärztliche Hausfreund.

Gemeinverständliche Belehrungen für Gesunde und Kranke. Herausgegeben von Dr. med. A. Kühner, Physikus a. D. Chefredakteur der „Gesundheit“. Vierteljährlich 6 Nummern. Bezugspreis 90 Pf. Leipzig, Marschnerstr 9. Richard Böhm.

Neue Musikalien für Klavier Verlag von Robert Jacobn in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.

G. Stapel,

op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 80 Pf. Op. 69, Elisabethwalzer. Mark 1.20 Op. 70 Mein schön Berlin, Gesangswalzer. 50 Pf. H. Berger, op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf. Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Die Reklame. Verlag von Robert Exner u. Co., Berlin SW. 68 ist das beste Insertions-Organ für alle Bureau-Bedarfsartikel. Man verlange Probenummer.

Die Nothwendigkeit

einer europäischen Abrüstung und Steuerentlastung. Von Dr. K. Walcker, Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität in Leipzig. Gr. 8°. Mark 1 ord. Verlag von Fr. Aug. Eupel-Sondershausen.

Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München 1895. Karl Schüler, Maximilianstraße 2

Der Völkerfrieden. Betracht. üb. d. gegenw. internat. polit. Zustände d. Kulturstaaten u. Ideen hinsichtl. der zukünftigen Gestalt. verf. v. Wilh. Karl Becker. Verlagsmagaz. i. Zürich. Pr. Mk. 3.

Frankreich a. d. Zeitwende (Fin de siècle.) Von ***. Preis Mark 4 —. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. Hamburg.

Friede! Von Max Trudjen. Pr. 80 Pf. Verl. v. Aug. Dieckmann, Amsterdam. Interess. Studie über Militarismus, Abrüst. u. Ziele d. Friedensgesellsch. Empf. v. Intern Friedensbureau, Bern.

Marksteine von Bismarcks Lebensweg.

Eine chronologische Darstellg. d. [illegible] Ereignisse aus dem Leben des Altreichs[illegible]

Festschrift zum 80. Geburtstag von Johs. Penzler. Preis Mk. 1 [illegible] von Otto Wigand, Leipzig.

Nachtschatten. Novellen von [illegible] von Wilpert. Verlag Deutsche Sch[illegible] Genossenschaft, Berlin. Preis elegant bro[illegible] Mk. 2.—.

Fürst Bismarck's ges. Reden. 76 [illegible] Tausendzweihundertzwanzig [illegible] gebunden. Preis Mk. 3. —. Verlag [illegible] Cronbach, Berlin.

„Warum bist du so blaß?“ und and[illegible] Nov. v. Mich. Sawka. Warm empf Stim[illegible] bilder eines „Dichters von Gottes [illegible] Pr. Mk. 1. Verl v. Aug Dieckmann, Amsterda[illegible]

De plattdütsche Bismarck. Dat Bismarcks Leben u. Dahten, [illegible] Riemels darto. Rutgewen oan Willem[illegible] Kart. Mk. 2. Verlag Otto Spamer, Leipz[illegible]

Heitere Geschichten aus meinem Le[illegible] Stubenleiden. Dem Oberamtsrichter [illegible] länder nacherzählt. Von R. Damm. M[illegible] Verlag von Felix Simon, Leipzig

Die schöne Jüdin. Von W. Feldman Ein wahrh geb. Roman des gefeierten Au[illegible] Jed. Gebild. wärmstens zu empf. P[illegible] Mk [illegible] Verlag von Aug. Dieckmann, Amsterdam.

Ballspende des „Verein Berliner Pr[illegible] Mk. 4. Richard Taendler, Verlags-B[illegible]handlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstr [illegible]

Die anarchistische Gefahr von F[illegible] Dubois. Sensationelles Werk mit 70 [illegible] Illustrationen. Verlag von August Dieckma[illegible] in Amsterdam. Preis Mk. 3.—

Dr. Paul Schlenther, Frauenarbe[illegible] Theater. 60 Pf. Richard Taendler, [illegible] Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-[illegible]straße 12.

Prof. Dr. Max Haushofer, E[illegible] im Deutschen Reich. 60 Pf. Richard Taen[illegible] Verlags-Buchhandlung, Berlin W., [illegible] Wilhelmstraße 12.

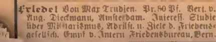
Die Weltbefreier. Schweizer Scha[illegible] in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. [illegible] 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz) [illegible] Mk. 1.60.

Stenographie. H. Frings prakt. [illegible] einer m. Typen druckbaren Stenogr[illegible] Unterricht m. u. ohne Lehrer bearb. P[illegible] J. G. Schmidt'sche Buchhandl., [illegible]

Die Bildungsmüden, Roman von O[illegible] kar Mysing (Otto Mora[illegible] Mk. 3.—. Verlagsanstalt des Verein[illegible] Schriftthum, Berlin W., Gleditschstraße [illegible]

Niederlausitzer Volkssagen. Ge[illegible] und zusammengestellt von Ka[illegible] Preis Mk. 3. — Verlag der Deutschen [illegible]steller-Genossenschaft in Berlin.

Der Cylinderhut. Sein Leb[illegible] Thaten und Leiden, geschildert [illegible] Bild von W. Oertel. Verlag v [illegible] Leipzig. Preis Mark 3



Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Leben[s]

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang Nr. 23 9. März 1895

Harden oder Hohenlohe?
Umsturz und Umsatz. Von Ottomar Beta.
Sozialistischer Dilettantismus. Von Marie Mellien.
Natascha. Von Sonja Russalka.
Das Recht auf Arbeit. Von G. Rost.
Für Geistesfreiheit!
Die Lehren der Geschichte. Von Figaro.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm

Berlin W., Gleditschstraße 35

Fernsprecher: VI, 3707

Verein für Freies Schriftthum

Aus den Satzungen:

1. Der Verein für Freies Schriftthum veröffentlicht jährlich
   mindestens acht Bände
   durchschnittlich
   250—400 Seiten stark.
2. Den Mitgliedern werden gegen Zahlung des Jahresbeitrages die Veröffentlichungen portofrei zugesandt. Der Jahresbeitrag ist
   12 Mark
   für die gehefteten Bücher
   16 Mark
   für die gebundenen Bücher
   und kann auf Wunsch auch in Vierteljahrsraten entrichtet werden.
3. Die Anmeldungen sind zu richten an den Vorstand des Vereins, Berlin W., Gleditschstraße 35, und können auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung erfolgen.
4. Der Eintritt kann jederzeit stattfinden; er verpflichtet für das ganze laufende Geschäftsjahr, das von Oktober zu Oktober geht. Das 1. Vereinsjahr läuft vom 1. Dezbr. 1894 bis zum 1. Oktober 1895.
   Die bereits erschienenen Bände werden nachgeliefert.
5. Außer der Zahlung des Jahresbeitrages werden keinerlei Verpflichtungen von den Vereinsmitgliedern übernommen.
6. Für Sendungen außerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns wird ein Portoaufschlag von zwei Mark jährlich berechnet.

Ehrenmitglieder:

Hermann Allmers
Schriftsteller in Rechtenfleth
Ferdinand Avenarius
Schriftsteller, Herausgeber des „Kunstwart“ in Dresden
Ernst Eckstein
Dr. phil., Schriftsteller, Dresden
Hans Hoffmann
Dr. phil., Schriftsteller in Wernigerode
Albert Keller
Professor, Maler in München
Max Liebermann
Maler in Berlin
Berthold Litzmann
Dr. phil., Professor der Litteraturgeschichte in Bonn
Rudolf Maison
Professor, Bildhauer, München
Karl Pröll
Schriftsteller in Berlin
Graf Emerich von Stadion
Schriftsteller in Hainfeld
Franz Stuck
Professor, Maler in München
Johannes Trojan
Schriftsteller in Berlin
Ernst von Wildenbruch
Dr. h. c., Legationsrath, Schriftsteller in Berlin
Ernst Ziel
Dr. phil., Schriftsteller in Kannstatt.

Berlin W. 30
Gleditschstraße 35

Der Verein, nach dem Urtheil [illegible] Hofraths Professor Joseph K[illegible]

die vernünftigste und nützlichste litterarische Vereinsgründung, die jeder Freund der deutschen Litteratur unterstützen sollte,

ist durch die große Zahl der Litteraturfreunde, die ihm bereits als Mitglieder angehören, und [illegible] durch seine Bemühungen noch zu gewinnen [illegible] in der Lage, dem deutschen Publikum zu einem [illegible] außergewöhnlich billigen Preise hervorragende Erscheinungen der gegenwärtigen litterarischen Produktion zugänglich zu machen. Er will andererseits begabten Schriftstellern die Möglichkeit bieten, [illegible] unbeeinflußt und unabhängig in künstlerischem Drange ihren eigenen Weg sich zu suchen, sowie auch ohne andere Rücksichten als die, welche im Wesen der Kunst selbst ihre Begründung finden, der Ausgestaltung und Verwirklichung ihrer künstlerischen Absichten sich hinzugeben. Zum Maßstabe bei der Auswahl unserer Veröffentlichungen möchten wir daher den Grundsatz machen:

Frei von jeder Prüderie!

Frei von jedem Konventionellen!

Frei von Schablone und Unnatur!

Aber auch frei von Uebertreibung und unwürdiger Pikanterie!

Der Verein für Freies Schriftthum sieht es als seine Hauptaufgabe an, die Verbindung herzustellen zwischen den gebildeten, vorurtheilsfreien Leuten, deren geläutertes Verständniß für die unsere Zeit bewegenden Fragen sie vor jeder Einseitigkeit des Urtheils bewahrt, und zwischen den schaffenden Künstlern, die auf ein solches Elite-Publikum angewiesen sind.

Der erste Jahrgang bringt:

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Mysing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman v. Adalbert v. Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Vingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindl. Herrn Pankratius Graunzer
Ein komisch. Roman v. Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerrom. v. Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Auslaufk



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 9. März 1895

II. Jahrgang | Nr. 23 | Jahrgang II

Harden oder Hohenlohe?

II.

Maximilian Harden war nicht der erste Interviewer, den Bismarck seit seiner Entlassung in Varzin empfangen hatte. Er war auch nicht der Erste, dem er in großzügiger Aufgeknöpftheit seine Ansichten über allerhand Dinge vertraute, die ihm gerade am Herzen lagen. Aber Herr Harden war der Erste und blieb sogar der Einzige, der es verstand, aus seinem Verkehr mit Bismarck dauernd gangbare Münze zu prägen und ein gutes Geschäft dadurch zu machen. Er war unablässig bemüht, urbi et orbi zum Bewußtsein zu bringen, daß seine Beziehungen zu dem Schloßherrn von Varzin nicht etwa vorübergehende seien und nur auf einen vereinzelten Besuch sich beschränkten, sondern daß er gewissermaßen von Jenem das Mandat empfangen habe, für seine Interessen in der Oeffentlichkeit einzutreten.

Ich habe am Schluß meines ersten Artikels bereits durchblicken lassen, daß damals immerhin Umstände vorgelegen haben mögen, die den Fürsten Bismarck bewogen, sich auch einen Harden als Werkzeug gefallen zu lassen. Der unübertroffene Realpolitiker hat ja stets seine Werkzeuge dort genommen, wo er sie gerade fand, und er hat dabei immer mehr auf Brauchbarkeit, als auf andere Eigenschaften gesehen. Trotzdem aber darf wohl als sicher angenommen werden, daß es Bismarck niemals eingefallen ist, mit Herrn Harden bestimmte Ver-

einbarungen zu treffen, die diesem direkt ein Recht gegeben hätten, sich öffentlich als berufener Sachwalter des Fürsten aufzuspielen. So hilflos und so verlassen, daß er auf Hardens Beistand hätte warten müssen, war Bismarck auch nach seinem Sturze nicht. Ihm standen — außer einigen anderen Blättern — die weitverbreiteten und hochangesehenen „Hamburger Nachrichten“ zu Gebote, die so viel „weißes Papier“ zu seiner Verfügung hielten, als er nur immer wünschen mochte. Auch war zwischen der Redaktion des Hamburger Blattes und dem Wohnsitz des Altreichskanzlers ein geregelter Verkehr hergestellt worden, durch dessen Kanäle so manche Meldung und so mancher Artikel gingen, die weithin das größte Aufsehen erregten und auch bei Hofe nach Gebühr beachtet wurden.

Indeß auch das konnte für den Fürsten Bismarck kein Anlaß sein, die Mitwirkung Hardens in dem Kampfe, der damals geführt wurde, um ihm zu der Genugthuung zu verhelfen, auf die er ein Anrecht zu haben vermeinte, schroff abzulehnen. Er brauchte dies um so weniger zu thun, als über Hardens Person und Charakter Ungünstiges nicht zu seiner Kenntniß gelangt war. Er kannte Harden nur als tüchtigen und vielgenannten Journalisten, er wußte, daß der junge Mann eine scharfe Feder führte und besonders im Angriff stark war. Wollte Harden sich freiwillig in seine Dienste stellen, so mochte er es immerhin thun; wurde er früher oder später unbequem, so konnte man ihn einfach wieder abhalftern.

Nur unter diesen Voraussetzungen kann Fürst Bismarck daran gedacht haben, sich überhaupt mit Harden einzulassen. Wenn dieser es trotzdem verstand, die Sache gleich von vornherein so zu drehen und zu deuten — oder aber von Anderen sie so auffassen und deuten zu lassen —, als ob er der ausdrücklich bestallte Wortführer und Vorkämpfer Bismarcks sei, so war dieser dafür in keiner Weise verantwortlich zu machen ....

Allerdings hätte den Fürsten schon der Bericht, den Harden in der „Zukunft“ über seinen Besuch in Varzin veröffentlichte, stutzig machen müssen. Mit einer Indiskretion, die, falls Harden wirklich der leidenschaftliche Verehrer Bismarcks war, für den er sich mit Emphase ausgab, in keiner Weise zu entschuldigen war — mit einer Leichtfertigkeit, die in diesem Falle an Frivolität streifte, gab er

nämlich Einzelheiten aus seiner Unterredung mit Bismarck zum Besten, deren Bekanntwerden keineswegs durch das Interesse des Fürsten bedingt war.

Psychologisch ist es nur allzu erklärlich, daß ein Mann von dem leidenschaftlichen, ungestümen Wesen Bismarcks in der ersten Zeit nach seiner Entlassung noch viel zu aufgeregt war über die ihm widerfahrene Unbill, als daß er sich in seinen Auslassungen hierüber hätte weise und vorsichtige Beschränkung auferlegen können. Er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube — selbst Herrn Harden gegenüber nicht, obwohl im Verkehr mit diesem immerhin einige Vorsicht geboten gewesen wäre — und so kam es denn, daß der Herausgeber der „Zukunft" seinen Bericht mit allerhand pikantem und sensationellem Beiwerke würzen konnte, durch das er überhaupt für die Zeitschrift und für die zu machende Reklame erst seinen Werth erhielt.

Auf einen mit den Erfordernissen journalistischer Mache und geschäftlicher Trommelei weniger vertrauten Leser mußte jener Bericht des Herrn Harden in der wichtigthuerischen Fassung, die dieser ihm gab, allerdings den Eindruck machen, als ob Bismarck ausdrücklich den Wunsch gehegt habe, daß das Alles, so wie er es gesprochen, wörtlich der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werde. Dadurch war aber für die weniger Urtheilsfähigen auch schon der Beweis dafür erbracht, daß man in der „Zukunft" thatsächlich ein „Organ" des Fürsten Bismarck zu erblicken habe. Diese irrige Annahme kam dem Geschäft, das Herr Harden keck entrirt hatte, sehr zu Statten.

Für Diejenigen, welche mit kritischem Verständniß jenen Bericht lasen, konnte es gar keinem Zweifel unterliegen, daß das Eintreten Hardens für Bismarck diesem mehr schaden würde als nützen. Ganz abgesehen davon, daß der grimme Alte sich in ziemlich wegwerfenden Ausdrücken über seinen Nachfolger und über die Politik des neuen Kurses erging, die doch immerhin auch die Politik des Kaisers war und als solche von ihm gewiß viel ehrerbietiger kritisirt worden wäre, wenn er sich damals nicht in einer gar zu erregten Stimmung befunden hätte — ganz abgesehen hiervon, hatte Bismarck auch sonst noch seinem Besucher gegenüber es allzu sehr an der in seinem eigenen Interesse wünschenswerthen Reserve fehlen lassen. Er hatte den an-

dächtig seinen Worten lauschenden Harden einen Blick in die Geheimküche der Diplomatie thun lassen, indem er ihm die Geschichte von der Emser Depesche erzählte, die nachher so großes Aufsehen erregte.

Und Maximilian Harden trug dann kein Bedenken, das Alles sofort in sensationellstem Aufputz an die große Glocke zu hängen. Hätte ihm thatsächlich das Wohl des Fürsten am Herzen gelegen; hätte es sich für ihn wirklich nur darum gehandelt, dem gekränkten Staatsmanne zu seinem Rechte zu verhelfen, so hätte er unmöglich durch die Veröffentlichung aller dieser Einzelheiten die Kluft, die zwischen Berlin und Varzin sich aufgethan hatte, in so leichtfertiger Weise noch vertiefen können. Mit schonungsvollem Verständniß wäre er dann hinweggegangen über alles Das, was, sobald es bekannt wurde, nothgedrungen dazu beitragen mußte, die Beziehungen zwischen Bismarck und dem Kaiser einerseits, sowie zwischen Bismarck und seinen Widersachern aus früherer Zeit her noch mehr zu verschlechtern.

Hätte Harden sich aber von solchen Erwägungen lauteren Wohlwollens und uneigennütziger Ergebenheit wollen leiten lassen, was wäre dann aus seinem Bericht geworden? Der hätte dann gerade alles Das vermissen lassen, was Harden in der „Zukunft" ganz besonders zu kultiviren gedachte, und er hätte überdies gänzlich seinen Zweck verfehlt, den erhabenen Zweck nämlich, auf die neue Zeitschrift aufmerksam zu machen und ihr Abonnenten in größerer Anzahl zuzuführen.

Maximilian Harden hatte nicht umsonst ein Privatissimum bei Bismarck gehört. Wenn dieser im Interesse höherer politischer Zwecke kein Bedenken getragen hatte, „aus einer Chamade eine Fanfare zu machen," indem er die Emser Depesche des alten Kaisers so redigirte, daß durch sie der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges beschleunigt wurde, so durfte auch Maximus Aemilianus Apostata, der große Staatsmann der „Zukunft", der so lange in der Rolle des kleinen Schäfers der „Gegenwart" sein staatsmännisches Talent hatte zügeln müssen, sich über alle gebotenen Rücksichten kühn hinwegsetzen und ungescheut das thun, was seinen Sonderzwecken in hervorragender Weise dienlich war. Und so theilte er denn außer der Aufsehen erregenden Geschichte von der Emser Depesche keck und dreist der Welt

mit, wie Bismarck über den vom Kaiser auf den Reichskanzlerposten berufenen „Troupier" dachte, der „eine subalterne Auffassung — sozusagen eine Unteroffiziers-Auffassung — von seinem Amte habe", und sich dennoch vermesse, mit unzulänglichen geistigen Mitteln dieses Amt ausfüllen zu wollen. Und je gereizter die Bemerkungen des Fürsten klangen, je offenkundiger es war, daß sie aus wunder Seele sich losgerungen, daß ein verbitterter Mann aus Gram und Harm nur sich zu ihnen hatte hinreißen lassen, mit um so größerem Behagen gab Harden sie getreulich wieder.

Der Artikel erregte gerade durch die Rücksichtslosigkeit seiner Fassung das allergrößte Aufsehen. Die Anhänger des alten Kanzlers freuten sich, daß dieser sich endlich einmal allen Aerger und allen Groll vom Herzen heruntergesprochen, und daß ein Mann sich gefunden habe, der kühn genug war, diesen Aeußerungen den Weg in die Oeffentlichkeit zu bahnen. Sie bedachten nicht, daß die Veröffentlichung gerade solcher, im Grunde genommen doch unüberlegten, wenn auch menschlich wohl begreiflichen, Aeußerungen dem alten Herrn nur neue Anfeindungen und weitere Kränkungen einbringen würde, und in der verzeihlichen Befriedigung, die des Kanzlers derbe Aussprache ihnen gewährte, dachten sie auch nicht im Entferntesten an die Möglichkeit, daß den Herausgeber der „Zukunft" außer seiner großen Liebe zu Bismarck noch andere Beweggründe weniger idealer Natur zu seinem Vorgehen veranlaßt haben könnten. Harden war von nun ab ihr Mann, denn er war muthig eingetreten für Bismarck zu einer Zeit, da der Freundeskreis um ihn sich bedenklich zu lichten anfing.

Besonders in Süddeutschland erfreute Harden sich damals einer großen Werthschätzung. Dort wurde die „Zukunft" weit mehr gelesen, als in Norddeutschland, und wer den Süddeutschen hätte klar machen wollen, daß Maximilian Harden vom ritterlichen Helden, vom Beschützer der verfolgten Unschuld herzlich wenig an sich habe, der würde vergebens sich bemüht haben. Man ist im Süden eben weit gutmüthiger und daher auch viel naiver, als im Norden. Man begeistert sich dort leichter, man läßt leichter sich einfangen für einen Mann und für eine Sache, als im Norden, wo der scharfkritische Verstand eine eigentliche Begeisterung nur in seltenen Ausnahmefällen aufkommen läßt.

In Süddeutschland wurde die „Zukunft" gelesen wegen ihres Eintretens für Bismarck, der gerade im Süden einen ungemein starken Anhang hat. In Norddeutschland, besonders aber in Berlin, fand sie großen Anklang, weil sie gegen den Kaiser sich richtete. Herr Harden hat, so oft sich ihm dazu eine Gelegenheit bot, seine monarchische Gesinnung ganz besonders betont, um im Schatten dieser Gesinnung mit um so größerer Sicherheit seine offenen Angriffe gegen die Regierung des Kaisers und seine versteckten Bosheiten gegen des Monarchen Person an den Mann bringen zu können. Und er hat in der That gutmüthige Seelen gefunden, die ihm den Gefallen thaten, seinen Betheuerungen Glauben zu schenken, und die ihn wirklich für einen Monarchisten von altem Schrot und Korn hielten, dem die Ehrfurcht gegen seinen König und Herrn gebiete, diesem die Wahrheit ohne Scheu und Menschenfurcht zu sagen. Es ist allerdings eine putzige Vorstellung, Harden als Monarchisten strengster Observanz sich zu denken, und wenn man genau hinsieht, wird man bald schon die Wahrnehmung machen, daß die Königstreue bei ihm nur Maske ist, und daß hinter der ehrfurchtsvollen Larve das listige Auge des kecken Spötters hervorblinzelt, der, ohne allzu großer Gefahr sich auszusetzen, Dinge sagen möchte, die bei uns zu Lande Niemand dem Träger der Krone ungestraft sagen darf, die aber gerade darum vom Publikum mit Heißhunger verschlungen werden.

Ich mache Herrn Harden sicher keinen Vorwurf daraus, daß er in versteckter Form Das zu sagen und zu schreiben versuchte, was er offen nicht sagen und nicht schreiben durfte. In solcher Lage hilft man sich, so gut man eben kann. Und, wenn dabei auch etwas Verstellung mit unterläuft, so ist selbst das noch keineswegs ganz verwerflich. Nur darf die Verstellung nicht anmaßend sich geberden. Man darf die Leute nicht zwingen wollen, sie für mehr zu halten, als eben für kluge Verstellung, und man darf nicht mit Koth und Unrath Diejenigen bewerfen, die an die Echtheit der zur Schau getragenen Gefühle nicht glauben können. Das aber thut Harden. Mit fanatischem Hasse verfolgt er alle Diejenigen, von denen er auch nur annimmt, daß sie seine Königstreue nicht für waschecht halten. Hierher gehören in erster Linie die Herren Kollegen von der Presse.



die er als „Tintenkulis“ mit Vorliebe der öffentlichen Verachtung preisgiebt. Und indem er von jeher eifrig bemüht war, einen dicken Strich zu ziehen zwischen sich selbst, dem alleinigen chemisch gereinigten Patent-Journalisten, und den anderen Dienern der Presse, die natürlich sammt und sonders käuflich sind und servil und feig — indem er solchergestalt an der eigenen Erhöhung planmäßig arbeitete durch die Herabsetzung der Anderen, ist es ihm schließlich gelungen, Leute zu finden, die wirklich an ihn glaubten und ihn für den einzigen deutschen Journalisten von Geist, Charakter und Bedeutung hielten. Das aber hatte ihm von vornherein als höchstes erstrebenswerthes Ziel vorgeschwebt. Das Publikum in den Bann dieser Suggestion zu zwingen, die er dann schon künstlich aufrechterhalten und geschickt verlängern würde, darauf war von jeher sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet gewesen. Und jetzt war er endlich so weit. Nun war er der weit und breit bekannte Herausgeber einer vielgenannten Zeitschrift; im Fluge hatte er sich die Sympathien aller Verehrer Bismarcks gewonnen, die unwillkürlich einen Theil der warmen Zuneigung, die sie jenem widmeten, auf seinen Vertheidiger übertrugen.

Und doch war Maximilian Harden auch damals, zur Zeit seiner höchsten Blüthe, nichts weiter, als ein geschickter journalistischer Faiseur. Früher war er Schauspieler gewesen, und so hatte er denn auch im journalistischen Berufe von vornherein nichts Anderes zu erblicken vermocht, als eine Rolle, in die es galt, sich mit seinem ganzen Denken und Empfinden hineinzuversenken, um ihr voll gerecht zu werden ....

Das war damals eine schöne Zeit für Herrn Harden. Der Zwist zwischen dem Kaiser und dem abseits grollenden Kanzler, der Widerstreit der wirthschaftlichen Interessen, der in die Formen eines heftigen Ansturmes gegen die Position des Grafen Caprivi sich kleidete — das Alles schuf eine Bewegung und gebar eine Erregtheit, die seinen Zwecken ganz besonders förderfam sich erwiesen. In erregten Zeitläufen, wenn die Geister heftig aufeinanderplatzen, spielt die Presse stets eine ganz andere Rolle, als in friedlichen Epochen, wenn es an Zündstoff fehlt. Und journalistische Klopffechter kommen ganz anders dann zur Geltung, als in gewöhnlichen Zeiten, wenn ruhig und träge der Strom politischer und sozialer Entwickelung dahinfließt.

Herr Harden aber ist Klopffechter, nicht Kämpfer. Er ficht mit Grazie und Eleganz (im Stiletkampf ist er Meister!) für die Sache, der er sich gerade gelobt hat. Aus welchen Gründen er sie zu der seinigen macht, kommt dabei nicht in Betracht. Er kämpft nicht mit Ungestüm und nicht mit Feuereifer, sondern kühl bis ans Herz hinan steht er da, mit blinzelndem Auge eine Lücke in der Rüstung des Gegners erspähend, durch die er ihm bequem und gefahrlos einen Stoß versetzen kann.

Selbst da, wo Harden in seiner Zeitschrift für den schwer gekränkten Bismarck eintrat, wo er in gespreizter Pose als das Mundstück zahlloser deutscher Männer und Frauen sich aufspielte, die der Ansicht waren, daß dem greisen Staatsmann in verletzender Form Unrecht geschehen sei, und daß diese schwere Kränkung eine Sühne erheische — selbst hier wird man vergebens nach einem warmen Herzton suchen. Immer und immer wieder ist es der listig kalkulirende und verschmitzt und beharrlich seine kleinen Ziele verfolgende nüchterne Verstand des engbrüstigen Streblings, der da zwischen den Zeilen heraus zu uns spricht; und stets wieder macht sich fast widerwärtig das Bemühen geltend, seine eigene Person in den vordersten Vordergrund zu stellen, sie zum Brennpunkt des öffentlichen Interesses zu machen. Er schrieb damals anscheinend für Bismarck und dachte dabei doch nur an sich selbst. Daß seine Bismarckbegeisterung niemals echt war, hat sich später deutlich gezeigt, als die Versöhnung zwischen dem Kaiser und dem alten Kanzler wirklich kam. Wie unangenehm diese Versöhnung ihm war, werde ich den Lesern demnächst noch besonders vor Augen führen. Gerade durch das damalige Verhalten Hardens muß Bismarck über den eigentlichen Werth seiner Verehrung und Ergebenheit genügende Aufklärung empfangen haben. Es ist daher keineswegs zu erwarten, daß er sich, wenn ihm nun die Alternative gestellt wird, zwischen dem Fürsten zu Hohenlohe und Herrn Maximilian Harden zu wählen, der mit Jenem einen Streit förmlich vom Zaune gebrochen hat, auch nur einen Augenblick besinnen könnte, sich für Hohenlohe gegen Harden zu erklären.

K. Sch.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Umsturz und Umsatz.

„Die Welt ist nicht anders zu retten, als in der Häuslichkeit", so sagt Carlyle in seinem Kapitel über Muhammed im „Heroenkultus". Und er hat Recht. Dort, am eigenen Heerde, kann sie Jeder retten für sich und die Seinen. Auch hat er ein lebhaftes Interesse daran, dies zu thun. Aber, o Ihr Staatsmänner und Gesetzgeber! Geht in Euch! Was seid Ihr für Sünder, da Ihr dem Volke den Halt an seiner Häuslichkeit entzoget, da Ihr die Grundlagen des Hauses und der Werkstätte „mobilisirtet" und den Hyänen und Haifischen in Menschengestalt, den Spekulanten, überliefertet!

Man hat es unserem Freunde, dem Arbeiter, unmöglich gemacht, seine Häuslichkeit zu pflegen, seine (sit venia verbo) Penaten zu ehren. Und wenn man die Gefahren, die jetzt des armen Mannes Daheim bedrohen, das „Unrecht im Recht", von welchem ich in Nr. 15 und Nr. 20 dieser Blätter sprach, nicht beseitigt, dieses Unrecht, das ihn von Haus und Hof, von Heim und Herd vertreibt, so darf man sich nicht darüber wundern, wenn er nun in Schaaren sich zusammenballt und wie eine Lawine über Euch herfällt, wenn er, den man in die Schande, ins Elend, wie Ismael in die Wüste, hinaustreibt, und in den Tod, Eure Grenzen bestürmt und Euch von den kurulischen Sesseln vertreibt.

Ihr, die Ihr die Umsturzvorlage berathet und die Augen verdreht und Baumwolle in den Ohren habt, bitte, erinnert Euch dessen, was wir hier zur Sache gesagt haben. Es giebt eine unbewußte Immoralität, eine offenbare, für die Euch aber durch Eure Erziehung das Bewußtsein exstirpirt worden ist. Darin gleichen Eure Gewissen den Füßen chinesischer Frauenzimmer.

Diese unbewußte Immoralität ist es, die wir befehden. Wir haben es nicht mit Personen zu thun. Wir nennen Niemanden persönlich unmoralisch, weil er das thut, was Eure Gesetze erlauben, ich meine das bestehende römische Privatrecht, durch dessen geschliffene Gläser allein Ihr die Welt erschaut. Was wir lediglich wollen, das ist, die Lücke ausfüllen, welche in unserem öffentlichen Rechte besteht, und der Gier und Willkür des Spekulantenthums ein Ziel setzen. Diese Grenze, das ist das Gesetz, der Pentateuch, das Pentagramma, der Drudenfuß auf der Schwelle seßhafter Völker, den Eure Ratten zernagten.

Wir wollen die „mildernden Umstände" nicht vergessen. Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier. Dieser fürchterlichste aller Gemeinplätze bewahrheitet sich leider nirgends so sehr als auf dem Boden der Sozialpolitik. Ein System kann Jahrzehnte lang — ja, durch Jahrhunderte hindurch für haltlos, falsch und verderblich erkannt, von den einsichtsvollsten Geistern, den Königen und ihren Berathern, wie Freiherrn von Stein, ver-

urtheilt worden sein, es hält sich doch — dank der „Trägheit", dank der Gewohnheit, dank der Eigenschaft des Menschen, ein Gewohnheitsthier zu sein, d. h. nur an seine persönlichsten Interessen zu denken.

„Die Gewohnheit nennt er seine Amme," sagt Schiller. „Warum soll ich diese Uebel meiden, zu ungewohnten fliehn?" fragt schon Hamlet. Und in gewissem Sinne ist das auch ganz gut, denn auf diese Weise „lindert der liebe Gott den Wind für das geschorene Lamm".

Es kommt aber noch ein Anderes hinzu, was das Beharrungsvermögen der Menschheit erklären hilft.

Das ist die Unfähigkeit der Kreatur, sich über das Lebens-Element, in dem sie ihre Tage fristet, objektive Klarheit zu verschaffen. Der Mensch analysirt und wägt und prüft zwar das materielle Medium oder „Milieu", in dem er lebt — so hat man z. B. ganz neuerdings noch wieder ein ganz nagelneues Gas, das Argon, in unserer Atmosphäre — in der Luft, die wir von Anbeginn der Welt an athmen — entdeckt —; aber auch das Recht ist ein solches Medium, in dem wir leben, nicht anders als wie der Fisch im Wasser. Das Recht, welches unsere geselligen, gesellschaftlichen, staatlichen, bürgerlichen, unsere Produktions-, Handels- und Erwerbsbeziehungen regelt — auch dies ist ein Existenzmedium, in dem wir gedeihen oder verkümmern je nach dem. Und unser bestehendes Recht ist nun ein solches, in dem die Rothschild, Hansemann, Bleichröder gedeihen, die nicht spekulirenden, d. h. die kreditbedürftigen Produzenten, die Handwerker, Landwirthe, die kleinen und mittleren Existenzen in allen Sphären der Bethätigung elendig zu Grunde gehen. Und mit ihnen natürlich auch der Staat, wenn anders er nicht der Dame ohne Unterleib gleichen soll.

Worin besteht denn die unsern Staat, unsere Gesellschaft bedrohende Gefahr? Man schämt sich ordentlich wie vor einem Gemeinplatz, wenn man es noch einmal ausspricht. Sie besteht in dem Anschwellen der dem Volk und dem Staat willkürlich auferlegten Schuldforderungen der goldenen Internationale und in der entsprechend zunehmenden Verschuldung und Hülflosigkeit von Staat und Volk. Und es ist oft genug ausgeführt worden, daß es das Gesetz der Mobilisation aller Grundlagen der nationalen Produktion, also die Anwendung der individualistischen Grundsätze des römischen Rechts auf diese Grundlagen ist, welche zu dieser Konsequenz führen. Nach diesem Recht hat das „Kapital", d. h. der Spekulant, der Bodenhändler, alle Sicherheit und genießt alle Vortheile des Umsatzes, während die Produktion alles Risiko trägt und alle Nachtheile des Umsatzes an sich erfahren muß. Dadurch häufen sich auf der einen Seite die mühelos erworbenen Berechtigungen oder Restkaufschuldforderungen bis in die Milliarden, und auf der anderen Seite die schuldlos auferlegten Verpflichtungen. Und es geschieht das mit so mechanischer Unausbleiblichkeit, wie der Fall des Wassers von Berg zu Thal. Man baue noch so viele Zisternen und Schleusen, der Prozeß im Großen und Ganzen läßt sich, so lange dieses Recht besteht, nicht aufhalten, noch umkehren.

Und dieser Zustand der Verschuldung, dieser Verschuldungszwang,



kulminirt nun auf städtischem Boden, gerade da, wo man ihn zur Zeit am Wenigsten sucht und sehen will — dank dem betäubenden Gebrüll des Bundes der Landwirthe, der Bimetallisten und andrer solcher Leute. Im Grunde genommen sind es immer dieselben Schüler und Botenläufer des Saulus-Paulus, von dem wir in unserem letzten Aufsatz sprachen. Führt doch das Organ der Letzteren, die „Goldpest" des Pastor Jäger, den von uns gekennzeichneten antinomistischen Streit in erheiterndster Weise weiter.

Dies Blatt schreit nach dem billigen Silber, um damit die verruchte, verfluchte Erfindung der Agrarreform abzuwenden. Nein, Paulus! Erst Rechtsreform! Dann freie Silberprägung so viel Du willst. Siehe, Du leuchtest wie ein Transparent!

Ich sage die unerhörte Verschuldung des seßhaften oder seßhaft sein wollenden und sollenden Volkes hat gerade auf städtischem Boden die größten Dimensionen angenommen und auch auf diesem Boden die verheerendsten Wirkungen erreicht. Vergleicht man das Areal der Städte mit dem des flachen Landes einerseits und die Hypotheken- und Grundschuld der Städte mit der des flachen Landes anderseits, so fällt dies sofort in die Augen. Wir zählen an 50 Milliarden städtischer Grundschuld gegen nur 25 Milliarden ländlicher Grundschuld im neuen Deutschen Reich.

Hier also ist der Boden, aus dem das verheerende Krebsgeschwür der goldenen Internationale die reichlichste Nahrung saugt.

Was wir Euch nun zum hundertsten Male vorhalten wollen, Ihr Mückenseiher und Kameeleverschlucker, das ist die Art und Weise, wie die Eskamotage der nationalen Kraft und des nationalen Vermögens auf diesem Boden stattfindet. Und wir thun das deßhalb immer wieder, weil wir nicht wünschen, daß die Interessenten der Landwirthschaft über ihre Solidarität mit denen der städtischen Industrien aufs Neue getäuscht werden, was man drauf und dran ist, ihnen zuzufügen. Und es geschieht gerade jetzt, weil man sich offenbar zu einem neuen Raubzuge auf städtischem Boden rüstet und sogar die Idiosynkrasien der Landjunker zu diesem Zwecke als Vorspann benutzen möchte. Denn man redet ihnen ein und hat es schon öfters mit Erfolg gethan, daß diese nationalen Werkstätten, die großen Städte, von der Erde verschwinden müßten, daß sie die Feinde der Landwirthschaft — nicht aber deren beste Abnehmer — seien.

Bei der vernichtenden Giftigkeit, mit welcher die Realkredit-Interessen bereits in den Reihen der „konservativen" (sich wenigstens selbst so nennenden) ländlichen Kreise gewirkt haben, liegt es nahe, daß diese, nachdem sie für ein erstes Linsengericht bereits ihre Erstgeburt opferten, nun auch noch für ein zweites (Antrag Kanitz) ihren Intellekt opfern werden. Es liegt um so näher, da sie mit Arendt und einigen britischen Vogelsängern bereits um das silberne Kalb tanzen. Ein goldenes können sie nicht mehr erschwingen.*)

*) Das durchschlagendste Argument für den Bimetallismus, welches auch dem Mr. Everett am 26. Februar im englischen Parlament zur Eröffnung der großen Redeschlacht diente, ist Folgendes:

„Die Waarenpreise stehen in einem abhängigen Verhältniß zur vorhandenen

Aber auch eben so nahe liegt es, daß, ehe man ein Getreidemonopol errichtet, weit eher ein Bodenmonopol möglich sei, resp., daß man die Spekulation, den Wucher und Schacher mit den **Grundlagen** der Produktion verhindert, ehe man zu einer Fesselung des Handels und Umsatzes in **legitimen**, selbst biblisch anerkannten Waaren, den Produkten, schreitet. Denn in der Bibel schon steht es geschrieben: „Sende Dein Getreide übers Meer!" zu hungernden Völkern.

Nur mit dieser Ergänzung: Von einem neuen „Bodenmonopol" zu reden, ist falsch; was wir anstreben, ist vielmehr die Erlösung vom schon bestehenden Bodenmonopol, welches auf jeglicher Scholle des Vaterlandes durch das bestehende römische Privatrecht geschaffen wurde.

Und dies erstreben wir nicht dadurch, daß man nun ein staatliches Bodenmonopol an Stelle des individualistischen errichten müsse. Man würde ja dadurch nur den Staat auf den Boden des Privatrechts hinabzwingen, den Müll des Bestehenden aus einem Winkel in den anderen kehren, die Geißel aus schwachen Händen in eine schier allmächtige legen. Sondern wir erstreben eine Reform des Bodenbesitzrechts selber. Dann mag den Boden besitzen, wer will. Er kann ihn dann nicht mehr mißbrauchen zur Schindung seiner Mitmenschen, sondern er kann nur und soll ihn dann nützen nach dem Rechte der Billigkeit, nach dem fas, dem jetzt obsoleten Gesetze der seßhaften Völker von ehedem. Diese Rechte wurden verschüttet wie Herkulanum und Pompeji unter der Sündfluth des jus von Berytos. Aber einige fossile Knochen alten Rechts finden sich noch im Geröll und Gerümpel, also z. B. im mosaischen Recht, und kundige Anatomen können danach das ganze Gerippe alter Seßhaftigkeit wieder herstellen.

Man muß hoffen, daß man dem deutschen Volke überhaupt noch in seiner Verwirrung so viel Besinnung zutrauen darf, daß es davon Notiz nehme, wie es mit dem Sandbeutel geschlagen und um Hab und Gut ge-

Geldmenge. Legt alles Geld auf einen Haufen und alle Waare auf den andern und dividirt Jenes in Dieses, so wird das Resultat dem herrschenden Durchschnittspreise der Waaren entsprechen. Nun hat man die 1,185 Millionen Pfund Sterling Silbergeld von dem Geldhaufen fortgenommen und auf den Waarenhaufen gelegt. Es bleibt also nur noch das Gold im Betrage von 1,215 Millionen Pfund Sterling in der Welt. Also mußten sich die Preise verdoppeln."

Auf die Einzelheiten dieses Bildes wollen wir nicht eingehen. Es würde sonst in sich zusammensinken. Nur Eins geht uns hier an. Unter **Waare** (commodity) versteht Mr. Everett, resp. müssen wir mit einbegreifen, auch die **bewohnbare Erdoberfläche**. Und deren Preis steigt mit Vermehrung der Menschen, mit der Entwicklung des Verkehrs, der Technik, des Luxus u. s. w., steigt aber auch im Maße der Vermehrung der Zahlungsmittel durch Silber und Papier, in geometrischer Proportion, ebenso deren doppelte Beleihbarkeit, bis ins Unabsehbare. Was also kann die Durchführung des Bimetallismus der Menschheit helfen, die an dieser Erdoberfläche keinen Antheil hat? Und was ist das für eine Gleichung, auf deren einer Seite eine inkommensurable ins Unendliche ausdehnbare Größe den **Hauptfaktor** bildet?

Nicht Remonetisirung des Silbers, sondern Demonetisirung des Erdbodens ist die Voraussetzung **jeder** Reform.

bracht wird. Wenig beachtet aber ist es worden, daß wir in Berlin hundert und tausend eklatante Beispiele vor Augen haben, „wies gemacht wird", — d. h. auf welche Weise die großen Spekulationsvermögen entstehen. Wir haben hier tausendfach die erlogenen, erschwindelten, dem Volke auf Grund seines Raum- und Unternehmungsbedürfnisses abgerungenen Schuldverschreibungen in statu nascenti, also im Entstehen, im Moment der Geburt, vor Augen.

Fast in jedem Falle hat die Ausbeutung der Konjunktur beim Umsatz mit dem Grund und Boden der großen Städte das meiste damit zu thun. Dieser städtische Boden gleicht nur noch dem grünen Tisch der Spielbank, an der bei jedem Umschlag der Croupier seine Gewinne einstreicht und bei Zero — Alles.

Bei jedem „Umsatz" trägt er neue Millionen an erster Stelle ein. Die zweiten und dritten Hypotheken überläßt er denen, die sich mit Kellerwechseln befassen.*)

Sowohl beim Verkauf wie beim Wiederkauf tritt für das werkthätige Volk eine Zwangslage ein. Dort die Zwangsversteigerung (Subhastation) beim Niedergange, im chronischen Versumpfungsstadium, bei wirthschaftlichen Krisen, hier die Noth um den Platz, um den Raum, welche die unternehmende Bevölkerung zwingt oder treibt, dem Bodenspekulanten die verlangte Restkaufhypothek zu konzediren, ihm ein Privileg einzuräumen, gegen welches die Vorrechte der Grundherren der sogenannten Feudalzeit geradezu als Bagatellen erscheinen.

Jedenfalls wäre es besser gewesen, wenn unsere Vorväter die feudalen Vorrechte im Sinne der Bedürfnisse der Neuzeit beschränkt und umgemodelt hätten, wie England dies gethan. Sie wären dann den Uebeln der Mobilisation entgangen, die uns zur Zeit an den Rand des Abgrundes drängen.

---

*) Bei den zweiten, dritten Hypotheken nämlich handelt es sich fast nur um Sicherstellung von Erbantheilen und Geschäftseinlagen. An diesen aber sind die Banken selten oder wohl nie betheiligt. Diese Banken diskontiren wohl Treuherz'sche Wechsel, aber nicht solche von Fabrikanten und Gewerbetreibenden. Das überlassen sie den sogenannten Genossenschaftsbanken, von denen die „vornehmen" Filialen etwa des Rothschildringes erst in zweiter Hand Prozente nehmen und in Gestalt erster Hypotheken außerdem ihre Sicherheit genießen. Die zweite Hypothek ist für die Plebs und den Halsabschneider im Kleinen.

Der Halsabschneider en gros, der gleich ganz Völker schlachtet, — immer nur weil diese Völker dumm genug sind, ihren Hals hinzuhalten und dem römischen Besitzrecht zu Liebe ihr öffentliches Recht einzuschränken — dieser Halsabschneider en gros wartet auf die Zeiten der Krisen, der Kriege und Krache, auf die „sieben mageren Jahre". Dann haben die zweiten und dritten Hypotheken keinen Werth mehr, sie fallen aus, d. h. die Schöpfungen der Nationen fallen der goldenen Internationale auf Grund ihrer Sicherheit an erster Stelle in der ausgedehntesten Weise in den Schoß. Und es ist Grundsatz dieser Halsabschneider en gros, nichts allzu auffällig zu machen, ihre Opfer „nicht eilends zu vertilgen", sondern „einzeln und nacheinander".

Es scheint sogar, daß man beflissen ist, den jetzt herrschenden Niedergang, die geschäftliche Depression, in eine chronische Gestalt zu bringen, hier und anderen Orts.*)

Gleichsam unter dem Schleier der Nacht werden jetzt ganze Stadttheile in Berlin systematisch, namentlich durch Einbürgerung der Unzucht in bisher anständige, unter der Hand von Agenten aufgekaufte Häuser, entwerthet und fallen der Großspekulation in den Schooß. Und inzwischen haben die kleineren Halsabschneider reichlich Gelegenheit, durch systematische Kündigung zweiter Hypotheken die Verlegenheit der gefährdeten Besitzer auszubeuten und zu verschlimmern.

Was nun nach dem „Heimfall" des Grundbesitzes an die Bank als Inhaberin der ersten Hypothek geschieht, läßt sich am frappantesten durch die Vorgänge bei der Gründung des Ronacher-Theaters illustriren. Das Grundstück Unter den Linden 17, aus dem einst Nobiling den Judasschuß abgab, und wo jetzt der Ronacher'sche Freudentempel sich erhebt, gehörte einer Bank, ihr zugefallen aus der Strousberg'schen Verlassenschaft, einer Bank, die nicht besser und nicht schlechter ist, als die anderen Banken, mit denen zusammen sie ihre Bodenspekulationen gegen das deutsche Volk und auf dessen Schaffenskraft hin macht. Diese Bank schloß einen Vertrag mit dem Wiener Operettensänger 2c. Ronacher, der eine Aktiengesellschaft Ronacher gründete zum Bau eines Theaters, Hôtels und Kafés. Die Bank ließ sich von diesem Direktor eine Restkaufhypothek von sechs Millionen und etlichen hunderttausend Mark konzediren (Areal ca. 0,3 ha) und genoß nun in dieser exorbitanten Höhe das Vorrecht auf alle Einkünfte der noch zu schaffenden Unternehmung und außerdem das Recht, ungefähr in eben dieser Höhe Pfandbriefe an das verehrliche deutsche Volk zu verkaufen oder doch durch die befreundeten, resp. verbündeten Geldinstitute verkaufen zu lassen. Ja, noch mehr: diese Werthe, welche, wenn es nach Gottesrecht und nach der gesunden Vernunft ginge, nie hätten in dieser Gestalt entstehen sollen, werden nun auch noch in die Bilanz eingesetzt, ich meine, auch noch in die des Betriebes. Es wurde dies aus dem Prozeß Polke ersichtlich, wo man sich wochenlang um den Begriff einer soliden Bilanz stritt. Und sie dienen dann auch noch als Unterlage zur Ausgabe von Aktien. Der Betrieb, die Gewerbe werden also mit den mobilisirten Bodenwerthen doppelt gehandikapt. Kann man sich da wundern, wenn unser Volk in dem fürchterlichen Wettrennen dieser Zeit, die unter dem Zeichen des Verkehrs steht, niederbricht oder ganz, um mich sportlich auszudrücken, „gescratscht" wird?**) Kann man sich da wundern, wenn in

*) Wie ein betrübter Pudel mit eingeklemmtem Schwanz schleicht sich hin und wieder eine Notiz durch die Blätter, die die Situation kennzeichnet. So folgende:

Der Umsatz von Grundstücken hat in Charlottenburg nach amtlichen Ermittelungen im letzten Jahre 84 145 680 Mark betragen, gegen 87 633 466 Mark im Jahre 1893. Davon entfällt auf die zwangsweise veräußerten Grundstücke im Jahre 1893 die Summe von 11 210 868 Mark, die im Jahre 1894 um fast das Doppelte: auf 22 221 390 Mark gestiegen ist.

**) Darauf deuten Vorgänge wie Ablehnung der Kreuzer und der Kanalis-

aller Welt, wo das römische Recht herrscht, die Weltkrisis herrscht, wenn durch Schutzzölle, Exportprämien, Währungsänderungen überall gedoktert und doch nirgends kurirt wird? Denn, daß man an dem Grundübel nicht rühren solle, ist ja gewissermaßen die Grundbedingung aller Konferenzen, Konsultationen und Enqueten der Herren Doktoren, war es sogar auf der Agrarkonferenz, die im vorigen Jahre in Berlin veranstaltet wurde.

Warum?

Wegen des nobile officium des Nachtwächterstaats.

Jene Hypotheken, die das Volk nothgedrungen der goldenen Internationale bei jedem erzwungenen Umsatz von Grundstücken konzedirte, genießen die pupillarische Sicherheit. Die Grundschuld ist der Augapfel des bestehenden römischen Rechtsstaates, das Allerheiligste im Tempel moderner Kultur. Gilt nicht vielleicht von ihm das Wort des Heilandes: „Wenn Dich Dein Auge ärgert, so reiße es aus"? Denn wenn Ihr es nicht thut, wie es einst von Solón in Athen geschah, wie es nach dem Recht der Bibel in jedem Halljahr geschehen sollte, so muß das Volk und mit ihm das Staatswesen völlig verarmen und verfallen, wie ein Bauwerk auf wankendem Fundament; es muß endlich erschöpft zusammenbrechen wie die Danaiden im Tartarus, die sich vergebens mühten, ein Faß zu füllen, das keinen Boden hatte. Volk und Staat gleichen auf dieser Rechtsgrundlage, oder besser Grundlagelosigkeit, dem armen Häufling,

„der so lange den Kuckuck speist,
bis sein Junges ihm endlich den Kopf abreißt."

Schlimmer ist das Paulinische Schlagwort von der „Freiheit", von den „Menschenrechten" nie mißbraucht worden, als da man es auf den Schacher und Wucher mit Gottes Erdboden anwandte und nun lieber die Welt auf den Kopf stellt, ehe man an diesem Allerheiligsten rüttelt, diesem „Allerheiligsten", das seinem wirklichen Wesen nach nichts ist, als ein angemaßter Gründergewinn, schlimmer als irgend einer, der je an der Börse fabrizirt wurde. Kommt dazu, daß um dieses Gründergewinnes willen nun der moderne römische Rechtsstaat gezwungen ist, gegen das eigene Volk zu wüthen, die vitalen Interessen des Volkes und seiner selbst zu verleugnen, Stadt und Land, Arbeiter und Unternehmer in selbstmörderische Konflikte sich stürzen zu sehen! Muß nicht dieser moderne römische Rechtsstaat, der mit treffender Entsetzlichkeit ein Kadaverstaat genannt worden ist, um dieser privilegirten Forderungen der goldenen Internationale wegen, der er seine Märkte zum Absatz ihrer Pfandbriefe und Aktien offen hält, mit seinen eigenen Anleihen gleichsam betteln gehn? Und doppelt, dreifach hilflos steht das Volk da. Der Personalkredit erlischt, der Checkverkehr wird unmöglich, die Produktion muß mit dem Vorspann der Wechselreiterei mühsam vorwärts geschleppt werden. Und durch welchen Morast! Wahrlich weit mehr zu fürchten, als der Umsturz, ist diese Versumpfung. Denn haben wir nicht Alle das unausbleibliche Ende vor Augen, daß sich

---

tionsvorlagen, die sich nur in Spanien in den schlimmsten Zeiten seines Niedergangs ereigneten.

aus diesen faulen Zuständen heraus nichts entwickeln kann, als das gallische Pilzgewächs einer schwächlichen Republik, in der sich die gegen alle anderen Volkselemente verbündete goldene, rothe und vielleicht auch die schwarze Internationale dann um das Uebergewicht, um die Herrschaft streiten werden, wie zur Zeit an den panamistischen Ufern der Seine und wie einst in Rom, da man den Wahnsinn auf den Thron setzte, damit die Unvernunft und der Umsatz herrschen könnten.

Wahrlich, wer dazu beiträgt, den Staat aus dieser furchtbaren Fessel zu befreien, thut mehr gegen den Umsturz, als es alle erdenklichen Umsturzvorlagen zu erreichen vermögen.

Man will nun vor allen Dingen den Arbeiterstand zufriedenstellen, den „kleinen Mann". Aber, was wir Eingangs sagten, der Bodenwucher hat den Miethswucher im Gefolge, und durch diesen wird der „kleine Mann" aus seiner Häuslichkeit hinausgehungert. Ist sie doch kaum dem Reichen noch erschwinglich.

Gebt dem kleinen Mann billiges Brod, gebt ihm hohe Löhne, bis die Industrie darunter zusammenbricht, und bis die Landwirthe auf Tivoli nach russischer Knute flehen, es nützt ihm nichts, dem Arbeiter, dem kleinen Mann. Die Schraube wird nur um ein paar Windungen fester angezogen, ein paar Milliarden mehr sammeln sich in den Tresors des Rothschildringes. Ja, baut Häuser, so viel Ihr wollt, sogenannte Arbeiterheimstätten — auf dem Boden dieses Rechts dienen auch sie lediglich dazu, die Bodenpreise zu steigern, den Schollenwucher immer weiter hinauszutragen aufs flache Land wie ein fressendes Geschwür und den großen Hebel, mit dem Volk und Staat ausgepreßt werden, um einiges zu verlängern und wirksamer zu machen. Denn die Eskamotage blüht nach wie vor.

Das größere Gedeihen, der größere Fleiß, selbst das größere Wohlwollen der Allerhöchsten wird sofort — eskomptirt beim Umsatz, und der Umsturz kommt doch. Eine auf die Spitze gestellte Pyramide läßt sich vor dem Umsturz nicht bewahren, auch nicht durch die schönsten und drakonischsten Strafgesetze.

Und so schließen wir mit den Worten Solons: „Haltet inne, kehret um auf Eurem Wege, sonst stürzt Ihr wider Gottes Willen Euer Vaterland in den Abgrund!"

O. Beta.

Sozialistischer Dilettantismus.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Frauen der gebildeten Kreise sich die Leere eines kinder- und berufslosen Daseins dadurch auszufüllen suchen, daß sie in allerhand Künsten und Wissenschaften mit mehr oder weniger Grazie und Geschick herumdilettiren. Und warum sollten sie das auch nicht thun? Wenn sich solche Liebhaberei nicht gerade auf das musikalische Gebiet verirrt, schadet sie keinem Menschen. Ob sie in Thon modelliren, auf Glas und Seide malen, ob sie gar dichten oder Hartmann und Nietzsche studiren — für Staat und Gesellschaft ist all das von keiner Bedeutung, weder im Guten, noch im Schlimmen.

Anders verhält es sich mit einer vor Kurzem aufgetauchten Abart des weiblichen Dilettantismus, die schon jetzt ihre sehr bedenklichen Seiten zeigt und über kurz oder lang eine ernste Gefahr werden kann, wie jeder Funke, mit dem halb gedankenlos, halb leichtsinnig oder auch wohl neugierig, ungeübte Hände zu spielen anfangen — ich meine den Liebhaber-Sozialismus sensationsbedürftiger und thatendurstiger Damen, denen es über Nacht klar geworden ist, daß es ihre Aufgabe sei, die verrottete Gesellschaft zu verbessern und im Seidenkleide neuesten Schnittes mit tadellos beschuhten zierlichen Füßchen auf den Spuren einer Luise Michel oder Agnes Wabnitz zu wandeln.

Vor einigen Tagen wohnte ich in einem obskuren Lokale einer obskuren Straße des fernen Nordostens einer Versammlung bei, in der solch eine Liebhaber-Sozialistin, Frau Lily von Gizycki, einen Vortrag über die Frauenfrage hielt. In der That — ein merkwürdiges Schauspiel! Mit vollendeter Sicherheit und tadelloser Haltung, die schlanke, anmuthige Gestalt von schwarzem Atlas umflossen, einen Strauß rother Rosen an der Brust, das feingeschnittene, blasse Gesicht, mit dem seltsam müden Ausdruck um die Winkel des schönen Mundes und in den großen, klugen, kalten Augen, von modern frisirtem üppigen Blondhaar umrahmt: so stand die Rednerin des Abends, jeder Zoll eine „Dame der Gesellschaft", vor dem lautlos horchenden, überrascht dreinschauenden Publikum, das fast ausschließlich aus jungen Arbeitern und Arbeiterinnen bestand, die gewohnt waren,

an dieser Stelle nur arbeitsharte, begeisterte „Genossen" oder redegewaltige, im Parlaments- und Parteidienst erprobte Führer zu sehen und zu hören.

Eine kaum bemerkbare Neigung des schönen Hauptes, ein lässig-vornehmer Blick, der über die Versammlung gleitet, dann nimmt die weiße, aristokratische Hand das erste Blatt von dem stattlichen Berge des neben ihr aufgestapelten Manuskripts, der reifen Frucht mehrtägiger Studien über die soziale und die Frauenfrage — und Frau von Gizycki beginnt mit gleichgültiger, leicht verschleierter Stimme ihre Belehrung über die Stellung der Frau in unserm Vaterlande. Wie der Meister in Schillers Ballade, der den künstlichen Drachen anfertigen mußte, kleidet sie Alles, was sie vorträgt, „in ein scheußlich Grau", erst den Abriß der Geschichte der Frau, der die Vorlesung einleitet, dann den Bericht über ihre heutige Lage, ihr Leben, Leiden und — hätten wir beinahe gesagt — Lieben, wenn nicht letzteres in den bürgerlichen Frauenkreisen ein längst verschollener Traum wäre! — Etwas Neues weiß sie nicht zu erzählen; es sind die alten, bekannten Geschichten, die alten, abgedroschenen Phrasen, die seit Jahrzehnten in allen einschlägigen Büchern und Vorträgen umgehen, schön und zweckdienlich aufgeputzt mit Zahlen und statistischen Angaben, nicht immer allerneuesten Datums. Wer von ihren Hörern hat denn auch Lust und Zeit, diese stets imponirenden Beweisstücke auf ihr Alter und ihre Zuverlässigkeit zu prüfen?

Endlich geht die Vortragende zu „positiven Thatsachen" über und behandelt zuerst die Stellung der Berliner Lehrerinnen. Nur wer Tom Hoods „Song of the shirt" gelesen hat, kann sich einen annähernden Begriff von dem Bilde namenlosen Jammers machen, das Frau von Gizycki hier vor uns entrollt. Man ersetze an den betreffenden Stellen nur die Leinenstreifen, Bänder und Knöpfe durch Hefte, Feder und rothe Tinte, so weiß man genau, in welcher Lage sich Tausende junger und älterer Mädchen gebildeter Stände befinden. „Jene an Leib und Seele verkrüppelten Geschöpfe," sagt die Rednerin, „denen schmachvoller Weise die Berliner Bürgerschaft ihr kostbarstes Gut, ihre Kinder, zur Erziehung und Belehrung anvertraut!" —

Diese Schilderung ist wahrhaft verblüffend — am meisten freilich für Jemand, der, wie ich, zufällig selbst dieser unglückseligen, verkommenen Kaste angehört! Wo mag die schöne Frau wohl ihre Erfahrungen gesammelt, wo ihre Studien gemacht haben?! Unter Lehrerinnen sicherlich nicht, denn was sie uns da vorführt, ist ein Zerrbild, das nur den einen Vorzug besitzt, daß es keineswegs der Wirklichkeit entspricht.

Nur an einer Stelle irrt sich Frau Lily von Gizycki zu unseren

Gunsten: sie behauptet, das Anfangsgehalt einer Lehrerin betrage mindestens 100 Mark monatlich; es giebt aber unzählige Lehrerinnen an Privatschulen, die mit 60—70 Mark beginnen und nach langjähriger Thätigkeit nicht über 90 Mark hinauskommen. Trotzdem ist die Mehrzahl dieser trefflichen Arbeiterinnen recht frisch und gesund an Leib und Seele und übt ihren schweren, schönen Beruf mit Freudigkeit und gutem Erfolge aus. Der Kranken und Leidenden giebt es unter ihnen sicher nicht mehr, als unter den verwöhnten müßigen Damen der Gesellschaft.

Es ist allerdings wahr, daß die meisten Lehrerinnen auf Nebenverdienst durch Ertheilen von Privatunterricht angewiesen sind, wie Frau von Gizycki berichtet, die auch daran wieder eine grausige Schilderung knüpft, wie die armen Geschöpfe, von Stunde zu Stunde gehetzt, Abends todtmüde zusammenbrechen und keine Zeit finden zur Erholung oder zu der doch so sehr nothwendigen Weiterbildung! Aber in Wirklichkeit ist die Sache nicht so arg. Die Durchschnittszahl der Schulstunden beträgt 22—24 in der Woche. Wenn also eine Lehrerin zu den 4 Stunden in der Schule, die sämtlich auf den Vormittag fallen, mit denen sie oft schon um 11 oder 12 fertig ist, am Nachmittage noch 1—2 Sonderstunden ertheilt — was ist denn dabei so hoch Gefährliches? Da kommt ja noch nicht einmal der Normal-Arbeitstag von 8 Stunden heraus! Und rechnen wir dazu auch noch täglich eine Stunde für die Korrektur der häuslichen Arbeiten und für den Weg zur Arbeit, der zugleich eine recht nützliche Bewegung für die viel sitzende Lehrerin repräsentirt, noch 2 Stunden, und eben so viel für Mittagessen und Muße, — so bleibt ihr, für die der Tag doch auch 16 Stunden hat, noch ausreichende Zeit zu ernster, bildender Lektüre und Erholung, — ja, wie die Erfahrung lehrt, sogar zu gründlichem Fachstudium! Denn seit die sogenannten Oberlehrerinnenkurse im Victoria-Lyceum eingerichtet worden sind, hat eine Anzahl Lehrerinnen es fertig gebracht, neben ihrer regelmäßigen Berufsthätigkeit in der Schule, durch Theilnahme an den Vorlesungen und durch häuslichen Fleiß sich sehr ernsthaft vorzubereiten und ein gutes, ja, ein glänzendes Examen in Geschichte oder Sprachen, zum Theil in beiden Gegenständen, zu bestehen. Davon weiß Frau von Gizycki freilich nichts — oder wollte sie nichts davon wissen, weil diese schlichten Thatsachen ihr das Konzept verrückt hätten?

Und Zeit zur Erholung finden sie auch noch. Wenn Frau von Gizycki einmal im Sommer — so zwischen Anfang Juli und Mitte August — die Alpen besuchen wollte, so würde sie in jedem hochgelegenen Thal, an jedem grünen Bergsee, in jeder Schutzhütte, sogar hoch oben in der Ruhe

der Gletscherwelt — Berliner Lehrerinnen antreffen können, die wegen ihres frischen Humors und ihrer gesunden Freude an der Natur und am Klettern und Marschiren allgemein beliebt und geschätzt sind! Die Wirthe und Führer in Tirol, Oberbayern, ja, selbst in der theueren Schweiz, wissen von ihnen zu erzählen, ebenso wie die Mitglieder des Alpenvereins.

Aber solch frischduftiger Alpenblumenstrauß würde nicht in das düstere Bild passen, das die Vortragende vor den mitleidsvoll schaudernden Zuhörern entrollt, die vielleicht gerade an dieser Stelle ein aus tiefster Brust kommendes: „Hört! hört!" von sich geben; es würde den gewollten Effekt stören — und auf den Effekt, nicht auf die Aehnlichkeit des Bildes kommt es ja einzig und allein an.

Nachdem die Lehrerinnen abgethan sind, kommt Frau von Gizycki zu der Schilderung des Ehe- und Familienlebens der „bürgerlichen Gesellschaft". Das sieht böse aus! „Ihr scheints so schwarz und schwärzts noch gar." Und selbst dann scheint es ihr noch nicht schwarz genug! Alles in diesen Kreisen ist rettungslos versumpft; in Geldgier, sinnlose Genußsucht, Unnatur und Entartung versunken; ideales Streben, Tüchtigkeit der Gesinnung und des Charakters, Mitgefühl für die Noth der Armen u. s. w. sucht man vergebens in der Sphäre, welche Frau von Gizycki summarisch als Bourgeoisie bezeichnet. Ja, wenn man nur wüßte, was und wen sie gerade so recht eigentlich mit dieser Bezeichnung meinte! Etwa die ganze Nation, so weit sie nicht der Klasse der Lohnarbeiter angehört? Oder gar nur den sogenannten Mittelstand, das echte Bürgerthum, das den Uebergang von den oberen Zehntausend zu der Arbeiterklasse bildet? Nun, wer so glücklich ist, in diesen mittleren Kreisen der Gesellschaft geboren zu sein, der wird hoch aufhorchen, wenn er das Urtheil der Rednerin hört. Denn gerade in dieser Bevölkerungsschicht weht eine gesunde, sittlich reine Atmosphäre, die sich bis heute noch frei gehalten hat von den giftigen Miasmen des Jahrhundertendes und der Decadence, in der keine „interessanten" Sumpfblumen gedeihen und keine genialen Immoralitäten. Hier ist das Reich der frühen, oft ein wenig langen Verlobungen, der mit tausend Hindernissen kämpfenden Liebesehen, des erquickend innigen und traulichen Familienlebens. Wer in dieser gesegneten Luft groß geworden ist, der nimmt eine unzerstörbare „ethische" Grundlage mit ins Leben hinaus, eng verwachsen mit der sonnigen Erinnerung an ein trautes Heim, — arm an Glanz und Luxus, aber reich an Liebe und Treue.

Hören wir nun aber Frau v. Gizycki: „Die Ehe der Bourgeoisiekreise," sagt sie wörtlich, „ist nur eine schlimmere Art von Prostitution; sie unterscheidet sich von jener der Gasse nur durch die längere Dauer jedes

einzelnen Verhältnisses." — Bei diesem Thema verweilt die Rednerin, trotzdem sie eine Frau, eine noch jugendliche Frau ist, und ihr Publikum zumeist aus jungen Männern und Mädchen bis zu 20 Jahren besteht, mit unverkennbarem Behagen, sozusagen mit einer „künstlerischen" Freude an dem süßlichen Detail, das sie vorbringt — mit so kühler Gelassenheit vorbringt, als handle es sich um ein Kapitel aus einem Roman der allerneuesten Schule, — ohne daß auch nur ein Erröthen sittlichen Zornes ihre kalten schönen Züge belebt, ohne daß ein Beben des Schmerzes oder der Scham ihrer müden, eintönigen Stimme einen weicheren und wärmeren Klang verleiht! Man merkt es diesen gläsern durchsichtigen Tonwellen an, daß kein glühendes Mitempfinden als Unterströmung sie begleitet. — Frau v. G. erzählt, wie die gebildeten Eltern ihre Töchter durch Backfischlektüre (!) zur Sinnlichkeit anreizen und sie dann auf den Heirathsmarkt bringen, um sie so schnell und so vortheilhaft wie möglich an den Meistbietenden zu verschachern. „Ehen, die aus Neigung geschlossen werden, die auf gegenseitiger Achtung und Uebereinstimmung der Seelen und Geister beruhen, kommen in der „Bourgeoisie" nicht vor; selbstlose Liebe und eheliches Glück findet man nur bei den Proletariern, wo der Mann in seiner Gattin die tüchtig mithelfende und miterwerbende Genossin als Gleichberechtigte ansieht und behandelt." —

Es würde keinen Zweck haben, die schöne Frau zu fragen, wo sie denn derartige Erfahrungen gemacht, wo sie die allgemeine Versumpfung des bürgerlichen Familienlebens — und die durchschnittlich ideale Ehe der Proletarierkreise kennen gelernt habe?! — Nur eine Bemerkung möchte ich mir erlauben. Sollte es Frau v. Gizycki wirklich verborgen geblieben sein, daß die meisten Fälle von roher Mißhandlung der Frau, selbst unter den erschwerendsten Umständen (kurz vor und nach der Entbindung!), von böslicher Verlassung, von offenbarer ehelicher Untreue in Arbeiterkreisen vorkommen? — Und hat sie nie gehört, daß die Verworfensten ihres Geschlechts, jene Ehrlosen, die sich vom Ertrage der Schande ihrer Frauen und Geliebten nähren, ja, die sie mit brutaler Gewalt förmlich zu ihrem schmählichen Gewerbe zwingen — sich ausschließlich fast aus diesen Kreisen rekrutiren? —

Als Liebhaberin auf dem Gebiete der sozialen Frage braucht sie allerdings von diesen traurigen Thatsachen nur gerade soviel zu wissen, wie ihr Vergnügen macht; aber sie sollte aus halben Erfahrungen und oberflächlichen Kenntnissen dann nicht Schlüsse ableiten und auf diesen nicht mit leichtherziger Verwegenheit und künstlerischer Grazie stolze Gebäude von

sozialpolitischen Lehren errichten, mit denen sie dem Volk imponiren will — und einem Theile desselben auch wirklich imponirt!

In ihrem Bestreben, den Arbeitern zu schmeicheln, ging Frau von Gizycki so weit, das Laster ganz offen zu beschönigen. Aus Bebels „Frau" (Auflage v. 1891, S. 154) zitirte sie die Bemerkung von Parent-Duchatel, daß in Paris von 5000 Prostituirten nur etwa 1600 Mädchen nicht durch bittre Noth und andere schlimme äußere Einflüsse in den Abgrund der Schande getrieben wurden. Sie bemerkte hierzu, daß es ihr sogar fern läge, auf diese, die ohne zwingenden Anlaß sich der Schande ergäben, einen Stein zu werfen; denn: „wenn man jung und hübsch sei", und „sonst nicht viel Freude vom Leben habe", sei es natürlich, daß man das Dasein wenigstens auf diese Weise genießen wolle. — Ein Kommentar hierzu ist wohl überflüssig.

Gewiß lassen sich für die Laster des ärmeren Volks, selbst für die ehelichen Mißhandlungen u. a. m., Milderungs- und Entschuldigungsgründe anführen. Die traurigen Wohnungs- und Erwerbsverhältnisse der Arbeiter wie unsere gesammten gesellschaftlichen Zustände tragen ein gut Theil Schuld daran; aber darum bleibt doch immer für den Einzelnen eine ernste Verschuldung übrig: — Mangel an sittlicher Zucht, an religiösem Ernst, an menschlicher Empfindung, an schlichter Herzensgüte! Wenn es nach der Ansicht der Rednerin gegenwärtig für die Frauen eine Pflicht ist, „schön zu sein", so ist es doch noch viel mehr eine Pflicht aller Menschen, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts: gut zu sein. Gerade hier wäre für eine gebildete Frau, die auch ethische Ziele verfolgt, die rechte Gelegenheit gewesen, erziehlich auf ihre Hörer einzuwirken, indem sie sie ermahnte, den mannigfachen schweren Versuchungen, die Noth und Entbehrung für den Arbeiter und besonders für die Arbeiterin mit sich bringen, kräftig zu widerstehen und sich sittlich rein zu erhalten. Aber Frau von Gizycki ließ diese Gelegenheit ungenutzt vorübergehen! — Sie fuhr fort, auf Kosten der „Bourgeoisie" das Volk zu verherrlichen und brachte am Schlusse ihrer anderthalbstündigen Rede nur noch eine Anpreisung des politischen Wahlrechts der Frauen als des Allheilmittels für die geschilderten Schäden des gesellschaftlichen Lebens.

Ihr Auditorium dankte ihr durch rauschenden Beifall — wer ließe sich nicht mit innigstem Behagen auf Kosten der Anderen loben, zumal, wenn diese „Andern" die verhaßten Unterdrücker und Feinde, die Vertreter des Kapitalismus und der Bourgeoisie sind! — Wir aber, die wir mit einem Gemisch schmerzlichen Staunens und tiefer Empörung das Lokal in der Brunnenstraße verließen, wir fragten uns: „Was sollte diese Rede be-



deuten? Hatte sie keinen anderen Zweck, als die schon allzu tiefe und düstere Kluft zwischen den Arbeitern und der gebildeten Gesellschaft, den Genossen eines Volkes, noch durch aufreizende Schilderungen und haßerfüllte Wendungen um ein Beträchtliches zu erweitern? Denn daß Frau von Gizycki mit den kümmerlichen positiven Forderungen, die sie in ihrem Vortrage aufstellte, auch nur eine winzige Anregung zur Besserung gegeben haben sollte, das wird kein Verständiger sich weismachen lassen.

Ich denke, wer heut aus unseren Kreisen zu den Arbeitern hinübergeht und mit ihnen redet und ihnen nichts Anderes bringt, als was wir von den redegewandten Lippen der Frau von Gizycki zu hören bekamen, der begeht eine Sünde wider den heiligen Geist der Humanität, der Versöhnung und Liebe. Und Frau von Gizycki steht mit an der Spitze des Vereins für ethische Kultur, dessen Aufgabe es sein soll, Liebe zu leben!? Ihre Rede war ein schlagender Beweis dafür, daß alle Bildung der Gelehrten und all die abgezogene kalte „Moral“ der neuen Schule nicht weltversöhnend, nicht volkserziehlich und nicht erlösend zu wirken vermag, wenn nicht ein Tieferes und Besseres als Drittes und Erstes dabei mithilft: der Geist wahrer Liebe, echter Religiosität. In dieser Hinsicht bleibt doch ewig wahr das herrliche Wort aus dem 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes — mit dem ich allerdings auf Frau von Gizycki keinen Eindruck zu machen hoffe — jenes Wort, das da lautet: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte doch der Liebe nicht: ich wäre ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!“

Als Gelehrte und Philosophin aber, die Frau von Gizycki doch offenbar sein will, sollte sie es doch wenigstens verschmähen, auf Gebieten, die sie kaum flüchtig kennen gelernt hat, in der ernstesten Frage unserer Zeit wie zu heiterem Spiel herumzudilettiren und um den allzu wohlfeilen Ruhm zu werben, einigen hundert unerfahrenen Arbeitern und Arbeiterinnen durch lose aneinandergereihte Zitate, hochtönende statistische Angaben von zweifelhaftem Werth und krasse Zerrbilder sozialer Zustände zu imponiren und sie zu schallenden Beifalls- und Zustimmungsäußerungen hinzureißen! Weiter hat dieser Liebhaber-Sozialismus, den sie jüngst in Berlin NO zur Schau trug, doch wirklich keinen Zweck! —

Berlin. Marie Mellien.



Natascha.

Mit leeren Taschen kehrte Peter Michailowitsch nach Hause zurück. Das Letzte war verspielt. Wirre Gedanken gingen durch seinen Kopf . . .

Nataschas trauriges Gesicht mit den vorwurfsvollen Blicken tauchte vor ihm auf . . .

Kein Laut des Vorwurfes, nur eine Thräne im Auge. In dieser Thräne aber spiegelte sich so viel Leid, so viel innerer Kampf, daß es ihn schmerzlich berührte, so sehr er auch sonst unempfindlich war.

Er zögerte, heimzukehren. Er mochte heute nicht diese Augen sehen... nein, heute nicht . . .

Erst gestern versprach er Natascha, nicht mehr zu spielen. Und heute schon hatte er wieder gespielt . . .

Dieses dumme Spiel . . .

Und wieder tauchten Nataschas vorwurfsvolle Augen im Halbdunkel vor ihm auf.

An einer Straßenlaterne blieb er nachdenklich stehen. Was nun? Wohin mit den leeren Taschen? Der Weg zu seiner schönen Kellnerin war ihm heute abgeschnitten und noch für mehrere Tage . . .

Wohin aber? — Er sann nach. Sollte es wirklich keinen Ausweg geben? . . .

Ein erlösender Gedanke durchblitzte sein Gehirn . . .

Während des Spieles hatte er die Andeutungen des Barons Lewentis nicht verstanden.

Wie dumm!

Baron Lewentis ging ihm nicht mehr aus dem Sinn. Nataschas Bild trat zurück. Sie war eine gute Seele. Ein Kuß . . . ein liebevoller Blick . . . neue Versprechungen . . . und sie verzieh.

Er kehrte nach dem Klub zurück.

* * *

Natascha brachte eine trostlose Nacht zu. Sie fand keinen Schlaf. Vor Mitternacht kehrte Peter Michailowitsch fast nie heim, aber heute war es weit über die Mitternacht hinaus . . . Erst gegen Morgen kam er . . . aber in einer ganz anderen Stimmung, als sonst. Er achtete kaum auf ihr müdes, bleiches Gesicht, auf ihre gerötheten Augen. Stürmisch überhäufte er sie mit zärtlichen Liebkosungen.

„Natascha, sei nicht böse, es ist wahrhaftig das letzte Mal . . . — ich konnte nicht früher kommen . . . es war ein Abschiedsfest."

„Und gestern, und vorgestern, immer kommst Du mir mit so was," sagte Natascha mit gesenktem Kopf. — „Nein, Peter, das ist doch nicht hübsch von Dir . . ."

„Aber Kätzchen, es war das allerletzte Mal. Sieh doch, ich habe ja noch mein ganzes Geld. Du weißt doch, wie viel wir hatten." Peter zeigte Natascha sein Portemonnaie. „Nur zwei, drei Rubel fehlen, das ist doch nicht viel. Man kann doch nicht dasitzen, ohne Etwas zu genießen."

„Warum kamst Du denn so spät?" fragte sie etwas ruhiger.

„Ja, Herzl, ich sagte Dir ja schon, es war ein Abschiedsfest. Lewentis verreist mit Marie nach dem Auslande, sie ist sehr krank. Weißt Du, Herzl, Du mußt mal zu ihr hingehen. Marie beklagt sich, daß Du sie nicht besuchst. Es war doch ein Fehler von Dir, daß Du Dich mit ihm verkracht hast."

„Wir haben uns ja nicht . . . Du weißt doch, warum ich nicht mehr hingehe."

„Weißt Du, Schätzl, wer heute zu uns kommt?" sagte er, ohne auf ihre Worte einzugehen. „Rathe einmal, wer!"

„Wer denn?"

„Nun, rathe doch!"

„Ich weiß es nicht, ich bin doch kein Prophet."

„Wenn Du Dein kluges Köpfchen anstrengst, wirst Du schon darauf kommen." Er streichelte ihr blondes Haar.

„Doch nicht etwa Der?" . . . Sie sah Peter in die Augen.

„Siehst Du, da hast Du es doch errathen. Er wird heute zu uns kommen."

„Was will er denn?"

„Sonderbare Frage! Er will Dich eben sehen! Was machst Du für ein saures Gesicht, Natascha?"

„Ich mag ihn nicht leiden, das weißt Du doch!"

„Ach, das ist ja Unsinn. Lewentis ist doch ein ganz netter Mann, eine einflußreiche Person, und vor Allem hat er viel Geld . . . was wir nicht haben. Verstehst Du, Schätzl? Hm, das will viel sagen." Er beobachtete sie von der Seite.

„Ich kann ihn aber nicht ausstehen, ich will nicht; ich gehe weg, wenn er kommt."

„Das wäre ja kindisch und thöricht; wie würde das aussehen! Ich habe ihn zu einer Tasse Thee eingeladen, und . . ."

„Das hättest Du aber doch nicht thun sollen, wenn Du weißt, daß ich ihn nicht leiden mag," unterbrach sie ihn.

„Aber es ist nun einmal geschehen . . . Lewentis ist eine so einflußreiche Person, er könnte uns . . . wenn Du" — er hielt eine Weile inne — „ja, siehst Du . . . wenn Du vernünftig . . . wärst." Die letzten Worte sprach er zögernd.

Natascha sah ihn groß an.

„Was willst Du damit sagen, Petruscha?"

Er antwortete ihr nicht gleich und setzte sich auf den Bettrand.

„Siehst Du, Natascha, es geht nicht. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich ihn zu einer Tasse Thee eingeladen habe. Außerdem will er sich Deine Landschaft ansehen. Er bat mich darum."

„Ach Gott, was versteht denn der Dummkopf davon," erwiderte Natascha erregt.

„Na, immerhin so viel, daß er das Bild kaufen könnte."

Sie richtete sich erstaunt im Bette auf.

„Was? Du würdest verkaufen, was ich Dir geschenkt habe?!" . . .

„Wenn er uns ein paar Tausend Rubel dafür gäbe, warum denn nicht?" warf er leicht hin, mit seiner Zigarre beschäftigt. „Ich glaube, es wäre wichtiger, die Schulden zu bezahlen und eine Erholungsreise zu machen, als daß es bei uns an der Wand . . ."

„Vor sechs Jahren hast Du freilich ganz anders darüber gedacht!" unterbrach sie ihn verletzt.

„Na, ja! Vor sechs Jahren! Da war ich auch sechs Jahre jünger." Er versuchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen. „Man wird eben älter und auch . . . klüger, Schöpfel!"

Natascha ging auf diesen Ton nicht ein. Es war ihr erstes Geschenk gewesen. Mit welcher Freude hatte sie es für ihn gemalt, und wie glücklich war er darüber gewesen! Wie oft hatte er sie dafür umarmt und mit Zärtlichkeiten überhäuft! Und jetzt will er es verkaufen . . . Ihr war, als sollte ihr Theuerstes in den Staub gezogen werden . . . Sie konnte es nicht fassen. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn . . .

„Nein, unter keinen Umständen lasse ich mein Bild verkaufen!" sagte sie entschieden.

So hatte Peter Michailowitsch Natascha noch nie gesehen. Aber mit ruhigem Tone entgegnete er langsam:

„Weil Du dumm bist und voreingenommen, wie alle Weiber! Wer wird denn so an einem Stück Leinwand hängen?!"

„Ein Stück Leinwand?! . . ."

„Nun ja . . . was ist es denn weiter? Gott, wenn Du Geld hast, machst Du mir ein anderes und ein besseres vielleicht. Und wenn Du etwas freundlicher gegen Lewentis sein willst, dann . . ." Er schien den richtigen Ausdruck nicht zu finden. Er wollte sie umarmen.

„Laß das, ich mag nicht!" Sie bog den Kopf zur Seite. „Petruscha, Du weißt wohl gar nicht, was Du sprichst. Ich soll zu Lewentis freundlicher sein . . . Was soll denn das?"

„Ach Gott, Natascha, gar nichts. Er ist doch eine einflußreiche Person . . . er könnte uns . . ."

„Was denn?" unterbrach sie ihn gereizt. „Was hat das mit meinem Bilde zu thun und mit meiner Freundlichkeit? . . . Soll ich mich vielleicht dafür bezahlen lassen? Nicht wahr, das meinst Du doch? Das ist Dein Gedanke" . . .

„Pfui, Natascha, wie sich das anhört . . . wie kannst Du so häßlich sprechen . . . bezahlen lassen!"

„Ja, wie ſoll ich denn das anders verſtehen . . . ich ſoll zu Lewentis freundlich ſein . . .“

„Du verſtehſt mich aber auch gar nicht!“

„Ich verſtehe Dich wohl.“

„Ach was! wenn Du mich verſtehen würdeſt, würdeſt Du auch wiſſen, um was es ſich handelt.“

„Ach, das iſt ja ganz gleich! Du weißt, ich mag ihn nicht leiden, und darauf kommt es an.“

„Das iſt ja langweilig, Nataſcha. Es handelt ſich ja nur darum, daß Du ihn heute empfängſt und ein paar freundliche Worte mit ihm ſprichſt . . . Ich bitte Dich um Alles in der Welt . . . ich weiß ja gar nicht, ob er Deine Landſchaft kaufen wird . . . wer kauft heutzutage Bilder? Du machſt gleich ſolche Geſchichten . . .“

„Ja, ſag' aber, wozu eigentlich dieſer Beſuch?“

„Nun, mein Gott, muß denn immer ein Zweck dabei ſein? Er hat Dich eben gern, iſt das etwa ſtrafbar?“ . . .

Nataſcha lächelte. „Ich mag ihn aber nicht.“

„Das verlangt er ja auch gar nicht von Dir.“

„Du haſt wohl ſchon vergeſſen . . . vor drei Jahren?“

„Na, damals warſt Du ja auch nicht verheirathet!“

„Und ſpäter, war es denn da anders?“

„Aber was iſt denn ſchließlich dabei? Wer hat ein hübſches Mädel nicht gern? Hübſch biſt Du doch einmal, das kann man doch nicht leugnen . . . und ſeine Marie iſt es nicht.“

„Ach, Petruſcha, rede doch nicht ſolche Dummheiten.“

„Na, ſchon gut.“ Er war froh, daß ſie die Sache nicht mehr ſo ſchroff auffaßte. Es wird ſich ſchon machen laſſen, dachte er bei ſich. Er beugte ſich zu Nataſcha herab und ſtreichelte ſanft ihr Haar. Sie ließ es ſich gefallen.

„Alſo ſiehſt Du ein, was Du für Unſinn geſprochen haſt. Nicht wahr, Herzl, Du bleibſt doch, wenn er kommt?“ Er küßte ſie auf die Augen.

Sie konnte nicht Nein ſagen.

* * *

Als Lewentis ſich gegen Abend melden ließ, machte Nataſcha zwar zuerſt ein unfreundliches Geſicht, aber nach und nach wurde ſie freundlicher.

Lewentis war ſehr gewandt und wußte ſich in alle Umſtände zu ſchicken. Nataſcha gefiel ihm von jeher. Wäre Marie nicht ſo reich geweſen, dann hätte er ſicherlich Nataſcha geheirathet. Sie zeigte ihm gegenüber zwar keine beſondere Neigung, aber das ſchreckte ihn nicht ab. Er glaubte ſich ſeines Erfolges ſicher.

Heute zeigte er ſich Nataſcha von einer ganz anderen Seite. Er ſprach ſehr viel von Marie. Sie ſei ſehr krank, und er wolle mit ihr in kurzer Zeit eine Reiſe nach dem Auslande antreten.

Nataſchas Voreingenommenheit ſchwand immer mehr. Seine Beſorgniß für Marie weckte ihr Mitleid für ihn. Er muß ſie doch lieb haben,

dachte sie bei sich, und machte sich Vorwürfe, daß sie bis jetzt so unfreundlich gegen ihn gewesen. Sie nahm sich vor, ihr Betragen gegen ihn zu ändern.

Lewentis hielt sich nicht lange auf; er erhob sich, um sich zu verabschieden, als seine Augen auf der Landschaft haften blieben . . .

„Was für ein prächtiges Bild ist dies? Von wem ist es denn?"

Natascha wurde verlegen.

„Ich kann mich nicht erinnern, ich weiß es nicht mehr."

Peters und Lewentis Blicke begegneten sich.

„Nun, das ist ja auch gleichgiltig. Die Hauptsache ist ja dies geniale Kunstwerk an sich . . . Dieses wunderbare Kolorit, das ist ja herrlich . . . Wissen Sie nicht, ob ich eine Kopie bekommen könnte?"

„Wollen Sie nicht vielleicht unser Bild kaufen?" rief Peter Michailowitsch dazwischen. „Wie hoch schätzen Sie es denn?"

Lewentis konnte kaum ein Lächeln unterdrücken.

„Nun . . . ich meine . . . einige Tausend . . . 5—6000 Rubel. Ich habe übrigens ungefähr so viel bei mir." Er griff in die Taschen.

„Wollen Sie es wirklich kaufen? Ich glaube, Sie geben zu viel."

Aber Lewentis zählte bereits das Geld auf den Tisch.

„O, bitte sehr! Darf ich das Bildchen mitnehmen?" fragte er dann, nachdem er das Geld aufgezählt hatte. „Wie wird Marie sich über dies Geschenk freuen!"

Ohne die Antwort abzuwarten, nahm er das Bild von der Wand herunter.

Natascha schaute verwirrt bald auf das Geld, bald auf Lewentis. Sie fühlte, daß hier Etwas nicht in Ordnung war . . . Aber diese große Menge von Goldstücken und Scheinen berauschte ihre Sinne. Wie eine Goldfluth schimmerte es von dem Tische her.

„Das Bild ist ja von mir!" rief sie plötzlich wie von einem Traum erwachend. Es war ein letzter Versuch, das Bild festzuhalten . . . Ihr Athem stockte.

„Das habe ich mir gleich gedacht, nur das Weib ist im Stande, das wahrhaft Schöne in der Kunst wiederzugeben . . ." erwiderte Lewentis, ihr zublinzelnd. Ganz anders kam es ihr jetzt vor . . .

Sie hörte noch eine Menge schöner Worte. Sie sagte Nichts, auch dann nicht, als er mit dem Bilde sich entfernte. Schwer wie Blei lastete es auf ihr. Hat er ihr mehr gegeben, als genommen? Das war der einzige Gedanke, der sie noch beherrschte. —

Peter streichelte ihr kleines Köpfchen und flüsterte ihr zu, vernünftig zu sein. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lewentis verreiste nicht so schnell, wie er angegeben hatte. Marie wollte nicht, wie er vorgab. Am nächsten Tage gegen Abend brachte er zwei Billets für die Oper und lud Natascha und Peter ein, sich seiner Equipage zu bedienen. Natascha konnte nicht gut nein sagen. Die goldene Fessel that ihre Wirkung.

Einige Tage später erwies ihr Lewentis durch ein neues Geschenk eine Aufmerksamkeit. Auch dies nahm sie an. Und bald wurde Lewentis der tägliche Gast Nataschas und Peters. Er suchte sich in jeder Weise angenehm zu machen; bald lud er sie zu einem Souper ein, bald zu einem Spaziergange in den Park. Es gab keine Annehmlichkeiten des Lebens, die er Natascha nicht genießen ließ.

Natascha war in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen. Sie kannte dieses Leben nur aus phantastischen Träumen ihrer Jugend.

Die Liebe zum Leben erwachte plötzlich in ihr und ergriff alle ihre Sinne.

Wenn Lewentis einmal ausblieb, so war ihr, als ob ihr Etwas fehlte, so sehr hatte die Macht der Gewohnheit ihre einst so große Abneigung besiegt.

So gingen die Tage dahin. Des Vergangenen wurde nicht mehr gedacht.

* * *

Eines Abends begegnete Peter um Mitternacht bei der Heimkehr Lewentis auf der Treppe. Sie sprachen sehr wenig. Lewentis schien große Eile zu haben . . . und Peter war müde . . . Er fand Natascha in ihrem Schlafzimmer. Blaß, zusammengekauert und mit festgeschlossenen Augen, die Lippen aufeinandergepreßt, lag sie da, fest in die Decke gehüllt. Die Kleider lagen unordentlich auf dem Fußboden umher. Peter drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn und legte sich nieder.

Seit jenem Abend wurde Natascha bleicher und bleicher. Baron Lewentis ließ sich nicht mehr sehen; er war nach dem Auslande gegangen.

Sonja Russalka.

Das Recht auf Arbeit.

So oft man von beispiellosen Erfolgen spricht, spricht man auch von Charles Darwin, dem wissenschaftlichen Revolutionär, der die alte Welt aus ihren Angeln hob und eine neue an ihre Stelle setzte, dem Mann, der ganze Zeitalter, unermeßliche Aeonen mit diktatorischem Spruch in Schöpfungs- und Welthistorie einfügte und vergessene, achtlos gebliebene Jahrtausende zu neuem Leben erweckte. Zu den Erfolgen, die jedenfalls nicht ganz gewöhnlich sind, gehört auch der, daß die Vertreter der denkbar heterogensten Weltanschauungen in Darwin den Begründer ihrer Lehre feiern: auf der einen Seite die Darwinistischen Aristokraten à la Häckel, auf der anderen die Trabanten der rothen Fahne. Daß der Darwinismus zum Sozialismus führe, hatte schon 1877 Virchow „warnend" verkündet, und vor Kurzem erst bezeichnete der italienische Sozialist Enrico Ferri*) die Lehre des Philosophen von Shrewsbury als sozialistische Wissenschaft und Wahrheit par excellence.

Wer hat Recht? Die Beantwortung dieser Frage ist so müßig, wie etwa die Antwort auf die beliebte Frage: Ist Shakespeare ein Idealist oder ein Realist? Vielleicht läßt sich auch noch ein halbes Dutzend anderer „Prinzipien" aus der Darwin'schen Schöpfungsgeschichte ableiten, die weder aristokratisch, noch sozialistisch sind. Soviel steht fest, daß sich des englischen Lehrers talentirteste Schüler in ihrem Weiterbau dem aristokratischen Prinzip zugewandt haben.

Wie Darwin seiner Zeit durch die unerbittlichen Malthus'schen Sätze dazu gekommen war, den struggle for life (Kampf ums Dasein), den er in der Thierwelt längst als das Dominirende erkannt hatte, auch der Menschheit zu oktroyren, so führte er seine Jünger und Apostel skrupel- und zwanglos zu jenen steilen Höhen, auf denen nur der Aristokrat von reinstem Wasser seinen Platz zu finden und zu behaupten vermag. Das Recht des Stärkeren, d. h. des physisch, psychisch, ethisch u. s. w. Bevorzugten, ist dadurch öffentlich proklamirt worden, und es gewann von Tag zu Tag Anhänger.

Und doch ist diese Lehre und Moral schlecht; denn sie ist eine Herrenmoral. Und die Herrenmoral des Einzelnen macht Tausende und Millionen

*) Sozialismus und moderne Wissenschaft. Leipzig, Wigands Verlag.

zu Sklaven. Sie ist aber auch falsch, sobald man sie in Malthus'scher Art auf die heutige und die kommende Gesellschaft anwendet. An dem Schlechten und Falschen dieses Größenwahns ist u. A. auch Nietzsche, der Lehrer des „Uebermenschlichen" zu Grunde gegangen. Für die Thierwelt mag das Recht des Stärkeren gelten.

Nicht mit Unrecht wird auf die maßlose Verschwendung hingewiesen, mit der die Natur lebensfähige Keime verschleudert und dem blinden Ungefähr des Zufalls preisgiebt. Würden alle Eier der Fische ihre „Bestimmung" erfüllen, so reichten alle Wasser der Erde nicht aus, der Brut Asyl und Nahrung zu bieten. Darum vertilgt allerlei Raubzeug den frischen Wurf. Aber so lange ein Weib nur ein Kind, höchstens deren zwei, auf einmal auf die Welt bringt und August der Starke mit seinen „historischen" 367 Deszendenten ein Unikum und Weltwunder bleibt, so lange protestiren wir mit aller Entschiedenheit gegen die Zuvorkommenheit besonders engagirter Darwinianer, die uns das bellum omnium contra omnia auch als leitendes Prinzip im modernen Gesellschafts- und Völkerleben zumuthen wollen. Die Menschen werden nicht geboren, um zum größten Theil menschlichem Raubzeug zum Opfer zu fallen, sondern um zu leben, und zwar menschenwürdig zu leben. Auch die Existenz einer Rassenauslese bestreiten wir. Fände eine solche statt, dann müßten unsere Grafen- und Fürstenfamilien in ihrer Eigenschaft als privilegirte Menschheits-Gestüte nach Trakehner Muster wahre Prachtexemplare an Körper und Geist hervorbringen. Die Erfahrung zeigt zu hunderten Malen das Gegentheil. „In den meisten Gegenden Deutschlands," sagt Carl Jentsch*) in Bezug auf das rein Körperliche in der Vererbung, „sind die Kinder der Armen, wenn ihre Eltern nicht schon zur Zeit der Erzeugung verkümmert waren, gewöhnlich bildhübsch und von edler Körperbildung, und ich bin überzeugt, daß, wenn sie in der Wiege mit vornehmen Kindern vertauscht würden, ein jedes seinen Platz so gut ausfüllen würde, wie die geborenen Prinzessinnen und Grafen, Professoren- und Kommerzienräthinnen" u. s. w. Und einige Seiten weiter führt derselbe Verfasser die gekennzeichneten Fanatiker ad absurdum, indem er schreibt: „Oder soll der Unterschied der geistig-sittlichen Anlagen und Charaktere, der sich bei unserem Geschlecht innerhalb einer im Ganzen gleichen leiblichen Organisation gebildet hat, eine Verschiedenheit in der Ausstattung mit Gütern begründen, so könnte die Vertheilung doch nur folgendermaßen gedacht werden: die Kalibans, wie vor einiger Zeit die

*) Weder Kommunismus noch Kapitalismus. Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage. Leipzig. Fr. W. Grunow. 1893.



Arbeiter einmal in einem konservativen Blatt genannt wurden, jene Kerls, die nach Ansicht der Herrschenden nur zu gemeiner Arbeit taugen und für andere als sinnliche Genüsse nicht empfänglich sind, müßten mit den Mitteln ausgestattet werden, sich in einer Fülle sinnlicher Genüsse zu wälzen, demnach ein bedeutendes Einkommen beziehen. Jene erhabenen Geistesmenschen dagegen, die, wie sie versichern, kein anderes Bedürfniß kennen, als die Wahrheit zu begründen und sich fürs Vaterland zu opfern, bedürften außer einem sehr anstrengenden und schwierigen Amt Nichts, als eine weißgetünchte Dachstube, eine Bibliothek, nothdürftige Kleidung und ihre tägliche Portion Wasser und Brod. Die in der Mitte stehenden, geistig-leiblichen, die ästhetischen Menschen dürften etwas reichlicheren Sinnengenuß und außerdem eine schöne Wohnung in schöner Gegend, Musikinstrumente und Eintrittskarten zu allen Konzerten, Theateraufführungen, Kunstsammlungen beanspruchen." Der Spott ist nicht unberechtigt und nicht unverdient. Wer abstruse Thesen aufstellt, muß es sich gefallen lassen, daß er auf abstruse Art widerlegt wird. Daran trägt freilich der alte englische Naturforscher-Philosoph keine Schuld; das ist den Herren aufs Konto zu schreiben, die darwinischer sein wollen, als Darwin.

Diesem pseudowissenschaftlichen After-Recht des Herrenthums ist gerade in den letzten Jahren mit besonderer Betonung ein anderes Recht, ein Allgemein-Recht, gegenübergestellt worden, das nicht nur weit begründeter, weil im besten Sinn des Wortes demokratisch, das auch ungleich ethischer, sittlicher ist: das Recht der Arbeit, wobei die Arbeit allein als Werthmesser sittlicher Qualifikation angenommen wird. Die Proklamirung dieses echt modernen Rechtes zum sittlichen Werthmesser bezeichnet einen unermeßlichen Fortschritt auf dem Gebiet der Gesittung und Vervollkommnung, von dem sich noch die Kinder des vergangenen lüderlichen Jahrhunderts Nichts träumen ließen. Das sollten sich die Lobredner der „guten, alten Zeit" ad notam nehmen, die mit ihren Großmütterträumen immer noch dem „nüchternen" Modernenthum auf Altweiberart den Krieg erklären. Das ist eine moderne Errungenschaft, von der wir uns kein Jota hinwegdisputiren lassen. Ein Jeder, der arbeiten kann und arbeiten will, soll uns willkommen sein als Mitglied unserer modernen Gesellschaft Arbeitslust und Arbeitskraft ersetzt ihm Geldsack und siebenzackige Krone. Diese Krone — wie sehr ist sie im Werth gesunken in unseren Tagen!

Soweit sind wir also in unserer als gott- und ideallos verschrieenen und verketzerten Zeit doch schon gekommen. Aber haben wir damit auch nur das Nothdürftigste erreicht? Die Antwort lautet leider: nein! Denn dieses Recht der Arbeit erzeugt nothwendiger Weise ein anderes Recht, das bis



zum heutigen Tage lediglich in der Theorie, und auch hier noch nicht gebührend gewürdigt, besteht. Dies Andere ist: das Recht auf Arbeit. Die Arbeitsfähigkeit ist für Jeden, der weder mit Geld, noch mit Rang und Würden „gesegnet“ ist, sein Kapital. Wird ihm die Möglichkeit der Arbeit nicht gegeben, so gleicht er dem Millionär, dem seine Millionen keinen rothen Heller Zinsen tragen. Das Letztere würde ein Jeder lächerlich, absurd, unmöglich finden, an dem Ersteren aber gehen täglich Hunderte und Tausende mit gleichgültigem Achselzucken vorüber. Und doch ist das Unrecht, der Widersinn derselbe. Und dies Unrecht geschieht Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, ohne daß es bisher viel weiter, als bis zu schwachen Anfangsversuchen gekommen wäre, dieser Kalamität, diesem internationalen Verbrechen zu steuern. Statt aller weitläufigen Daten sei die eine unerhörte Thatsache angeführt, daß im Jahre 1893 nicht weniger als 87 000 Deutsche den heimathlichen Boden verließen und einem ungewissen Schicksal im Ausland entgegengingen. Fast durchweg war es Arbeitslosigkeit, die sie dazu veranlaßte, resp. Löhne, die zur Bestreitung des nothdürftigsten Lebensunterhaltes nicht ausreichten.

Das sind unhaltbare Zustände. — Und doch sind es in diesem Monat 119 Jahre, seit zum ersten Male, historischer Beglaubigung zufolge, das Recht auf Arbeit als Allgemeinforderung proklamirt wurde. Es war am 12. März 1776, als das Edikt des französischen Finanzministers Turgot, des berühmten Physiokraten erschien, in dem es u. A. hieß: „Dieu, en donnant à l'homme des besoins, en lui rendant nécessaire la ressource du travail, a fait du troit de travailler la proprieté de tout homme, et cette proprieté est la première, la plus sacrée et la plus imprescriptible de toutes.“ Das Recht auf Arbeit war damit, wenn auch noch nicht ganz in unserem heutigen Sinne, als „erstes, heiligstes und unveräußerlichstes“ aller Besitzthümer offen proklamirt. Nach Turgot kamen Fourier und Saint-Simon,*) die Frage des Maximalarbeitstages wurde auch schon erörtert, Staatswerkstätten und die berühmten ateliers nationaux errichtet, kurz vor der „Junischlacht“ forderte Armand Marrast von der Nationalversammlung die Anerkennung eines Gesetzentwurfes, der das Recht auf Arbeit zu einem Grundsatz des öffentlichen Rechts erhob. Es war vergebens. In Deutschland traten Ludwig Gall, Franz Stromayer, Ludwig Simon und Nauwerk, Karl Marlo und Andere dafür ein. Es war vergebens. Zu kurzem Leben

*) Eine anschauliche Uebersicht über die historischen Schicksale, die das Recht auf Arbeit bis zum heutigen Tage zu bestehen hatte, giebt Dr. Singer in seinem zu Ende des vorigen Jahres bei Fischer in Leipzig erschienenen Buch: „Das Recht auf Arbeit“.

erwachte es dann wieder durch — Fürst Bismarck, der die Phrase vom Recht auf Arbeit für seinen Sozialistenkampf brauchte. „Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit", sagte er bei der zweiten Berathung des Gesetzentwurfes, betreffend die Gültigkeitsdauer des Sozialistengesetzes vom 9. Mai 1884. Die gesammte Presse bemächtigte sich dieses Schlagwortes — für einige Wochen. Dann war es wieder vergessen. Oder tauchte der Gedanke an eine Verwirklichung des Rechts auf Arbeit sporadisch in einzelnen philanthropischen Köpfen auf, so geschah dies in einer Form, die eo ipso jede Möglichkeit einer wirksamen Abhilfe der Arbeitslosigkeit ausschloß; hierher gehört das zweifelhafte Projekt von Arbeiter- und Ackerbaukolonien, die doch immer nur einem beschränkten Kreise zu gute kommen können. Hierher gehört auch die Organisation der Nothstandsarbeiten, die gewiß ersprießlich und freudig zu begrüßen ist, aber doch auch nur als Nothbehelf. Alle diese Dinge sind Tropfen auf einen heißen Stein. Wenn wir nicht im Stande sind, Vollwerthigeres zu bieten, so dürfen wir uns mit all' unserer Arbeiterfürsorge ins Land scheeren, wo der Pfeffer wächst. — Aber wir besitzen thatsächlich ein besseres Remedium; wir haben ein Mittel in der Hand, das dieses größte der Gebrechen in der menschlichen Gesellschaft heilen kann. Die kleine Schweiz hat es unter allen deutsch redenden Ländern zuerst angewandt, und die Resultate sind keineswegs entmuthigend: es ist die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. Der Kanton St. Gallen ist beherzt vorangegangen, der erste Versuch scheiterte; aber die Schweizer sind nicht leicht zum Verzagen zu bringen, der Kanton Baselstadt folgte und in letzter Zeit die Stadt Bern, die schon jetzt rühmliche Erfolge zu verzeichnen hat, obgleich, oder — weil die Versicherung auf Freiwilligkeit beruht. In den Monaten Dezember und Januar 1893 wurden über 200 Arbeitslose mit einem Durchschnittsbetrag von 40 Frcs. unterstützt. Warum sollte nicht auch Deutschland, das so reich an unpraktischen und überflüssigen, zum Theil direkt verkehrten Versicherungsgesetzen ist, zur Abwechslung einmal ein praktisches, humanes und dringend nothwendiges riskiren dürfen?

Ueber die Art der Ausführung sprechen wir vielleicht ein anderes Mal. Für heute war es uns um die Anregung zu thun.

München. G. Rost.



Für Geistesfreiheit!

Die Bewegung gegen die Umsturzvorlage nimmt erfreulicher Weise in jüngster Zeit vorher nicht geahnte Dimensionen an. Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als ob der Widerstand, den die Reaktion in diesem besonderen Falle finden sollte, bei Weitem nicht stark genug sei, und als ob er in gar keinem Verhältniß stände zu den verhängnißvollen Wirkungen, die ein Umsturzgesetz wie das geplante nach sich ziehen müßte.

Diese Zeit banger Befürchtungen ist nun zum Glück vorbei. Von allen Seiten werden Protestrufe laut gegen das freiheitfeindliche, kulturmörderische Beginnen jener Dunkelmänner, denen das strahlende Licht der Sonne in innerster Seele verhaßt ist, und die darum das heilige Vestafeuer der Aufklärung auf den geweihten Altären der Kunst und Wissenschaft mit täppischen Händen ersticken möchten. Und Die solche Protestrufe erheben, gehören zu den angesehensten Vertretern von Wissenschaft und Kunst. Die allerersten Namen stehen unter diesen Kundgebungen, und täglich stoßen neue Verstärkungen zu ihnen, den wackeren Streitern.

Auch wir bringen nachstehend einige uns auf Ersuchen übersandte Urtheile über die Umsturzvorlage zur öffentlichen Kenntniß, indem wir dabei ausdrücklich bemerken, daß es uns keineswegs darum zu thun war, nur solche Leute zu hören, von denen die Verwerfung der Vorlage unter allen Umständen zu erwarten war. Wir wollten vielmehr nur die Anregung geben zu sachlicher Aussprache — daß diese zu Ungunsten des geplanten Gesetzes ausgefallen ist, daß die uns zugegangenen Meinungsäußerungen in ihrer Mehrzahl sich den bereits anderweitig veröffentlichten Kundgebungen der Entrüstung über das tempelschänderische Unterfangen der „Staatsretter" ebenbürtig anschließen, ist zwar nicht unser Verdienst, bereitet uns aber dennoch eine aufrichtige Genugthuung.

Ertheilen wir nunmehr den einzelnen Einsendern das Wort:

Würde die Umsturzvorlage Gesetz, so würde das meiner Meinung nach zur wichtigsten Folge die haben, daß der Sozialdemokratie eine unvergleichlich zahlreichere „Mitläuferschaft" aus den Reihen der Gebildeten erwüchse, als bisher. Erschiene doch die Sozialdemokratie in diesem Falle unzweifelhaft sehr Vielen als die zur Märtyrerin gewordene entschiedenste

Verfechterin des freien Wortes, ohne das weder Wissenschaft noch Dichtung lebenzeugend auf die Kultur einwirken kann. Wie viele von den neuen „Mitläufern“ in näherer Berührung mit der Sozialdemokratie zu überzeugten „Genossen“ würden, ist natürlich nicht abzuschätzen; eine gewaltige Steigerung ihrer Macht aber gewänne die Partei wohl ganz gewiß. Denn es könnte ihr keine bessere Gelegenheit geboten werden, sich zwischen den geistig Höchststehenden des Volkes festzuwurzeln.

Dresden-Blasewitz. **F. Avenarius,**
Herausgeber des „Kunstwarts“.

* * *

Der deutsche Volksgeist wird jede Maßregel willkommen heißen, die der Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung Vorschub leistet und der Frechheit und Unzucht des Wortes entgegentritt. Nicht aber würde er irgend welchen gewaltthätigen Eingriff in die Freiheit des Denkens ertragen; das deutsche Gewissen und der heilige Ernst und Eifer deutscher Wahrheitsforschung verlangen freie, von jeder Voraussetzung losgelöste Bahn. Christenthum und Freiheit schließen einander nicht aus; es sind vielmehr Correlata.

Potsdam. **Dagobert von Gerhardt-Amyntor.**

* * *

Ich muß zunächst um Erlaubniß bitten, mich auf das Verhältniß des Gesetzentwurfs zu Kunst und Litteratur beschränken zu dürfen. Wollte ich auf seine soziale Bedeutung eingehen, so müßte ich Ihren Raum ungebührlich in Anspruch nehmen.

Ich bin, wie Sie wissen, gegen jede polizeiliche Beschränkung künstlerischen Strebens, also auch gegen die geplante, da ich hundertmaliges Mißbrauchen der Freiheit für die Kultur des Landes weniger schädlich halte, als einen einmaligen Mißbrauch der Gewalt. Aber eine besondere Gefahr für Kunst und Literatur kann ich im Umsturzgesetz nicht erkennen.

Das neue Gesetz bestraft die Anpreisung und Verherrlichung bestimmter Verbrechen als Anreiz zur Begehung gleicher.

Allerdings sind Verletzungen des Rechts und der Ethik zu allen Zeiten Lieblingsstoffe der Dichter gewesen. Eine Verletzung des jeweilig geltenden Sittengesetzes ist der Angelpunkt fast aller hervorragenden Dramen und Romane alter und neuer Zeit. Goethe hat ausgeführt, warum der Dichter die normalen Menschen der guten Gesellschaft nicht brauchen kann: weil sie im künstlerischen Sinne nicht interessant sind. Huysmans hat nicht so Unrecht: „Il n'y a d'intéressants à connaitre que les Saints, les scélérats et les fous.“

Aber nicht auf Verherrlichung der Heiligen oder der Verbrecher geht der echte Dichter-Künstler aus, sondern auf ihre Erklärung. Ihn reizt nur darzustellen, warum alles kommen mußte, wie es kam: die unauflösliche Verschlingung von Recht und Unrecht, welche Leben heißt, von Stärke und Schwäche, welche zumeist die menschlichen Thaten gestaltet. Der verworrene Idealist mag Verbrechen und Ausschweifungen zum Himmel er-

heben, der Naturalist in ihrer Ausmalung schwelgen: der echte Künstler, der immer vornehmer Realist bleibt, begnügt sich, den Verbrecher zu begreifen, seine That aus ihren Ursachen zu entwickeln: erblicher Beeinflussung, angeborenen persönlichen Anlagen, Erziehung, derzeitiger Lebenslage 2c. — ohne dem Handelnden aus diesen einzelnen Umständen einen Lorbeer oder Strohkranz zu winden. Wird im „Macbeth" vielleicht der Königsmord, im „Wallenstein" der Hochverrath „angepriesen"? Wird nicht vielmehr nur bewiesen, wie gerade Macbeth ein Königsmörder, gerade Wallenstein ein Hochverräther werden mußte?

Nein! es giebt keine unversöhnlichere Feinden als Tendenz und Kunst! Dem Dichter ist der Verbrecher auch ein Mensch, aber darum noch kein besserer! Bei Shakespeare hat stets Jeder Recht und Unrecht, genau so, wie es im Leben ist. Shylock und Antonio — Brutus und Marc-Anton und Cäsar.

Man hat viel von den „Webern" gesprochen. Dieses Stück ist meiner Ansicht nach ein nacktes Tendenzdrama. Die Fabrikanten werden als schuftige Ausbeuter gesteinigt, die Arbeiter als reine Dulder konsekrirt. Wo bleibt da die künstlerische Gerechtigkeit, wie sie z. B. im „Raskolnikow" waltet? Dostojewski verherrlicht den Mörder der Wuchererin, den gegen die bürgerliche Gesellschaft sich empörenden Bildungsproletarier nicht — er zeigt uns nur, warum er so handeln mußte, er offenbart uns die Zustände dieser erkrankten Seele vor und nach der That bis in die geheimsten Gründe. Die „Weber" sind genau solch ein Tendenzwerk, wie etwa Kellers Gemälde „Apotheose Kaiser Wilhems I.". Beide haben mit Kunst nicht das Mindeste zu thun. Aber jenes verurtheilt man, diese hebt man in den Himmel — nur weil der Sozialismus heute Mode ist. Natürlich wäre es verfehlt, die „Weber" zu verbieten: die Kritik sollte vernünftig sein, aber nicht die Polizei thöricht.

Ich glaube, in meinem Roman „Maschinen" gezeigt zu haben, daß man die soziale Frage als künstlerisches Motiv behandeln und doch gerecht sein kann. Niemand wird, jedes sonstigen Taktes unbeschadet, diesem Buch den Vorwurf der Aufreizung machen können, denn ich stelle der Noth der Enterbten nicht bloß die krasse Schlemmerei der Ausbeuter entgegen, sondern zeige, wie gleich den Geknechteten auch die Herrschenden den Kampf ums Dasein in den furchtbarsten Formen auszufechten haben, wenn auch in ganz anderen — wie sie oft gerade in dem Augenblick des höchsten Siegesbewußtseins die Zerschmetterten sind, und wie der soziale Sieg heute und immer an eine bestimmte Mischung von Verstand, Rücksichtslosigkeit und Glück gebunden ist.

Mit alldem soll nicht gesagt sein, daß das Umsturzgesetz nicht auch ein wirkliches Kunstwerk treffen kann. Wurden doch schon im Jahre 1891 in Leipzig mehrere moderne Schriftsteller, darunter ich selbst, zu Geldstrafen verurtheilt und je eine ihrer Schriften verboten, weil diese die öffentliche Sittlichkeit verletzen sollten. Bei diesem Urtheil lag eine vollkommen mißverständliche Auffassung des Reichsstrafgesetzbuchs vor, wie das unser hervorragendster Strafrechtslehrer, Professor F. v. Liszt, ausdrücklich bewiesen,

der in seinem bekannten „Lehrbuch des deutschen Strafrechts" das Urtheil „vom juristischen wie literarischen Standpunkt aus gleich unhaltbar" nennt, Dutzende der hervorragendsten deutschen Schriftsteller und Kritiker haben das Urtheil als unerhört bezeichnet — dennoch bleibt es inappelabel, und ich bin „bestraft". Richter sind eben auch nur Menschen und fehlbar.

Ich darf daher dreist behaupten: die wirkliche Kunst hat von der Umsturzvorlage bei richtiger Auslegung neue Schädigungen nichts zu befürchten — bei falscher Gesetzesanwendung ist sie aber auch schon jetzt gegen Angriffe und Schädigungen in keiner Weise geschützt.

Berlin. Conrad Alberti.

P. S. Ich habe mit der Veröffentlichung meiner Ansicht lange gezögert, damit sie nicht von der Reaktion als Kundgebung für die Vorlage verdreht werden könne. Jetzt aber, wo dank der Jesuitenpolitik des Zentrums die Zurückziehung der Vorlage, wie es scheint, bevorsteht, brauche ich sie nicht mehr verschlossen zu halten.

* * *

Ich muß Ihre Anfrage im Hotel beantworten, denn sie trifft mich auf der Reise. Aber auch, wenn dem nicht so wäre, könnte ich mich nur ganz kurz und gewissermaßen in Interjektionen über diese Sache äußern.

Es ist ja völlig unbegreiflich, was die Leute da vorhaben! Zum Auswandern! Aber man müßte sich dann draußen schämen, zu sagen, daß man aus dem Lande kommt, in dem die dreifaltige Einfältigkeit Köller, Stumm und Rintelen das große Wort führt.

Nein, dieser Spuk kann ja nicht Wirklichkeit werden. Ein Volk wie das deutsche kann nicht mehr auf das Niveau jener drei herabgedrückt werden. Und gar jetzt, wo wir mit freudiger Sicherheit einer neuen deutschen Renaissance in Kunst und Dichtung entgegengehen. Nein! Unmöglich!

Wenn aber doch?

Ich kann mir dann nur Eins denken: einen Uebergang der Intelligenz in Massen ins Lager Derer, die dafür sind, daß man kurzen Prozeß macht mit den heutigen Zuständen. Vertrieben vom Katheder, von der Bühne, vom Werktische des freien Künstlers, wird man mit heruntersteigen in die Minengänge, die den Bau einer Ordnung unterhöhlen, deren Vertheidiger Nichts weiter wissen, als das dumme Wort: Gewalt. Statt des Umsturzes werden wir dann um so schneller den Einsturz erleben, und wir werden ihn nicht einmal bedauern können, denn eine „Ordnung", die sich mit Intelligenzen nach Art jener Drei verquickt und Nichts weiß, als ins Nachtwächterhorn der Gewalt zu tuten, ist nicht mehr werth, als zu Grunde zu gehen.

Leipzig. Otto Julius Bierbaum.

* * *

Ich stehe auf den Grundlagen der bestehenden Gesellschaftsordnung, und eben deßhalb bin ich ein entschiedener Gegner der Umsturzvorlage.

Die bestehende Gesellschaftsordnung erkennt das Recht eines Jeden, auch des Niedrigststehenden, an, nach Verbesserung seiner wirthschaftlichen Lage und nach einem größeren Antheil an den Segnungen unserer Kultur zu streben. Indem sie die alten polizeilichen Regelungen über Lohnhöhe, Dauer der Arbeitszeit und andere Arbeitsbedingungen, sowie die Koalitionsverbote beseitigt hat, hat sie die arbeitenden Klassen darauf verwiesen, die je nach Lage des Marktes sich bietenden Gelegenheiten zur Erhöhung ihres Einkommens zu ergreifen. Sie erwartet von ihnen geradezu, daß sie ebenso wie andere Verkäufer solche sich ihnen bietende Gelegenheiten zur Besserung ihrer Lage benutzen. Und wo den Arbeitern volle Freiheit der Organisation gewährt ist, ermöglichen ihnen ihre Organisationen, wie das Beispiel der englischen Arbeiterklasse zeigt, in der That, nicht nur ihre wirthschaftliche Lage zu bessern, sondern aufzusteigen zu einem allseitigen größeren Antheil an den Segnungen der Kultur. Alsdann schwinden auch, wie eben dieses englische Beispiel zeigt, alle gegen die Grundlagen der bestehenden Gesellschaftsordnung gerichteten sozial-revolutionären Bestrebungen.

Bei uns in Deutschland hat man zwar die alten polizeilichen Regelungen des Arbeitsvertrages — die übrigens den Arbeiter nicht bloß beschränkten, sondern ihm auch ein Lohnminimum garantirten — sowie die Koalitionsverbote gesetzlich beseitigt, allein man verweigert den Arbeitern die Freiheit der Organisation, die unentbehrlich ist, damit sie die Möglichkeit, auf Grundlage der bestehenden Ordnung ihre Lage zu bessern, praktisch erfassen. Während man allen übrigen wirthschaftlichen Interessenparteien, und darunter insbesondere den Gegnern der Arbeiter im Preiskampfe, den Arbeitgebern, die Organisationsfreiheit ohne Schranken zugesteht, ja, sogar Interessenten, die von dieser Freiheit keinen Gebrauch machen, zwangsweise von oben zu organisiren sucht, werden die Arbeiter, wo sie Berufsorganisationen bilden wollen, auf Schritt und Tritt polizeilich gehemmt. Da den Arbeitern somit die Möglichkeit verweigert wird, auf Grundlage der bestehenden Ordnung selbstständig ihre Lage zu bessern, wenden sie sich gegen diese Ordnung.

Zum Schutze der Grundlagen der bestehenden Ordnung kann es demnach allein führen, wenn man denen, die heute verzweifelt und verbittert sich gegen sie wenden, die Konsequenzen, die sich aus diesen Grundlagen zu ihren Gunsten ergeben, zu gut kommen läßt. Nur dann können sie sich mit dieser Ordnung versöhnen. Gewaltmaßregeln können Symptome der gegen die herrschende Ordnung bestehenden Feindschaft zwar vorübergehend unterdrücken, aber in einem auf der allgemeinen Wehrpflicht, der allgemeinen Steuerpflicht und demgemäß auch auf dem allgemeinen Wahlrecht beruhenden Reiche niemals die Grundlage dauernder Sicherheit und Blüthe abgeben.

Insbesondere aber protestire ich gegen solche Gewaltmaßregeln, gerade weil ich die Grundlagen der bestehenden Ordnung vertheidige. Niemand kann überzeugen, wenn nicht der Hörer die Empfindung hat, daß der Lehrer aus vollüberzeugtem Herzen spricht. Wie soll der Hörer zu dieser Empfindung gelangen, wenn er hinter dem Lehrer die Bajonette sieht, die

jede abweichende Aeußerung mit gewaltsamer Unterdrückung bedrohen?! Er wird denken, daß der Lehrer so redet, wie er redet — nicht weil er von dem, was er sagt, überzeugt ist, sondern weil die Bajonette ihn dazu zwingen. Es wird mit besonderer Sympathie gerade der von seinem Lehrer angegriffenen Lehre sich zuwenden. Es wird dahin kommen, daß kein anständiger Anhänger der bestehenden Ordnung sie länger vertheidigen kann.

Dr. Lujo Brentano,
Professor an der Universität München.

* * *

Die ganze Umsturzvorlage ist von dem gesunden Sinn unseres Volkes längst derart gerichtet, daß es einer Verurtheilung nicht mehr bedarf. Noch nicht genügend gerichtet aber ist unsere Volksvertretung, die sich mit einer derartigen Vorlage noch immer befaßt, trotz allen Unfugs, den man dort mit den heiligsten Rechten und Empfindungen eines mündigen Volkes treibt.

Berlin. M. von Egidy.

* * *

Ich stehe der Umsturzvorlage, durch die ich das freie Schaffen des Künstlers und Dichters ernstlich bedroht glaube, durchaus ablehnend gegenüber.

Dresden. Ernst Eckstein.

* * *

Wir leben in einer Periode mehrfacher geistiger Influenza-Epidemien, bei welchen verschiedenartigste Ursachen dieselben äußeren Erscheinungen bewirken:

Unterdrückungssucht, krasse Selbstsucht, Aufstacheln niederer Leidenschaften u. s. w. Als eines der Symptome dieser Influenza erscheint mir die Umsturzvorlage; sie erinnert fast an die Karlsbader Beschlüsse von 1819, bei deren Abfassung ja ein höchst geistreicher Mann, Friedrich von Gentz, eine bedeutende Rolle gespielt hat.

In seinen Memoiren spricht er von der „mediocrité“ und „ineptie de tous les acteurs“ und von dem „amusement“, das ihm alle die Angelegenheiten bereiteten.

In den letzten Tagen haben hochangesehene und hochstehende Männer der Kunst und Wissenschaft eine Eingabe gegen die Vorlage an den hohen Reichstag gerichtet. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung kann ein ganz sicherer Erfolg nur erzielt werden, wenn die Universitäten in ihrer Gesammtheit und das gebildete Bürgerthum als Masse eine Erkärung veröffentlichen. Aber es giebt zu viele Leute, die bei Epidemien sich ängstlich in ihr Zimmer verschließen und nicht herausgehen, obwohl die Erfahrung lehrt, daß gerade Diejenigen, die ihre gewohnte Lebensweise nicht änderten und sich viel in freier Luft bewegten, am gesündesten geblieben sind.

In die Umsturzvorlage werden vielleicht einige mildernde Aenderungen gebracht werden. Aber als ein Symptom geistiger Influenza wird sie bestehen bleiben, bis einmal eine gesündere Generation gesetzgebend wirkt. Ich (im 73. Jahre) werde das nicht erleben.

Berlin. Prof. Heinrich Ehrlich.

* * *

Mir scheint, als wenn beide Parteien (die Freunde wie die Gegner der Vorlage) weit über das Ziel hinausschößen und den ursprünglichen Zweck ganz aus dem Auge verloren hätten. Somit behalten sie beide Unrecht und die Vorlage wie die Diskussion sind einstweilen völlig unfruchtbar geworden.

Erinnern wir uns doch. — Nach dem tragischen Untergang von drei Herrschern (Alexander II. — Carnot und Alexander III. — die Nachwirkung des Verbrechens v. Borki mit in Ansatz gebracht) machte sich in ganz Europa die Ueberzeugung geltend, daß Etwas geschehen müsse — oder sollte etwa in jedem Land der Brunnen offen bleiben, bis „das Kind" ertrunken war? —

Aus dieser gewiß gerechtfertigten Empfindung ging für die deutsche Regierung das Bedürfniß der Abwehr hervor, und somit entstand als Präventivmaßregel die Umsturzvorlage.

Leider ist die Formulirung derselben in vielen Punkten total mißrathen, und nun will man womöglich das ganze Gesetz aus der Welt hinauskomplimentiren, vergessend, daß dann überhaupt keine Abwehr geschaffen wird. In dieser Uebertreibung nach beiden Seiten ist jede Diskussion zwecklos.

Die Kommission — namentlich das Zentrum — hat die Vorlage derart verballhornt und verunstaltet, daß entweder die Regierung selbst die Vorlage zurückziehen wird, oder daß diese im Plenum des Reichstags fallen muß, um nicht Deutschland dem Gelächter ganz Europas preiszugeben.

Wozu also jetzt noch weitere Betrachtungen?

Wir müssen warten, bis ein besserer Entwurf der Vorlage auftaucht, der zweierlei erfüllt:

a. Gegen die Gefahr seitens der gewissenlosen und entschlossenen Umsturzparteien hinreichenden Schutz gewährt.
b. Dabei aber außerhalb der Grenzen bleibt, welche die bisherige Freiheit der Wissenschaft und Kunst, sowie alle Errungenschaften der heutigen Kultur als unantastbar schirmen.

Ist ein solcher neuer Entwurf vorhanden, dann wollen wir weiter reden — ist er aber nicht zu erlangen,*) so müssen wir uns mit der jetzigen Gesetzgebung behelfen, so gut es geht, also abwarten, ob sie im Moment der Gefahr genügenden Schutz bietet.

Weimar. Julius Grosse.

---

*) Oder würden Sie den Muth haben, eine Art von Konkurrenz auszuschreiben für einen besseren und besten Entwurf eines Schutzgesetzes gegen die Verschwörer? Ich fürchte, ein solches Ausschreiben würde als blanke Satyre auf Reichstag und Regierung aufgefaßt werden und auch sonst den Humor der Witzblätter entfesseln, so sachlich berechtigt auch ein solches Experiment erscheinen könnte.

Meine Ansicht über die berüchtigte „Umsturzvorlage" habe ich bereits in einem Artikel der „Zukunft" (Nr. 18 am 2. Februar d. J.) ausgesprochen („Die Wissenschaft und der Umsturz"). Inzwischen sind die dort angedeuteten schweren Befürchtungen über die Gefahren derselben vollauf gerechtfertigt worden durch den weiteren Verlauf ihrer Behandlung in der „Umsturzkommission" — vor Allem durch den unglaublichen Antrag von Rintelen und die daran geknüpften „Konzilbebatten". Es ist nunmehr wohl für Jedermann klar geworden, daß der große Kampf um die „Umsturzvorlage" weit über den Rahmen der politischen Gesetzgebung hinausgeht und vielmehr die wichtigsten Grundlagen des modernen Kultur- und Geisteslebens angreift.

Ich erblicke in demselben eine neue, verschärfte und erweiterte Auflage des alten „Kulturkampfes", welcher nach meiner Ueberzeugung eben so lange fortbestehen wird, als der Papismus, und als dessen Anmaßung, das selbstständige Denken und die freie Vernunft unter das Joch des Aberglaubens und der Priesterherrschaft beugen zu wollen.

Sollte die revolutionäre, in klerikalem Sinne vervollständigte Umsturzvorlage vom Reichstage (dem man nachgerade Alles zutrauen kann!) angenommen werden, so würde die einfachste und nächste Konsequenz sein, die Universitäten aufzuheben und durch Klosterschulen zu ersetzen. Freie Forschung und ehrliche Kritik, sowie Unterricht in den meisten Wissenschaften würden fortan unmöglich sein. Da es jedoch nicht mehr möglich ist, Deutschland von den übrigen Kulturvölkern zu isoliren und den Import freier Gedanken vom Auslande zu hindern, würde diese mittelalterliche Reaktion wohl nicht von langer Dauer sein.

Leider bleibt für alle Fälle auf dem deutschen Volke die Schmach sitzen, daß am Ende des 19. Jahrhunderts eine solche Gesetzvorlage überhaupt vorgelegt und ernsthaft diskutirt werden konnte.

Jena. Prof. Dr. Ernst Haeckel.

* *
*

Mein Urtheil über die Umsturzvorlage geht einfach dahin:

„Die traurigste Verirrung auf dem Gebiete deutscher Gesetzgebungs-Versuche seit Menschengedenken."

Ich habe so sicher die Hoffnung, diese Vorlage nicht zum Gesetz werden zu sehen, daß ich keine weiteren Worte darüber verlieren mag. Aber ich gönne der Vorlage nicht einmal ein anständiges Begräbniß; unter Flüchen und Gelächter verdient sie zu den Todten geworfen zu werden.

München. Prof. M. Haushofer.

* *
*

Umsturzgesetz mit Fug es heißt:
Umstürzen will es den deutschen Geist,
Der frei ausschreitenden Wissenschaft,
Der stolz gestaltenden Künstlerkraft.

Wer seine eignen Gedanken denkt,
Wen knöchern Dogma nicht beschränkt,
Heut steht er noch leidlich auf seinem Recht:
Morgen ist er der Gnade Knecht.

— Freilich, so bös ists nicht gemeint,
Wie nach dem Wortlaut wohl es scheint:
Es findet der ernste Forscher und Dichter
Gewiß auch künftig vernünftige Richter,
Die Großen mit den Lorbeerkronen
Wird man milde und klüglich schonen —

Aber das ist die Schand' und der Schade:
Der Geist darf hangen nicht an der Gnade!
Solch' Gnadenbrot ist gemein und schlecht;
Der Geist soll herrschen nach seinem Recht!
Drum wie sichs stellt und wie es scheint:
Es ist verzweifelt bös gemeint.

Wernigerode. Hans Hoffmann.

* * *

Die Umsturzvorlage annehmen, bedeutet die Knebelung des deutschen Geistes und Gemüths.

Wer überall Stützen ansetzt, bekennt, daß das Gebäude sich aus innerer Kraft nicht halten kann. Diese Bankbrucherklärung unterschreiben wir, die Deutschland aus ganzem Herzen lieben, **niemals**.

Gr.-Lichterfelde. Otto von Leixner.

* * *

Nach meiner Ueberzeugung wird die sogenannte Umsturzvorlage, falls sie wirklich Gesetz werden sollte, gerade die Wirkungen nicht haben, die sich ihre Urheber davon versprechen.

Rohheit, Frivolität, Barbarei werden dadurch verhältnißmäßig wenig getroffen werden, um so schwerer die deutsche Wissenschaft und die deutsche Kunst.

Bonn. Prof. Berthold Litzmann.

* * *

Es haben, wie Sie richtig bemerken „hervorragende Denker, Gelehrte und Dichter bereits aus innerem Antrieb das Wort ergriffen", so daß zu thun wohl Nichts mehr übrig bleibt. Wenn ich aber trotzdem meine Ansicht äußere, so geschieht das, um dazu beizutragen, daß die Abwehr von Seiten der Geistesarbeiter nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ stark sei. Der große Haufe pflegt ja zu zählen und nicht zu wägen.

Ich bin weder Politiker, noch Volkswirthschaftler. Ich rede hier **lediglich als Künstler**. Ursprünglich aus andern Kreisen kommend, habe ich aus meiner Vergangenheit als deutscher Offizier mir die Anschauung bewahrt, daß die **moralische Furcht** eines der jämmerlichsten, niederziehendsten Gefühle ist. Und von dem auf die Kunst anwendbaren Theil

der „Umsturzvorlage" glaube ich, daß er geeignet erscheint, eben die moralische Furcht großzuziehen. Denn der weitaus größte Theil von uns Künstlern ist nicht in wirthschaftlich unabhängiger Lage, und wer Weib und Kind zu Haus hat, dürfte sich oft eher der Pflicht gegen diese erinnern, als nach dem blutigen Lorbeer des Märtyrers geizen.

Das ist menschlich und für die Allermeisten auch richtig. Eine geistige Produktion aber, die sich unter steter Bedrohung fühlt, wird nothwendigerweise unfrei und damit nahezu werthlos. Dann haben wir Künstler jedoch unsere Daseinsberechtigung verloren, unser Volk aber die Kunst. Da ich die Kunst nun für einen der stärksten Kulturfaktoren halte, so bedeutet für mich ihre Ausmerzung einen Rückschritt der Menschheit.

Dresden. Georg Freiherr von Ompteda.

* * *

Die Umsturzvorlage ist eine heilsame Satyre auf den Bildungs- und Fortschrittsdünkel, den Errungenschaftshochmuth unserer Zeit.

Uebriges sind derartige versuchsweise Rückwärtsbewegungen ebenso belanglos für den großen Gang der Zeit, wie bei der Momentaufnahme des Vogelfluges das sich immer wiederholende Bild des Sturzes, für die Vorwärtsbewegung. Im Gegentheil, dieser ist die Bedingung derselben — frischer Abstoß, neuer Schwung! — A. v. Perfall.

* * *

Ich schätze den Schutzmann sehr, glaube aber nicht, daß der Weg zur Kirche an seiner Hand zu wahrer Frömmigkeit führt. Räumt ihm das Umsturzgesetz die Macht ein, jedem Freiredenden auf das Maul zu schlagen, so bin ich begeistert für die Vorlage, wenn durch sie, nach dem Satze „gleiches Recht für Alle", in derselben schlagenden Weise der vaterlandschädigenden, parlamentarischen Parteischwatzfreiheit ein schleuniges Ende gemacht würde.

Berlin. Julius Stinde.

* * *

Und sollte wirklich That werden, was bisher nur Gedanke ist — diese That würde der Grabstein werden der deutschen Geistesfreiheit wie der deutschen Ehre.

Aber wo Helden begraben liegen, da flammt es des Nachts heimlich aus ihren Gebeinen.

Und diese Flamme, sie würde ein Brand werden, und aus dem Brande würde es singen:

Ich bin das Schwert,
Ich bin die Fackel —
Ich bin ein gerechtes Gericht — —

Steht Alle auf und ruft: Laßt uns den Helden, den lebendigen, auf daß die Flamme nicht über Euch komme aus dem Grabe des todten!

Ich bin das Schwert,
Ich bin die Fackel — —

Ernst Ziel.

Die Lehren der Geschichte.

(Betrachtungen zur Umsturzvorlage.)

Es ist in neuerer Zeit vielfach der Antheil betont worden, welchen die französische Literatur des vorigen Jahrhunderts an der Vorbereitung der Revolution gehabt hat. Dabei war auch die Meinung vertreten, daß diese Literatur einer der Haupthebel der Revolution gewesen sei. Von da bis zu der Behauptung, daß es möglich gewesen wäre, die Revolution zu verhindern, indem man jene Literatur unterdrückt hätte, ist nur ein Schritt. Demgegenüber kann es nicht überflüssig sein, zu betonen, daß es an der Unterdrückung unliebsamer Schriften, an der harten Bestrafung der Verfasser, Verleger und Drucker niemals gefehlt hat. Die Mehrzahl der bedeutenden politischen Schriften des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist in den Niederlanden gedruckt worden, da es in Frankreich keine Möglichkeit gab, sie erscheinen zu lassen.

Es ist überhaupt ein Irrthum, die damalige französische Literatur als eine der Hauptursachen der Revolution darzustellen und dann zu folgern, daß ohne dieselbe jene geschichtliche Eruption unterblieben wäre. Allerdings haben Montesquieu, Pascal, Descartes, Voltaire, Rousseau mächtig zur Bewegung und Erregung der Geister beigetragen, allein den größten Theil des Geistes ihrer Werke hätte sich das Königthum zu nutze machen und so die Revolution verhüten können. Die Ursachen der Revolution lagen ganz wo anders, und die Literatur ist nur eine ihrer Begleiterscheinungen gewesen. Wäre es anders, wäre die Wirkung literarischer Erzeugnisse so groß gewesen, daß sie zur Revolution führen mußte, so hätte man eine ähnliche Wirkung schon zu den Zeiten der Könige Heinrich IV., Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Ludwig XV. erwarten müssen. Denn schon damals war die politische Kritik außerordentlich scharf. Unter Heinrich IV. waren die verwegensten Pamphlete gegen den König, seine Freunde und gegen die Mißregierung im Umlauf. Sie wurden mit großem Eifer gelesen, namentlich in den — Hofkreisen. Viele dieser Schriften sind uns erhalten geblieben, und wer sie liest, wundert sich über die große Schärfe derselben. Was hat sich z. B. der stolze und mächtige König Ludwig XIV. nicht Alles sagen lassen müssen! Vor Allem nach dem Utrechter Vertrag. In dem Privatleben des Königs wurde jeder Winkel durchstöbert; an seiner Politik ließ man kein gutes Haar.

Nach Ausbruch der Revolution hat die Literatur, namentlich die Tages-Literatur, allerdings gewaltig zur Schürung des Brandes beigetragen. Das lag in der Natur der Sache. Zuvor aber bestanden so scharfe Preß- und Strafgesetze gegen unliebsame Literatur, daß man nothwendig zu der Ansicht kommen muß, daß auch der kräftigste Versuch, durch Unterdrückung der Literatur „den Umsturz" im Staat verhindern zu wollen, als völlig vergeblich erwiesen ist.

Im Jahre 1775, also lange vor dem Umsturz, gab es 4223 Werke über die Geschichte Frankreichs. Der Katalog füllte damals sieben große Foliobände, deren Ordnung Fontete besorgt hatte. Rechnet man noch die Bücher hinzu, welche sich mit den Lebensbeschreibungen der Könige u. s. w. befaßten, so kommt man auf die stattliche Zahl von 34133 Bänden. Rechnet man ferner die Werke hinzu, welche Schilderungen berühmter Männer, Städte, Provinzen, des Zustandes von Kunst und Literatur enthalten, so kommt man auf 48000 Bände.

Aber unter dieser großen Zahl von Werken befanden sich nur wenige, welche sich mit Zeitfragen, mit Angelegenheiten der Politik und Verwaltung befaßten. Jahrbücher, politische oder wirthschaftliche Zeitschriften sind fast gar nicht im Katalog vertreten. Die Abwesenheit derselben erklärt sich durch das von der Regierung befolgte System. Dieselbe zog entweder fähige Schriftsteller durch Belohnungen, Titel und Aemter an sich, oder sie schreckte dieselben durch harte Strafen. Die Schriften von Montesquieu, Mably, Rousseau, Voltaire, des Kardinals Retz u. s. w. sind ebensowohl wie die französischen Uebersetzungen aus anderen Sprachen im Auslande gedruckt worden, oder wenn, was selten vorkam, doch einmal ein solches Buch in Frankreich gedruckt wurde, so geschah es ohne die sonst erforderliche behördliche Erlaubniß; ganz so wie bei gewissen Schmähschriften. Die Grundsätze, nach welchen das von der Regierung abhängige „bureau de la librairie“ verfuhr, traten auf das Deutlichste durch die Behandlung der „Memoiren des Herzogs von Saint Simon“ zu Tage. Dieses durch die Kühnheit und Offenheit seiner Berichte ausgezeichnete Werk gelangte erst 1784 und selbst dann nur bruchstückweise zur Kenntniß des Publikums. Eine etwas vollständigere Ausgabe erschien im Jahre 1786 unter dem Titel: „La galerie de l'ancienne cour“. Der Zensor ließ auch hier von dem ursprünglichen Werke nur das Skelett übrig. Im Jahre 1788 wurde eine erweiterte Ausgabe durchgesetzt. Und auch dann noch ernannte die Regierung einen besonders strengen Zensor, dem außerdem noch vier Herren vom Hofe zur Seite gestellt wurden. Das aus sieben Bänden bestehende Werk wurde auf drei kleine Bände zusammengestrichen. Selbst die Ausgabe des Jahres 1789 ist noch immer nicht vollständig, obgleich die Regierung, Angesichts der Generalstaaten, sie zuließ als eine Konzession an das allgemeine Verlangen nach Preßfreiheit.

Neben der Unterdrückung versuchte die Regierung, die Schriftsteller durch Belohnungen an sich zu ziehen. Das beredsamste Beispiel in dieser Hinsicht lieferte der Abbé Millot. Die „Academie Française“ ist von Richelieu gegründet worden, um ähnlichen Zwecken zu dienen. So entwickelte sich dieselbe zu einer Körperschaft, die jede selbstständige Geistesregung ausschloß. Montesquieu blieb der Zutritt zu ihr versagt. Saint-Pierre wurde von ihr ausgestoßen, weil er die Schriften eines so unfähigen Ministers wie Dubois, welche dieser „Träume eines rechtschaffenen Mannes“ nannte, in ihrem wahren Lichte zeigte. Die Früchte dieses Systems erblicken wir in der großen Zahl von Gelehrten, Schriftstellern und Rednern, welche den Thron des alten Frankreichs durch eine dichte Wolke schillernder Systeme und Redensarten von dem Licht der Wahrheit

abgesperrt und die Könige mit ihren schmeichlerischen Reden bethört haben. Schön und glänzend waren diese Reden und diese Systeme, aber in ihnen hat die Pflege der Form die Entwickelung des Geistes getödtet. In Wahrheit trugen die Freunde des Königthums mehr Schuld an seinem Sturz, als die Feinde. Auf solche Weise erwarb die Regierung die Dienste des käuflichen Letty. Daniel schrieb ihr zu Gefallen von der Allmacht des Königs. Moreau gab an, keine andere rechtmäßige Macht zu kennen, als den Willen des Königs. „Regis voluntas, suprema lex.“

Mit ausgesuchter Strenge wurden Alle behandelt, welche der Regierung nicht zu Gefallen schrieben. Comines wurde in dem Schloß Loches eingesperrt, weil er einige historische Briefe geschrieben hatte. Der ehemalige Freund Heinrichs IV., d'Aubigné, wurde von Marie de Medici aus Frankreich verbannt, und nicht anders erging es dem Sohne de Thons. Er mußte den Zorn der Regierung gegen seinen Vater durch das Exil büßen. Der Kanzler Ségnier übergab die Werke Dupleixs über die Rechte der gallikanischen Kirche, woran der Verfasser siebzehn Jahre gearbeitet hatte, den Flammen. Aubéry ward ins Gefängniß geworfen, und Mainbourg, der ebenfalls die gallikanische Kirche vertheidigt hatte, wurde mit Schimpf aus dem Heer gestoßen.

Unter Ludwig XIV. wird Bussi-Rabutin in die Bastille gesteckt, weil er in einem Roman die Liebschaften des Königs angedeutet hatte. Racine fiel in Ungnade, weil er zu wahrheitsgetreue Schilderungen der Zustände Frankreichs, noch dazu auf Verlangen, geliefert hatte. Boisguilbert wurde in die Auvergne verbannt, weil er einen neuen Finanzplan vorgelegt hatte, und aus demselben Grunde fiel Vauban in Ungnade, obgleich er durch sein Genie und die Vertheidigung Frankreichs nicht wenig zum Ruhm des Königs beigetragen.

Das Gegenstück liefert Daniel, der belohnt wird, weil er, der Frau de Maintenon zu Liebe, die ihrem Sohne, dem Herzog du Maine, die Krone verschaffen wollte, in seiner „Geschichte Frankreichs“ Beispiele erwähnt hatte, welche zu Gunsten natürlicher Kinder der Könige gedeutet werden konnten. Mézerai hingegen verliert seine Pension, weil er nachwies, daß der König kein Recht hat, Steuern nach Belieben zu erheben. Fénelon sogar fiel in Ungnade und wurde aus Frankreich verwiesen, weil er Grundsätze der Regierung und Verwaltung vertrat, die dem Hofe nicht angenehm waren. Der Druck des „Télémaque“ wird eingestellt, und der König selbst verbrennt die anderen Manuskripte Fénelons. Le Vassor, der wegen der Geschichte Ludwig XIII. verfolgt wird, flüchtet nach London und findet dort eine Stellung. Auf Betreiben des französischen Gesandten wird ihm dieselbe genommen. Courtiz ist zwölf Mal in die Bastille gesteckt worden. Baluze mußte ins Exil gehen, weil er alte Papiere aus den Archiven veröffentlicht hatte. Baumelle wanderte ins Gefängniß, weil er die Memoiren der Frau von Maintenon veröffentlichte. Langlet du Fresnoy wurde nicht weniger als zwanzig Mal ins Gefängniß gesteckt, wegen einiger Aeußerungen und wegen der Geschichte eines Kardinals, der vor hundert Jahren gelebt hatte. Fleury starb in der Bastille, wo man ihn einsperrte, weil man ihn für den Verfasser eines Briefes hielt, welcher den Ministern un-

angenehm war. Erst nach seinem Tode stellte sich seine Unschuld heraus. Die Handschriften von Duclos wurden nach seinem Tode mit Beschlag belegt. Raynal, der gegen einen Minister geschrieben hatte, wird ausgewiesen. Diderot erhält im Gefängniß von Vincennes Zeit, sein Temperament zügeln zu lernen. Die beiden Mirabeau, Vater und Sohn, wanderten ins Gefängniß.

Die angeführten Beispiele beziehen sich nur auf die bekannteren Namen der französischen Literatur. Man müßte ihre Zahl vertausendfachen, wollte man — falls dies überhaupt noch möglich wäre — auch nur annähernd feststellen, wie viele Menschen der alten französischen Gesetzgebung und Praxis gegenüber der Literatur zum Opfer gefallen sind. Kardinal Fleury war von versöhnlichem und milden Charakter und Ludwig XVI. war gewiß ein von den besten Absichten beseelter König. Und doch zählen unter ihnen die Verhaftbefehle, Gefängnißstrafen und Ausweisungen wegen politischer Aeußerungen, deren harmlosen Charakter heutzutage Niemand leugnen würde, nach Tausenden und Abertausenden.

Und was hat dieses grausame System mit allen seinen Härten genützt? Man braucht nur auf die Tafeln der Geschichte zu blicken, um die in großen, eindringlichen Buchstaben geschriebene Antwort zu finden. Das System hat in Nichts geholfen, den Umsturz zu verhüten; es hat seine Ankunft nicht um einen Tag, nicht um eine Stunde verzögert. Eher könnte man sagen, daß dieses System selbst — nicht aber die Literatur, die es unterdrückte — zur Vorbereitung der Revolution ganz erheblich beigetragen hat. Wenn man aus Gelehrten und harmlosen Literaten Märtyrer der Gerechtigkeit und der Freiheit macht, so säet man eine gefährliche Drachensaat aus. Jene unterdrückte französische Literatur enthielt, neben vielem Schlechten, soviel Licht und Wahrheit, daß das Szepter der Könige vielleicht noch heute über Frankreich herrschen würde, wenn die Könige und ihre Räthe minder empfindlich, weniger engherzig und verfolgungssüchtig gegenüber dem gedruckten und gesprochenen Wort sich gezeigt hätten.

Man wird aber selbst mit diesen Königen nicht zu scharf ins Gericht gehen, wenn man sich erinnert, daß König Karl II. von England Sydney deßhalb hinrichten ließ, weil er in seinen Schriften republikanische Ansichten durchblicken ließ. Und das geschah nicht sehr lange nach der Hinrichtung Karls I., kurze Zeit nach der Wiedererrichtung des englischen Königthums durch das Zusammenwirken von Volk, Fürsten und Parlament. Und dabei war Karl II. ein persönlich angenehmer und liebenswürdiger Herr, bei dessen Tod die Niedergeschlagenheit in England so groß war, daß jedes Dienstmädchen in London Trauer anlegte.

Fast nirgends in der Welt wird heutzutage so abfällig und spöttisch über das alte französische Königthum gesprochen als bei uns in Deutschland. Aber weßhalb will man diesen Königen, deren Gebein längst schon vermodert ist, just auf dem Gebiet nachahmen, auf dem sie die allerunglücklichste Hand gezeigt haben? Figaro.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Preis für den Raum eines Feldes (4 Zeilen) nur 1 Mk. netto.

Novitäten-Rundschau der „Kritik"

Berlin, den 9. März 1895

Litter. Sünden u. Herzenslachen. V. H. Stümcke. Von zahlr. Blättern a. d. interess. litt Brosch. d. Gegenw. a. Litteraturfr. empf. Pr. eleg brosch. 50 Pf. Verl. v. Ed. Neutzel, Berlin W. 57.

Die Frau Majorin. Drama in 4 Aufz. n. d. Russ. des Spazinskn f. d. deutsche Bühne bearb. v Heinrich Stümcke. Pr. eleg. in Lederpapier-Umschl. Mk. 1,50. Verl. v. Ed. Neutzel, Berlin W. 57.

Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred v. Hedenstierna. Verlag von H. Haessel in Leipzig. Preis Mk. 2.— per Band, geb. Mk. 3—.

Alban Förster,

op 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen' Lied mit Pftebegl. f. mittl. Stimme. 80 Pf. Op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe und mittl. Stimme mit Pftebegl. à Mark. 1. Verlag v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstraße Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Der ärztliche Hausfreund.

Gemeinverständliche Belehrungen für Gesunde und Kranke. Herausgegeben von Dr. med A. Kühner, Physikus a. D. Chefredakteur der „Gesundheit". Vierteljährlich 6 Nummern. Bezugspreis 80 Pf. Leipzig, Marschnerstr. 9. Richard Böhm.

Neue Musikalien für Klavier Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.

G. Stapel,

op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 80 Pf. Op. 69, Elisabethwalzer. Mark 1.20 Op. 70 Mein schön Berlin, Gesangswalzer. 50 Pf.

H. Berger,

op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf. Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Graphologische Studien von W. Langenbruch mit 128 Facsims. Brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Verlag von Paul List in Berlin.

Das der Menschheit Gemeinsame von L. Beiser. Auch eine christlich-soziale Studie. Mit e. Anh.: „Ist die Welt Schein oder Wirklichkeit?". Mk. 2. Verlag v. Emil Strauß in Bonn.

Der Einfluß der gegenwärtigen Handelsverhältnisse auf den Sozialismus von F. v. Grabicheidt. Preis 30 Pf. Verlag von Leopold Weiß in Wien.

Die Reklame. Verlag von Robert Exner u. Co., Berlin SW. 68 ist das beste Insertions-Organ für alle Bureau-Bedarfsartikel. Man verlange Probenummer.

Die Nothwendigkeit

einer europäischen Abrüstung und Steuerentlastung. Von Dr. K. Walcker, Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität in Leipzig. Gr. 8°. Mark 1 ord. Verlag von Fr. Aug. Eupel-Sondershausen.

Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München 1895. Karl Schüler, Maximilianstraße 2

Die Aktien des Glücks. Zeitroman von Adalbert v. Hanstein. Mk. 3 eleg. geb. Mk. 4.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstr. 35

Rennkalender für Deutschland. Herausgegeben vom General-Sekretariat des Union-Klubs Jahrgang 1894. Preis Mk. 12.— Verlag von W. H. Kühl in Berlin.

Nachtschatten. Novellen von Richard von Wilpert. Verlag Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, Berlin. Preis elegant brosch Mk. 2.—.

Fürst Bismarck, ein Bild seines Lebens Dem Volke, das ihn liebt, dargeboten. Von G. A. Fischer. Preis 20 Pf. Verlag von Emil Zeidler in Soran.

Die katholische Geistlichkeit und die Freimaurerei. Ein kulturgeschichtlicher Rückblick von R. Taute. Preis Mark 1.60. Verlag J. G. Findel, Leipzig.

Böse Zustände im Gewerbe Ende des 19. Jahrhunderts von M. Kimbel Pr. Mk. 1.20. Verlag der Schletter'schen Buchhandlung in Breslau.

„Warum bist du so blaß?" und andere Nov. v Mich. Sawka. Warm empf Stimmungsbilder eines „Dichters von Gottes Gnaden". Pr. Mk. 1. Verl v. Aug Dieckmann, Amsterdam.

De plattdütsche Bismarck. Dat is Bismarcks Leben u. Dahten, mit Dönties und Riemels darto. Ruutgewen van Willem Schröder. Kart. Mk. 2. Verlag Otto Spamer, Leipzig.

Heitere Geschichten aus meinem Leipziger Studentenleben. Dem Oberamtsrichter Mitterländer nacherzählt. Von R Damm. M. 1.—. Verlag von Felix Simon, Leipzig.

Die schöne Jüdin. Von W. Feldman. Ein wahrh ged. Roman des gefeierten Autors Jed. Gebild. wärmstens zu empf. Preis Mk. 3. Verlag von Aug. Dieckmann, Amsterdam.

Baltspende des „Verein Berliner Presse". Mk. 4.—. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstr. 12.

Die anarchistische Gefahr von Felix Dubois. Sensationelles Werk mit 70 drast Illustrationen. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis Mk. 3.—.

Dr. Paul Schlenther, Frauenarbeit im Theater. 60 Pf. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 12.

Prof. Dr. Max Haushofer, Ehefragen im Deutschen Reich. 60 Pf. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 12.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1 60.

Die Bildungsmüden, Roman v. Oskar Mysing (Otto Mora). Einzelpreis Mk 3.—, geb. Mk 4.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstr. 35.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesamm. und zusammengestellt von Karl Gander. Preis Mk. 3.—. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 57. Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang | Nr. 24 | 16. März 1895

Harden oder Hohenlohe?
Für Geistesfreiheit! (Mit Beiträgen von M. G. Conrad, Richard Dehmel, Georg Ebers, Gustav Falke, Heinrich Hart, Adalbert von Hanstein, Wilhelm von Polenz, Ludwig Quidde.)
Schwabenstreiche. Von Eduard Engels.
Arnold Toynbee. Von Dr. Gustav Stoy.
Die Dabeigewesenen. Von Bruno Schippang.
Die Parias der Literatur. Von Julius Knopf.
Ein musikalischer Wunschzettel. Von Paul Ertel.
Börsenleben. Von Crassus.
Hieb und Stich.
Vom Büchertisch.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707

Verein für Freies Schriftthum

Aus den Satzungen:

1. Der Verein für Freies Schriftthum veröffentlicht jährlich
   mindestens acht Bände
   durchschnittlich
   250—400 Seiten stark.
2. Den Mitgliedern werden gegen Zahlung des Jahresbeitrages die Veröffentlichungen postfrei zugesandt. Der Jahresbeitrag ist
   12 Mark
   für die gehefteten Bücher
   16 Mark
   für die gebundenen Bücher
   und kann auf Wunsch auch in Vierteljahresraten entrichtet werden.
3. Die Anmeldungen sind zu richten an den Vorstand des Vereins, Berlin W., Gleditschstraße 35, und können auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung erfolgen.
4. Der Eintritt kann jederzeit stattfinden: er verpflichtet für das ganze laufende Geschäftsjahr, das von Oktober zu Oktober geht. Das 1. Vereinsjahr läuft vom 1. Dezbr. 1894 bis zum 1. Oktober 1895.
   Die bereits erschienenen Bände werden nachgeliefert.
5. Außer der Zahlung des Jahresbeitrages werden keinerlei Verpflichtungen von den Vereinsmitgliedern übernommen.
6. Für Sendungen außerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns wird ein Portoaufschlag von zwei Mark jährlich berechnet.

Ehrenmitglieder:

Hermann Allmers
Schriftsteller in Rechtenfleth

Ferdinand Avenarius
Schriftsteller, Herausgeber des „Kunstwart" in Dresden

Ernst Eckstein
Dr. phil., Schriftsteller, Dresden

Hans Hoffmann
Dr. phil., Schriftsteller in Wernigerode

Albert Keller
Professor, Maler in München

Max Liebermann
Maler in Berlin

Berthold Litzmann
Dr. phil., Professor der Litteraturgeschichte in Bonn

Rudolf Maison
Professor, Bildhauer, München

Karl Pröll
Schriftsteller in Berlin

Graf Emerich von Stadion
Schriftsteller in Hainfeld

Franz Stuck
Professor, Maler in München

Johannes Trojan
Schriftsteller in Berlin

Ernst von Wildenbruch
Dr. h. c., Legationsrath, Schriftsteller in Berlin

Ernst Ziel
Dr. phil., Schriftsteller in Kannstatt.

Berlin W. 30
Gleditschstraße 35

Der Verein, nach dem Urtheil des Herrn Geh. Hofraths Professor Joseph Kürschner:

die vernünftigste und nützlichste litterarische Vereinsgründung, die jeder Freund der deutschen Litteratur unterstützen sollte,

ist durch die große Zahl der Litteraturfreunde, die ihm bereits als Mitglieder angehören, und die er durch seine Bemühungen noch zu gewinnen hofft, in der Lage, dem deutschen Publikum zu einem ganz außergewöhnlich billigen Preise hervorragende Erscheinungen der gegenwärtigen litterarischen Produktion zugänglich zu machen. Er will andererseits begabten Schriftstellern die Möglichkeit bieten, völlig unbeeinflußt und unabhängig in künstlerischen Dingen ihren eigenen Weg sich zu suchen, sowie auch ohne andere Rücksichten als die, welche im Wesen der Kunst selbst ihre Begründung finden, der Ausgestaltung und Verwirklichung ihrer künstlerischen Absichten sich hinzugeben. Zum Maßstabe bei der Auswahl unserer Veröffentlichungen möchten wir daher den Grundsatz machen:

Frei von jeder Prüderie!

Frei von jedem Konventionellen!

Frei von Schablone und Unnatur!

Aber auch frei von Uebertreibung und unwürdiger Pikanterie!

Der Verein für Freies Schriftthum sieht es als seine Hauptaufgabe an, die Verbindung herzustellen zwischen den gebildeten, vorurtheilsfreien Leuten, deren geläutertes Verständniß für die unsere Zeit bewegenden Fragen sie vor jeder Einseitigkeit des Urtheils bewahrt, und zwischen den schaffenden Künstlern, die auf ein solches Elite-Publikum angewiesen sind.

Der erste Jahrgang bringt:

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Mysing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman v. Adalbert v. Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Vingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindl. Herrn Pankratius Graunzer
Ein komisch. Roman v. Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerrom. v. Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 16. März 1895

II. Jahrgang | Nr. 24 | Jahrgang II

Harden oder Hohenlohe?

III.

Groß war der Jubel unter den Anhängern des Fürsten Bismarck, als es im Januar 1894 mit einem Male hieß, der Kaiser habe den Fürsten zur Feier seines Militärjubiläums nach Berlin entboten, woselbst er mit allen seinem Range und seinem Alter zustehenden Ehrenbezeugungen würde empfangen werden. Ueber die Ursachen, die einem so offenkundigen Gesinnungswechsel des Monarchen zu Grunde lagen, zerbrach man sich im Volke nicht lange den Kopf. Die treuergebenen Anhänger des Fürsten waren keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß Kaiser Wilhelm endlich sein Unrecht dem alten Kanzler gegenüber eingesehen und aus innerstem Herzensdrange heraus ihm die Hand zur Versöhnung gereicht habe. Und sie waren glücklich darüber, daß der Kanzler diese Hand ergriffen habe, und daß er jetzt nach Berlin komme, um im hellen Licht der Oeffentlichkeit Zeugniß abzulegen für das Wiedervorhandensein der so überaus wünschenswerthen guten Beziehungen zwischen dem Königsschloß Unter den Linden in Berlin und dem stillen Herrensitz im wundervollen Sachsenwalde.

Die leicht erregbare Phantasie der kleinen Leute erging sich bei dieser Gelegenheit in überschwänglich phantastischen Vorstellungen von der eigentlichen Bedeutung der vom Kaiser angebahnten Aussöhnung. Viele glaubten damals, daß Bismarcks Reise nach Berlin nur das Vorspiel sei zu weit größeren Dingen, die später kommen

würden; man hielt sogar die Wiedereinsetzung des ehemaligen Kanzlers in seine früheren Aemter und Würden für keineswegs ausgeschlossen.

Als nicht ganz so weltunklug und unerfahren erwiesen sich diejenigen unter des Kanzlers Anhängern, die gewohnt waren, die geheimen Zusammenhänge der Dinge und Geschehnisse mehr mit dem Verstande zu begreifen, als mit dem Herzen ahnend nur zu deuten. Ihnen war es nicht verborgen geblieben, daß zwischen dem alten Kanzler und dem jungen Kaiser doch Unterschiede des Denkens und Fühlens obwalteten, die ein dauerndes Zusammenarbeiten gänzlich ausschlossen. Sie wußten außerdem aber auch, daß Fürst Bismarck, dem zwar in der ersten Zeit die jähe Losreißung von einer anregenden Thätigkeit, in deren Mittelpunkt er ein Menschenalter hindurch gestanden, großen Schmerz bereitet hatte, jetzt doch keine Neigung mehr verspüren würde, wieder auf einen Posten zurückzukehren, der so große Anforderungen an die Arbeitskraft und Rüstigkeit eines Mannes stellt — Anforderungen, denen er, nachdem er der Tretmühle des öffentlichen Lebens schon gänzlich entfremdet war, wohl kaum noch würde genügen können. Sie, die nüchtern denkenden und kühl urtheilenden Leute, waren vielfach auch der Ansicht, daß der Kaiser weniger aus sentimentalen Empfindungen heraus, als vielmehr auf Grund von Erwägungen, die besonnene Staatskunst zum Ausgangspunkt hatten, eine Wiederannäherung an den ihm fast ganz entfremdeten langjährigen Berather seines Großvaters anzubahnen sich entschlossen habe. Aber auch ihnen war es höchst willkommen, daß der Kaiser nun aus eigenem Antriebe einen Schritt that, der zur Rehabilitirung Bismarcks und zur Beilegung eines Zwistes führen mußte, welcher nach ihrer Auffassung dem deutschen Volksgemüth nicht nur, sondern auch dem Ansehen der Reichsregierung eine schwere Schädigung gebracht hatte.

Von Herrn Maximilian Harden, dessen trockene, poesielose Natur zum Greifen deutlich aus jedem Worte spricht, das er niederschreibt, von ihm, der künstlich sich anregen muß, wenn es ihm gelingen soll, einen wärmeren Ton zu finden und statt dürren Abstraktionen warmherzigen Empfindungen Ausdruck zu geben, — von ihm erwartete damals gewiß Keiner, daß er den überraschenden Schritt des Kaisers enthusiastisch begrüßen und verherrlichen würde.

Dagegen glaubte man doch wohl annehmen zu dürfen, daß auch er in seiner Weise der Befriedigung über das Geschehene Ausdruck geben, daß er wenigstens Worte kühler Anerkennung finden würde für den Monarchen, der in diesem Falle doch immerhin einen jener Siege errungen hatte, die als die schwersten gelten im Leben, einen Sieg über sich selbst.

Ueber die Folgen der Reise des Altreichskanzlers nach Berlin brauchte sich der Herausgeber der „Zukunft" einer Täuschung auch nicht hinzugeben; mochte er sogar mit kühler Sachlichkeit seine Meinung über die relative Tragweite der Versöhnung darlegen — immerhin aber war er, nachdem er bis dahin als Wortführer Bismarcks in erster Linie genannt worden war, bis zu einem gewissen Grade doch wohl verpflichtet, bei diesem hochwichtigen Anlaß sich sein publizistisches Verhalten ausschließlich von der Rücksichtnahme auf den greisen Staatsmann vorschreiben zu lassen. Darüber aber, wie Bismarck diese Dinge auffaßte, wie einzig und allein er sie auffassen konnte, und welche Stellungnahme ihm bei den zu seiner Partei sich bekennenden Organen der öffentlichen Meinung einzig erwünscht sein mußte, darüber war Herr Harden sicher nicht im Unklaren geblieben.

Für Harden persönlich aber war die Lage damals eine äußerst kritische. Kam eine auch nur äußerliche Versöhnung zwischen Bismarck und dem Kaiser zu Stande, so war dies für ihn eine direkte Schädigung seiner vitalsten Interessen. Hauptsächlich als journalistischer Leibgardist Bismarcks hatte er sich einen bekannten Namen gemacht, und im Kielwasser des Zerwürfnisses zwischen Kaiser und Kanzler war das Schifflein seiner Zeitschrift flott einhergesegelt und hatte reiche Schätze ihm von fern und nahe zugeführt. Die „Zukunft" stand thatsächlich auf zwei Augen. Sie war mit der Person Bismarcks förmlich verwachsen. Mit großem Raffinement hatte Harden es verstanden, den Zwist zwischen Kanzler und Kaiser im Interesse seines Geschäftsbetriebes auszunützen; er war ersichtlich bemüht gewesen, Bismarcks Groll zu schüren und des Kaisers Empfindlichkeit zu steigern; dieses Streben hatte ihn sogar so weit geführt, daß er mit knapper Noth einer Verurtheilung wegen Majestätsbeleidigung entging — — und nach dem Allen sollte er nun ruhig zusehen, wie, ohne daß man ihn auch nur um Erlaubniß gefragt hätte, eine Aussöhnung zu Stande kam, die so ganz und gar nicht mit seinen Inter-

essen vereinbar war? An der Thatsache selbst, daß die Einladung, welche der Kaiser an Bismarck ergehen ließ, für diesen die schönste Genugthuung war, die er sich überhaupt wünschen konnte, vermochte Herr Harden zu seinem allergrößten Leidwesen nicht das Mindeste zu ändern. Aber er wollte in dieser schwierigen Lage wenigstens retten, was noch zu retten war. Und so setzte er sich denn auf die Höslein und schrieb so ziemlich den thörichtesten und doch auch wieder durchtriebensten von allen thörichten und durchtriebenen Artikeln, die er in seiner Eigenschaft als einflußreicher „Hintertreppenpolitiker" jemals verübt hatte. „Bismarck im Schloß" benamsete er den gräulichen Bandwurm, den die äußerste Verlegenheit nur ihm gliedweise abgetrieben hatte und den er dann, fein säuberlich in Spiritus gesetzt, im nächsten Heft der „Zukunft" triumphirend seinen Lesern zeigte.

Es war eine starke Zumuthung, die durch diesen Artikel an die Leser gestellt wurde. Sie sollten als unantastbare Offenbarung eines überlegenen Geistes die Behauptung hinnehmen, daß der herzliche Empfang, der Bismarck in Berlin durch den Monarchen bereitet worden war, nur eine höchst untergeordnete Bedeutung habe, sowie daß durch seinen Besuch im Schloß in den Beziehungen zwischen Bismarck und der Regierung des Kaisers eine Aenderung keineswegs herbeigeführt worden sei. Lediglich als einen Akt der Höflichkeit und der Vasallentreue, ja, eigentlich nur als einen Ausfluß des militärischen Gehorsams habe man die Reise nach Berlin zu betrachten, meinte talmudisch-spitzfindig der Herausgeber der „Zukunft", und stützte sich zum Beweis für die Richtigkeit seiner mit erstaunlichem Raffinement zurechtgetüftelten Auslegung auf die höchst denkwürdige geschichtliche Thatsache, daß die Einladung des Kaisers mit „Wilhelm Rex" unterzeichnet gewesen sei. Der König hatte also gesprochen, der oberste Kriegsherr hatte befohlen, da konnte der Generaloberst der Kavallerie, der Generalfeldmarschallsrang bekleidete, unmöglich den Gehorsam verweigern. Getragen und gestützt wurde diese hyperschlaue Theie — freilich nur nach Hardens eigener Erklärung — durch die Thatsache, daß der Kaiser den Generalobersten nicht etwa zu einer Familienfestlichkeit, sondern nur zu einer militärischen Feier eingeladen hatte.

„So lange Bismarck lebt, kann von einem natürlichen

und befriedigenden Zustand der Dinge dann erst wieder die Rede sein, wenn in den entscheidenden Fragen wenigstens sein Rath erbeten und erwogen wird. Der freien Entschließung des Kaisers bleibt es vorbehalten, diesen Zustand herbeizuführen; einstweilen spricht kein Anzeichen dafür, daß der Kaiser die bisher von ihm eingeschlagenen Wege zu verlassen und die bisher von ihm gewählten Berather zu verabschieden wünscht." — Mit diesen Worten gab Harden zu erkennen, wie er damals die Lage aufgefaßt zu sehen wünschte. Ihm lag Nichts ferner, als zuzugeben, daß thatsächlich eine volle Aussöhnung zwischen dem Kaiser und Bismarck stattgefunden habe — er hätte am liebsten diese Aussöhnung an Bedingungen geknüpft, die für den Kaiser unannehmbar waren, oder von denen er doch wenigstens annahm, daß sie niemals vom Monarchen auch nur in den Bereich seiner Erwägungen würden gezogen werden.

Man sieht: Maximilian Harden hatte sich zu jener Zeit schon ganz hübsch in die Rolle eines Vormundes des Fürsten Bismarck hineingelebt. Er mochte am Ende gar hoffen, daß es ihm gelingen werde, der naturgemäßen Weiterentwicklung der Dinge durch sein Dazwischentreten Halt zu gebieten, um wenigstens noch geringe Vortheile für sich und seine kleinen Sonderzwecke herauszuschlagen. Zum Mindesten aber wollte er seinem Publikum die Meinung beibringen, daß kein Grund vorliege, sich allzu sehr über die Wiederannäherung des Kaisers an Bismarck zu freuen, da durch eine bloße Formalität das einmal geschehene Unrecht nicht wieder gut zu machen und der Kaiser schwerlich gewillt sei, dem Fürsten die volle Genugthuung zu gewähren, auf die dieser einen wohlbegründeten Anspruch habe. Als Mindestmaß der Forderungen, auf denen er als Sachwalter Bismarcks bestehen müsse, bezeichnete darum Harden die völlige Abkehr von der Politik des neuen Kurses, also die Entlassung Caprivis, und die politische Reaktivirung des ehemaligen Kanzlers, wenn auch nur in der Form, daß der Kaiser und seine Regierung in allen wichtigen Fragen sich Rathes bei ihm erholten.

Im Februar des verflossenen Jahres, als dieser für Herrn Harden und sein intriguantes Treiben so außerordentlich bezeichnende Artikel in der „Zukunft" erschien, hatte es noch keineswegs den An-

schein, als ob in absehbarer Zeit schon Caprivis Stellung erschüttert werden könnte. Dieser genoß damals noch das volle Vertrauen seines Herrn, und unter den Kennern unserer innerpolitischen Zustände bestand nicht der geringste Zweifel darüber, daß die Berufung Bismarcks nach Berlin im vollen Einverständniß mit ihm erfolgt sei. Man war allgemein der Ansicht, daß es doch in der Hauptsache politische Beweggründe gewesen seien, welche dem Kaiser eine Beilegung des Zwistes mit dem alten Diener seines Hauses dringend wünschenswerth erscheinen ließen. Fürst Bismarck war kurz vorher nicht unbedenklich erkrankt gewesen, und verspätet nur, als die Gefahr schon vorüber war, hatte der Kaiser davon Kenntniß erhalten. Er hatte damals von Güns aus sich telegraphisch sehr angelegentlich nach dem Befinden des Patienten erkundigt und angeordnet, daß man ihn stets über eintretende Veränderungen in dessen Gesundheitszustand auf dem Laufenden erhalte.

Damals mag zum ersten Male dem Kaiser der Gedanke gekommen sein, daß es doch einen gar niederdrückenden Eindruck auf des greisen Kanzlers zahlreiche Verehrer machen müßte, und daß vielleicht auch noch ganz andere Kreise es ihm persönlich verargen würden, wenn Bismarck plötzlich sterben sollte, ohne daß vorher eine Aussöhnung zwischen ihnen Beiden stattgefunden hätte. Daß darunter das Ansehen der Krone ganz empfindlich würde zu leiden haben, konnte Wilhelm II. sich unmöglich verhehlen.

Mag er von dem Hochgefühl seines Gottesgnadenthums in feierlichen Momenten noch so tief durchdrungen sein, so ist der Kaiser doch anderseits auch wiederum ein viel zu modern empfindender Mensch, als daß er glauben sollte, die „Unterthanen" seien heute noch so harmlos wie ehedem und übten jetzt noch ebenso wenig Kritik an den Thaten ihrer Herrscher wie in früheren Zeiten. Eine so große Einbuße aber an Ansehen und Volksbeliebtheit, wie sie der Monarchie bei einem plötzlichen Hinscheiden des Fürsten Bismarck bei der damals im Lande herrschenden Stimmung hätte erwachsen können, wollte der Kaiser gewiß nicht muthwillig herbeiführen. Und nachdem er aus Gründen der Staatsklugheit einmal angefangen hatte, sich mit diesen Dingen und mit derartigen Möglichkeiten eingehender zu beschäftigen, mögen doch wohl auch Gedanken in ihm

aufgetaucht sein, die seinen Sinn milde und sein Herz nachgiebig stimmten. Vielleicht ist ihm damals klar geworden, daß er als Hohenzoller doch eigentlich allen Grund gehabt hätte, den bewährten Diener seines Hauses, der diesem zu ungeahnter Größe und Bedeutung verholfen hat, als die Trennung endlich unvermeidlich geworden war, mit mehr Schonung und Nachsicht zu behandeln, als thatsächlich geschehen. Er war zudem ein junger Mann, jener ein hochbetagter Greis, war es da denn so ganz unerklärlich, daß mit einem Male der ehrliche Wunsch nach Versöhnung in ihm lebendig ward?

Graf Caprivi hatte wahrlich keinen Grund, diesen Plänen des Kaisers irgendwelchen Widerstand entgegenzusetzen. Er in erster Linie hatte ja unter der Mißstimmung weiter Volkskreise zu leiden, die ihn bis zu einem gewissen Grade mit verantwortlich machten für die jählings erfolgte Entlassung Bismarcks, sowie vor allen Dingen für die Kränkungen, die diesem später, z. B. gelegentlich seiner Reise nach Wien, zugefügt worden waren. Ihm in erster Linie mußte daher daran gelegen sein, wieder angenehme Beziehungen hergestellt zu sehen zwischen dem Kaiser und Bismarck, an dessen Wiedereinsetzung in sein früheres Amt bei alledem doch nicht mehr zu denken war. Seine Stellung wurde also durch die Gunstbeweise, die der Kaiser dem früheren Kanzler zu Theil werden ließ, in keiner Weise präjudizirt.

Wenn nun Harden, der, ebenso wie alle Anderen, damals unbedingt annehmen mußte, daß Graf Caprivi das volle Vertrauen des Kaisers besitze, gewissermaßen die Entlassung Caprivis zur Bedingung einer Aussöhnung machte, durch die allein Deutschlands größtem Staatsmann volles Genüge geschehen könne, so that er dies offenbar nur deßhalb, weil er Unmögliches fordern wollte, um noch recht lange seinem Lesepublikum gegenüber die Behauptung aufrecht erhalten zu können, daß zwischen Berlin und Friedrichsruh, abgesehen von einem an sich belanglosen Höflichkeitsaustausch, der noch dazu auf der einen Seite kein ganz freiwilliger gewesen sei, eine Aenderung in den gegenseitigen Beziehungen nicht eingetreten und daß es daher Ehrenpflicht eines jeden Anhängers des alten Kanzlers sei, auch fernerhin der Führung des Herrn Maximilian Harden im Kampfe gegen die Regierung zu folgen und nach wie vor „unentwegt" vierteljähr-

lich seinen Beitrag zu den Feldzugskosten in Gestalt eines Fünfmark-Abonnements zu entrichten.

Indeß gegen die innere Logik der Thatsachen läßt sich schwer nur ankämpfen. Als Bismarck nach Berlin kam, hatte Herr Harden schon die betrübsame Erfahrung machen müssen, daß das Volk nun den Ausgleich für vollzogen, die Versöhnung für gekommen hielt. Kein Mensch mit gesunden fünf Sinnen urtheilte damals anders. Und auch den verbissensten Lesern der „Zukunft“ war es nun nicht mehr möglich, dem Herrn Harden und seiner kniffllichen Beweisführung beizupflichten, sogar sie waren der Ansicht, daß, wenn auch die Versöhnung noch nicht ganz vollzogen war, dennoch mit Erfolg die ersten Schritte gethan worden seien, die zu einer freundschaftlichen Verständigung führen würden.

Und in der That bewegte sich die fernere Entwicklung der Dinge zielsicher in dieser Richtung fort. Fürst Bismarck, der bis dahin bei den verschiedensten Anlässen seinem grollenden Unmuth unverkennbaren Ausdruck gegeben hatte, legte sich nunmehr schickliche Zurückhaltung auf und ließ sogar wiederholt durchblicken, daß er selbst kaum eine größere Genugthuung sich wünsche, als die, welche ihm geworden war. Hatte ihm doch der Kaiser sogar seinen Gegenbesuch in Friedrichsruh in sichere Aussicht gestellt. Als dann später dieses Versprechen eingelöst wurde, da war Fürst Bismarck jedenfalls vollkommen zufriedengestellt. Nun dachte er sicher nicht mehr daran, der Regierung irgendwelchen Groll nachzutragen. Die ihm ohne Hintergedanken treu ergebene Presse nahm vernünftiger Weise die Dinge so, wie sie lagen. Nur Maximilian Harden trug überschwer an den vollendeten Thatsachen, die er doch nicht rückgängig konnte machen. Als nimmermüder, stets streitlustiger Rabulist der Feder strengte er sein kluges Hirnchen immer wieder aufs Neue an, um allwöchentlich das übliche Quantum Bosheit und Stänkerei gegen den Grafen Caprivi und seine Leute, sowie indirekt auch gegen den Kaiser zur Strecke zu bringen. Mit allerhand unschönen Mitteln suchte er die Meinung aufrecht zu erhalten, daß Bismarck nach wie vor im Schmollwinkel sitze und grolle, und daß nur ein übertriebenes Zartgefühl ihn hindere, wieder öffentlich hervorzutreten und mit Donnerstimme seine Meinung kundzugeben.

Auf keinen Fall wollte Harden den alten Köder von seiner Angel entfernen, bevor er mit einem neuen sich kläglich versehen hatte. Der Zwist zwischen Bismarck und der Regierung des Grafen



Caprivi würde nicht lange mehr sich zugkräftig erweisen, das sah auch er wohl ein und so hielt er denn verschlagenen Sinnes Ausschau nach anderen Reiz- und Lockmitteln. Dabei mußte naturgemäß sein Augenmerk mehr als bisher von der agrarischen Bewegung gefesselt werden. Da war doch noch natürliche Kraft vorhanden und eine urgesunde Energie rang in dieser vielversprechenden Bewegung nach erfolgreicher Bethätigung. Wenn es ihm gelänge, sein arg gefährdetes Zeitungsschifflein geschickt ins Fahrwasser dieser Bewegung zu bugsiren, dann brauchte er um das Weitere nicht zu sorgen. Die agrarische Bewegung, mit der er bisher, allerdings nur aus den zwingenden Bedürfnissen des Kampfes mit Caprivi heraus, schon stark kokettirt hatte, würde ihn mit sich in die Höhe führen, viel höher vielleicht noch, als jemals die bismarckfreundliche Woge ihn getragen hatte.

Das Endergebniß dieser Erwägungen war ein überaus drolliges. Herr Maximilian Harden zeigte sich wieder einmal als Verwandlungskünstler allerersten Ranges. Er hatte es fertig gebracht, aus einem echten und gerechten Wittkowski zum Harden sich zu mausern, und als eines Tages der Geist über ihn kam, entdeckte er sogar in seines Herzens verborgenster Falte den heißen Sehnsuchtsdrang nach den christlichen Heilswahrheiten und ward, ungeachtet seiner gutjüdischen Abstammung, ein überzeugter und bekenntnißtreuer Christ. Als dann später die Verhältnisse es so mit sich brachten, ward aus dem Neophyten wohl gar ein Antisemit. Wenigstens hat Harden es nicht verschmäht, gelegentlich antisemitische Saiten erklingen zu lassen, wodurch allerdings die Laufkundschaft seines Zeitungsbetriebes eine namhafte Vermehrung erfuhr. Die mißtrauischesten Rassеantisemiten in Dresden nicht nur und Leipzig, sondern auch in Berlin selbst erblickten sogar lange Zeit in Harden den Mann ihrer Neigung und ihres Vertrauens — so musterhaft verstand er sich auf die Kunst der Verstellung. Doch, wie schon gesagt, was er jetzt leistete, das stellte alles Vorhergegangene in den Schatten. Maximilian Wittkowski-Harden, der geschniegelte und gebügelte frühere Schauspieler mit dem bleichen, bartlosen Primanergesichtchen, schwang sich zum Vertreter der landwirthschaftlichen Interessen auf. Zwar verstand er von landwirthschaftlichen Dingen so gut wie gar Nichts; ihm war eben nur bekannt, daß in Folge des geheimnißvollen Waltens irgendwelcher Naturgesetze ein Kornfeld niemals auf der flachen Hand wächst, und aus dem Bereiche der Viehwirthschaft wußte er aller-

höchstens, daß die Pferde im Theater meistens hinter der Szene gesattelt werden — diese kaum nennenswerthe Sachkenntniß genügte ihm aber in seiner grenzenlosen Bescheidenheit, um sie zum Ausgangspunkt einer neuen Phase seiner politischen Entwicklung zu nehmen.

Bei der Uebernahme dieser seiner neuesten Rolle mag Harden sich eine gewisse trostsame Zuversicht suggerirt haben im Hinblick auf so manchen anderen Vertreter agrarischer Interessen, der eben so sehr wie er selbst in Verlegenheit würde gerathen, wenn er gelegentlich die junge Kornsaat von Hafer oder Gerste unterscheiden oder auch nur angeben sollte, was an der Pflugschar vorn ist und was hinten. Im Uebrigen verließ er sich auf sein gutes Glück, das ihn bis dahin geführt hatte und ihm wohl auch noch weiter treu würde bleiben . . .

In seiner bisherigen publizistischen Thätigkeit hatte Harden schon nicht achtlos an der agrarischen Bewegung vorübergehen können. Der Frontangriff der Führer der nothleidenden Landwirthschaft richtete sich hauptsächlich gegen den neuen Kurs und dessen persönliche Verkörperung, den Grafen Caprivi. In einem gewissen Sinne waren also Harden und die Agrarier von Haus aus Bundesgenossen, wenigstens hatten sie ein und dasselbe System, einen und denselben Mann zum Widersacher. Daher kam es denn auch, daß Harden gelegentlich auch den Agrariern recht sehr zum Munde redete, ohne sich jedoch klar und entschieden auf ihre Seite zu stellen. Später erst, als er Hilfe suchend nach allen Seiten sich umblickte, ward sein Eintreten für die Interessen der Landwirthschaft immer accentuirter. Hätten die Agrarier nicht allzu zugeknöpft sich verhalten — ich wette: Herr Harden wäre nicht abgeneigt gewesen, in die Redaktion der „Deutschen Tageszeitung" einzutreten. So aber mußte er sich damit begnügen, der deutschen Landwirthschaft ausschließlich in der „Zukunft" holzpapierene Hilfe zu bringen. Das hatte immer noch das eine Gute für ihn, daß er auf diese Weise seinen erneuten Angriffen gegen Caprivi eine aller Voraussicht nach recht dauerhafte Unterlage zu geben vermochte . . . . .

Der Sturz Caprivis kam Allen unerwartet, und Wenige nur wußten Anfangs das verblüffende Geschehniß zutreffend zu deuten. Für Herrn Harden aber war Caprivis Fall geradezu ein geschäftliches Unglück. Dieses Unglück war um so größer, als just Fürst Chlodwig zu Hohenlohe auf den Reichskanzlerposten mußte berufen werden. Der Fürst zu Hohenlohe ist nämlich ein intimer Freund des Fürsten Bismarck. Kaum war er auf seinen Posten berufen, als er dem



alten Freunde auch schon einen Besuch abstattete — natürlich mit Wissen und Willen des Kaisers. Es hieß damals sogar, daß bei seinem Besuch in Friedrichsruh Fürst Hohenlohe sich die Möglichkeit gesichert habe, in wichtigeren Fragen den Rath Bismarcks einzuholen. Nunmehr hätte doch selbst Harden zugeben müssen, daß dem Fürsten Bismarck volle Satisfaktion zu Theil geworden sei. Aber er sträubte sich noch immer mit Händen und Füßen gegen ein solches Zugeständniß. Er sträubte sich dagegen um so mehr, als auch die agrarische Bohle, auf die er neuerdings getreten war, unter seinen Füßen zu weichen begann. Die Regierung des Fürsten Hohenlohe machte den Agrariern bedeutsame Zugeständnisse.

Da wandte sich denn Harden, den jetzt zum ersten Male seine Kaltblütigkeit verließ, mit einer wahren Berserkerwuth gegen den neuen Kanzler, indem er den sensationellen Artikel: „Hohenzollern oder Hohenlohe?" schrieb. Eine Charakteristik dieses Artikels kann ich mir ersparen — seine Folgen waren für Herrn Harden äußerst unangenehm. Er ist von Bismarck seither in nicht mißzuverstehender Weise endgültig abgehalftert worden. Die Wahl zwischen Hohenlohe und Harden ist dem Altreichskanzler nicht schwer gefallen.

Maximilian Harden aber wird sich zu trösten wissen. Er wird nach wie vor mit den Agrariern liebäugeln, die sich ja neuerdings wieder etwas enttäuscht zeigen. Und zwischendurch wird er bei passenden Anlässen in allen Farben des Sozialismus schillern, um auch in diesen Kreisen sich Freunde zu erwerben. Das verträgt sich zwar schwer mit einander, indeß Herr Harden gefällt sich nun einmal in schwierigen Rollen, die am ehesten noch dem Gaukler Geld und Ruhm eintragen. K. Sch.

Für Geistesfreiheit!

Ich frage, ob das nicht ein blutiger Frevel am ganzen deutschen Volke ist, uns am Ausgange des 19. Jahrhunderts mit solchen in der Geschichte der Gesittung unerhörten Vorlagen zu kommen?

Diese Umsturzvorlage zerstört mit der Freiheit alle die Tugenden der alten Germanen, Tugenden, die wie die begleitenden Fehler, Tugenden waren eines Herrenvolkes und niemals eines Sklavenvolkes; sie zerstört die Ritterlichkeit der Gesinnung, sie zerstört den Stolz und den Unabhängigkeitssinn, sie zerstört die Ehrlichkeit, die mannhafte Ueberzeugung. Bei diesem

Umsturzgesetze muß aller feinere Sinn für Recht und Gerechtigkeit, alle edlere Empfindung für die Idealität des Volks- und Rechtslebens in die Brüche gehen. Und da lamentieren noch diese Leute, die uns mit solchen Gesetzesvorlagen herabzuwürdigen und unsern geistigen und moralischen Ruf vor aller Welt zu schänden wagen, dem deutschen Volke, der deutschen Jugend sei der Idealismus verloren gegangen!

Gewiß, bald wird nicht mehr die Spur von Idealismus zu finden sein, von dem Idealismus, der mehr ist als eine läppische Phrase, von dem Idealismus, der nur einer wirklichen, lebendigen Persönlichkeit in der Fülle ihrer Reinheit und Größe auf der Höhe der echten Volksart entströmen kann. Was unser Volk jetzt auf der Höhe sieht, das sind eben statt dieses verkörperten Ideales nur — Ausdenker und Verfasser von Umsturzvorlagen und Knebelgesetzen.

München. M. G. Conrad.

* * *

Erklärung.

Ich, die Umsturzvorlage, wenn Gesetz geworden, werde

A. in Bezug auf öffentliche Wohlfahrt

1) eine allgemeine, stetig wachsende Erregung gegen die bestehenden staatlichen, gerichtlichen und kirchlichen Behörden, Körperschaften und Gewaltzustände überhaupt erzeugen,
2) die im Werden begriffene, vielfach noch zusammenhanglose, schwankende und unklare, anarchistische Bewegung klären, festigen und einigen,
3) die im Grunde klaren, aber auf der Oberfläche durch den Stillstand der führenden Kräfte versumpfenden, sozialistischen Bestrebungen frisch und stärker in Fluß bringen,
4) die selbstständig fühlenden, bis jetzt noch an allmähliche Entwicklung glaubenden, aufgeklärteren Anhänger der alten Wirthschaftsordnung den zu plötzlichen Umwälzungen geneigten Vertretern einer neuen Ordnung in die Arme treiben,
5) überhaupt die Klärung und Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse des deutschen Volkskörpers, wie sie das geistige Leben der Zukunft erheischt, beschleunigen.

Ich bin daher von Jedem, der den ernsten Willen hat, an dem Wandel der äußerlich haltlosen Verhältnisse der deutschen Gegenwart anfeuernd mitzuhelfen, aufs Wärmste zu begrüßen.

B. In Bezug auf Rednerei und Schreiberei, Flugschriftendruck und Zeitungswesen, Modelektüre und sonstigen Mißbrauch der Druckerpresse

werde ich Alles beim Alten belassen.

C. In Bezug auf Dichtung, Wissenschaft und Kunst

werde ich

1) die deutschen Dichter zwingen, die Welt, statt aus dem Geist des Lebens, aus dem Geist des Widerspruches anzuschauen,

2) die deutschen Denker zwingen, statt dem Dasein neuen Sinn zu geben, ihr Gehirn im Kampfe gegen alten Unsinn zu verbrauchen,
3) alle deutschen Künstler zwingen, statt Natur und junge Kraft zu offenbaren, der Menschheit ihre Unnatur und Unkraft vorzuhalten,
4) Deutschlands Dichter, Denker, Künstler zwingen, ihre Wahrheit durch Verstellungskünste an den Mann zu bringen, oder wenn sie das verschmähen, sich ins Ausland zu begeben,
5) Deutschlands Michelhaftigkeit der Welt und Zukunft gründlichst vor Augen führen.

Ich bin daher für Jeden, der die ernste Sehnsucht hat, dem deutschen Volke seine innere Beständigkeit und geistesherrliche Vergangenheit zu seinem und der Welt Wohl zu erhalten, aufs Tiefste zu bedauern.

Die sogenannte Umsturzvorlage.
Im Auftrag:
Pankow b. Berlin. Richard Dehmel.

* * *

Noch scheint es mir verfrüht, über die gesammte Umsturzvorlage den Stab zu brechen. Dagegen spreche ich mich schon jetzt, indem ich der von hervorragenden deutschen Männern unterzeichneten Petition voll und ganz zustimme, aufs Lebhafteste gegen die Annahme des zweiten Theiles von § 130 aus, weil er die freie und glückliche Fortentwicklung des geistigen Lebens der deutschen Nation in verhängnißvoller Weise aufzuhalten und zu beeinträchtigen droht.

München. Georg Ebers.

* * *

Das Umsturzgesetz erweist schon jetzt seine heilsame Wirkung. Es revolutionirt. Es rüttelt auf. Nur so weiter! Es ist nicht möglich, die Sonne auszulöschen, aber wehren wir uns gegen die, die sich zwischen uns und sie drängen, nicht weil sie uns das Licht neiden, sondern weil sie das Dunkel lieben.

O diese Chineserei! Als ob man sich hinter solchen Mauern gegen die Wahrheit absperren könnte. Die Wahrheit hat lange Beine, die steigt überall über, über Berge und Mauern, über Kirchen, Paläste, Festungen, Gesetze und Ministersessel. Nichts ist ihr zu hoch, sie kommt drüber. Und sie scheut auch nicht das „rothe Meer“; ihren weißen Füßen haftet Nichts an, in strahlender Nacktheit triumphirt sie. Freilich, diese Nacktheit! Polizei! Polizei!

Hamburg. Gustav Falke.

* * *

Eigentlich bedarf es keines Wortes mehr über diese Umsturzvorlage. Als ein Mittel gegen Dynamitarden und Meuchelmörder war sie angekündigt worden — als eine Waffe gegen jede freie Geistesrichtung aber, als eine Waffe gegen Geist und Gewissen jedes selbstständigen Menschen erweist sie sich nun. Man will den Glauben an Gott und Unsterblichkeit gegen den Umsturz schützen und vergißt ganz, daß der Dogmatismus der Mucker, der Heuchler und Zeloten es war, welcher den Gebildeten die Religion ver-

leidete, und daß dieser neue armselige Gesetzesparagraph auch noch die letzten Freunde wahrer Religiösität in das Lager der Opposition gerade auf diesem Gebiete scheuchen muß. Aufregen kann man sich allerdings über derartige Versuche der Geisteskuebelung und Gewissenstyrannei nicht mehr, denn der bloße Gedanke daran kann ja heute nur Gelächter erwecken. Vielleicht wär es aber ganz gut, wenn diese traurigste aller Vorlagen einmal Gesetz würde — dann würde der etwas lange schlummernde deutsche Geist wohl wieder einmal gründlich erstarken und zu der Ueberzeugung kommen, daß man bei der Wahl der Volksvertreter nicht nach einem blinden Parteischematismus vorgehen darf, sondern daß man Männer wählen soll, die, unbekümmert um das Getriebe des Tages, die Freiheit des Geistes und die freie Meinungsäußerung auf allen Gebieten als die erste Grundlage alles menschlichen Zusammenlebens anerkennen.

Adalbert v. Hanstein.

* * *

Ein Jahrhundert, das wie das unsere einen wahren Blutkultus getrieben, das fast alle Kraft in Tagespolitik und Bequemlichkeitstechnik verzettelt, das aus der Magenfrage seine eigentliche Herzensfrage gemacht hat, — dies Jahrhundert kann nicht bezeichnender schließen, als mit der Umsturzvorlage. Sie drückt, zumal in ihrer klerikalen Umformung, all den Mittelalterlichkeiten, Knechtsseligkeiten, Ketzerrichtereien, die wir seit vier und fünf Jahrzehnten erlebt, das letzte Siegel auf; sie enthält Etwas wie eine Unfehlbarkeitserklärung für die gerade bestehende Staats-, Besitz- und Glaubensordnung; sie versucht — wie am Ende des 18. Jahrhunderts Wöllmer, der Mann Friedrich Wilhelms II., durch das Religionsedikt den Geist Voltaires, Kants und Friedrichs II. bekämpfte — am Ende des 19. Jahrhunderts den Geist eines Darwin, eines Strauß, eines Feuerbach in Gefängnißluft zu ersticken. Rintelenhaftes Unterfangen! So glaubt ein Kind den Baum mit den schwachen Aermchen um- und zerpressen zu können. Noch ist die Vorlage nicht Gesetz, und schon wirkt sie ihr Gutes — sie rüttelt auf. Sie rüttelt die Halben und Zagen und Vertrauensseligen auf; nun der Blitz niederfährt und Nähe und Ferne grell durchleuchtet, nun merken auch sie, wie dünn die Rinde unserer seelischen und geistigen Kultur noch ist, wie geschäftig die alten unterirdischen Mächte fort und fort an ihrer Zerstörung arbeiten. Wie sie wüthen, diese Mächte, die es nie verstehen wollen, daß gerade ihre Art Gottesverehrung den Atheismus gebiert, daß gerade ihr Besitzegoismus den Umsturz herbeiführt, daß gerade sie, deren brutaler Dünkel das Dumm- und Zufriedensein der — Andern für eine Weltnothwendigkeit hält, ihre eigene Vernichtung beschleunigen — wie sie wüthen! Und wie er tobt, der autoritätstolle Antigeist in seiner Todesangst! Nicht über-, doch auch nicht unterschätzt werden darf seine Kraft; so gewiß uns der endliche Sieg ist, so schwere Wunden können wir inzwischen davontragen, so schwere die Kultur, wenn wir nicht mit aller Entschiedenheit in den Kampf treten, ohne Zaudern und ohne Zagheit.

Charlottenburg. Heinrich Hart.

* * *

Ich halte die Umsturzvorlage für das glücklichste Ereigniß, das dem deutschen Vaterlande seit langem widerfahren ist.

Denn diese Vorlage erscheint wie der Eisbrecher, der endlich die Kruste aufreißen wird, die über unserem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben gebreitet liegt, um die unter dieser Decke einer platten Uniformität lebendigen starken Wässer ans Tageslicht und in Fluß zu bringen.

Nun endlich muß es doch allen klar werden — auch denen, welchen der Kampf um das Volksschulgesetz im preußischen Abgeordnetenhause die Augen noch nicht geöffnet hatte, — daß es in unserem Volke zwei große Heerlager der Geister zweierlei Weltanschauung giebt; daß eine unüberbrückbare Kluft gähnt zwischen den Rückwärtsschauenden und den Zukunftsfreudigen.

Die Sitzungen des Reichstages während der letzten Wochen und die Kommissionsverhandlungen haben den Jesuiten aller Parteien die Maske vom Gesichte gerissen. Die Feinde der geistigen Freiheit haben ihre lichtscheuen Gelüste mit rührender Naivität vor allem Volke ausgeplaudert. Diese nützliche Aufklärung verdanken wir der Umsturzvorlage.

Wir verdanken ihr aber noch mehr und Erquicklicheres. Sie hat gezeigt, daß der Geist des echten Protestantismus, nämlich: der Muth, sich gegen geistige Bedrückung aufzulehnen, im Lande Martin Luthers noch nicht ausgestorben ist. In den letzten Jahren hätte man daran beinahe verzweifeln können. Die Umsturzvorlage hat es wieder einmal klar gemacht, daß es über den materiellen Interessen, den Partei- und Standesrücksichten ideale Gesichtspunkte giebt, in denen sich die besten Köpfe, die selbstständigen Individualitäten aller Kreise und Klassen unseres Volkes eins fühlen. Wir erleben das wunderbare Schauspiel, daß in dieser Frage Männer wie Stöcker, Egidy, Wagner, Lange, Häckel, Naumann, Spielhagen, Brentano, Wolzogen, Göhre, Fulda, Avenarius, Leixner, Eckstein u. a. m. einig sind. Ein Gefühl ist es, daß diese sonst so verschieden gearteten Köpfe einigt, die Erkenntniß, daß hier ein Angriff gerichtet werden soll auf die sittliche und geistige Entwickelung des Einzelnen, wie des Volkes. Vor solcher Gefahr müssen alle Zwistigkeiten schweigen. So sehen wir denn Rationalisten neben Mystikern, Idealisten und Naturalisten, Orthodoxe neben Pantheisten und Anhängern der Evolutionstheorie gemeinsam Front machen gegen den Einbruch des Mittelalters, gegen Autodafé und Zensur.

Ich meine also allen Ernstes, daß wir uns der Thatsache freuen dürfen, daß die Umsturzvorlage eingebracht worden ist; denn sie hat Klarheit gebracht in manches Dunkel, sie hat Einheit geschaffen, wo bisher Zwist herrschte, sie hat viele zum muthigen Bekennen ihrer Meinung veranlaßt; ja, vielleicht ist sie der Anstoß geworden zu einer Bewegung, deren Ergebniß erst unsere Nachkommen werden würdigen können.

W. von Polenz.

* * *

Es widerstrebt mir eigentlich, noch Etwas gegen die Umsturz-Vorlage zu sagen, denn ich habe mich darüber heute vor zwei Monaten gründlich

ausgesprochen, und inzwischen ist ja dieses Monstrum von einer Gesetzesvorlage und das noch schlimmere Monstrum, das bisher die Umsturz-Kommission daraus gemacht hat, von der ganzen öffentlichen Meinung, von der Masse des Volkes ebenso wie von den Höchstgebildeten, die der Politik fern stehen, zur Genüge gerichtet.

Daß unter Leuten, die halbwegs freie politische Zustände wollen, über die Vorlage nicht ernsthaft diskutirt werden konnte, war ja von vornherein klar. Die letzten Wochen haben nun wohl auch zu einer Verständigung darüber geführt, daß Niemand, der eine friedliche soziale Entwicklung oder eine freie geistige und sittliche Kultur will, den Bestrebungen, die in der Vorlage sich geltend machen, die Hand reichen darf. Daß diese Erkenntniß sich so allgemein durchgerungen hat, verdanken wir aber — das dürfen wir uns nicht verhehlen — nur dem täppischen Ungeschick der Umsturzkämpfer. Viele, die jetzt als Rufer im Streite gegen Geisteskuechtung hervorgetreten sind, würden sich ganz still verhalten haben, ohne die Exzesse des Zentrums und der Herren v. Stumm und v. Köller. Die Kommission hätte nur einige sich gut präsentirende Abschwächungen in der Vorlage vorzunehmen brauchen, und es gäbe nicht die jetzige Bewegung der deutschen Bildung gegen die Finsterlinge.

Fängt man es das nächste Mal geschickter an, so kann man als Bundesgenossen gegen den bösen „Umsturz" einen großen Theil der heutigen Gegner gewinnen, soweit sie nicht etwa durch die diesmalige Erfahrung doch dauernd gewitzigt sind; denn man hat es zum Glück ja zu deutlich merken lassen, worauf es abgesehen ist.

Heute ist Alles, was auf seine geistige Reputation hält, gegen die Vorlage, und wenn man den Werth dieser Einmüthigkeit auch für die Zukunft nicht überschätzen darf, — heute ist sie jedenfalls vorhanden. Und trotzdem — in krassem Widerspruch zu der Empörung, die in allen Kreisen des Volkes hervortritt, gehen die Verhandlungen im Reichstag ihren Gang in alter Richtung weiter! — Die Beschäftigung, nicht mit der Politik an sich, wohl aber mit der parlamentarischen Taktik und die Gewöhnung an die Ausübung gesetzgeberischer Gewalt verdirbt, wie es scheint, bei vielen Leuten entweder den Charakter oder die Einsicht in die allernächstliegenden Erforderungen politischer Zweckmäßigkeit und politischer Moral. Sonst wäre er ja nicht möglich, dieser Widerspruch zwischen der öffentlichen Meinung und diesem Verhalten der Volksvertretung, das uns abwechselnd mit Zorn über freche Vergewaltigung, mit Scham über Schändung unseres guten Namens und mit galliger Heiterkeit über Ausgeburten tollsten Unsinns erfüllen muß. Man fragt sich überall doch nur, ob die Verblendung Derer, die in gutem Glauben handeln oder die Gewissenlosigkeit Derer, die etwa bewußt auf Vergewaltigung und schwere Konflikte hinsteuern, größer ist.

München. L. Quidde.

Schwabenstreiche.

Ei potztausend, da sehe sich Einer dies Schwaben an! Bundesstaat dritter Garnitur im Deutschen Reich, kaum 354 Quadratmeilen groß, fast ohne jeden staatlichen Ehrgeiz, zufrieden gedeihend in breitspuriger, halb bäuerlicher Behäbigkeit — über Nacht, ganz plötzlich, schier zu seiner eigenen größten Ueberraschung, der Gegenstand der lebhaftesten politischen Diskussion und Sensation in der ganzen Presse, der heimischen, wie der ausländischen, der stubenreinen, wie der oppositionellen. Sie haben eben halt wieder einmal einen „Schwabenstreich" vollbracht, die schwäbischen Schwerenöther. Und erst was für einen! Wenn sonst von Schwabenstreichen die Rede ist, dann pflegt der Bildungsphilister sich gravitätisch in die Brust zu werfen und mit halb mitleidigem, halb moquantem Lächeln sich auf eine Geschichte gefaßt zu machen, bei deren Anhören er sich seiner eigenen geistigen Ueberlegenheit „voll und ganz" bewußt werden darf! — Sonderbar! Seitdem ich Gelegenheit hatte, das württembergische Land und Volk aus nächster Nähe zu studiren, seitdem habe ich mir oft den Kopf vergeblich darüber zerbrochen, wieso doch dies schlagfertige, gewitzte Suevenvölkchen dazu gekommen sei, seinen ehrlichen Namen für allerhand nicht gerade allzu geistreiche Schildbürgereien hergeben zu müssen. Die Schwabenstreiche jedenfalls, die während meines schwäbischen Interims verübt wurden, sind nach meinem Dafürhalten weit eher dazu angethan, aufrichtige Bewunderung zu erwecken, als zu billigen Spöttereien Anlaß zu bieten. Sehe ich mir z. B. die Reformen im Verkehrswesen an, die Württemberg im Laufe eines einzigen Jahres einführte, und halte ich mir vor Augen, daß allemal das Niveau der Verkehrsinstitute den zuverlässigsten Gradmesser für den Stand der Kultur eines Volkes abgiebt, so kann ich nicht umhin, Württemberg den ersten Rang unter den sämtlichen deutschen Bundesstaaten anzuweisen. Nur in Württemberg kannte man Anfang 1894 schon die Zweipfennig-Postmarke, nur die württembergischen Eisenbahnen geben zu dem billigen Preise von 15—20 Mark Rundfahrkarten aus, die ihren Inhaber berechtigen, das ganze Land, so oft er will, in allen Richtungen zu durchqueren, ohne ihn an irgend eine Fahrroute zu binden, ohne eine bestimmte Kilometerzahl als

Maximum aufzustellen. — Als 1893 die Reichsregierung den widerspenstigen Reichstag, der ihr die Militärvorlage nicht bewilligen wollte, nach Hause schickte, da zeterte man wohl vom Rhein bis an die russische Grenze gegen ein solches Gebaren, schimpfte auch weidlich über Militarismus und frevent liche Belastung der Steuerzahler; als aber der Worte genug gewechselt waren und man endlich Thaten sehen wollte, da wählten die Schwaben ohne viel Federlesens eine oppositionelle Vertretung, das übrige Deutschland aber wählte trotz allen Bramarbasirens diejenigen Männer, die dem militärischen Nimmersatt zuletzt doch noch zu Willen waren. — Als im Jahre 1894 der preußische Steuerdoktor, Finanzminister Miquel, dem Reichstage unter dem hübschen Titel einer Reichsfinanzreform die bescheidene Forderung von circa 100 Millionen neuer Steuern unterbreitete, da sekundirten ihm unter anderen auch die Minister des sonst von so lebhaftem Unabhängigkeitssinn erfüllten Bayern. Was aber that der schwäbische Kabinetschef von Mittnacht? Vor versammeltem Heerbann der Reichsboten ritt er gegen das preußische Gesetz in die Schranken und verarbeitete es in einer Weise, die recht lebhaft an jenen schwäbischen Ritter aus dem Kreuzfahrerheer erinnerte, der bekanntlich einen Türken mit seinem Säbel durchhieb „vom Scheitel bis zum Sattelknopf". — Einen noch famoseren Schwabenstreich hat der König von Württemberg selber vollbracht. Kaiser Wilhelm II. hat in einer seiner Reden einmal gesagt, eine Opposition habe nur dann einen Sinn, wenn sie den König an ihrer Spitze wisse. Was das für den Kaiser heißen soll, ist mir unerfindlich; es sei denn, daß es sich um eine kaiserlich-junkerliche Reaktion handele. Für Schwaben hingegen hat das Paradoxon einen greifbaren Sinn erhalten: der König von Württemberg hat sich an die Spitze der Opposition seines Volkes gegen den neuesten Kurs gestellt. — Das Alles sind Schwabenstreiche, die ich im Verlauf eines kurzen Zeitraumes selber mit erlebt habe; und hol' mich Dieser oder Jener, ich habe unwillkürlich allerhand Hochachtung bei diesen Streichen empfinden müssen. Das Allerbeste aber soll noch kommen, ihren allerbesten Schwabenstreich den haben die Schwaben erst in den allerletzten Tagen vollbracht, nämlich bei den soeben durch die Stichwahlen zum Abschluß gelangten Landtags-Neuwahlen.

An der rauhen Klippe der schwäbischen Alp ist die drohende Hochfluth der Reaktion, die, im märkischen Sande entsprungen, das ganze Deutsche Reich überschwemmen sollte, elendiglich zerschellt, von dort ist sie mit unwiderstehlicher Wucht zurückgeworfen worden. Man zimmert in Berlin gegenwärtig ein Zwing-Uri für die ohnehin schon arg verstümmelten Freiheiten des deutschen Volkes. Umsturzvorlage nennt man die Frohnveste,

und gar gewaltig gährt es im deutschen Volke gegen den Bau. Ob es den Zwingherren gelingen wird, das Bollwerk zu vollenden, ob die Vorlage Gesetzeskraft erlangen und das deutsche Volk wirklich Reverenz vor dem „Hut" wird machen müssen, das ist heute noch nicht klar; aber sonnenklar ist wie helllichter Tag, daß die ganze Vorlage auf der Stelle in die Rumpelkammer und zu dem Handwerksgeräth der Inquisition wandern würde, wenn die Vormacht im Reiche nicht Preußen, sondern — Schwaben hieße.

Der König von Württemberg hat es für angezeigt erachtet, durch ein ostentatives Telegramm an den Kaiser sein Volk davon zu überzeugen, daß zwischen Stuttgart und Berlin das schönste Einvernehmen herrsche. Der gute König wollte offenbar besänftigendes Oel auf die hochwogende Erregung seines Volkes gießen. Aber das Volk, bei all seiner Treuherzigkeit, ließ sich nicht irre machen in seinem Hasse gegen das anmaßliche Berliner Regiment; es wußte, daß eine Opposition auch dann einen Sinn haben kann, wenn kein König an ihrer Spitze steht. Vor allen Dingen aber wollte es unter keiner Bedingung einer politischen Richtung Frieden gewähren, die, um nur Eines herauszuheben, dem deutschen Volke die unerhörte Beleidigung zu bieten wagte, bei der Eröffnung des neuen Parlamentsgebäudes zwischen den von ihm gewählten parlamentarischen Vertretern der Nation und dem Hof mit seinem Adel eine — Absperrungsschnur zu ziehen . . . Gegen diese ganze Richtung wollte das kerngesunde Schwabenvolk einen Protest schleudern, wie die gesammte Presse mit all ihrer Entrüstung, wie selbst alle Volksversammlungen zusammengenommen ihn nicht zu schleudern vermögen. Die schwäbischen Landtagswahlen sind dieser Protest. Sollte die Reichsregierung in Unkenntniß des politischen Barometerstandes noch immer sich dem Wahne hingeben, durch eine eventuelle Reichstagsauflösung sich ein gefügiges Parlament verschaffen zu können, wenn das jetzige sich halsstarrig erweisen sollte, so braucht sie sich nur das verblüffende Resultat dieser Wahlen anzusehen, und sie wird gründlich davon überzeugt sein, daß das Wetter auf Sturm steht, und daß von einem etwaigen Appell an das Volk für ihre reaktionären Zwecke das Allerschlimmste zu erwarten ist, sobald die übrigen Reichsdeutschen auch nur ein klein wenig sich auf — Schwabenstreiche verstehen. Man denke: in eine Kammer, unter deren 70 gewählten Mitgliedern bisher 50 Regierungsanhänger, kein einziger Sozialdemokrat, nur 10 Demokraten und eben so viele Zentrumsleute sich befanden, in diese Kammer ziehen jetzt ein: 2 Sozialdemokraten, 31 Demokraten, 18 Zentrumskandidaten und, 4 Parteilose abgerechnet, eine Regierungs-Schutztruppe von 15 Mann, nämlich 10 National-

liberale und 5 Konservative. „Mittnacht, Mittnacht, gieb mir meine Legionen wieder!" soll der König beim Bekanntwerden dieser großartigen Niederlage ausgerufen haben. In der That, es ist auch zu tragisch, daß die Sünden der Reichsregierung an der bundesstaatlichen Regierung heimgesucht werden.

Das Wahlresultat ist um so auffälliger, als das gewaltige Anschwellen der Opposition nicht etwa, wie in Belgien, als Folge einer grundlegenden Veränderung des Wahlsystems auftritt, sondern ausschließlich als Folge der veränderten Volksstimmung unter sonst völlig gleich gebliebenen Wahlverhältnissen. Und hier ist der Punkt, wo das sonst gewiß höchst gleichgültige Wahlresultat eines Kleinstaates selbst von einem höheren Standpunkt als der Zinne der Politik anfängt, interessant zu werden. Welch enorme Elastizität des Volksgeistes setzt solch ein plötzlicher Umschwung in der politischen Situation, wie der oben geschilderte, voraus! Und erst bei einem Bauernvolk, wie dem schwäbischen! Man ist gewohnt, die Bauern konservativ zu finden: die schwäbischen scheinen radikal zu sein. Und wären noch die Schwaben angehaucht von der modernen Nervosität und Ueberkultur, man könnte sich dann auf die flackernde, tastende moderne Unrast, auf das Verlangen überreizter Nerven nach Sensationen, nach raffinirten Genüssen berufen. So aber steht man vor einem Problem, das zu lösen man sich außer Stande sieht, vor einem Problem, dem ich nur das Eine vergleichen könnte, weßhalb in dem dänischen Agrarstaat die Bauern Freihändler und die Industriellen Protektionisten sind? Unser Staunen wird aber noch vergrößert werden, wenn ich die Wahlparole mittheile, unter welcher der Wahlkampf ausgefochten wurde. Diese hieß nicht etwa für oder gegen die Umsturzvorlage (mit letzterer hat ja der Landtag nichts zu schaffen), sondern für oder gegen die Verfassungsrevision. Wir leben heute im Zeitalter der Verfassungsreformen. Die veränderten Machtverhältnisse der Stände unter einander und des Bürgerthums in seiner Gesammtheit im Gegensatz zu den Machtfaktoren der Regierung wollen ihren staatsgesetzlichen Ausdruck haben. England, Oesterreich, Belgien, Württemberg, Mecklenburg, Serbien . . . sie alle beabsichtigen Neuerungen in ihren Staatsgrundgesetzen. Wer aber beabsichtigt die radikalste Neuerung? Württemberg. Und wer wird am ersten seinen Willen durchsetzen? Württemberg. Schon im vorigen Landtag hatte die Regierung einen Verfassungsentwurf vorgelegt, der den demokratischen Wünschen entgegenkam. Aber das Volk verlangte mehr, es lehnte das Anerbieten der Regierung ab, und so sehr die Regierung sich sträubte, dem Radikalismus weitere Konzessionen zu machen, heute hat ihr das Volk einen Landtag gewählt, dem sie wird zu Willen sein müssen, falls sie nicht überhaupt abdanken will



Jetzt aber vergegenwärtige man sich, daß unter allen Bundesstaaten des Deutschen Reiches Württemberg schon heute die freiheitlichste Verfassung hat. Das „helle" Preußen zum Exempel beharrt auf der Höhe seines Dreiklassenwahlsystems mit indirekter und öffentlicher Wahl, Württemberg aber hat das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, und schon vor mehr als einem Jahrhundert konnte Fox im englischen Parlament ausrufen: „Ich kenne nur zwei Verfassungen, diejenige von England und diejenige von Württemberg." Wie England verlangt heute auch Württemberg die Beseitigung der ersten Kammer, obendrein aber noch die Entfernung des Adels, der Geistlichkeit und des Vertreters der Landesuniversität aus der zweiten Kammer, also die absolute Demokratie mit einem Monarchen an der Spitze.

Der Vergleich mit England ist ganz besonders gut geeignet, die Kühnheit und das stolze Mannesbewußtsein der Schwaben im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Wie könnte das schwäbische „Bäuerle" sich messen mit dem hochkultivirten Sohne Albions? Der Versuch, die aufgeklärte politische Haltung der Schwaben aus ihrer Bildung, ihren gesellschaftlichen Verhältnissen, ja, auch nur aus einer ihrem Temperament entspringenden Neuerungssucht irgend welcher Art zu erklären, ist von vorne herein aussichtslos. Das Schwabenvolk ist ein Wirthschaftsvolk. Es hat bedeutende Künstler und Denker in großer Zahl hervorgebracht, ich erinnere hier bloß an Schiller und Kepler, aber die Kunst ist so wenig wie die Wissenschaft sein eigentlicher Beruf. Was z. B. die moderne Malerei, Musik, Dichtkunst, Philosophie, Naturwissenschaft angeht, so wird dieselbe in Württemberg nicht allein nicht gepflegt, sondern sogar nicht einmal verstanden. Die schwäbischen Nerven scheinen zu dick zu sein, um die diskreten Schwingungen der dekadenten Empfindungen mitmachen zu können. Es fehlen aber auch alle Vorbedingungen, welche die Nerven dünn und die Sinne subtil werden lassen. Die Industrie befindet sich gegenüber der Landwirthschaft ganz bedeutend in der Inferiorität, auch hat das Handwerk in Schwaben noch eine dominirende Stellung. Der Handwerker aber, wie überhaupt jeder ehrsame Schwabe, der für voll gelten will, trinkt aus dickem Maßkrug sein Bier, poltert dabei mit der Faust auf den Tisch, daß die Bretter krachen oder lacht sein gutmüthiges breites Schwabenlachen, daß ihm der Bauch wackelt und arbeitet im übrigen mit der Energie und Behäbigkeit eines mittelalterlichen Zunftmeisters in seiner Werkstatt, in der er über Lehrlinge und Gesellen ein fast patriarchalisches Regiment führt. Frugaler als der Städter lebt der Bauer. Im Bauernthum hat sich der altschwäbische Typus am reinsten erhalten. Wer jemals eine dieser mittelgroßen, zähen, sehnigen Gestalten mit der Hakennase in dem bartlosen Gesicht, mit dünnen Beinen,

die in Reitstiefeln und Lederhosen stecken, mit dem großväterlichen Rock mit den silbernen Knöpfen und dem breitrandigen Schlapphut gesehen hat, der kennt sie alle und kennt sie bis auf den Grund ihres Wesens hinab, das, zäh im Festhalten an Vätersitten, schlau dem Augenblick sein Stichwort abzulauschen und trotzig jeden Eingriff in die Rechte der freien Persönlichkeit abzuwehren bereit ist. Ich möchte keinem Bildungsphilister rathen, diese Bauern zu bespötteln. Der gepfefferte Sarkasmus ihres schlagenden Witzes dürfte dem Sarkasmus ihrer derb zupackenden Fäuste um nichts nachstehen. In diesen Bauern beruht die Stärke der schwäbischen Opposition. Man kennt sie ja aus den Bauernkriegen im Reformationszeitalter her. Für junkerliche Agrarbestrebungen sind sie nicht zu haben, sie sind zu stolz und unabhängig, um als Konservative sich an das Gängelband der Regierung legen zu lassen. Was ihrem Stand noththut, wollen sie nicht, wie die transelbischen Hätschelhanse, von der Regierung geschenkt haben, sondern sie verlangen und erkämpfen es als ihr gutes Recht. Kaum ein anderer deutscher Stamm dürfte ein so ausgeprägtes Rechtsgefühl haben, wie die Schwaben. Diebstähle, Veruntreuungen sind bei ihnen verhältnißmäßig selten. Das Schwabenvolk ist eben kerngesund und seine Gesundheit ist seine Größe. Der Gesunde ist thatenlustig, das ist der Fortschrittsgeist der Schwaben; der Gesunde stürzt sich aber auch nicht in Abenteuer, die bloß eine kranke Phantasie ausheckt, und das ist der Konservativismus der Schwaben.

Aus der kernigen Gesundheit der Schwaben ist denn auch, ohne daß eine Kluft zwischen Regierung und Volk sich aufgethan, ohne daß diesseits oder jenseits eine Spur von Feindseligkeit sich gezeigt hätte, die heutige verfassungsrechtliche Situation hervorgewachsen. Was bei einem kranken, nervös überreizten Volke für eine etwas altfränkisch gesonnene Regierung ein Wagestück ohne Gleichen wäre, dem Volke einen bedeutenden Zuschuß an politischer Macht kampflos zu gewähren, das ist daher für die württembergische Regierung ein ganz unbedenklicher Schritt, ja, schließlich bloß die letzte Konsequenz einer schon seit Jahrhunderten verfolgten Richtung. Württemberg ist nämlich eines der ältesten Gemeinwesen, in welchen das Volk rechtsgültig an der Regierung theilnimmt. Schon 1316 unterschrieben die Delegirten von 8 württembergischen Städten den Vertrag, den Graf Eberhard der Erlauchte mit Eßlingen schloß, und 1457, als Eberhard im Barte minderjährig zur Regierung gelangte, wird auf einer Landesversammlung zu Leonberg förmlich festgesetzt, daß „in schweren Fällen von der vormundschaftlichen Regierung 7 aus den Städten zu Rathe gezogen werden sollen“. Von nun an wurde die Landstandschaft nicht nur regelmäßig zu Rathe ge-

zogen, sondern 1473 haben wir auch sogar einen förmlichen Landtag. Daß es sich nicht um einen Scheinkonstitutionalismus handelte, bewiesen die württembergischen Trotzköpfe dem Herzog Eberhard dem Jüngern, der gerne absolut regiert hätte und sich der Ständeversammlung zu entledigen wünschte. Als dieser Herr sich der von dem „ständischen Regimentsrath" erlassenen „Regimentsordnung" nicht fügen wollte, kündigte man ihm am 10. April 1498 in aller Form den Gehorsam und setzte durch, daß der Fürst im Juni desselben Jahres seine Regierung niederlegte. Der Kaiser Maximilian selber mußte hierzu seine Zustimmung geben.

Bisher hatte sich alles in Ruhe abgewickelt; als aber Herzog Ulrich sich der Verschwendung in die Arme warf und dem Lande eine ungeheure Schuldenlast aufwälzte, da brach die Rebellion von 1514 los, die ihren Abschluß in dem „Tübinger Vertrag" fand, worin der Landtag als bleibende Einrichtung sanktionirt wurde, indem Herzog Ulrich unter Bestätigung des Kaisers für sich und seine Nachfolger die förmliche Verpflichtung einging, „ohne Rath und Willen der Landstände keinen Krieg anzufangen, kein Stück Landes zu verpfänden und keine Steuern auszuschreiben; jedem Unterthan freien Abzug (Auswanderungsfreiheit) zu gestatten und keinen ohne richterliches Verhör zu verurtheilen". Selbstverständlich konnten die Jahrhunderte des Absolutismus nicht dahingehen, ohne daß die verschiedenen Serenissimi sich gelegentlich einen kleinen Verfassungsbruch geleistet hätten. Den ersten beging Karl Eugen, genannt Karl Herzig, der zur Bestreitung seiner noblen Passionen willkürlich Salzmonopol, Tabakmonopol, Lotto, Aemterverkauf, Erpressungen aller Art, gewaltsame Aushebungen u. s. w. einführte. Die biederen Schwaben sahen sich das eine Weile an, dann wurden sie in Wien beim Kaiser vorstellig und erzielten dort anno 1770 den Wiener Erbvergleich, der aufs neue die Freiheiten des Landes bestätigte. Um sich aber ihre Rechte nicht etwa bloß schenken zu lassen, sondern dieselben zu dauerndem Eigenthum rechtgiltig zu erwerben, zahlte der schwäbische Bürgertrotz dem schofeln Karl Herzig 8 Millionen Gulden. Das hinderte jedoch den Herzog Friedrich II., der am 1. Januar 1806 feierlich die Annahme der souveränen Königswürde proklamirte, keineswegs daran, am 18. März eine neue Organisation des Landes und die unumschränkte Königsgewalt zu verkünden. Dreizehn Jahre dauerte das cäsarische Regiment, das auf diesem nackten Verfassungsbruch folgte. Es war das letzte Todeszucken des Absolutismus in Württemberg; der Attentäter selber mußte den Zusammenbruch desselben erleben. Er selber mußte die Landesversammlung wieder einberufen, er selber ihr den Entwurf einer neuen Verfassung vorlegen. Jahrelang stritt man herum; Männer, wie der Dichter

Uhland fochten für die Rechte des Volkes; der König starb während der Verhandlungen; sein Sohn Wilhelm I. schlichtete den Streit. Am 15. September 1819 ward die neue Verfassungsurkunde von den Ständen unterzeichnet: Württemberg hatte sein konstitutionelles Königthum.

Seitdem sind an der Verfassung zwar eine Reihe von Aenderungen vorgenommen, so im Jahre 1868 und im Jahre 1874, aber im Wesentlichen besteht die vor 75 Jahren vereinbarte Verfassung noch heute. Insbesondere hinsichtlich der Zusammensetzung der Landstände stehen die Schwaben noch heute auf dem Boden von 1819. Leider aber haben damals der Adel und allerhand Privilegirte ihr Schäfchen zu gut ins Trockene zu bringen verstanden. Es wurde nicht nur eine Adelskammer geschaffen, in welcher die Häupter der fürstlichen Familien und die Vertreter der standesherrlichen Gemeinschaften die Beschlüsse der zweiten Kammer durch ihr Veto illusorisch zu machen Gelegenheit fanden, sondern es wurden auch den ritterschaftlichen Familien des Landes 13 Sitze in der zweiten Kammer eingeräumt und neben diesen 6 evangelische, 3 katholische Geistliche und der Kanzler der Landes-Universität in die Kammer berufen. Dort haben sie, schreibt Konrad Haußmann, einer der verdienstvollsten Führer der schwäbischen Demokratie, nunmehr 75 Jahre „ausgeharrt" mit Ausnahme eines Exils von anderthalb Jahren. 1849 ward nämlich durch Gesetz die Aufhebung aller Adelsvorrechte bestimmt und rechtsgültig eine reine Volkskammer geschaffen. Dieses Gesetz wurde aber „im Verordnungswege" für aufgehoben erklärt, und sonach basirt der heutige Zustand auf Verfassungswidrigkeit.

Zäh, wie sie sind, bestehen nun heute die Schwaben auf ihrem „guten alten Recht", und dies gute alte Recht wird in den nächsten Monaten ihnen werden. Dafür garantiren die Landtagswahlen. Diese Landtagswahlen bürgen aber für noch etwas Anderes. Von einem Volke, das bei all seiner bäuerlichen Behäbigkeit und Gutmüthigkeit so schnurgerade die Konsequenz jeder politischen Lage zieht und das bisher allen deutschen Stämmen und der Mehrzahl der europäischen Nationen in Sachen des politischen Fortschritts so siegreich den Rang abgelaufen hat, von einem solchen Volke darf man wohl auch das Vertrauen hegen, daß es als erstes das wahre Wesen jedweder Verfassung erkennen und darnach handeln wird. Das Wesen einer Verfassung besteht nicht darin, daß auf einem geduldigen Papier die Rechte des Bürgerthums aufgezeichnet stehen. Das Wesen einer Verfassung hat mit der Urkunde gar nichts zu thun, es beruht auf den thatsächlichen Machtverhältnissen. Und daß diese zeitgemäß vertheilt werden, darauf kommt es an, nicht auf die papierenen Rechte. Was nützt



die Abschaffung des Adels, wenn der Adel die Berather der Krone stellt? Was nützt das konstitutionelle Königthum, wenn der König der unumschränkte Gebieter über die Armee bleibt? Das Bürgerthum versuche nur einmal, von der ihm garantirten Souveränetät Gebrauch zu machen! Der König wird ihm seine Kanonen und Soldaten auf den Hals schicken, und mit der bürgerlichen Herrlichkeit, der bürgerlichen „Selbstbestimmung", wie es so rührend heißt, ists zu Ende. Gegenwärtig mögen die Völker sich noch darum streiten, daß sie wenigstens die „papierenen" Rechte erhalten. Kommenden Jahrhunderten aber wird der Kampf um die „thatsächlichen" Rechte, um die thatsächlichen Machtfaktoren nicht erspart bleiben. Sollte Schwaben auch in diesem großen Kampfe die Initiative ergreifen, so wäre das ein „Schwabenstreich", der alle seine bisherigen weit in den Schatten stellen würde. Wie die Dinge aber gegenwärtig liegen, ist alle Möglichkeit vorhanden, daß dem thatsächlich einmal so sein werde. Darum: „Hie gut Württemberg allerwege!"

Ulm a. D. Eduard Engels.

Arnold Toynbee.

Was Italien schon lange für den bildenden Künstler ist, das wird mit dem Wachsen der Großindustrie, wie es uns heute in allen Kulturstaaten entgegentritt, mehr und mehr England für den Nationalökonomen. England ist das Hauptindustrieland der Welt, hier kann deßhalb der Volkswirth am besten die Veränderungen studiren, die im volkswirthschaftlichen Organismus mit der Entstehung der Großindustrie auftreten. Unter den mit derselben verbundenen Erscheinungen tritt als eine der wichtigsten die moderne Arbeiterfrage hervor, die wir wegen ihrer hohen Bedeutung für alle Klassen der Gesellschaft auch schlechthin die soziale Frage nennen.

In England hat — wenigstens für die gelernte Arbeiterschaft — mit der Ausbildung der Gewerkvereine (Trades Unions) die Arbeiterbewegung einen großen Theil des revolutionären Charakters verloren, der ihr auf dem europäischen Festlande zumeist noch eigen ist. Das gemäßigtere, praktischere Vorgehen der Arbeiter zur Besserung ihrer Lage ist aber in hohem Grade dem Umstand zu danken, daß ihnen die Hebung ihrer Lebenshaltung nicht allein überlassen blieb, vielmehr eine große Anzahl von Angehörigen der oberen Klassen ihre Bestrebungen unterstützte. Ganz besonders ist hierbei der Anstrengungen zu gedenken, welche eine Reihe von Universitätslehrern gemacht haben, um die Bildung der Arbeiter auf ein höheres Niveau zu bringen, in der richtigen Erkenntniß, daß die Arbeiterfrage keine bloße Magenfrage sei, sondern eine Kulturfrage, die ihre volle Lösung erst fände, wenn den Arbeitern ein Theilhaben ermöglicht würde an Bildung, Kunst und Wissenschaft — Kulturerrungenschaften, die bisher nur den oberen Klassen erreichbar waren.

Daß diese Erkenntniß unter den Universitätslehrern Verbreitung fand, das ist nicht in letzter Linie das Verdienst eines Mannes, der mit völliger Hingabe seiner Persönlichkeit für seine vom Schicksal vernachlässigten Mitmenschen wirkte und dabei, sich selbst opfernd, einen frühen Tod fand. Ich meine Arnold Toynbee.

Auf dem Kontinent ist Toynbee zumeist nur in den Kreisen der Nationalökonomen bekannt. Sein Leben und seine Thätigkeit verdienen aber eine viel allgemeinere Beachtung, zumal in einer Zeit wie der unseren, in der Parteigetriebe und Klassenhaß die Gesellschaft spalten, und in der Männer, die im Geiste Toynbees Vermittler wären, uns noth thun.

Arnold Toynbee wurde am 28. April 1852 in London geboren, wo sein Vater als Ohrenarzt eine bedeutende Praxis hatte. Doch verlor er denselben schon im Alter von 14 Jahren, hatte aber von ihm bereits eine bedeutsame Anregung erhalten. Nach vollbrachtem Tagewerk hielt nämlich Toynbees Vater vor einer Anzahl intelligenter Arbeiter über naturwissenschaftliche Gegenstände Vorlesungen und verband dieselben mit Experimenten, bei deren Ausführung er sich von seinem Sohne unterstützen ließ. So lernte dieser schon als Knabe die Arbeiter mit ganz anderen Augen an-

sehen, als die meisten Kinder seines Standes. Mit 16 Jahren trat er in eine Militärschule ein, um sich später dem Dienst im Heere zu widmen. Nach zwei Jahren aber sah er ein, daß die militärische Laufbahn seinem ganzen Wesen, dessen altruistischer Grundzug mehr und mehr zum Durchbruch kam, nicht zusagte. Er faßte den Entschluß, im Dienste der Menschheit ein stilles Gelehrtenleben zu führen, und zog sich eine Zeit lang in ein einsames Dorf am Meeresstrande zurück, wo das Studium der Geschichte und der Geschichtsphilosophie seine Lieblingsbeschäftigung wurde. Dann bezog er die Universität Oxford, um Geschichte, Volkswirthschaft und Philosophie zu studiren, und ließ sich daselbst im Jahre 1874 am Baliol-College als Dozent nieder. Oxford ist ein merkwürdiger Ort. Er erscheint als eine Zufluchtsstätte mittelalterlicher Romantik, fernab vom Lärm des modernen England. Dieser mystische Zauber verfehlte auch auf Toynbee nicht seine Wirkung. So schrieb der junge Gelehrte in einem Briefe aus der ersten Zeit seines Oxforder Aufenthalts: „In dem Kreuzgang zu Baliol wandelt man des Nachts, hört den Wind in den Bäumen und verwebt die Sterne in das Gewebe der eigenen Gedanken. Man schaut von dem bleichen, übermenschlichen Mond zu den röthlichen Lichtern der Fenster und hört gebrochene Noten von Musik und Gelächter und in der Ferne das klagende Gemurmel der Eisenbahn. — Das Leben hier ist sehr süß und voller Freude; zu Oxford, Alles zusammengenommen, ist das Ideal eines glücklichen Lebens mehr verwirklicht als irgendwo. Ich meine das Ideal eines freundlichen, gleichen, geistigen Verkehrs mit Etwas von einem hellen Blick in die Zukunft, der sich doch immer an der Vergangenheit stärkt, ein Ruheplatz für die Seele in künftigen Tagen, die dunkel und verworren und Nichts als ein trauriges Fehlschlagen sein mögen." Es klingt aus diesen Zeilen des angehenden Studenten bereits die Ahnung, daß es ihm wohl nicht vergönnt sein werde, als Gelehrter in dem weltabgeschiedenen Oxford sein Leben hinzubringen. Die leise Andeutung von Pessimismus, welche in den letzten Worten liegt, hat Toynbee aber bald überwunden. Mit einem frischen, fröhlichen Vertrauen ging er als Dozent an sein schwieriges Werk, dessen Resultat aber kein „trauriges Fehlschlagen", sondern ein bedeutender Erfolg war.

In den Universitätsferien des Jahres 1875 begab sich Toynbee zum ersten Male nach Whitechapel, jenem Arbeiterviertel in Ostlondon, wo die Aermsten der Armen wohnen, von denen Viele in ihrem ganzen Leben noch keinen Wald und keine Wiese gesehen, geschweige denn von den Errungenschaften einer höheren Kultur eine Ahnung haben. Dort hielt der junge Dozent Vorträge wissenschaftlicher und freireligiöser Art, suchte die Arbeiter in ihren elenden Wohnstätten auf und unterstützte sie auch materiell. Dabei suchte er sich in seiner Lebensführung so einfach wie möglich zu halten, um so das Mißtrauen zu überwinden, mit dem die Armen in der Regel den sie aufsuchenden Angehörigen höherer Gesellschaftsklassen begegnen. Seitdem widmete sich Toynbee während der Universitätsferien jeden Jahres den Arbeitern Ostlondons, seit 1880 aber beschränkte er sich nicht auf diese, sondern hielt auch in Nordengland, besonders in Newcastle und Bradford, vor einer geistig und materiell höherstehenden Arbeiterschaar Vorlesungen.

Diese ununterbrochene rastlose Thätigkeit erschütterte aber seine ohnehin schon schwache Gesundheit, so daß er sich seit 1882 gezwungen sah, während der Zeit, wo er in London lehrte, nicht in dem ungesunden Witechapel, sondern in Wimbledon bei London zu wohnen. Nach zwei Vorträgen, die er, ein körperlich schon gebrochener Mann, im Januar 1883 zu London hielt, befiel ihn eine Gehirnentzündung, der er am 9. März 1883, noch im besten Mannesalter stehend, erlag.

Arnold Toynbee hat nur wenige Schriften hinterlassen. Seine Bedeutung liegt in seinem Leben, das eine „Propaganda der That" im edelsten Sinne war. Den Haupttheil seines schriftlichen Nachlasses bildet eine von seinen Anhängern zusammengestellte Sammlung von „Vorlesungen über die industrielle Revolution in England". Sie ist im Jahre 1884 erschienen. Zugleich enthält derselbe Band ein Fragment Toynbees über Ricardo, sowie Betrachtungen, Reden und Notizen des verstorbenen Gelehrten, die zumeist volkswirthschaftlichen, politischen und sozialen Inhalts sind. — Aus der Sammlung geht hervor, daß Toynbee die Welt mit den Augen des Historikers ansah. Dies zeigte sich zunächst in seiner Stellung zur Kirche.

Die Religion hielt Toynbee für etwas Unvergängliches; der Kern aller Religion war ihm der Altruismus, die Nächstenliebe. Die Glaubensformen aber, in die sich die Religion kleidet, die Dogmen, wie sie von der Kirche als der Organisation des religiösen Lebens vertreten werden, erklärte er für etwas Relatives, im Laufe der Geschichte Wechselndes. So hielt er auch die Zeit für gekommen, eine vollständige Reform der englischen Staatskirche vorzunehmen. Diese sollte nämlich die bisher über Christus gelehrten Glaubenssätze aufgeben und nur Eins als religiöses Ideal festhalten: „die Nachfolge Christi". Dadurch, meinte Toynbee, werde die Kirche im Volk die Macht wiedererlangen, die ihr verloren gegangen.

Auch als Nationalökonom stand Toynbee auf historischem Boden. Wohl bewunderte er die logische Schärfe der Deduktionen Ricardos und seiner Schule, der sogenannten klassischen Nationalökonomie. Aber er erkannte die Falschheit der Prämissen, aus denen diese Deduktionen abgeleitet waren, und nannte in diesem Sinne die Lehre Ricardos einen „intellektuellen Betrug". Zum Verständniß der Gegenwart und zur Inangriffnahme richtiger Maßregeln für die Zukunft hielt er ein eingehendes Studium der Wirthschaftsgeschichte für unerläßlich. Aus den durch dieses Studium erkannten Thatsachen, meinte er, könnten allein richtige Schlüsse gezogen werden, nicht aber, wie die klassische Nationalökonomie glaube, aus bloßen Annahmen. — In seinen „Vorlesungen über die industrielle Revolution in England" stellt Toynbee neben die Schilderung der Entstehung der Großindustrie diejenige der Entwickelung des ländlichen Großgrundbesitzes, der Bildung der Latifundien. Zugleich zeigt er den Einfluß, den die wirthschaftliche Entwickelung auf die Ausbildung der volkswirthschaftlichen Theorien gehabt hat, und umgekehrt die Einwirkung der Theorien auf den Gang der wirthschaftlichen Entwickelung. Die ganze Darstellung umfaßt die Zeit von 1760 bis 1880. — Als Heilmittel für die Arbeiternoth galten Toynbee

in erster Linie die Gewerkvereine, also die Selbsthilfe der Arbeiter. Der Staat solle nur da eingreifen, wo die Arbeiter zur Selbsthilfe zu schwach seien. Um aber eine Selbsthilfe in so vollendetem Maße wie durch die Gewerkvereine möglich zu machen, dazu war eine größere Einsicht der Arbeiter erforderlich. Daher Toynbees energische Bestrebungen, dieselben über ihre ökonomische Lage zu belehren. Dabei war ihm die Hebung der materiellen Lage der Arbeiterklasse nur die Vorstufe zur Hebung derselben auf ein höheres Kulturniveau. So sagte er in einer Arbeiterversammlung zu Bradford: „Hohe Löhne sind kein Endzweck. Wir verlangen hohe Löhne, damit eine Verbesserung der materiellen Lage und weniger Aengstlichkeit und Unsicherheit in Betreff der Zukunft dem Arbeiter ermögliche, ein reineres und würdigeres Leben zu führen."

Arnold Toynbee ist ein Vorläufer der Bestrebungen gewesen, die mit dem Namen „Universitätsausdehnung" (university extension) bezeichnet werden. Man versteht darunter das Aussenden von Universitätsdozenten von Oxford und Cambridge nach Orten, an denen keine Universitäten bestehen. Das geschieht, um Denen, welchen es unmöglich ist, eine Universität zu besuchen, am Abend nach erfüllter Berufsthätigkeit zur Aneignung wissenschaftlicher Kenntnisse Gelegenheit zu geben. Die Vorlesungen werden in Gebäuden abgehalten, welche eigens errichtet worden sind, um den unteren Klassen einen Ort zu schaffen, an welchem sie zur Belehrung und Unterhaltung sich vereinigen können und an dem zugleich Obdachlose und Kranke eine Zuflucht finden. Die bedeutendste Stätte dieser Art ist Toynbee-Hall in Ostlondon, ein gewaltiger Volkspalast, den die Freunde Toynbees zu seinem Andenken erbaut und nach ihm benannt haben. Hier finden sich Räume, in denen die Universitätsdozenten während der Zeit ihres Lehrens in Toynbee-Hall wohnen können; es finden sich große Bibliotheksäle, eine Lesehalle, Auditorien, Säle für musikalische Unterhaltungen, Turnen, Spiele u. s. w. — —

In solcher Weise sorgt man in England für die unteren Klassen und erzieht sich damit eine Arbeiterschaft, welche weit entfernt ist, an Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung zu denken. Eine solche Fürsorge im Geiste Toynbees auch in anderen Staaten ins Leben zu rufen, das wäre — neben der Schaffung völliger Koalitions- und Versammlungsfreiheit und neben staatlichem Schutz da, wo die eigene Kraft der Arbeiter versagt — das rechte Mittel, Ausartungen der sozialistischen Bewegung zu hindern und dieselbe in ein ruhigeres Fahrwasser zu lenken. Nicht nur zwecklos, sondern auch schädlich sind aber meines Erachtens gesetzliche Unterdrückungsmaßregeln. Denn diese rufen nur neue Erbitterung im sozialistischen Lager hervor und verzögern den Prozeß, dessen Beginn der Frankfurter Parteitag deutlich genug zeigte, den Prozeß der Wandlung der sozialdemokratischen Partei aus einer revolutionären in eine radikale Reformpartei.

Leipzig. Dr. Gustav Stoy.



Die Dabeigewesenen.

„Heißa, juchheißa, dideldumdei; hier gehts ja hoch her! Bin auch dabei!" — So rief schon der Schüler Abrahams a Santa Clara in Wallensteins Lager. Diese Worte, welche dereinst an unser jugendliches Ohr klangen, als wir noch mit stillem Jauchzen in klassische Stücke gingen, hören wir heute in ungereimten, aber wohlfrisirten Ausdrücken im Foyer vor einer Première: „Auch hier?" — „Natürlich bin ich auch dabei!" Aus der Antwort klingt etwas wie Entrüstung. Wie kann man auch bei einer Première fehlen? Man schüttelt sich verständnißinnig die Hände und zählt bereits vorher die Schwächen des Stückes mit einer Fixigkeit auf, die an das Herbeten der Genusregeln seitens eines Quartaners erinnert. Es gilt als guter Ton, dabei gewesen zu sein; die Abwesenheit würde Mangel, nicht an literarischer Bildung oder Erziehung, wohl aber an modernem Chik bedeuten. Dabei ist es dem Premièrenfex vollkommen gleichgiltig, ob der Durchfall Herrn Lindau oder Herrn Halbe passirt. Es ist das Machtwort der lächerlich-furchtbaren Göttin Mode, welche ihren Anbeter nicht aus den Krallen läßt, obgleich sie ihm statt Bildung Blasirtheit und statt Genuß Enttäuschung auf Enttäuschung bereitet. Und welche Opfer fordert sie! Jene rasen von einem Vergnügen zum andern oder vielmehr zu dem, was manchmal ganz vernünftige Leute so unvernünftig sind, mit diesem Namen zu belegen. Sie machen wohl oder übel die Rundreise-Hetzjagd durch die „Ereignisse der Saison" mit, ohne nachher Erholung in der „todten" Zeit zu finden; denn alsdann dirigirt sie die Mode auf die Rennplätze, in die Bäder, wohin sie schließlich auch nur gehen, um „dabei gewesen zu sein". Uebrigens Rundreisen, Cookstouren — das sind auch so schöne Erfindungen, welche jenes Losungswort gezeitigt hat. Die Sache rentirt, wie überall da, wo aus der Oberflächlichkeit und Modemanie des p. t. Publikums Kapital geschlagen wird. Ich würde mich nicht wundern, wenn nächstens ein Unternehmer, der „Alles macht", ein kleiner Barnum, eine Ballonfahrt nach dem Monde arrangirte, auf dem man dann die Karousselfahrt um die Erde statt in 80 Tagen in 24 Stunden zurücklegt Der Text der Plakate soll wenigstens schon abgefaßt sein.

Das Volk der Dichter und Denker wirft jährlich etwa eine Myriade von Büchern und Broschüren auf den Markt. Auch hier giebt es Rundreisehefte erster Klasse, die man schlechthin kritische Rundschau 2c. nennt; außerdem aber solche zweiter Klasse, die mit den schlechten Zigarren die schönen Namen gemeinsam haben. Es genügt vollkommen, diese Bädeker für den Parnaß durchzublättern; die Mühe des Reisens kann man sich ja sparen, schließlich ist doch für Jene hier wie dort „Alles Jejend, nichts wie Jejend".



Es genügt, die gelben broschirten Bände — wohlverstanden aufgeschnitten — auf den Tisch des Hauses zu legen, d. h. wenn Besuch in Aussicht ist. Wer ein Uebriges thun will, was aber durchaus nicht nothwendig ist, legt ein Lesezeichen hinein. So zeigt man pantomimisch, daß man „dabei gewesen" ist; mit etwas Phantasie und gutem Willen wird man in der Unterhaltung schon auskommen. Und die Schriftsteller selbst? Auch hier giebt es welche, die überall dabei sein müssen; die früher wie die Birch pfiffen, aber jetzt einem anderen „Hauptmann" folgen und eine realistische Tunke darüber gießen; oder solche, die jeder Mode — Idealismus, Realismus, Naturalismus, Symbolismus, Mystizismus — folgen, eine schwere Kunst, in welcher der Verfasser der „guten Schule" die halsbrecherischsten Jongleurstückchen liefert. Hierher gehört auch jener Herr, dessen Vergangenheit interessanter ist als seine „Zukunft", der Tänzer auf dem Kombinationsseil, der Geist, der zielsicher und selbstbewußt Alles verneint, was die Anderen acht Tage zuvor behauptet haben. Im Vorübergehen will ich noch an die Armen erinnern, die für den Druck ihrer Lyrileiereien und ihres zinkotypirten Bildnisses noch Geld dazu zahlen. Gleichfalls Modesache!

Amüsant ist die Beobachtung des Publikums bei einem Premièren-Vortrage in der Urania. Hier kann man sehr bald die Spreu vom Weizen sondern, die Wißbegierigen von den Unterhaltungsbedürftigen, die nur gekommen sind, um dabei gewesen zu sein. Schon in der ersten Pause lichten sich die Reihen, und nach anderthalb Stunden hält keiner jener Modernen mehr den Wundern des Makro- oder Mikrokosmus Stand. Wozu die Quälerei? Man hat gesehen, ist gesehen worden, der Zweck ist erreicht. Oder es wird im Stadttheater ein Schwank mit allzu eindeutigen Pointen angekündigt. Die Direktion hat in ihr befreundeten Zeitungen andeutungsweise vor dem Besuch warnen lassen. Man entrüstet sich, o ja! denn man hält auf Sitte und beschließt, der Aufführung fern zu bleiben. Am Abend findet sich die ganze Gesellschaft doch zusammen. Jeder ist eben nur hingegangen, um sich zu überzeugen, wer alles nicht dabei gewesen ist.

Auch für diese um jeden Preis Modernen giebt es eine himmlische und eine irdische Liebe. Die Einen wallfahrten ohne seelisches Bedürfniß und wenn gerade ein Extrazug geht, nach Lourdes oder Trier, die Anderen aus bloßer Neugierde nach Friedrichsruh. Die Einen müssen Hymnen singen und tief in den Beutel greifen; die Anderen haben es billiger, sie brauchen bloß auf das Stichwort Hurrah zu rufen und nachher um so andächtiger ein dreihaariges historisches Kolleg, oft stehend, mitanzuhören; doch was thun diese Leute nicht, um dabei gewesen zu sein?

Neben der Religion ist auch die Philosophie, speziell die Ethik, zur Modesache gemacht worden. Neulich ging ich harmlos wie Sokrates unter unsere Modernen und fragte Jemanden, ob er Tolstoi gelesen habe. „Ich schwärme für die Kreuzersonate." (Krieg und Frieden kannte er ebensowenig, wie Anna Karenin.) „Dann sind Sie wohl nicht für Nietzsche?" — „Was denken Sie von mir? Also sprach Zarathustra ...." Er hatte sich aber geirrt und meinte Sarah Thustra von Stettenheim. Doch soll man nicht Alles verdammen, so etwas kann vorkommen. Also Selbsterniedrigung und

Selbstvergötterung zu gleicher Zeit, nur um dabei gewesen zu sein! Da wurde eines schönen Tages die ethische Gesellschaft gegründet. Mächtige Reden wurden geschwungen, Tage lang, schließlich wußte Keiner mehr, was denn eigentlich „los wäre"; man hatte daher den Eindruck, daß etwas Großes im Gange sei. So sagten wenigstens die Leiborgane, diese Uebersetzungen und Eselsbrücken unserer Meinungen und Gefühle. Wozu selber noch nachdenken und den Urtext studiren? Aus diesem Grunde, und weil Jeder dafür war, daß die Anderen sich besserten, durfte man doch bei der großen Bewegung nicht fehlen. Daß inzwischen Anderes Mode wurde, dafür kann man doch nicht!

Da Moltke Gewichtiges und Hochbedeutendes über den Krieg schrieb, käuten sämmtliche Lieferanten für den geistigen Tagesbedarf das gefundene Fressen wieder, und Abends hörte man in der Familie mit feierlichem Ernst die Worte des großen Schweigers mit an. Das Blut des Deutschen ist eben stark eisenhaltig. Nach dem vanillirten Thee aber, als sich letzterer genug verdünnt hatte, wurde der Roman der Bertha von Suttner hervorgeholt. Eitel Mitleid und Erbarmen zog in die Herzen ein, edle Empfindungen, die bald einer gewissen Entrüstung wichen. Und da eben jene Zeitungen von einem darauf begründeten Verein mittheilten, so beschloß man einstimmig, beizutreten. Zwar war kein militärpflichtiger Sohn in der Familie, und die Töchter liebten merkwürdiger Weise nicht einmal einen Lieutenant, aber man mußte dabei sein, wo es das Wohl der Menschheit galt! Daß auf das negative „Die Waffen nieder!" baldigst das positive „Männe, koch' Kaffee!" folgen würde, bedachte kein Adam.

Oder im Gegentheil. Strindberg ist ein großer Dichter, so stand es in den Zeitungen zu lesen. Das war also das Modernste. Jeder sagte sich: „Meine Frau ist zwar keine Sphinx, im Gegentheil, sie löst selber gern Räthsel, in der Gartenlaube; aber sie hat ihren Schmollwinkel, ihren Scheuerteufel, Gardinenpredigten u. s. w. Ich bin für Strindberg. Und nun die Frauen Emanzipation und Frau Wettstein-Radelt, da durfte man doch auch nicht fehlen. Hier hieß es, sich die Sache zurecht legen. Weil das Weib im gegenwärtigen Zustande Nichts taugt (cf. Strindberg), so muß es sich emanzipiren (cf. Wettstein). Das wars. Und so klatschte man den „Gläubigern" Beifall und unterschrieb die Petition um Errichtung von Mädchengymnasien. So war man wenigstens dabei gewesen und konnte ruhig weiter schlafen.

Also: ob ein Ballet auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin aufgeführt oder eine neue Oper im Opernhause einexerzirt, ob im Kunsttempel der Luisenstadt moderne Stickluft oder im Central-Theater von den Schlierseeer Bauern die reine Alpenkräutermilch verzapft wird, man muß dabei gewesen sein. Manche mögen vielleicht immer wieder hingehen in der optimistischen Erwartung, endlich einmal etwas Originales oder Originelles zu sehen, wie jener Engländer, der die ganze Welt durchreiste, in der Hoffnung, eine Eisenbahnkatastrophe zu erleben. Die Meisten aber folgen dem erwähnten Motto. Und welcher Heroismus wird dabei entwickelt! Die zartesten Damen nehmen an dem „ersten großen Roßfleischessen" Theil,

Professoren ziehen Kniehosen an, Kunstverständige gehen ins Deutsche Theater, Antisemiten ins Lessing-Theater, Reporter zu Hôteleinweihungen, geistreiche Frauen besuchen den Ball der Presse u. s. w. u. s. w.

Man wird fragen: wenn der Werth der Hetzjagd ein so geringer ist, ob denn keiner dieser Leute endlich zur Vernunft kommt, der Sache überdrüssig wird und davon absteht, nach jeder Blase zu schnappen, die der großstädtische Sumpf aufwirst? Nein. Diese Sucht ist wie Nikotin oder Morphium ein Gift, von dem man nicht lassen kann. Und warum auch? Die „Dabeigewesenen" lügen den Anderen so lange vor, wie herrlich es gewesen sei, bis sie es selbst glauben und dieser Glaube sich am Neide der Andern nährt und kräftigt. Mundus vult decipi, ergo — —.

Berlin. Bruno Schippang.

Die Parias der Literatur.

Die Statistik ist das echteste Kind der Neuzeit: frühreif, indiskret, die tiefsten Geheimnisse durchdringend und entschleiernd, schnüffelnd in Alles ihre Fühler streckend. Durch sie erfahren wir, wieviel Verbrechen täglich begangen werden, wieviel Persönlichkeiten von Rang an einem Freitag gestorben sind, und wieviel Fuhrwerke täglich den Leipziger Platz passiren; sie stellt fest, wieviel Menschen jährlich geboren werden und wieviel — Theaterstücke!

Die Statistik hat die verblüffende Thatsache aufgedeckt, daß die Anzahl der verschiedenen Originalstücke, die bei den Theatern des Deutschen Reiches während einer Spielzeit eingehen, viertausend beträgt.

Arme Dramaturgen, die ihr wenigstens einen Theil dieser Werke in euch verarbeiten müßt — noch ärmere Schulkinder des Jahres 2000! Wie haben wir weidlich gestöhnt, wenn wir uns auf dem Gymnasium mit Aeschylos und Sophokles, mit Euripides und Aristophanes, mit Klopstock und Gottsched herumärgern mußten, und was war das doch für eine Gnomen-Leistung gegenüber den Anforderungen, welchen unsere Epigonen einst gerecht werden müssen. Sudermann und Fulda, Hauptmann und Halbe, Wildenbruch und Moser, Lauffs und Jakoby . . . . hu, mich packt ein Grausen! —

Und es ist keine Aussicht vorhanden, daß das jährlich produzirte enorme Bücherquantum in absehbarer Zeit sich verringern wird. Im Gegentheil: ebenso wie die baumzerstörende Nonnenraupe in immer neuen, stetig wachsenden Schaaren über ihre widerstandslosen Opfer herfällt, ebenso vergrößert sich das undisziplinirte Heer der Schriftsteller ins Chinesenhafte. —

Denn wer alles schriftstellert heutzutage nicht! Es ist ja so furchtbar einfach zu schreiben. Etwas Dinte, viel Papier und für zehn Pfennige Federn — voilà tout! —

Welch' ein Glück, daß der größte Theil der Autoren aus gutmüthigen Leuten besteht. Sie haben Nichts gegen sich, als ihre Worte. Und das will bei den Meisten so wenig sagen!

In dem Lande der Helden, in China, gilt ein Jeder, welcher das Chinesische fertig zu lesen und zu schreiben versteht, für einen Gelehrten. Mein vorahnendes Gemüth sieht die Zeit heranbrechen, da in Europa der Mann, welcher die bedeutendsten Literaturerscheinungen seiner Nation auch nur dem Namen nach kennt, zu den Weisesten seines Volkes gezählt wird.

Schon jetzt theilen unsere Autoren das Schicksal Klopstocks: man liest sie nicht — und noch schlimmer: man kennt sie auch nicht.

Umsonst fahren sie sich mit den langnägeligen Fingern durch die kühnwallenden Dichterhaare oder über das blanke Philosophenhaupt und jammern, frei nach Lessing:

Wir wollen eifriger erhoben
Und fleißiger gelesen sein! —

Ihr Klageschrei rührt des gestrengen Dramaturgen Herz nicht; er liest sie nicht und läßt die Stöße von Manuskripten immer gewaltiger anschwellen. Und nur wenige erhebt er, denn von hundert eingereichten Werken acceptirt er nur — vier!! Erblicken doch im Jahre durchschnittlich nur 130 Bühnenwerke das Licht der Lampen.

Man sieht: ein undankbares Handwerk, das „Stücke schreiben". Mehr als auf die anderen Gebiete der Literatur, trifft auf ihre edelste Gattung, das Drama, der französische Aphorismus zu: „La littérature est compagne aimable, mauvaise nourrice".

Für einen unbekannten, protektionslosen Autor gehört eine gute Portion Heroismus dazu, Theaterstücke zu schreiben. Es ist unmöglich, daß auf den großen Bühnen die eingehenden Werke gewissenhaft geprüft werden, deren größte Anzahl naturgemäß nach der Kunstzentrale, nach Berlin wandert. Man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß hier jährlich etwa 2500 Manuskripte eingereicht werden. Wir haben in der Reichshauptstadt acht große Schauspielbühnen mit sechs Direktoren, von denen

Jeder sich einen ganzen Dramaturgen leistet, mit Ausnahme der Königlichen Schauspiele und des Deutschen Theaters, welche beide die Institution des Lesekomitees eingeführt haben. Demnach hätte jeder Dramaturg die unmögliche Riesenaufgabe zu bewältigen, jährlich 400 Stücke zu lesen. Welch' gewaltige Portion! — Vielfach aber besteht die Thätigkeit des Dramaturgen darin, die Reklamenotizen an die Zeitungen zu senden, die Korrespondenzen des Theaters zu erledigen, den Verkehr des Direktors mit den Schauspielern zu vermitteln, die heikle Frage der Freibillets zu regeln, bei Premièren Klaqueur zu spielen und — nebenbei Stücke zu prüfen.

Was Wunder, wenn im Laufe der Monate in der Theaterbibliothek das Manuskriptenlager zu einer dräuenden Hochfluth anschwillt, und da kein braver Mann sich findet, welcher eine Lücke in den Ballast hineinliest, so läßt von Zeit zu Zeit der Theatermonarch ein gedrucktes Zirkular an die deutschen Autoren ergehen:

> „Die außerordentlich große Menge vorliegender Novitäten und die dadurch bedingte Unmöglichkeit, den geschätzten Einsendern dramatischer Arbeiten in absehbarer Zeit gerecht zu werden, veranlaßt zu der Bitte, die von Euer Wohlgeboren eingereichten Werke freundlichst wieder aus unserem Bureau abholen zu lassen."

Und die geknickten Autoren holen sich die schriftgewordenen Schweißtropfen ihrer Muse wieder ab, Groll im Herzen gegen den bei Pariser Schriftstellern devot antichambrirenden deutschen Theaterdirektor.

Wohl würde dieser Misère mit einem Schlage abgeholfen werden, wenn auch die 200 Provinzbühnen sich aufrafften, Originalstücke herauszubringen. Aber da dies ein Risiko ist, welches unter Umständen viel Geld kostet, so sagt der biedere, oft geldklamme Provinzdirektor: hands off! Nur von Berlin erwartet er das Heil seines Geldbeutels. Und er reist lieber persönlich zu einer Première nach dem Sündenbabel und opfert die Reise- und Vergnügungsspesen, als daß er dasselbe Geld für die Inszenirung einer wirklichen Novität riskirte.

Also von dieser Seite ist Nichts zu hoffen.

Vor einiger Zeit hat mir ein bekannter Berliner Schriftsteller und Redakteur allen Ernstes den Vorschlag gemacht, in seiner Zeitschrift den Herren Bühnenautoren eine allgemeine Abrüstung für die Dauer eines Jahres zu empfehlen, das heißt, ihnen zu rathen, während dieses Zeitraumes kein Theaterstück zu schreiben. In Folge dessen — meinte der Redakteur — würde die Manuskripten-Hochfluth in den Theaterbureaus ebben. — Aber ich lehnte dankend ab, denn ich fühlte weder das Be-

dürfniß, mich vor dem Publikum lächerlich zu machen, noch besaß ich die Selbstlosigkeit, mich den Attentaten schreibtoller Autoren auszusetzen.

Auch von dieser Seite ist also Nichts zu hoffen.

Ein anderer Berliner Redakteur hat dafür plaidirt, daß die Reichshauptstadt ein Theater — in diesem Falle das Berliner Theater — für eigene Rechnung übernehme, wie viele andere, bedeutend kleinere Städte. Dadurch, daß die Stadt nicht darauf angewiesen sei, das Theater nur als eine Geldmaschine zu betrachten, wie jeder gewöhnliche Kunstpächter, könne das Kunstinstitut mehr nach idealen Normen geleitet werden. — Wenn dieser Plan durchgegangen wäre, würde die deutsche Dichtung wahrscheinlich davon profitirt haben. Aber er war zu gut und fiel ins Wasser. — Bamberg hat ein Stadttheater, Berlin nicht. Aber dafür hat Berlin eine Stadtbahn und Bamberg nicht.

Also auch von dieser Seite ist Nichts zu hoffen.

Im Uebrigen wäre die Uebernahme eines Theaters durch die Stadt — was gleichbedeutend mit billigen Eintrittspreisen ist — ein schwerer Schlag für die Privatbühnen gewesen. Denn noch ein zweites Schiller theater in Berlin — mit etwas mehr moderner Richtung — und manch' andere Bühne ist ohne Gnade dahin. Schon jetzt nimmt das Theater in der Wallnertheaterstraße den übrigen Kunsttempeln ein ganz enormes Kontingent von Besuchern fort.

Von welcher Seite nun ist für die knurrenden und murrenden Autoren Etwas zu hoffen?

Es bleiben noch die „Freien Bühnen" übrig, von denen einige wirkliche Novitäten bringen. Erst unlängst wieder ist eine neue Versuchsbühne unter der Aegide der Herren Bruno Wille und Emil Lessing entstanden, der im Interesse der Bühnenschriftsteller eine gedeihliche Entwicklung zu wünschen ist. Die hochwohllöbliche Polizeibehörde scheint allerdings, wie die Vorgänge des „Eröffnungstages" beweisen, diesem Institut mehr Beachtung zu schenken, als der Kunst zuträglich ist. Aber diese paar Bühnen, welche höchstens ein Dutzend Novitäten in der Saison herausbringen können, sind für die Autoren, was die preußische Klassenlotterie für das Volk: einige hunderttausend Loose und ein Hauptgewinn.

Auch von den „freien" und „sehr freien" Bühnen ist also wenig zu hoffen.

Bleibt nur Eins übrig: die Theaterdirektoren zu veranlassen, mehr deutsche Arbeiten zu bringen; denn wenn auch die Kunst international sein soll, so braucht sie nicht gleich antigermanisch zu sein, wie bei uns in Deutschland! Indeß wie einst Louis Philippe im Jahre 1847 den Pariser

Kaufmann und Deputirten Sallandrouze, der ihn über die gefährliche Stimmung aufklären wollte, spöttisch fragte: „Verkaufen Sie Ihre Teppiche gut, Herr Sallandrouze?“ — ebenso, fürchte ich, würden die Direktoren fragen: „Kaufen Sie Ihr Manuskriptenpapier billig, mein Herr Autor?“

Also es ist Nichts zu hoffen, Nichts zu hoffen.

Darum, Ihr Menschen, deutsche Schriftsteller — schriftstellernde Deutsche, geht in Euch, nehmt Vernunft an und schreibt keine Theaterstücke mehr. Denn es ist zwecklos und man vergeudet damit die Zeit.

Berlin. Julius Knopf.

Ein musikalischer Wunschzettel.

Augusta Holmès, eine französische Komponistin, hatte durch Protektion das große Glück, eine Oper: La Montagne noire in der großen Oper zu Paris aufgeführt zu sehen. Sogar der neue Präsident wohnte dem an sich etwas ungewohnten Schauspiele bei. Denn es ist immerhin eine Seltenheit, wenn eine Dame sich an die größte Form des dramatischen Gesanges heranwagt. Aber noch nie ist es dabei zu einem nachhaltigen Erfolge gekommen, ein Beweis, daß es dem Weibe nun einmal nicht gegeben ist, die höchste Sprosse auf der kompositorischen Leiter zu erklimmen. Im besten Falle bewundern wir das Weib schon dann, wenn es überhaupt als schaffende Künstlerin über die goldene Mittelmäßigkeit hervorragt. In der Pariser Oper gab es nun einen Skandal; denn diesmal — die Dame gilt sonst als eine „tüchtige Komponistin“ — stellte es sich heraus, daß die absolute Unfähigkeit bei der Erschaffung der genannten Oper zu Pathe gestanden habe. Ja, einzelne Berichte sind so ungalant, von einer unglaublichen Aufführung zu reden, wie sie die große Oper seit Dezennien nicht erlebt hätte.

Nehmen wir nun einmal den Fall an, daß diese Oper nicht in Frankreich, sondern in Deutschland irgendwo ihre Première erlebt hätte. Selbstverständlich wäre das Publikum durch eine ganze Menge von Reklamenotizen in den Zeitungen schon vorher darüber belehrt worden, daß Augusta Holmès kein Pseudonym für einen feigen männlichen Erdenbewohner, sondern eine veritable Dame sei — erste Sympathie; ferner eine Französin — zweite Sympathie, und endlich, daß sie in ihrem Vaterlande als außerordentlich treffliche Komponistin gelte — dritte Sympathie. So ist denn die er-

forderliche Stimmung erweckt, und nun kommt die mit großer Spannung erwartete Aufführung. Würde dann das Resultat ebenso gelautet haben, wie in Paris? Ich glaube: nein.

Wir Deutsche haben, abgesehen natürlich von den Ausnahmen, eine eigenthümliche Vorliebe für Alles, was nicht deutsch ist. Diese Schwäche geht bekanntlich sogar so weit, daß selbst Gegenstände des täglichen Gebrauches an Interesse verlieren, wenn wir wissen, daß sie in Deutschland erzeugt sind. Leider muß man ganz objektiv zugeben, daß uns das Ausland in manchen Dingen entschieden überlegen ist. Aber nur in manchen. Der Laie indessen, der irgendwo mal gehört hat, daß es unmöglich sei, französischen Champagner bei uns in derselben Qualität herzustellen, kommt überaus leicht zu der Erwägung, daß dieser Umstand dann auch bei allen anderen Dingen zutreffe. Der Durchschnittsmensch liebt es nämlich, Alles zu generalisiren. So verhält es sich auch mit der Kunst, sei es nun Malerei oder Bildhauerei oder Musik. Ein Name, der im Ausland irgend eine vulgäre Bedeutung hat und der deßwegen unbeachtet bleiben würde, übt gerade durch seinen fremdländischen Klang einen unwiderstehlichen Zauber aus. Wenn z. B. Leoncavallo Löwenpferd — so lautet die wörtliche Uebersetzung — heißen würde, dann würde man dem Komponisten der Bajazzi und Medici schon lange nicht mehr Begeisterung entgegenbringen. Es ist eben ein eigenthümlicher Reiz, „Leoncavallo" und nicht „Löwenpferd" zu heißen. Und bekanntlich: Est nomen omen.

Mag nun das Ausland in materiellen Dingen verschiedener Art uns „über" sein, in der Kunst, speziell in der Musik, ist es uns sicherlich nicht überlegen. Dies schreibt zwar ein Deutscher selbst, aber aus seiner innersten objektiven Ueberzeugung. Man vergleiche doch nur einmal die Werke Italiens, Englands, Frankreichs, Rußlands mit der deutschen Produktion, und die Entscheidung dürfte nicht schwer fallen. Natürlich werden andere Nationen die Suprematie Deutschlands nicht zugeben wollen. Der Franzose wird z. B. sagen, daß seine Musik entschieden geistreicher, prickelnder und interessanter sei. Zugegeben, daß sich dies so verhält, behaupten wir mit demselben Rechte, daß eben gerade diese Musik zwar geistvoll, aber ebenso raffinirt und zumeist oberflächlich, äußerlich wirke. Die Engländer und sonstigen Nordlandbewohner lassen uns eigenthümlich kalt; es ist, als ob die niedrigere Durchschnittstemperatur einen Einfluß auf die musikalische Produktion hätte. Wie anders steht Italien da und die ihm verwandten Länder. Da ist allerdings Leben, Blut und Gluth in den Kompositionen: feurige südländische Augen verschwenden ihre Blitze und ihre Leidenschaft. Gewiß! die südliche Musik ist leidenschaftlicher als die unsere, aber da sie einer Volkseigenthümlichkeit entspricht, ebenso trivial, als sie nervenerregend ist. Dort singt Jeder; also ist es auch natürlich, daß diese Musik jene gefälligen, leichtfaßlichen Melodien enthält, die auch bei uns, aber nur vorübergehend, zünden. Da stiefelt bauernmäßig-täppisch und roh der Russe herein. Seine Musik schmeckt nach dem Talglicht. Sie erscheint uns wohl exotisch und frappirend, doch sind Talglichte bei uns nicht goutirt. — Aus dieser im Allgemeinen nicht unverständlichen Beweisführung geht zunächst hervor, daß für uns die

deutsche Musik noch immer der fremdländischen vorzuziehen ist. Nun ja; schon deßwegen, weil eben Deutsche nur deutsche Musik ernstlich fühlen können. Mit der fremden Musik treibt man Mummenschanz. Man verehrt sie eigentlich aus Eitelkeit und manchmal auch aus Dummheit, wie ich schon anzudeuten beliebte. Die schwächliche Vorliebe des deutschen Michels für alles Ausländische, Importirte ist ja gerade das Mistbeet, auf dem die wohlriechende Blume des Enthusiasmus erfreulich gedeiht. Pfui über diese Schwäche und über diese Verständnißlosigkeit der Deutschen! Und doch wäre es andererseits ein unglückseliger, einseitiger Standpunkt, allein nur das Deutschthum in der Kunst zu betonen. Es würde mir leid thun, wenn man mich so mißverstanden hätte. Ich predige vielmehr die Regel: Die Kunst (also auch die Musik) ist international, d. h. also, von den Eigenthümlichkeiten der Nationen zu trennen. Es ist thöricht und verwerflich, einen französischen Komponisten deßwegen zu tadeln, weil Deutschland und Frankreich sich einmal als Feinde gegenüberstanden. Die Franzosen waren, weil engherziger, allerdings lange Zeit geneigt, Alles, was Deutsch heißt, von vornherein zu perhorresziren; man erinnere sich nur der Wagner-Skandale in Paris. Die gebildete Minorität allein hielt sich davon fern. Diesen Chauvinismus, dieses unglaublich fade patriotische Säbelrasseln fremden Meisterwerken gegenüber dürfen wir nicht nachahmen und thun es auch nicht. Beweis hierfür ist, daß wir nach wie vor französische Kompositionen durchaus wohlwollend und in Berücksichtigung der oben geschilderten unnöthigen Schwäche sogar übermäßig begeistert aufnehmen. Es ist dolos, wenn man sich verleiten läßt, das Werk eines Franzosen nur deßhalb zu tadeln, weil der Autor eben Franzose ist. Ein solcher „Patriotismus" wäre übel angebracht und verabscheuungswürdig. Noch böser sähe es aus, wenn man innere Kämpfe, wie z. B. den Rassenhaß, gar auf die Musik übertragen wollte. Es giebt Heißsporne, die die Musik eines Juden verdammen zu müssen glauben, weil sie dem Antisemitismus huldigen. O, Ihr verblendeten Thoren, Ihr seid nicht nur spießbürgerlich-engherzig, sondern ganz gewöhnliche Verbrecher der Kunst. Ob Jude, ob Christ, ob Protestant oder Katholik, in der Kunst, in der Musik existirt dieser Unterschied nicht. Stützt Ihr Euch etwa auf die Thatsache, daß die Juden in der Musik mehr reproduktiv als produktiv sind, so mögt Ihr wohl Recht haben, da es sich um eine schwerlich bestreitbare Thatsache handelt, die die Musikgeschichte bisher bewiesen hat. Allein diese Thatsache berechtigt doch Niemanden, deßwegen den Juden die musikalisch-kompositorischen Fähigkeiten abzusprechen, weil sie Juden sind. Wenn man schon „musikalische Politik" treiben will, so ist sie doch auf einem anderen Gebiete der Tonkunst zu suchen. Es giebt da Konservative, Nationalliberale, Freisinnige, Zentrumsmenschen, Sozialdemokraten und Anarchisten, eine Umsturzpartei, genau so wie in der staatlichen Politik, je nachdem die alten oder die neueren modernen Kunstprinzipien als ausschlaggebend angesehen werden oder nicht. Das ist eine an und für sich bestehende Ansichtssache, über die zu streiten schließlich ebenso unfruchtbar ist, als in der öffentlichen Politik. Dies Alles müssen wir freilich wohl erwägen. Wenn wir trotzdem von einer nationalen deutschen Kunst reden wollen, so geschieht es nicht

aus thörichtem Chauvinismus, sondern weil wir Deutsche eben nur für deutsche Musik, für echt deutsches Wesen in der Kunst Verständniß haben. Deßhalb wünschen wir eine echt deutsche Kunst. Nicht weil wir das ausländische Treiben aus blödem Lokalpatriotismus anfeinden zu müssen glauben, sondern weil unsere ganze Denkungsart, unser Fühlen und Empfinden mit dem fremder Länder nun einmal nicht sympathisirt. Das schließt natürlich nicht aus, daß wir gelegentlich ausländische Produkte hören und ganz frei von Subjektivität ihrem Werthe nach würdigen, so weit wir dazu im Stande sind. Aber lediglich deßhalb, weil ein Ausländer der Verfasser ist, dürfen wir nicht hyperkritisch verfahren.

Nun kommt unser deutscher „Wunschzettel". Wie oft ereignet es sich, daß ein Künstler, namentlich ein Sänger, sein Konzert förmlich international gestaltet. Gar häufig finden sich Programme, deren Stücke eine Art babylonische Sprachverwirrung zur Schau tragen. Da wird dann in einem Athemzuge deutsch, französisch, italienisch, dänisch, englisch, ja, selbst russisch vorgetragen. Der Künstler glaubt damit einen Beweis seiner Vielseitigkeit abgelegt zu haben. In Wahrheit ist aber solch ein Experiment ebenso gefährlich wie uninteressant; denn es setzt voraus, daß der harmlose Zuhörer die bezüglichen Sprachen beherrsche. Dies ist aber doch meist nicht der Fall, und dann hat die ganze Sache eben gar keinen Zweck. Denn der Zuhörer will doch beim Gesange nicht nur die Musik, sondern den Text als solchen verstehen. Am schlimmsten zeigt sich dieses häßliche Moment dann, wenn bei einer Opernaufführung ein Gast mitwirkt, der, weil der deutschen Sprache nicht mächtig, seine Partie in seinem heimathlichen Idiom, z. B. italienisch, singt, während die anderen Mitwirkenden deutsch sich vernehmen lassen. Dies ist eins der größten Geschmacksverbrechen, die gemacht werden können. Und doch kommt es häufig vor. Ja, sogar mehr Sprachen als zwei sind schon zu gleicher Zeit kultivirt worden. Fort mit solch kunstwidriger Geschmacklosigkeit! In Deutschland dürfen Opern nur mit deutschem Texte gegeben werden. Dies ist ein unbestreitbares Recht des Publikums. Will oder kann ein Sänger sich nicht der deutschen Sprache beim Singen bedienen, nun, so steht ihm der Konzertsaal immer noch offen. Die Oper aber soll er mit seinem Experiment verschonen. Im Konzertsaal kann man allerdings darauf Rücksicht nehmen; es ist zuweilen sogar interessant, einen fremden ausländischen Künstler in seiner Heimathssprache, aber nur in dieser, zu hören. Wenn aber selbst deutsche Musiker sich nicht entblöden, ihre Programme mit allerlei ausländischem, meist sogar recht zweifelhaftem Kram zu spicken, so müssen wir trotz der Internationalität der Kunst dagegen Verwahrung einlegen. Denn in dem Satze, daß die Musik völkerrechtliche Unterschiede nicht zulasse, liegt noch lange nicht das Recht des Mißbrauches. Wie häufig werden die unglücklichsten, ödesten Machwerke, die besonders aus Frankreich und Italien importirt werden, den Zuhörern vorgetragen, lediglich aus Spekulation auf die echt deutsche Schwäche, alles Ausländische zu bewundern, weil es eben ausländisch ist. Und wirklich kann man leicht die Beobachtung machen, wie sehr das Exempel stimmt.

Aber auch die umgekehrte Spekulation kommt vor. Wenn irgend eine ausländische Diva uns ein ganzes exotisches Programm planmäßig vorgesungen hat, dann kommt als da-capo-Lied endlich eine ganz winzige deutsche Komposition mit dem berühmten mangelhaften Accent. Das erweckt erst eine Begeisterung! Man bewundert förmlich die Gnade der Sängerin, uns auch einmal „deutsch" zu kommen. In diesem Augenblick vergißt man sämmtliche Kriege und Mißhelligkeiten, die uns der Staat, dem die Diva angehört, einst aufgedrungen. Da werden alle Menschen Brüder, und doch ist das Ganze nicht so zweifelsohne. Zugegeben, daß unter Umständen die Absicht des Künstlers, schließlich auch einmal deutsch zu singen, ein Akt der Höflichkeit sein kann, so ist sie es doch wohl in den meisten Fällen nicht, sondern eine sehr geschickt ins Werk gesetzte Spekulation auf die deutsche Gutmüthigkeit.

Ja, die deutsche Gutmüthigkeit und Vorliebe für alles Fremde, dies sind für unsere echt nationale Kunst sehr böse Feinde. Wie wäre es sonst möglich gewesen, dem Opern-Italianismus Thür und Thor zu öffnen? Zwar ist die italienische Götzendienerei schon wieder im Versanden, aber sie beherrschte doch recht lange, viel zu lange unsere deutschen Gemüther. Man muß annehmen, daß eine Art musikalischer Influenza sich gewaltig epidemisch verbreitete, um zu begreifen, daß alle die Mascagni, Leoncavallo u. s. w. unsere deutsche Kunst zurückzudrängen im Stande waren. Als endlich die Sache mit der Aufführung des unglaublich elenden Einakters: „Der kleine Haydn" von Cipollini doch zu bunt wurde, da fing man endlich an, den aufgespeicherten Zündstoff zu entladen und endlich einmal gegen das italienische Opernunwesen in der entschiedensten Form zu Felde zu ziehen. Das hätte aber schon bei der Importirung der Cavalleria rusticana geschehen müssen. Die wenigen Stimmen, die schon damals und einige Zeit später bei der Aufführung von Leoncavallos „Bajazzi" und namentlich bei dessen „Medici" erkannten, weß Geistes Kinder diese sogenannten Komponisten sind, mußten wie die Stimmen des Predigers in der Wüste verhallen — ungehört, unverstanden. Sehr spät erst kommt man jetzt dahinter, daß sie alle, diese italienischen Opern-Schnellfabrikanten, ganz gewöhnliche Charlatane sind, und daß dem deutschen Publikum das Geld durch eine niedrige Spekulation eines sehr tüchtigen italienischen Geschäftsmannes aus der sonst so zugeknöpften Tasche gezogen wurde. Aber alle diese Opern erreicht die Nemesis früher oder später. Dadurch, daß sich ihrer alle Bühnen bemächtigten und das Publikum nur mit verdorbenem italienischen Salat fütterten, hatten sich gar Viele schließlich durch das fortwährend bis zum Ekel aufgetischte Gericht den Magen gründlich verdorben und sahen sich nach einem deutschen Arzte, Namens Wagner, wieder um, der sie kuriren sollte. Dieser treffliche Doktor thut es dann allerdings gründlich. Auch Humperdinks „Märchenbraut" leistet ganz vortreffliche Dienste als Gegengift. Aber es ist genau so, wie mit jedem anderen Medikament: weise genossen hilft es, im Uebermaß aber verliert es seine Wirkungskraft und erzeugt seinerseits die der Kunst so gefährliche Indifferenz.

Wenn die Königliche Hofoper das Werk des Wagnersatelliten Humperdink immer und immer wieder dem doch nun schon gesättigten Publikum vor

setzt, so begeht sie genau denselben Fehler, wie der, der ein an und für sich nutzbringendes Medikament allzu oft anwendet und dann merkt, daß es ihm nicht mehr helfe. Der Arzt aber, der diese Medizin reichte, kommt sehr leicht schlecht dabei fort. So kann es denn dem edlen Märchenkomponisten passiren, daß sein Werk bald unbeachtet bleibt. Dies sollte die Hofoper aber doch verhindern.

Was wir wollen? Eine echt deutsche Kunst, geschützt und geschirmt an maßgebender Stelle. Wir wollen nationale Werke sehen und hören. Wir wollen den faden Italianismus aus der Musik verbannt wissen. Die häßliche Modekrankheit des Verismus finde einen tüchtigen Arzt, der ihre ätiologischen Momente im Keime vernichtet, daß die bösen Bazillen der Mascagnitis wie Spreu vor dem Winde zerstieben. Wir wünschen, daß man „Löwenpferd", den Kunst-Bajazzo, und seine „Medici" als kunsttödtende „Medizin" erkennen und dieses schleichende Gift nicht fürder dem „Roland von Berlin" in die Adern spritze. Wir wünschen, daß des Bäckersohnes aus Livorno neuestes (oder ältestes) Werk „Ratcliff" bei uns in Deutschland ebenso scheitere an der Klippe der öden Musikmacherei, wie „Freund Fritz" und „Die Rantzau" — dies Alles zum Heile deutscher Kunst, die nun lange genug geknechtet war. Dies ist unser „musikalischer Wunschzettel".

Berlin. Paul Ertel.

Börsenleben.

I.

Man weiß nicht, ob in Jerusalem die Börse nicht im Vorhofe des Tempels abgehalten wurde. Jedenfalls sah sich Jesus, der verachtete Galiläer, genöthigt, die Wechsler und anderes ähnliche Gelichter von dort zu entfernen. Es war dies zweifellos um so eher angebracht, als man heutzutage solche Leute sogar aus der legitimen Börse hinauszuweisen sich genöthigt sieht. Das Bönhasenthum, die höchst treffend sogenannte Kulisse, soll zum Theil hinaus, zum anderen Theil unter eine Art von Polizeiaufsicht gestellt werden. Denn sonst hört der ganze Apparat noch auf zu funktioniren und ersäuft im organisirten Raubwesen, im Chaos.

Nur schade, daß damit der nothleidenden Rentnerschaft nicht sehr viel geholfen sein würde, noch weniger der Nation im Großen. Denn die Börse mag noch so schön organisirt und purifizirt werden — was hilfts, wenn, wie Laveleye sagt, das Kapital selbst aufgehört hat, zu funktioniren?



Indessen halt! Laufen wir unserem Pferde nicht voraus.

Zunächst die Börse selbst und ihre Gepflogenheiten und Ungezogenheiten, Usancen und Nuisancen.

Wir hatten vor einigen Jahren das Unglück, in einem belebten Restaurant Berlins dem Gespräch zweier Bönhasen zuhören zu müssen. Man sprach von einem Herrn X.

„X. wird „geschwänzt'," hieß es, „mit dem muß man nichts zu thun haben."

Weiter.

„Kommen Sie an die Börse," sagte man einem Manne, dem die Pleite auf dem Gesichte geschrieben stand, „was wollen Sie sich quälen in Ihrem Laden für die unerschwingliche Miethe. Ueberlassen Sie das den Lastthieren, die es nicht besser verstehen. Kommen Sie an die Börse, und wir garantiren Ihnen für einen Verdienst von tausend Mark pro Monat."

„Und was habe ich dagegen zu erfüllen?"

„Nichts — gar nichts. Sie haben bloß entgegenzunehmen unsere Aufträge an den Makler, so daß der Schlußschein auf Ihren Namen geht. Sie sind der Mittelsmann, verstehen Sie. Die Kourtage, die zahlen wir. Und Sie sollen betheiligt sein am Gewinn mit zehn Prozent."

Der Pleite-Onkel sah verdutzt in sein dunkles Bier hinein.

„Verstehen Sie. Es handelt sich um die Differenz zwischen Mittelkurs und Schlußkurs. Die größten Banken machens so. Wenn sie Auftrag haben, zu kaufen oder zu verkaufen, und der Kurs paßt ihnen nicht, so schließen sie ein Scheingeschäft ab. Das Bißchen Kourtage fällt dabei nicht ins Gewicht, und den Makler geht die Sache nichts an. Der Kunde aber kann das nicht kontrolliren."

Das Gesicht des Pleite-Onkels erhellte sich.

„Wo wir uns im Kothe fanden,
Da verstanden wir uns gleich."

Ein Geheimniß ist es wohl gerade nicht, was da ausgeplaudert und wider Willen belauscht wurde. Aber wagt auch nur an dem Schleier zu lüpfen, so geht es Euch wie dem Herrn Mayer vom „Börsen-Kourier". Ihr werdet unbarmherzig zum Tempel hinaus „getippt". Dies „Tippen" ist ja auch eine höchst eigenartige Funktion der „Kouliſſe", harmloser Natur an sich, oft sogar nichts weiter, als eine bloße Komödie, die sich der Eingeweihte gefallen läßt wie das Prellen, zumal wenn er nachher Schmerzensgelder bekommt dafür, daß er den Offenherzigen und Entrüsteten gespielt hat, um im Grunde genommen die Hauptsache zu verschweigen.

Man kennt das aus Ibsens „Stützen der Gesellschaft“, wo der Herr Konsul ein freiwilliges, reumüthiges Geständniß ablegt, um den Mordplan, den er gehegt, um so besser bemänteln zu können.

Das Tippen dient auch in der Hauptsache nur, um Eindringlinge und Neugierige zu verwirren und ihnen den Börsenbesuch zu verleiden. Und es ist selten erfolglos.

Es besteht einfach darin, daß man das Opfer in ein Gespräch zieht, während Andere es stoßen, drängen und von hinten mit dem Bleistift ins Genick oder auf die Schultern „tippen“, um dann sofort zu verschwinden.

An den Spielbanken macht man es ähnlich.

Wird dann der Fremde unangenehm, grob oder gar handgreiflich, wobei er natürlich stets den Unrechten trifft, so wird er vom Büttel entfernt.

Es kann beschworen werden, daß er sich an einem Unschuldigen vergriffen habe.

Man sieht, die Umfriedung des Börsenparketts ist wie der Hottentottenkraal mit einer Hecke von Dornen umhegt.

Wir würden es nur mit der Axt in der Hand versuchen, durch dieses Dickicht zu dringen.

Kein Wunder also, daß es keinem anständigen Menschen einfällt, selbst mit seinem Gelde oder seiner Waare an die Börse zu gehen, etwa so wie Rossini auf den Markt ging, mit öligem Lächeln auf den Lippen. Man legt seine Werthe in die Hände des angesehenen Bankiers, des ehrlichen Maklers, der ja sogar vereidigt ist. — — —

Davon ein ander Mal.

Crassus.



Hieb und Stich.

Der „Vorwärts" ist wieder einmal in der angenehmen Lage, in seiner nächsten Nummer einen „vertraulichen" Briefwechsel, diesmal zwischen Herrn v. Oertzen und dem Sultan Babur in Indien, veröffentlichen zu können. Besondere Umstände, über die ich mich nicht auslassen kann, geben mir die Möglichkeit, schon heut an dieser Stelle den Inhalt jener Briefe wiederzugeben.

Es handelt sich um sehr interessante Mittheilungen über die Mittel, die der genannte orientalische Potentat in seinem Lande anwendet, und zwar mit großem Erfolge, um jede Umsturzbestrebung zu unterdrücken. Babur schreibt darüber — als „kunstsinniger" Fürst natürlich in Versen — Folgendes:

„Ich bin im schönen Hindostan der Sultan,
Und wer mir treu, den blicke ich voll Huld an,
Doch wenn mir Jemand trotzig rebellirt,
So wird er sanft und freundlich überführt.
Verfassung, Strafrecht kommt bei mir nicht vor:
Ich mache Alles mit dem Bambusrohr!
Dem Bim — dem Bam — dem Bimbam — Bambusrohr!

Der Unterthan, der seinen Mund nicht zügelt,
Wird mit dem Bambus väterlich geprügelt,
Und macht mir Jemand Opposition —
Ein Bastonadchen bändigt seinen Hohn!
Ich brauche kein Gericht, kein Schutzmannskorps:
Ich mache Alles mit dem Bambusrohr!
Dem Bim — dem Bam — dem Bimbam — Bambusrohr!"

So giebts für jede Schwierigkeit ein Mittel,
Mir hilft mein treuer Zauberstab, der Knittel!
Mich liebt und lobt im Volke Jedermann,
Mich greift kein Zeitungsschreiber tadelnd an,
Nie dringt ein Wort des Vorwurfs an mein Ohr!
Denn meine Stütze ist das Bambusrohr!
Das Bim — das Bam — das Bimbam — Bambusrohr!

Wozu also bei uns eine Umsturzvorlage? Das Gute liegt doch so nahe! — Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß Verhandlungen schweben, nach welchen Seine Majestät der Sultan Babur wahrscheinlich geruhen werden, Herrn v. Oertzen in Anerkennung seiner Verdienste zu Allerhöchstihrem Reichskanzler zu ernennen.

* * *

In Neuß haben kürzlich die Sauerkrautfabrikanten einen Kongreß abgehalten, um über die Erhöhung der Sauerkrautpreise zu berathen, da letztere bereits so tief gesunken seien, daß sie in vielen Fällen die Produktionskosten nicht mehr deckten. Es wurde beschlossen, Material über die Konkurrenz durch ausländisches, besonders holländisches, Gemüse zu sammeln und dasselbe — nämlich das Material, nicht das Gemüse! — der Reichsregierung zu unterbreiten, damit sie bei einer vorzunehmenden Zollerhöhung darauf Rücksicht nehmen könne. . . . Also staatlichen Schutz für den einheimischen Kohlbau verlangen die Herren Krautproduzenten, die sich hoffentlich nun auch als politische Partei aufthun und einen direkten Einfluß auf die Reichspolitik anstreben werden. Ihre Parole muß ja gewissen Herren in gewissen Ministerien, die sich in letzter Zeit um die Kohlproduktion ganz besondere Verdienste erwarben, sehr sympathisch sein.

* * *

Friedrich Spielhagen war unvorsichtig genug, auf einen sehr höflichen und außerordentlich liebenswürdigen Brief, durch den der Herausgeber der „Zukunft" ihn um einen Beitrag über die Umsturzvorlage bat, zu reagiren und Herrn Harden den heiß erflehten Artikel zu schreiben. Deshalb mußte er sich nachträglich von dem „Kleinen Journal", dessen Redaktion mit so zweifelloser Zuständigkeit das Sittenrichteramt in Berlin ausübt, meuchlings überfallen und als charakterlos hinstellen lassen. Herr Spielhagen habe seiner Zeit, so meldet das „Kl. J.", als Vorsitzender der Literarischen Gesellschaft Herrn Harden „aus diesem edlen Kreise verbannt", und da er nun in seiner Zuschrift denselben Mann, den er damals für unwürdig hielt, der Literarischen Gesellschaft anzugehören, mit: „Geehrter Herr" anrede, habe er sich doch gewiß einer schlimmen Charakterlosigkeit schuldig gemacht.

Also das Organ des Herrn Dr. Leipziger, der mit dem Herausgeber der „Zukunft" längst schon ein Reklame-Kartell geschlossen hat und den Verpflichtungen, die dieses ihm auferlegt, getreulich nachkommt. Unbefangene Leute, denen es Hardens „geistfunkelnde Augen" nicht in dem gleichen Maße angethan haben, wie der Redaktion des „Kl. J.", dessen Feuilletonredakteur neulich jene Augen tief ergriffen rühmte und überhaupt Herrn Harden mit verdächtiger Brunst in einem langen Lobartikel anschwärmte, — unbefangene Leute werden aber wohl der Ansicht sein, daß, wenn ausnahmsweise die Dinge sich wirklich so verhalten, wie das „Kl. J." meldet, und falls denn mit Gewalt im Verlauf der hier erwähnten Vorgänge sich Jemand eine Blöße gegeben haben muß, dieser Vorwurf dem Altmeister Spielhagen sicher nicht zu machen ist.

* * *

Vor der Kölner Strafkammer hatten sich kürzlich der Direktor der rheinischen Provinzial-Arbeitsanstalt in Brauweiler, ein gewisser Schellmann, und der Anstaltsarzt Dr. Bode wegen fahrlässiger Tödtung eines Mädchens

zu verantworten. Dieses sollte durch einen ledernen Maulkorb erstickt worden sein. Eine gleichfalls in der Arbeitsanstalt untergebrachte Zeugin bekundete, daß sie die Verstorbene mit verschnürten Füßen und Lederriemen an den Händen gesehen habe. Ihr selbst habe man wiederholt einen ledernden Maulkorb angelegt, der das Athmen und das Schreien verhindere. Die Angeklagten bestritten jedoch, daß der Tod durch Ersticken eingetreten sei. Die ärztlichen Sachverständigen sprachen sich in demselben Sinne aus. Der Staatsanwalt beantragte je acht Tage Gefängniß, der Gerichtshof fällte indeß ein freisprechendes Erkenntniß . . .

Es soll hier auf die Schuldfrage in diesem speziellen Falle gar nicht eingegangen werden, da aus Anlaß dieses Vorfalles andere Fragen auftauchen, die an Bedeutung den besonderen Fall weit überragen. Es ist also wirklich wahr, daß in preußischen Arbeitsanstalten Disziplinarmittel zulässig sind, die an die schlimmsten Greuel der Folterkammern des Mittelalters erinnern?! Es werden also thatsächlich den Inhaftirten mit Genehmigung des Arztes, dessen Aufgabe es doch wäre, über die Gesundheit der Anstaltsinsassen zu wachen, Hände und Füße mit Lederriemen verschnürt, und es wird ihnen außerdem der Mund mit einem ledernen Maulkorb zugebunden, der das Athmen verhindert!? Hat solche grausame Barbarei irgend einen vernünftigen Zweck? Glaubt man etwa dadurch erziehlich auf die Aermsten der Armen einwirken zu können, die keineswegs Verbrecher sind, sondern zum weitaus größten Theil der Arbeitsanstalt überwiesen werden, weil sie wiederholt wegen Bettelns vorbestraft sind, d. h. weil sie dauernd arbeitslos waren und nicht verhungern wollten? Daß in den Arbeitsanstalten außerdem in der unmenschlichsten Weise geprügelt wird, ist ein öffentliches Geheimniß. Die Schmerzensschreie der Unglücklichen verhallen aber ungehört hinter den dicken Anstaltsmauern, und kein Hahn kräht danach, wenn darinnen am verschwiegenen Orte die abscheulichsten Verbrechen geschehen, die man in unserer Zeit kaum noch für möglich halten sollte. Und in gar vielen Gefängnissen und Zuchthäusern sieht es ebenso traurig aus. Die absolute Gewalt, die den Vorstehern solcher Anstalten eingeräumt ist, artet nur allzu häufig in brutalste Willkür aus.

* *
*

Da ist es denn freilich mit Freuden zu begrüßen, daß unsere Staatsanwaltschaften neuerdings beim Erheben von Anklagen sehr vorsichtig zu Werke gehen. Gegen den Bildhauer Castan, den Besitzer von Castans Panoptikum, wurde vor einiger Zeit von einem Vater Strafantrag wegen Vornahme unzüchtiger Handlungen mit seiner noch nicht dreizehnjährigen Tochter gestellt. Man stelle sich nun vor, welches Unglück hätte geschehen können, wenn die Staatsanwaltschaft in diesem Falle den Angaben des Vaters, eines übrigens unbescholtenen Mannes, Glauben geschenkt und zunächst — wie das bei so schweren Verbrechen doch üblich ist — einen Haftbefehl gegen Herrn Castan extrahirt hätte. Dann wäre der an

gesehene Künstler selbst in die „Schreckenskammer" gesperrt worden und hätte allda tiefgründige Betrachtungen anstellen können über die Frage, warum es denn einem biederen Manne nicht erlaubt sein solle, die Kindlein zu lieben, die doch so herzig und süß sind.

Dem vorsichtigen Herrn Staatsanwalt muß man es daher Dank wissen, daß er nichts übereilte, sondern in Ruhe und Bedächtigkeit den Fall näher prüfte, ehe er seine Entscheidung traf. Bei dieser Untersuchung der der Denunziationsschrift zu Grunde liegenden Vorgänge stellte sich heraus, daß nicht Herr Castan das zwölfjährige Kind, das er an der Schule abzuholen und in sein Atelier zu führen pflegte, sondern daß das schulpflichtige Mädchen den armen Herrn Castan verführt hatte. Natürlich unterließ der Herr Staatsanwalt nunmehr die Klageerhebung; dem Vater des entehrten Kindes theilte er in ausführlicher Darlegung die Ursachen mit, die sein Verhalten ihm zur Pflicht machten ....

Wie verlautet, soll jedoch eine Beschwerde bei der Oberstaatsanwaltschaft nachträglich dennoch die Klageerhebung zur Folge gehabt haben. Die Handlungsweise des Herrn Staatsanwalts aber verliert dadurch nicht das Mindeste an Gewicht und Bedeutung.

Vom Büchertisch.

Wetterleuchten der Reaktion. Zwei Betrachtungen über die Umsturzvorlage. Von L. Quidde und M. G. Conrad. Verlag der Staegmeyer'schen Verlagsbuchhandlung in München.

Die kleine Schrift enthält in wesentlich erweiterter Form die Reden, welche vor einiger Zeit die Herren Prof. L. Quidde und Dr. M. G. Conrad in München in einer außerordentlich gut besuchten Versammlung über die Umsturzvorlage hielten. Professor Quidde, der als Gelehrter und charaktervoller Politiker sich großen Rufes erfreut, erörterte besonders die politische Seite der Vorlage, während M. G. Conrad, der geistvolle Vorkämpfer auf dem Gebiete der modernen Literatur, die eventuellen Rückwirkungen der geplanten Gesetzgebung auf Kunst und Literatur darzulegen sich bemühte. Die Ausführungen der Herren Quidde und Conrad, die an Schärfe und Klarheit Nichts zu wünschen übrig lassen, wären vielleicht noch vernichtender ausgefallen, wenn damals, als sie niedergeschrieben wurden, schon die famosen Zentrumsanträge zur Umsturzvorlage bekannt gewesen wären, die es glücklicher Weise fertig brachten, daß in letzter Zeit so ziemlich das ganze gebildete Deutschland wie ein Mann sich gegen das neueste Werk der Reaktion erhob. Die Herren Conrad und Quidde standen schon auf den Schanzen, als die Andern noch schliefen. Die vorliegende Broschüre ist daher ein hochinteressantes Dokument zur Zeitgeschichte.

K. Sch.

Druck: G. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Verantw. Redaktion: Karl Schneidt Berlin.

Preis für den Raum eines Feldes (4 Zeilen) nur 1 Mk. netto.

Novitäten-Rundschau der „Kritik"

Berlin, den 16 März 1895

Alban Förster,

op 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied mit Pftebegl. f. mittl. Stimme. 80 Pf. Op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe und mittl. Stimme mit Pftebegl. à Mark. 1. Verlag v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstraße Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Heil aus China? J. S. Barwinoff. Ein Werklein, geschrieben f. die Herren Schuhmachermeister v. Wien, das aber auch Tischlermeister, Agrarier, selbst Beamte und andere Arten von Menschen lesen dürfen. Mk. 1.—. Verlag von Dr. Richard Hirsch, Litterar. Bureau in Berlin, An der Spandauer Brücke 9.

Neue Musikalien für Klavier Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.

G. Stapel,

op. 63. Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 80 Pf. Op. 69, Elisabethwalzer. Mark 1.20 Op. 70 Mein schön Berlin, Gesangswalzer. 50 Pf.

H. Berger,

op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf. Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Das der Menschheit Gemeinsame von L. Besser. Auch eine christlich-soziale Studie. Mit e. Anh.: „Ist die Welt Schein oder Wirklichkeit?". Mk. 2. Verlag v. Emil Strauß in Bonn.

Der Einfluß der gegenwärtigen Handelsverhältnisse auf den Sozialismus von F. v. Gradischeidt. Preis 30 Pf. Verlag von Leopold Weiß in Wien.

Die Reklame. Verlag von Robert Exner u. Co., Berlin SW. 68 ist das beste Insertions-Organ für alle Bureau-Bedarfsartikel. Man verlange Probenummer.

Universal-Bibliothek. Nr. 3341—3350. à —.20 ℳ. 3341—3346. Jack. Roman v. A. Daudet. Aus dem Franz. v. J. Moellenhoff (681 S.) Geb. 1.75 — 3347. Judith und Holofernes. Travestie v. J. Nestroy. Durchgesehen u. herausg v. C F Wittmann. (31 S.) — 3348. Wo ist die Frau? Lustspiel v R Kneifel. Regie- u. Soufflierbuch. (96 S.) — 3349. 3350. Der Edelstein. Von U. Boner. Ausgewählt u. sprachlich erneuert v. K. Pannier. (150 S.) Geb. —.80. Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Verfolgte Phantasie, Roman von O. Mysing. 5 Mark. Verlag von Otto Janke in Berlin.

Die sozialwissenschaftlichen Ideen Saint-Simon's. Ein Beitrag zur Geschichte des Socialismus. Mk. 2.50. Verlag v. Dr. H. Müller, Basel.

Linksum kehrt schwenkt — Trab! V. Frhr. E. v. Wolzogen. Ein ernstes Mahnw. an die herrsch. Klassen u. d. deutschen Adel insbes. Pr. 50 Pf. Verl. v. F. Fontane & Cie. in Berlin.

Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München 1895. Karl Schüler, Maximilianstraße 2

Die Aktien des Glücks. Satirischer Zeitroman von Adalbert v. Hanstein. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstr. 35.

Rennkalender für Deutschland. Herausgegeben vom General-Sekretariat des Union-Klubs Jahrgang 1894. Preis Mk. 12.—. Verlag von W. H. Kuhl in Berlin.

Wer geht mit? Von W. v. Blumenthal. Wider den Umsturz u. Klassenverhetzung. Für Mittelstandsreformen und Zusammenschluß der verschiedenen Klassen. Nach seinen Vorträgen zusammengestellt. 12. Tausend. 50 Pf. Verlag von H. Henkler, Buchdr. in Dresden.

Fürst Bismarck, ein Bild seines Lebens. Dem Volke, das ihn liebt, dargeboten. Von G. A. Tischer. Preis 20 Pf. Verlag von Emil Zeidler in Sorau.

Die Vogesen in Wort und Bild von A. Trinius. Ein Wanderb. durch d. Wasgau. Mit 22 Lichtdr. Vollbild. u. Orig.-Aufn. In Lief. à 50 Pf. Verl. von Otto Nemnich in Karlsruhe.

Böse Zustände im Gewerbe Ende des 19. Jahrhunderts von M. Kimbel. Pr. Mk. 1.20. Verlag der Schletter'schen Buchhandlung in Breslau.

Die Dringlichkeit d. Börsenreform, besonders unter dem Gesichtspunkte d. deutschen Landwirtschaft. Vortrag von Eschenbach. 40 Pf. G. Schönfeld's Verlag in Dresden.

Socialismus und **Anarchismus** von N. Reichsberg Preis 60 Pf. Verlag von August Siebert in Bern.

Heitere Geschichten aus meinem Leipziger Studentenleben. Dem Oberamtsrichter Mitterländer nacherzählt. Von R. Damm. M. 1.—. Verlag von Felix Simon, Leipzig.

Ballspende des „Verein Berliner Presse". Mk. 4.—. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstr. 12.

Dr. Paul Schlenther, Frauenarbeit im Theater. 60 Pf. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 12.

Prof. Dr. Max Haushofer, Eheirragen im Deutschen Reich 60 Pf. Richard Taendler, Verlags-Buchhandlung, Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 12.

Die Bildungsmüden, Roman v. Oskar Mysing (Otto Moro). Einzelpreis Mk. 3.—, geb. Mk 4.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstr. 35.

Litter. Sünden u. Herzenssachen. V. H Stümcke. Von zahlr. Blättern a. d. interess. litt Brosch. d. Gegenw a. Litteraturfr. empf. Pr. eleg brosch. 60 Pf. Verl. v. Ed. Rentzel, Berlin W 57.

Die Frau Majorin. Drama in 4 Aufz. n. d. Rom. des Spalmeyn i. d. deutsche Bühne bearb. v. Heinrich Stümcke. Pr. eleg. in Lederpapier-Umschl. Mk. 1,50. Verl. v. Ed. Rentzel, Berlin W 57.

Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred v. Hedenstierna. Verlag von H. Haessel in Leipzig. Preis Mk. 2 — per Band, geb Mk. 3 —

KAISER-CAFE

KÖLN a. Rh., 9 Hohestrasse 9.

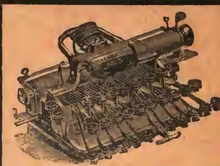
Einem verehrlichen reisenden Publikum hierdurch die ergebene Mittheilung, dass wir in unserem Hause die zweite Etage als

Privat-Hôtel

aufs Eleganteste eingerichtet haben, und empfehlen wir die Benutzung unserer Zimmer bei mässigen Preisen aufs Angelegentlichste. Bei längerem Aufenthalt Preisermässigung.

Hochachtend

Hecht & Weichelt.



Die

„Blickensderfer".

Beste und billigste

Claviatur-Schreibmaschine.

Preisgekrönt Chicago 1893.

Patentiert in allen Staaten.

Neueste u. grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.

84 Buchstaben, Zahlen u. Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko.

Groyen & Richtmann, Solingen.

H. A. Jürst & Co.

Königliche Hoflieferanten u. Hoflieferanten Sr. Maj. des Königs von Italien

FABRIK

von Neusilber und Neusilber stark versilberten Waaren

Berlin

EXPORT-MUSTERLAGER:

W. Unter den Linden 28, I. Etage

empfehlen

zur Berliner Messe 1895

ihre Nouveautés in versilberten Tafelgeräthen.

Alpacca-Bestecke Silberweiss.

Das Vollkommenste d. Cigarrenfabrikation ist die **Havana-Cigarre:**

„Klein, aber fein"

im Einzelkauf 4 Pfennig das Stück. In allen besseren Cigarrengeschäften Deutschlands erhältlich: sonst 200 Stück (1 Kiste) franko gegen **M 8.** Nachnahme direkt vom Fabrikanten.

J. Deckelmann in Hamburg.

Hans von Bülow

fand die Pianinos aus der Fabrik **W. Arnold, Aschaffenburg** als die besten und wählte eins zum eigenen Gebrauch. Preisliste und Bülows Original-Dankschreiben gratis.

Neue Berliner Musikzeitung

Wochenschrift für die musikalische Welt.

49[ter] Jahrgang.

Preis viertelj. 2 Mk. — Einzelne No. 30 Pf

Scharfe Beleuchtung aller wichtigen Erscheinungen des Musiklebens.

Probenummern gratis und franko!

Expedition: Berlin SW. Ritterstrasse 41 und Lichterfelde A. Schillerstr. 27.

Cheviots, Kammgarn

und

Buxkin à Mk. 2.95 p. Mtr.

Modernste und reichhaltigste Muster-Collection franko ins Haus. Versandgeschäft in Herren- und Knabenkleiderstoffen.

Oettinger & Co., Frankfurt a. M.

Handels-Akademie Leipzig.

Dr. jur. L. Huberti.

Kaufm. Hochschule. Eigene Fachschrift.

Verlange Lehrpläne u. Probenummern.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Druck. C. Regenhardt, Berlin W. Verantwortliche Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang — Nr. 25 — 23. März 1895

Gegen einen Verleumder.
Wilhelm II. Von Eduard Engels.
Sozialistischer Dilettantismus.
Eine Entgegnung von Frau Minna Cauer.
Die Monarchie in der „Zukunft“. Von Cent Eccomi.
Vom Standpunkt des Familienblattes.
Von Paul Knie.
Börsenleben II. Die vereideten Makler. Von Crassus.
Der geistige Konkurs. Von Karl Bleibtreu.
Vom Büchertisch.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm

Berlin W., Gleditschstraße 35

Fernsprecher: VI, 3707



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 23. März 1895

II. Jahrgang | Nr. 25 | Jahrgang II

Gegen einen Verleumder.

Herr Maximilian Harden weiß auf die Beurtheilung, die wir seinem literarischen Geschäftsbetrieb und seiner Persönlichkeit zu Theil werden ließen, nichts Anderes zu erwidern, als daß er uns — allerdings mit der für seine Feigheit charakteristischen Vorsicht, ohne Namensnennung — als Diebe, Betrüger und Hochstapler hinstellt. Die einzige Antwort, die wir hieraus zu ertheilen haben, nämlich die Klage wegen Verleumdung, ist bereits an die Adresse des Herrn Harden unterwegs.

Wilhelm II.

Wohl niemals, seitdem das neue Deutsche Reich steht, mögen die Wogen der Volkserregung mit so lauter Brandung an dem Deutschen Kaiserthron emporgeschlagen sein, wie gerade in jetziger Zeit.

„Wir halten es für unsere patriotische Pflicht," schrieb neulich eine angesehene Tageszeitung, „das öffentliche Geheimnis muthig und ehrlich zu offenbaren, daß in Deutschland alle Elemente sich zusammenfinden in erklärter Abneigung gegen einen Monarchismus, der sich Träger aller Weisheit zu sein dünkt, die Meisterschaft in Politik, Kunst und Wissenschaft für sich in Anspruch nimmt und seinen Willen zum obersten Gesetz zu stempeln bestrebt ist." — Es dürfte wohl Niemand aufstehen, der diesen Protest zu desavouiren lakaienhaft genug wäre. Und doch hat die erklärte Abneigung „aller" Elemente einen faulen Fleck. Das Gesalbader von Kreti und Plethi, der zwergenhafte Männerstolz vor Königsthronen — das Alles muß zuletzt selbst den radikalsten Demokraten mit Mißtrauen erfüllen, mit Mißtrauen nicht gegen die Nothwendigkeit der Opposition, sondern gegen die tiefere Berechtigung dieser Opposition. „Oeffentliche Meinungen, private Faulheiten" hat einmal ein geistreicher Mann gesagt, und wenn es zweifellos „patriotische Pflicht ist, gegen jenen oben geschilderten Monarchismus zu protestiren, so ist es ebenso zweifellos ein Verstoß gegen die patriotische Pflicht, durch gedankenloses Nachplappern des Gezeters, das heute selbst der dürftigste Gevatter Zippelmütz bei Bier und Tabak von sich zu geben pflegt, die ohnehin schon bedenklich breite Kluft zwischen dem Deutschen Volk und einem Fürsten noch weiter zu vergrößern, mit dem das deutsche Volk doch nun einmal zu rechnen hat.

Wenn „alle Welt" — jeder selbstständige Geist kennt ja diese „alle Welt" — übereinstimmend etwas behauptet, dann darf man überzeugt sein, daß „alle Welt" wieder einmal das zarte Gewächs der Wahrheit zu einem ekelen Brei gekaut hat. Die Wahrheit im höheren und höchsten Sinne ist immer individuell. Die allgemeinen Wahrheiten haben sich allezeit als Barrikaden gegen den Entwicklungsprozeß der Menschheit erwiesen; im Sturmlauf gegen sie besteht ja der eigentliche Fortschritt. In direkter Opposition nun gegen die Vulgäransichten und auf die Gefahr hin, gar Manchem zu mißfallen, wage ich es hier, der allgemeinen Wahrheit über Wilhelm II. meine individuelle Wahrheit entgegenzustellen, indem ich beweise, daß alle Jene, deren Unwillen ich auf mich lade, kein Recht haben, gegen den Monarchen ihre Stimme zu erheben, weil gerade sie, in die Lage des

Monarchen versetzt, genau ebenso handeln würden, wie dieser thatsächlich bisher gehandelt hat.*)

Faßt man das Verhalten der Menge gegenüber Wilhelm II. als Gesammtbild ins Auge, so wird man bald inne, daß die Gegnerschaft weniger eine systematische, klar intellektuelle, als vielmehr eine eruptive, gefühlsmäßige, instinktive ist. Man lehnt sich auf gegen die einzelnen, sporadischen Aeußerungen des Kaisers, nicht gegen ihn selber. Ihn selber kennt man überhaupt nicht anders, als höchstens in einem verschwommenen Totaleindruck; seine einzelnen verwunderlichen Paradoxe menschlich zu verstehen, psychologisch zu erklären, hat man sich noch kaum die Mühe genommen. Und doch überträgt sich die Gegnerschaft gegen Aeußerungen eines Menschen nur zu leicht auf den Menschen selber! — Es fragt sich, ob man überhaupt das Recht hat, über eine Persönlichkeit als solche zu urtheilen. Eine Persönlichkeit ist ein Faktum, eine Naturthatsache, für welche nur die Natur verantwortlich sein kann. Um so weniger also darf von einem Verurtheilen einer Persönlichkeit die Rede sein, und Letzteres erst recht nicht, wenn gar das gehörige Verständniß der Wesensbedingungen jener Persönlichkeit mangelt.

Die instinktive Gegnerschaft der Menge gegen Wilhelm II. läßt sich nur nach jener bekannten psychologischen These erklären, die bisher zur Erklärung instinktiver Gegnerschaft einzig und allein sich als stichhaltig bewährt hat, die These nämlich, daß keine erbittertere Feindschaft denkbar ist, als zwischen zwei vollkommen kongruenten Persönlichkeiten. Wie die gleichnamigen Pole zweier Magnetnadeln, die man einander nähert, sich abstoßen, die entgegengesetzten sich aber anziehen, so auch zwei völlig gleichgeartete Menschen auf der einen und zwei supplementäre auf der anderen Seite. Dieser Vorgang ist in seinem ursächlichen Zusammenhang nicht schwer zu begreifen. Zwei verschiedenartige Charaktere werden leichtlich die einen oder anderen Eigenschaften besitzen, die sich gegenseitig auf das Beste ergänzen, so daß aus der Verbindung beider ein mehr oder minder harmonisches Ganze hervorgeht, das vollkommener ist als seine Einzelbestandtheile. Den umgekehrten Vorgang, die Abstoßung zwischen zwei identischen Persönlichkeiten, wird man ebenso bequem verstehen, wenn man aus den komplizirten Verhältnissen der Gegenwart sich in die primitiven Zustände der Urzeit versetzt denkt. Zwei einander vollkommen gleiche Individuen eines Nomadenstammes sollen einander begegnen. Ihr Hunger, ihr Durst, ihre sexuelle

*) Anmerkung für den Staatsanwalt. Es soll hier zwischen den gedachten Leuten und dem Kaiser keine weitere Parallele gezogen werden, als die im weiteren Verfolg des Artikels thatsächlich gezogene. Der Verfasser.

Begehrlichkeit werden zu derselben Minute erwachen, sie werden denselben Gegenstand zu ihrer Befriedigung auserkiesen, sie werden beide gleichzeitig die Hand darnach ausstrecken, kurz, sie werden auf Schritt und Tritt in eine Gegnerschaft zu einander gerathen, in eine Rivalität, die nur mit dem Tode des Einen von ihnen wird besiegelt werden können. Was aber in primitiven Kulturzuständen ein natürlich Unvermeidliches ist, bleibt trotz aller nivellirenden Thätigkeit der Kultur ebenso naturnothwendig, nur daß die Erscheinungen an Kraft und Farbe verlieren, indem z. B. an die Stelle von offener, ehrlicher Fehde das niederträchtige Getuschel auf der Bierbank und beim ästhetischen Thee tritt.

Besteht nun wirklich eine Art Kongruenz zwischen Wilhelm II. und seinen Gegnern, so würde daraus folgen, daß Wilhelm II., wäre er zufällig Unterthan statt Herrscher, einem Monarchen wie Wilhelm II. nach Maßgabe seiner genaueren Aehnlichkeit eine weit schroffere Opposition machen würde, als heute selbst der radikalste Bürger; und umgekehrt, daß unter den heutigen Protestlern aus dem Bürgerthum derjenige am genauesten das Beispiel Wilhelms II. kopiren würde, falls man ihn zum Kaiser machte, der heute am hitzigsten gegen den Monarchen polemisirt. Es entsteht also die Frage: giebt es ein tertium comparationis zwischen dem Kaiser und der Opposition, und worin besteht dasselbe? Auf eine einzige gemeinsame Eigenschaft, wenn auch auf die beiderseits hervorragendste, muß sich nämlich die gedachte Kongruenz beschränken, da die Opposition eine vieltausendköpfige Menge ist und eine solche unmöglich aus ganz und gar und in jeder Beziehung gleichgearteten Individuen zusammengesetzt sein kann. Der gemeinsame Grundton, der allen diesen Tausenden von Charakteren eignet, muß dann auch die Basis für die Individualität des Kaisers abgeben.

Fragt man nun, welches dieser Grundton bei Wilhelm II. wohl sei, so denke ich, es wird mir niemand widersprechen, wenn ich denselben in einem ausgeprägten Ichbewußtsein, einem extravaganten Ipsismus, einem hochgesteigerten Persönlichkeitsgefühl erblicke. Es dürfte aber auch der Nachweis nicht schwer sein, daß in eben jenem Ipsismus, in eben jenem Drang, das ureigenste Ich in die Erscheinung zu treiben und zur Geltung zu bringen, das hauptsächlichste Merkmal der gegenwärtig lebenden Generation besteht. Um also möglichst sicher zu gehen, werde ich versuchen, meine obige Formel für den Zeitgeist historisch zu begründen.

In Karl Marx' „Kapital" findet sich folgende interessante Stelle: „Die Produktionsverhältnisse in ihrer Gesammtheit bilden das, was man die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Gesellschaft nennt, und zwar eine Gesellschaft auf bestimmter geschichtlicher Entwickelungsstufe, eine Gesellschaft

mit eigenthümlichem, unterscheidendem Charakter." Mit dieser gewiß hinreichend mit materialistischem Oel getränkten Blendlaterne habe ich die Spuren der „Persönlichkeit" durch die Jahrhunderte der Geschichte verfolgt und bin dabei zu folgendem Resultat gelangt. In der ersten kommunistischen Epoche, die jedes Volk erwiesenermaßen durchgemacht, sind die Personen im Verkehr der Menschen unbestritten die Hauptsache. Es giebt keinerlei Privilegirte, ausgenommen die Privilegirten der Persönlichkeit. Und so stehen hervorragende Patriarchengestalten und waffengewaltige Recken an der Wende jener Zeiten. Nun entwickelt sich der Tauschhandel. Die Sachen beginnen zu gelten, der Begriff der Waare bildet sich, indem die Sachen einen Werth erhalten in völliger Loslösung von der Persönlichkeit. In demselben Maaße aber, wie das Ansehen der Waare wächst, schwindet das Ansehen der Person. Nicht um der menschlichen Gesellschaft willen produzirt man jetzt, sondern um der Waare willen. Und wie vorher die materiellen Güter zum Genuß der Personen dienten, so treten jetzt die Menschen in den Dienst der Waaren. Es entwickelt sich die Waaren-Konkurrenz, und in dem Konkurrenzkampf entscheidet nicht die Persönlichkeit des Produzenten, sondern die Qualität der Waare. Freilich richtet sich die Vortrefflichkeit der Waare nach der Befähigung des Verfertigers, aber nur die Waare erscheint auf dem Forum der Oeffentlichkeit. Die Waare ist eben mündig geworden und tritt für sich selber ein, genau ebenso, wie es ein volljährig gewordener Jüngling thut, der sich dagegen verwahren würde, seine Verdienste auf den Vater zurückgeführt zu sehen. Ganz schüchtern zunächst und dann in immer machtvoller anschwellendem Crescendo beginnt jetzt jenes große, merkwürdige Naturgesetz sich geltend zu machen, das ich das Gesetz der Kontraste nennen möchte. Lade ich den inneren Staniolbelag einer Leydener Flasche mit positiver Elektrizität, so zeigt der äußere sich sogleich negativ elektrisch. Singe ich in ein Klavier einen Ton hinein, so schickt mir das Klavier gewisse andere, entgegengesetzte Töne zurück. Schaue ich einen gefärbten Papierschnitzel, etwa einen rothen, längere Zeit an, so erblicke ich, wenn ich nachher die Augen schließe, ein Farbenbild in komplementärer, hier grüner Farbe. Ganz ähnlich verhält es sich auf rein psychologischem Gebiet. Ein immer anschwellender Druck auf die Persönlichkeit eines Menschen z. B. wird ein immer anschwellendes Forte und zuletzt ein rauschendes Fortissimo des Individualismus auslösen. Mit der mittelalterlichen Städteentwickelung hebt dies Forte eigentlich zum ersten Male an. Das öffentliche Zurschautragen üppigen Prunkes in den Städten ist nichts anderes als eine zahmere Form der Rauflust des freieren Ritterthums auf dem Lande. Beides sind Proteste gegen die

schwindende Bedeutung der Persönlichkeit. Der heranwachsende Kapitalismus und das durch ihn bedingte Zurücktreten selbst der Waare, an welcher doch wenigstens ein Abglanz der Persönlichkeit ihres Verfertigers haftete, hinter der allgemeinen, der vollkommen unpersönlichen Waare, dem Gelde, thut dann ein Uebriges, um die Persönlichkeit noch weiter in den Hintergrund zu schieben. Die Menschen beginnen zu fühlen, daß ihnen der Götze, den sie selbst geschaffen, über den Kopf wächst; sie empfinden, daß Geld anfängt, „Macht" zu bedeuten, und daß vor dieser Macht die Persönlichkeit mehr und mehr zurückweicht. Wer zu Geld gelangen will, muß in dem Konkurrenzkampf immer mehr von seiner Persönlichkeit opfern; zunächst physische Kräfte, dann geistige und zuletzt moralische. Dadurch wird die menschliche Individualität verwischt, erstickt, paralysirt. Und naturgemäß reagirt diese Individualität, reagirt um so heftiger, je mehr sie Grund hat, über die Entleerung, die Entnervung des Ich zu erschrecken. Glühend ist die Scham über diese Entdeckung, und der heiße Wunsch, noch eine Persönlichkeit zu besitzen, schlägt in den krampfhaften, verzweifelten Wahn um, noch eine Persönlichkeit zu sein. Nur noch eine einzige Schranke kannte das Ich: die Gottheit. Und diese letzte Schranke zu beseitigen, die das in immer wachsender äußerer Knechtung immer nervöser, gereizter, unduldsamer werdende Ich je länger je weniger ertragen konnte, darin besteht die ganze Kulturarbeit Europas, von den Humanisten angefangen, bis zu dem Augenblick, da Nietzsche schreiben konnte: „Sonderbar! Hat dieser alte Heilige in seinem Walde nichts davon gehört, daß Gott todt ist?"

Auf den gothisch-katholischen Rausch folgte die protestantische Nüchternheit: an der Gottheit wagte man seinen Zahn noch nicht zu wetzen; man wetzte ihn also an der bisherigen Lehre von der Gottheit. Die wirthschaftliche Kalamität aber benahm den Leuten allmählich auch diese Zimperlichkeit. In der aufkommenden Manufaktur bethätigte sich der letzte Rest von Persönlichkeit, der gleich nachfolgende Maschinenbetrieb tilgte auch diesen Rest erbarmungslos hinweg. Waren die Besitzenden zu bloßen Nummern, zu Ziffern, die den Inhalt ihrer Geldbeutel angaben, herabgesunken, so waren die Arbeiten zu einem bloßen Anhängsel der absolut regierenden Maschine geworden. In dem mächtig aufblühenden Militarismus, der auch keine Persönlichkeit mehr kennt, sondern nur Kanonenfutter, Automaten, Drahtpuppen, Reih- und Gliedmenschen, ging dann zur Vervollständigung des Verflachungsprozesses die große Dampfnivellirwalze über die Erde. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben; der gestaute Strom der Persönlichkeit mußte seine Schleusen sprengen und mit um so größerer Verwüstung durchs Land brausen, je weniger der Entwickelungsprozeß von der Persönlichkeit

noch übrig gelassen hatte. Der Absolutismus der Autokraten wurde in blutigem Barrikadenkampf zermalmt und der — konstitutionelle Absolutismus der Parlamente an seine Stelle gesetzt. Das letztere war vom Standpunkt des Ich ein Irrthum, den die Persönlichkeit bis auf den heutigen Tag bereut und der nicht wenig dazu beigetragen hat, die ohnehin schon bestehende Spannung noch zu vergrößern. Das Ich wollte unbändiger Freiheit sich erfreuen, und da Alle den gleichen Wunsch hegten, berief man eben Alle zur Herrschaft. Um die Situation noch kritischer zu machen, suchte man die wirthschaftliche Emanzipation auf dem gleichem Wege durchzusetzen, wie die politische. Es entstand die Sozialdemokratie und in ihr — es sei hier bloß an Bebels Wort erinnert: „Wer nicht Ordre parirt, fliegt hinaus!" — der brutalste Massenabsolutismus, der vom Standpunkt der Persönlichkeit denkbar ist. Unter diesen Verhältnissen war denn die Rebellion des selbst in seinen Freiheitsbestrebungen der Fesselung verfallenen Ich unabwendbar: Anarchismus und Nihilismus schossen üppig ins Kraut. Es ist hier nicht von dem blutigen Anarchismus eines Caserio die Rede, sondern von dem idealen Anarchismus auserlesener Geister, überempfindlicher Naturen, denen selbst die leiseste Berührung durch fremde Hand unnennbare Qual verursacht, von jenem Anarchismus des titanentrotzig sich aufrichtenden, Himmel und Erde ewigen Hohn ankündenden Sklaven Persönlichkeit, der entweder seine alten, vollen Menschenrechte wieder haben, oder aber im Kampf auf Leben und Tod mit den Kulturbedingungen, die ihm sein Heiligstes, seinen einzigen wahren Besitz gestohlen haben, sich aufreiben, sich zermürben will.

An dieser Etappe der geistigen Entwicklung sind wir heute angelangt. Die heutige Philosophie hat mit dem „Hammer" philosophiren gelernt, und das in eine Art von Tobsucht verfallene Ich hat mit diesem Hammer alles Nicht-Ich, und auch den alten Gott erschlagen. Der alte Mensch aber, der entpersönlichte, ist in Acht und Bann erklärt, das geschundene Ich schreit nach Wiedergeburt, als „Uebermensch" möchte es auferstehen, und „Wille zur Macht" heißt seine Losung. Wille zur Macht — verstehen wir dieses Wort recht! Es ist jene gleiche Macht, die der Mensch im Laufe der Jahrhunderte aus seiner Persönlichkeit herausgeschöpft und auf die Dinge (Waaren und Geld . . .) übertragen hat, bis er zuletzt ganz ausgeschöpft, ganz ausgemergelt in erbärmlicher Nacktheit dastand und seines Jammers inne wurde. Jetzt verlangt er zurück, was einst sein war. Und — sonderbar, oder vielmehr ganz natürlich: derjenige der am lautesten die Persönlichkeit proklamirt, der als Gigant rudimentäre Gedankenblöcke zum Babelthurm des Uebermenschthums aufthürmt, ist als Persönlichkeit — ein kranker gebrechlicher Philologe. Ein anderer aber, der vor 50 Jahren

dasselbe gethan, Kaspar Schmidt, genannt Max Stirner, war ein — sanfter Mädchenschul-Professor, der sein revolutionärstes Werk mit der Widmung versah: „Meinem Liebchen". Hier enthüllt sich die ganze titanische Bewegung als Tragikomödie, die nur zu viel Aehnlichkeit hat mit jenem oft beobachteten, leidenschaftlichen Zeugungsbedürfniß Schwindsüchtiger kurz vor dem Tode.

Eine Tragikomödie ist zum Theil auch die heutige Opposition gegen Wilhelm II. Eine so große und ernste Sache aber, wie der Kampf eines edlen Volkes um seine heiligsten Güter soll und darf nicht in das Gebiet des Lächerlichen gezogen werden.

* * *

Der Anarchismus als Radikalismus der Persönlichkeit ist natürlich nur die Zenithkonstellation des gegenwärtigen Zeitgeistes. Wie jeder Radikalismus nur die höhere Potenz einer liberalen Basis ist, die vielleicht selbst wieder als Potenz einer anderen Basis auftritt, so hat auch der Radikalismus des Ich seine verschiedensten Abtönungen in gebrochenen Farbennüancen bis zu den diskretesten Modefarben hinunter. In diesem wechselreichen Farbenspiel des intransigenten Ich-Kultes schillert nahezu unsere ganze heutige Gesellschaft. Will man die wahre geistige Witterung eines Zeitalters erforschen, so wird man in Anbetracht der Subtilität der meteorologischen Erscheinungen des Geisteslebens ein möglichst empfindliches Hygroskop zu Rathe ziehen müssen. Das empfindlichste Hygroskop aber, das es in dieser Hinsicht giebt, ist nicht etwa die Politik, obschon diese ja vorzugsweise die Öffentlichkeit beherrscht, sondern die zartbesaitete Kunst und allenfalls die Philosophie. Die sensitive Künstlernatur reagiert viel schneller und merklicher auf jede „Depression", jedes „Maximum", jede Windveränderung, wie irgend ein anderes Sensorium. So viele Richtungen allerorten in Malerei, Poesie, Musik . . . auch aufschießen mögen, sie alle stimmen überein in dem Abstreifen aller jener Fesseln, die Tradition, Schule, Pietät . . . der freien Persönlichkeit auferlegt hatten. Ein unsäglicher Drang nach einem großen, jauchzenden, weltüberstrahlenden „Neuen" hat sich der Geister bemächtigt und so steht man im tiefsten Innern bewegt und lauscht in das eigene werdensvolle Ich hinab, wie wohl im März der Naturfreund im kahlen Walde stehen mag, wenn noch der Sturm durch die feuchten Gründe wuchtet und doch unter dem schweren Erdreich unsichtbar schon der große Werdedrang waltet, der die Keime weckt und die Knospen sprengt. Ein Unendliches soll sich entfalten, ein neuer Menschheitsfrühling. Mit unaussprechlicher Sehnsucht fühlt man in innerster Brust gestaltende Kräfte arbeiten, man beschleicht sie, sucht ihr Geheimniß zu erhaschen, nachzulallen, der Welt zu verkünden, so zu verkünden, wie man es aus sich selbst erforscht zu haben glaubt: in aller-

persönlichster Weise. Das ist der tiefere Sinn all der „Sezessionen" die wir erleben, das der tiefere Sinn all der mißlingenden, meist tiefsinnig-bizarren Kunstproduktionen aller Art. Und das Publikum? Es fühlt dieselbe Sehnsucht wie die schöpferischen Ingenien an sein Innerstes pochen und bethätigt sie in der ihm zugänglichen Sphäre. Man gehe in die Kunstausstellungen, in den Konzertsaal, ins Theater. Wofür begeistert man sich? Für Werke, aus denen mehr oder minder aufdringlich eine Persönlichkeit spricht. Manifestationen einer Individualität verlangt man; welcher Art diese Individualität sei, darauf kommt es garnicht an. Genie wird schlankweg = Persönlichkeit, Persönlichkeit eo ipso = Genie gesetzt.

Und ein Zeitalter mit solchen Idealen will Wilhelm II. einen Vorwurf daraus machen, daß er den gleichen Persönlichkeitsdrang bethätigt — mit einer gewissen Bravour bethätigt? — Sehen wir von seiner Stellung als König und Kaiser ab und fragen, welche Anschuldigungen man gegen ihn als Mensch vorzubringen weiß, so erfahren wir lauter Dinge, die mit einem prononcirten Ipsismus im engsten ursächlichen Zusammenhang stehen. Man redet da von Keckheit im Urtheilen, von herausplatzenden, oft fast beleidigenden Aeußerungen, von hastender Beschäftigung mit den heterogensten Dingen, von launenhaften, wechselvollen Entschlüssen, von rastlosem Hin- und Herreisen u. dergl. mehr.

Bedarf es eines Beweises, daß jene „Keckheit im Urtheilen" auf das genaueste zusammenfällt, mit dem Ichkultus überhaupt? Der ganze moderne Realismus z. B. ist ja nichts anderes als — eine Anmaßlichkeit im Urtheilen. Es verarge Niemand dem modernen Menschen eine Keckheit im Urtheilen. — Aehnlich verhält es sich mit den „herausplatzenden Aeußerungen". Die bisherige Aschenbrödelrolle der Persönlichkeit, dazu der Haß gegen das Alte, wirklich oder vermeintlich Ueberlebte, der Drang nach dem großen „Neuen" und der Widerstand der dumpfen Menge haben zuletzt eine Art Hochdruck, eine Art forcirter Spannung, eine Art explosiver Stimmung über die Welt gebracht, und da kann es denn vorkommen, daß hier oder da gelegentlich ein Ventil sich öffnet und mit verblüffendem Effekt einen solchen Schwall von Dämpfen in die Oeffentlichkeit pufft, daß den dünnathmenden Leutchen Beklemmungen, Athmungsnoth und Schnupfen kommen. Dieselben dünnathmenden Leutchen sollten sich aber erinnern, daß sie sonst gerade diese herausplatzenden Aeußerungen vor allen anderen bevorzugen. Niemals ist für eingehende, schwierige, eine lange Kette von Schlußfolgerungen umspannende Untersuchungen die Zeit ungünstiger, für geistreiche Aperçus, glitzernde Gedankenraketen, feuilletonistisches Confettiwerfen aber günstiger gewesen, als gerade heute.

Was die übel vermerkte „Beschäftigung mit den heterogensten Dinge"

anbelangt, so ist diese eigentlich bloß ein Ausfluß des heutigen Strebens nach Universalität. Was der Persönlichkeit an Gehalt und Nachdruck in Folge ständiger Reduktion abgegangen ist, das sucht man durch beständige Erweiterung des geistigen Horizonts und einen gewissen Imperialismus des Gedankens zu vertuschen. So ist es gekommen, daß eine gewisse Vielseitigkeit heute gewissermaßen zum Existenzbedürfniß geworden ist und jedenfalls zum modernen guten Ton gehört.

Die „wechselnden, launenhaften Entschließungen" sind eigentlich nur das moralische Komplement der intellektuellen Vielseitigkeit, wie das rastlose Hin- und Herreisen das auf Raum und Zeit übertragene Ergebniß beider ist. Alle drei sind Postulate der anarchischen, selbstherrlichen Persönlichkeit, die sich in kein Korsett will einschnüren lassen. Mit dem Wechsel der Entschließungen kann Charakter sehr wohl bestehen; nur nicht Charakter im vulgären Sinn. Die Natur hat den Menschen weder geistig, noch körperlich als starres Petrefakt geschaffen.

Es ist fast selbstverständlich, daß einem Zeitalter, welches dem Radikalismus der Einzelpersönlichkeit verfallen, alle diejenigen Institutionen verleidet sind, welche einen mehr oder minder hohen Grad von Altruismus zur Voraussetzung haben. Ganz besonders verhaßt sind diejenigen gesellschaftlichen Formen, die irgendwelchen obrigkeitlichen Charakter tragen. Vor allen Dingen also der Staat. Der Staat fordert eine gewisse Beschränkung der Bewegungsfreiheit des Individuums zu Gunsten der Allgemeinheit. Folglich bäumt sich die Persönlichkeit gegen ihn auf — muß sich gegen ihn aufbäumen. „Der Staat fängt dort an, wo der Mensch, der ein Mensch ist, aufhört", orakelt Zarathustra, und ich bin überzeugt, daß Tausende diesen Spruch begeistert nachbeten werden, ebenso wie jenen anderen, wonach der Staat der langsame Tod Aller ist.

Auch in Kaiser Wilhelm II., der in dieser Beziehung ein echter Sohn seiner Zeit ist, bäumt sich die Persönlichkeit gegen den Staat auf. Nur liegt die Sache bei ihm umgekehrt wie beim Bürger. Was für diesen eine Garantie der Freiheit ist, erscheint jenem als Fessel und umgekehrt. Jede Verfassung bedeutet eine Kapitulation des Monarchen vor dem Volk. Die Verfassung ist die Fessel des Regenten, die Gewähr der Selbstbestimmung für den Bürger. Folglich muß ein Fürst, in welchem die Persönlichkeit nach ihren Rechten schreit, nothwendig eine Art Absolutist sein. Dasselbe Motiv veranlaßt also zwei direkt gegeneinander gerichtete Bewegungen: die Aufhebung des Staats auf der einen und die schärfere Betonung der Staatsgewalt auf der anderen Seite. Ihrem Wesen sind beide Bewegungen einander völlig gleich; es ist also ein Unsinn, ein Widersinn, wenn die Anhänger der einen Richtung den Repräsentanten der

anderen bekämpfen. Bewundern sollten sie ihn, wie sie Zarathustra bewundern. Man denke sich nur Zarathustra auf den Thron gesetzt und frage sich, ob er nicht absolut regieren würde? „Suprema lex regis voluntas", sagt Wilhelm II.; „ein Recht, das Du Dir rauben kannst, sollst Du Dir niemals schenken lassen", meint Zarathustra.

Bevor die bürgerlichen Ipsisten die selbstbewußte Veranlagung des Herrschers erkannten, ist dieser des Ichfanatismus seiner Zeitgenossen inne geworden. Er wußte oder fühlte instinktiv, daß dieser Fanatismus bei der Mehrzahl seiner Repräsentanten nicht einem Ueberschuß, sondern, umgekehrt, einem Defizit an Persönlichkeit und Kraft entspringt, und so war es taktisch klug von ihm, dieses Defizit als Bresche zu benutzen, um eventuell eine Verstärkung der königlichen Macht durchzusetzen. Auf die extreme Demokratie ist ja allezeit der Imperialismus gefolgt. Wenn dies im vorliegenden Falle nicht geschehen ist, so haben wir darin einen erfreulichen Beweis für die Thatsache zu begrüßen, daß in dem Persönlichkeitsdrang unserer Zeit unter den vielen ungesunden Auswüchsen desselben auch noch ein tiefgesunder Kern steckt.

* * *

Es wäre unnatürlich, wenn der Zeitgeist vor der Thronen der Monarchen Halt machte; es wird also eine Epoche kommen, wo der Ipsismus mehr oder minder alle regierenden Häupter ergriffen haben und das Volk sich vor die Entscheidung gestellt sehen wird, ob es seinem obersten Repräsentanten gestatten will, ein Bürger seiner Zeit zu sein, d. h. mit ihr den allgemeinen Persönlichkeitsdrang zu bethätigen oder nicht. So ungerecht es wäre, den Throninhaber in dieser Beziehung an seinen einfachsten Menschenrechten zu verkürzen, so unmöglich ist es, daß der Ipsismus auf dem Throne und der Ipsismus im Bürgerthum mit einander bestehen können. Das Eine schließt das Andere aus. Tritt also nicht eine Ebbe in der Zeitströmung ein, so wird diese Ebbe im Königthum eintreten, welch letztere ja von den „Wissenden" schon lange erwartet wird.

Statt nun aber so ehrlich zu sein, die hier entwickelten Konsequenzen zu ziehen, gefällt sich die Mehrheit der Opposition gegen Wilhelm II. in einem Gebaren, das man gegenüber der Keckheit, womit Wilhelm II. sein „Suprema lex ..." hingestellt hat, nicht anders wie als feig bezeichnen kann. Ist diese Feigheit — sie läßt sich nicht einmal aus Furcht vor dem Strafgesetzbuch erklären — schon an und für sich erbärmlich genug, so erscheint sie geradezu ekelerregend, wenn man erwägt, daß sie die Feigheit von Leuten ist, die dem Kultus der Persönlichkeit huldigen. Hier zeigt es sich am deutlichsten, wie sehr Wilhelm II. vielen seinen Gegnern persönlich überlegen ist Dort individuelle Ansichten und kecker Muth der persönlichen Ueberzeugung, hier kleinliche Gereiztheit und nicht einmal der

Muth der allgemeinen Ueberzeugung. Hier wird in der That der „Männerstolz vor Königsthronen" lächerlich, und man müßte unwillkürlich für den Monarchen Partei ergreifen, wenn es nicht auch noch Leute gäbe, die der monarchischen Konsequenz des Ipsismus, hingestellt in den Worten Suprema lex regis voluntas die bürgerliche Konsequenz des Ipsismus, die „Republik", entgegenzusetzen den Muth besäßen.

Der sogenannte Absolutismus Wilhelms II. ist nach meinem Dafürhalten gar kein Absolutismus. Er ist eigentlich nichts anderes als ein ekstatische Aristokratie. Nicht gegen die Verfassung will er verstoßen, sondern nur ein souveränes Ich nach Art des Ipsismus absolut zur Geltung bringen. Einem starken Persönlichkeitsgefühl widerstreitet aber nichts so sehr wie das Gegentheil der Persönlichkeit: die Menge, die „kompakte Majorität", wie Thomas Stockmann sagt. Und nun gar vor dieser „Menge" sich verbeugen, ihr etwas zu verdanken haben? Nach der Verfassung ist der Kaiser nichts als der Vertrauensmann der Nation, er verdankt seine Krone dem Volke, der Menge, der kompakten Majorität. Es bleibt dem Ipsisten also nichts anderes übrig, als den unerträglichen Gedanken an die Ueberlegenheit der brutalen Majorität durch einen Sprung in transzendentale Regionen abzustreifen, mit anderen Worten das Gottesgnadenthum zu proklamiren. So wird, was unter anderen Umständen ein Ausfluß bizarrer Mystik wäre, hier zu einem Akt der Nothwehr, wie ihn nur muthiges Selbstgefühl wagen mag. Wilhelm II. ist eben Ipsist im großen Stil, er ist, wenn man mich recht verstehen will, der „Anarchist*) auf dem Thron".

Ich bin weit entfernt, Wilhelm II. irgend verherrlichen zu wollen, sintemalen ich wegen mehrerer Preßangriffe auf ihn als Majestätsbeleidiger vor dem Schwurgericht gestanden habe; aber ich bin selber Ipsist genug, um mit ihm denken und mit ihm empfinden zu können und Verständniß zu haben für den unverkennbaren großen Zug in seinem Wesen. Ich sehe in dem gesunden Ipsismus das treibende Agens, welches den gewaltigen Umschwung der Dinge, vor dem wir stehen, unaufhaltsam herbeiführen wird. Statt also einen Monarchen, der mit der zukunftgestaltenden Zeitströmung so eng verwachsen ist, durch unzweifelhaft gut gemeinte Opposition geradezu gewaltsam den reaktionären Mächten, die an seinem Hofe leider noch immer die Oberhand haben, in die Arme zu treiben, würde ich es für politisch klüger halten, ihn von seiner inneren Geistesverwandtschaft mit den Stürmern und Drängern, die nach einer Erneuerung unseres öffentlichen Lebens lechzen, zu überzeugen, und ihn, der gewiß einer der intelligentesten Hohenzollern ist, die seit Langem auf dem Thron gesessen, gewissermaßen in die Mitte zu nehmen, damit er an die Spitze der Zeitströmung sich stelle und ihr zum Siege verhelfe, statt sie, irre gemacht an manchen ihrer Vertreter, durch Umsturzgesetze und andere junkerlich-pfäffische Bestrebungen gewaltsam zu ersticken. Allerdings erheben sich starke Zweifel in mir, ob Solches überhaupt möglich sein würde.

Ulm a. D. Eduard Engels.

---

*) Für den Staatsanwalt: An—archist ist ein Mann, der keinen Herrn über sich duldet, dessen starke Persönlichkeit sich keine Fesseln anlegen läßt.

Sozialistischer Dilettantismus.

Als Erwiderung auf den in Heft 23 der „Kritik" unter dieser Ueberschrift veröffentlichten Artikel des Fräulein Marie Mellien ist der Redaktion nachstehender „offener Brief" zugegangen:

„Geehrter Herr Redakteur!

In Nr. 23 vom 9. März d. J. bringt Ihr Blatt einen Artikel, betitelt „Sozialistischer Dilettantismus" von Marie Mellien.

Sie haben nach dem Erscheinen dieses Aufsatzes an Frau Professor von Gizycki geschrieben und haben derselben Ihr Blatt zu einer längeren Erwiderung freigestellt.

Frau Professor von Gizycki hat dieselbe abgelehnt aus dem einen Grunde, den Sie, geehrter Herr Redakteur, sich wohl von selbst gesagt haben, und den Ihre Leser begreiflich finden werden, wenn sie erfahren, daß Frau von Gizycki am 3. März durch den Tod ihres edlen Gatten aufs Tiefste gebeugt ist, des Mannes, der in den weitesten Kreisen dafür bekannt war, wie er unentwegt für die soziale Frage in Wort und Schrift arbeitete, wobei ihm seine Gattin als gleichgesinnte Gefährtin beistand.

Der Schmerz um diesen Verlust ließ Frau von Gizycki kaum empfinden, was ihr und ihrer Sache durch eine solche Darstellung, wie sie der oben erwähnte Artikel bringt, angethan worden ist, und erst die allgemeine Entrüstung, über die Art und Weise der Schreiberin, Frau von Gizyckis Auftreten zu beurtheilen, machte sie aufmerksam und reifte in ihr den Entschluß, mir die erbetene Erlaubniß zu gewähren, Richtigstellungen zu bringen. Frau von Gizycki lehnte jedoch Ihre Aufforderung, geehrter Herr Redakteur, noch aus einem anderen Grunde ab, der auch in mir ein Schwanken hervorgerufen hatte, so daß dieser Brief etwas später erfolgt, als es meine Absicht war. Wir sagten uns beide, daß es eine vornehmere Denkweise bekunde, zu schweigen, daß es nicht möglich sein würde auf eine Gesinnung einzugehen, welche der unsrigen so fern liegt, so daß wir dieselbe kaum zu verstehen vermögen. Doch auch hier wirkte die allgemeine Entrüstung und noch mehr die Liebe zur Sache, welche eine Richtigstellung, wenigstens des Gesagten, erfordert.

Der Wortlaut des Vortrags liegt vor mir, ich selbst war an dem erwähnten Abend zugegen, Frau von Gizycki ist meine treue Mitarbeiterin, ich besitze also ein Recht zur Erwiderung, und ich halte es für meine Pflicht, einige Erklärungen abzugeben, welche ich Sie bitte mit diesen Worten an Sie, in der nächsten Nummer Ihres Blattes zu veröffentlichen.

Auf die durchweg völlige Entstellung des Aeußerlichen, auf welches

die Schreiberin des Artikels mit besonderer Vorliebe eingeht, will ich mich nicht einlassen. Es würde mich zu weit führen und ist auch zu nebensächlich, nur auf Sensationsbedürftige berechnet. Die erregte Phantasie der Verfasserin läßt z. B. die Rednerin von „schwarzem Atlas umflossen“ sein, indeß Frau von Gizycki in einem einfachen wollenen Rock erschienen war mit dazu passender Blouse, und die fast umscheinbare Blume im Gürtel wird bei Fräulein Mellien zu einem „Strauß rother Rosen“.

Daraus erhellt, wie glaubwürdig die andern Darstellungen sind. Eine Thatsache ist jedoch richtig wiedergegeben worden. Die Schreiberin sagt: „Vor einigen Tagen wohnte ich in einem obskuren Lokale einer obskuren Straße des fernen Nordostens einer Versammlung bei“ u. s. w. — Bis jetzt, soviel ich weiß, hat die Arbeiterschaft unserer Stadt noch niemals in der Philharmonie oder in den Prachtsälen von Berlin W. getagt. Man kann nur über den oben zitirten Satz erstaunt sein und sich über die Unkenntniß der sozialen Verhältnisse in der Residenz bei der Schreiberin wundern. Wer in der Frauenbewegung eine große Kulturaufgabe erblickt, der ist in Berlin N. und N.O. zu finden, wie auch z. B. Lady Henry Somerset in England bei den armen Bergarbeitern und Miß Frances Willard bei den Betrunkenen in ihrer amerikanischen Heimath und Gräfin Butler-Haimhausen bei den „Verlorenen“ ihres Geschlechts. Wer in der Frauenbewegung jedoch nur einen Sport sieht, und das soll bei einigen Frauen der Fall sein, wie man sagt, der kennt keine obskuren Straßen und hält auch keine Reden in obskuren Lokalen. —

Frl. Mellien spricht am Schluß ihres Artikels „von dem Geist wahrer Liebe und Religiosität“ und wirft Frau von Gizyckis Rede „kalte, abgezogene Moral“ vor. — Von dem Geist der Liebe und Religiosität, der Frl. Mellien beim Schreiben ihres Aufsatzes erfüllt hat, habe ich nichts bemerkt und mit mir niemand, der den Artikel gelesen, wohl aber den Geist der Gehässigkeit. Die „kalte, abgezogene“ Moral führt die Frauen, wie es scheint, in die Arbeiterviertel, und der Geist der Liebe führt Andere dazu, dieses Thun zu entstellen. Wenn aber Frl. Mellien sogar auf den 1. Kor., Kap. 13 hinweist, „mit dem sie allerdings auf Frau von Gizycki keinen Eindruck zu machen hoffe“, wie sie sagt, so erscheint diese Anführung nach einem solchen Artikel fast wie eine Blasphemie. — Gottes Wort, und das ist dieses hohe Lied der Liebe, ist dem Menschen mit „kalter, abgezogener Moral“ zu heilig, um es so wegwerfend zu behandeln, wie es die Schreiberin durch die Thatsache ihres Artikels beweist.

Die Stelle der Rede, welche Frl. Mellien besonders erregt hat, bezieht sich auf die Lehrerinnen. Die Schreiberin führt an: „Jene an Leib

und Seele verkrüppelten Geschöpfe," so soll die Rednerin gesagt haben, „denen schmachvoller Weise die Berliner Bürgerschaft ihr kostbarstes Gut, ihre Kinder zur Erziehung und Belehrung anvertraut." — Diese Schilderung ist wahrhaft verblüffend, fügt die Schreiberin hinzu. Nehmen wir nun den wirklichen Wortlaut, so lautete derselbe in Bezug auf die Lehrerinnen folgendermaßen, nachdem Frau von Gizycki die Lage der Frauen in den verschiedensten Berufen beleuchtet hatte:

„Sehen wir uns das Leben der Lehrerin an, die für die Erziehung der Bürger des Staates ihre besten Kräfte einsetzt. Sie rechnet sich nicht zu den Proletarier-Frauen, sie ist vielleicht eine Geheimraths- oder Offiziers-tochter, sie hat einen Bruder-Lieutenant oder -Studiosus, für den sie arbeitet und entbehrt, um ihm den nöthigen Zuschuß zu seiner standesgemäßen Laufbahn gewähren zu können. In Anbetracht ihres Lohnes oder, wie es großartig heißt, ihres Gehalts, ist sie eine Proletarierin. Das Anfangsgehalt einer Lehrerin beträgt in der Reichshauptstadt 1200 Mark jährlich. Das Maximalgehalt, 2200 Mark, erreicht eine Lehrerin, wenn sie achtzehn Jahre im Dienst ist. Das Maximalgehalt des Lehrers beträgt dagegen 3800 Mark.

Eine Berliner Volksschullehrerin braucht bei den bescheidensten Ansprüchen circa 1900 Mark jährlich. Was soll sie thun, wenn sie nur 1200 Mark bekommt? Sie giebt Privatstunden, sie läuft von Haus zu Haus, sie kommt Abends todtmüde heim, um mit den letzten Rest ihrer Kräfte die Hefte zu korrigiren und sich für den nächsten Tag vorzubereiten. Und Staat und Stadt lassen es geschehen, daß ihr kostbarstes Besitzthum, ihre Kinder, geistig und körperlich abgespannten Frauen anvertraut wird. Es sollte eine ihrer vornehmsten Sorgen sein, daß die männlichen und weiblichen Erzieher des Volkes die Begeisterung für ihren Beruf nicht im Kampf ums tägliche Brot verlieren, daß sie stets mit voller Geistesfrische alles Neue auf dem Gebiete geistigen Schaffens in sich aufzunehmen und zu verarbeiten vermögen, denn nur solche Menschen, die auf der Höhe ihrer Zeit stehen, sind berufen, der jungen Generation den Weg zu weisen. —"

So die Rednerin! Das wirkt auf die Schreiberin verblüffend! Das glaube ich wohl, sie schildert dagegen die Oberlehrerinnen-Aussichten und die Sommerfrischen der Lehrerinnen und sieht in der Darstellung von Frau von Gizycki nur „Effekt".

Manche Lehrerin hat Frau von Gizycki für ihr treues und wahres Bild des Lehrerinnenelends in Wort und Schrift gedankt, und manche wird es noch thun, welche den richtigen Wortlaut nun erfährt.

Es wäre jetzt noch meine Pflicht, auf die bis zur Unkenntlichkeit ent-

stellten Sätze der Schreiberin einzugehen, welche sich auf die Ehe und die Prostitution beziehen. Wer Frau von Gizycki kennt, wer sie einmal hat sprechen hören, der weiß, daß sie nur mit dem feinsten Takt, mit der tiefsten sittlichen Ergriffenheit und mit treuester Ueberzeugung über diese Dinge sich ausläßt. Ich verstehe die Entrüstung Derjenigen, welche sich besonders bei der Stelle regt, wenn sie Folgendes in dem Artikel von Frl. Mellien lesen:

„Bei diesem Thema verweilte die Rednerin, trotzdem sie eine Frau, eine noch jugendliche Frau ist und ihr Publikum zumeist aus jungen Männern und Mädchen bis zu 20 Jahren besteht (hier spielt der Schreiberin wieder einmal die Phantasie einen schlimmen Streich) mit unverkennbarem Behagen, sozusagen mit einer „künstlerischen" Freude an dem süßlichen Detail*) u. s. w.

Ich werde den Wortlaut, der dieses widerlegen würde, aus dem Vortrage nicht bringen, weil er Seiten und Seiten füllen würde, noch dazu, da die Rede in der nächsten Zeit in der „Ethischen Kultur" erscheinen wird und dann als selbstständige Broschüre im Buchhandel zu haben ist. Jedermann, dem alsdann daran liegt, Wahrheit von Entstellung, Klarheit von Unklarheit, Wirklichkeit von Ueberspanntheit unterscheiden zu wollen, der mag sich durch die Lektüre dieses vortrefflichen Vortrages überzeugen.

Verzeihen Sie, geehrter Herr Redakteur, daß ich länger, als es mein Wunsch war, bei diesen Dingen verweilt habe; es wird mir schwer, abzubrechen, doch würde ich Ihr Blatt allein in Anspruch nehmen müssen, wenn ich auf Alles tiefer eingehen wollte.

Erlauben Sie mir nur noch zum Schluß eine Bemerkung für Sie und Ihre Leser. In jeder Bewegung sind verschiedene Strömungen und damit verbundene Differenzen, so auch in der Frauenbewegung, das ist naturgemäß. Wir haben jedoch noch nie das Schauspiel erlebt, so lange man die Frauenbewegung überschauen kann, daß eine Frau eine andere in der Oeffentlichkeit so angegriffen hat, wie es in dem Artikel geschehen ist. Wir müßten vor Unwillen erröthen, wenn es in unseren Reihen ferner vorkommen sollte; es würde auch das Grab der Frauenbewegung bedeuten, wenn edle Sittlichkeit, Reinheit der Empfindung und wahre Seelengröße nicht die Oberhand behielten, denn Alles, was nicht darauf erbaut ist, geht zu Grunde.

Hochachtungsvoll

Berlin, 14. März. Frau Minna Cauer.

*) . . . „an dem häßlichen Detail", hatte Frl. Mellien geschrieben; „süßlich" war ein Druckfehler. D. Red.



Die Monarchie in der „Zukunft".

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die nachstehende Abhandlung stammt aus der Feder eines streng monarchisch gerichteten Mannes, der unter Berufung darauf, daß die „Kritik" eine Tribüne sein soll für freien Meinungsvortrag und Gedankenaustausch, mich um die Veröffentlichung ersucht hat. Ich glaubte, diesem Ersuchen umsomehr stattgeben zu müssen, als die hier vorgetragenen Ansichten zum großen Theil nicht die meinen sind, was freilich nicht ausschließt, daß ich sie für sehr beachtenswerth halte. Ich muß sogar einräumen, daß diese Anschauungen streng folgerichtige sind, insofern, als sie die logischen Konsequenzen aus der monarchischen Prämisse darstellen. Um so größeres Interesse wird der Verfasser daher beanspruchen dürfen, wenn er, im Zusammenhang mit seinen theoretischen Darlegungen, es unternimmt, den Beweis zu erbringen, daß die „monarchische Gesinnung", die Herr Maximilian Harden so ostentativ zur Schau trägt, sobald es die geschäftliche Konjunktur verlangt, Nichts weiter ist, als eine trügerische Maske und daß die „Idealmonarchie" des Herausgebers der „Zukunft" ein Unding ist, das nirgends existirt hat und niemals existiren kann. — Im Uebrigen bemerke ich, daß die soziale Stellung des Autors es nicht zuläßt, daß Herr Harden ihm — wie das seine liebliche Kampfesweise so mit sich zu bringen pflegt — irgendwelche egoistische Motive unterschiebt. Der Verfasser wollte, angewidert offenbar durch das Komödiantenspiel Hardens, nur seiner Meinung hierüber Ausdruck geben, ohne persönliche Zwecke damit zu verfolgen. Aus diesem Grunde und, um allen Mißdeutungen vorzubeugen, hat er es auch vorgezogen, den Artikel mit einem Pseudonym zu zeichnen, das keinerlei Rückschlüsse auf seine Person zuläßt.

Am 15. Dezember 1894, kurz nach der Schlußsteinlegung im neuen Reichstagsgebäude, veröffentlichte der Herausgeber der „Zukunft" einen Artikel, welchem der Titel „Umsturz" erfunden war. Seitdem sind nun zwar aus Wochen schon Monde geworden — da es sich aber in jenem Artikel um Fragen von bleibender Bedeutung handelt, dürfte es sich sehr wohl verlohnen, noch einmal darauf zurückzukommen.

Nicht Alles, was geschehen muß, ist volksthümlich und angenehm. Der Herausgeber der „Zukunft" muß unbedingt einmal sachlich bekämpft werden, wenn das auch einem Manne gegenüber nicht besonders dankbar scheint, der für das jeweils Volksthümliche und die Chancen des Erfolges so feine Witterung besitzt, und der unter so gut gewählten, packenden Ueberschriften so zugkräftig und fesselnd darzustellen versteht.

Wohlig erschütternd, hübsch und erbaulich, so recht geeignet für den Sonntag-Morgen, sind seine Werke. Wie ein Hagelwetter braust das und prasselt auf den im Sturme genommenen Leser hernieder, der schon den Weltuntergang bänglich vor Augen sieht: dann aber tritt — lächelnd und manchmal auch strafend, stets aber liebreich: so Ihr mir nachfolget! — der Autor hervor und bietet als Oelzweig einen schön geschliffenen, reichlich allgemeinen Satz dar, mit dessen Hilfe es diesmal noch gelingen kann, Wolken und Sturm zu beschwören.

Wurde zuerst in düstersten Farben geschildert, wie die vom Zufall auf die wichtigsten Posten Gestellten, Kurpfuschern ähnlich, ihr Handwerk doch so jammerschlecht verstehen, wurde darum bewiesen, „daß diese Regierung, die uns dem Ruine entgegenführt, und die uns die letzten Freiheiten nun auch noch nehmen will, mit allen Mitteln bekämpft werden muß"; wurde das Bestehende als übel und Uebleres noch als bevorstehend bezeichnet; wurde „den wenigen, ausnahmsweise ehrlichen Elementen der bürgerlichen Gesellschaft", die — leider! — auch mitunter „Liebhaber von Löwenbräu, Schaumwein und Havanna-Zigarren", klar gemacht, „daß sie kein gutes Gewissen haben und auch kein solches haben können", und „daß sie wieder und wieder den Maulhelden vertrauen, die so großartig über die Schäden der Zeit zu donnern wissen"; wurde endlich mit schönem Pathos darauf hingewiesen, „daß mit dem feisten Sündenbock, den ein gesinnungstüchtiger Staatsanwalt als einen Schuldigen der Menge zeigt, die ganze Zuhörerschaft als mitschuldig erklärt und mit rauher Mahnung die verzärtelten Gewissen aus träger Ruhe geschreckt werden müßten"; und glaubt der arme Sterbliche, der dies Alles genossen hat, daß nun das Schlimmste, das Ende unmittelbar schon vor der Thür steht — so fehlt doch nie, Erlösung verheißend, einer jener schönen allgemeinen Sätze, eine jener großen Vereinfachungen, die des Verfassers eigenstes Geheimniß sind, vor welchen alle irdischen Hindernisse traumartig verschwinden; worauf das absolute Ich: die Idee, von der Materie befreit, sich fröhlich in die Lüfte schwingt.

Allwöchentlich einmal wird so von diesem politischen Jeremias ersten Ranges der Leser zunächst mit Keulenschlägen darniedergeschmettert, um dann desto liebreicher wieder aufgehoben zu werden. Ihm geht es dabei, wie einem Vorwitzigen, der seinen Nerven mit einer Kombination von Kneipp

guß und Dampfbad oder sonstigen Stimulantien zu häufig aufzuhelfen für nöthig hält; er merkt nicht, daß er sich abwechselnd im Katzenjammer und Rausch, in Aufregung und Erschlaffung befindet, und daß er schließlich gar nicht mehr normal, im Grunde nie mehr nüchtern wird. Selbst ein ungläubiger Thomas, der dem allwöchentlichen Ansturm harthörige Skepsis entgegenstellt, kann sich dem Eindruck auf die Dauer doch nicht ganz entziehen.

In der That: das schmeckt wie Mousseux in der gewandten, eigenartigen Darstellung, das scheint so durchweg vernünftig, so selbst- und menschenverständlich, man wundert sich, wie man auch darauf an maßgebender Stelle noch nicht gekommen ist; man bedauert es, daß dieser Kluge zum Reden verdammt ist, wo er doch vor Allem zum Handeln berufen erscheint; und man möchte fast sich schämen und beinahe um Entschuldigung bitten, bevor man einem Manne entgegentritt, der so das Wesen der Dinge durchschaut hat, und der so tief in der „Seele des Volkes" zu lesen versteht.

Indessen: man thut in solchen Fällen gut daran, auf das alte Verfahren des Odysseus gegen die Sirenen sich zu besinnen, die leicht bethörten Nerven fest in der Hand zu behalten und die ganze Geschichte sehr mit Vorsicht zu genießen. Man muß festhalten, daß der Herausgeber der „Zukunft", eine ausgeprägte, starke schriftstellerische Individualität von scharfer, eigenartiger Färbung und nicht gewöhnlichem Darstellungstalent, dem Kern seines Wesens nach zum Agitator geboren ist.

Diese Agitatoren-Natur, diese Stärke und gleichzeitig auch Schwäche seiner Veranlagung, blickt jetzt schon mehr und mehr siegreich aus seinen Zeilen, und sie wird demnächst vollständig mit ihm durchgehen, wenn er ihr nicht noch rechtzeitig den Kappzaum aufzulegen versteht.

Agitatoren sind nun nicht immer schädlich oder gefährlich, sie können unter Umständen sogar sehr nützlich sein; sehr selten aber sind sie nüchterne Realpolitiker, dagegen werden sie, man möchte sagen: müssen sie, fast immer voreingenommen und einseitig sein. Es dürfte vielleicht nicht unzweckmäßig scheinen, wenn dem hastigen Aufwiegler ein bedächtiger Abwiegler, wenn dem leichtbeschwingten Hannibal ein schwerfälliger Cunctator entgegentritt.

* *
*

Das heiß umstrittene Gesetz gegen den Umsturz schwebt, wie bemerkt, als Flagge über dem Harden'schen Artikel, der hier einer Beleuchtung unterzogen werden soll. Von dieser Streitfrage, über welche der Strom der Zeit wohl auch zur Tagesordnung hinwegrauschen und die dann anderen, nicht minder wichtig geschätzten Objekten Platz machen wird, soll hier indessen weiter nicht die Rede sein. Es sollen vielmehr lediglich diejenigen Abschnitte des Artikels berücksichtigt werden, in denen der Verfasser zu geltenden Staatseinrichtungen: zur Monarchie, zum Heere u. s. w. Stellung nimmt.

In der Einleitung haben wir es zunächst mit Nachklängen zur Schlußsteinlegung im neuen Reichstagsgebäude zu thun. Die Art der Feier hat nicht den Beifall des Herrn Harden. Die Pracht der Inszenirung, die

Anwesenheit „so vieler abhängiger Männer in glänzenden Livreen(!)“, die vielen Uniformen u. s. w. scheinen ihm bedenklich; er meint, die Masse, die diesem Pompe zusieht, müsse die Empfindung haben: „so sehen also Die aus, die unser Schicksal bestimmen, diese fremden, geputzten Menschen aus einer anderen Welt“ — und werde nun erst recht glauben: „sie sei einer Gesellschaft von mitleidlosen Ausbeutern versklavt“.

So lange der Masse die anmuthende Tafel nur gezeigt wird, an der die sogenannten Genüsse dieser Erde servirt werden, an der sie selbst aber sich nicht niederlassen soll, ist ihr das Arrangement wohl ziemlich Nebensache. Was kümmert sie es, ob Silber oder Gold, ob Sèvres oder Meißen, ob Krystall oder Glas, ob Blumen aus Nizza oder billiges Grünfutter darauf, so lange für sie nur das Zusehen bleibt. Einladen können oder nicht, das ist die Frage; wird die nun aber — nach einem heute so beliebten Ausdruck — auch zu „lösen“ sein? Wer wünschte nicht, sie bald, sie so zu lösen, daß er die ganze Menschheit laden kann? Wer hätte nicht für dies Problem schon Tage mühevollen Denkens hingeopfert, wer hätte an Gedrucktem darüber nicht schon mehr gelesen, als ihm vielleicht zuträglich war. Doch wie die Sache gemacht werden soll, das hat bisher noch Keiner verrathen. Selbst der Herausgeber der „Zukunft“ hat es an den nöthigen Direktiven bisher noch fehlen lassen.

Er sagt zwar: Nun, das ist einfach. Die Gesellschaft ist krank, sie muß gesunden; „sie muß sich regen, die Kräfte üben, den Weg bis zur Wurzel des Uebels zurückgehen und dann mit äußerster Kraftanstrengung den Krankheitsstoff ausstoßen.“

Schöner Vergleich; aber hilft er? Wenn irgendwo eine Maschine reparirt werden soll, und man sagt den Arbeitern: Das ist ganz einfach; Ihr müßt Euch (oder die Maschine muß sich) regen, die Kräfte üben, auf die Wurzel des Uebels zurückgehen und das Verdorbene mit äußerster Anstrengung ausstoßen: so werden sie davon möglicher Weise sehr erbaut sein, aber helfen wird es ihnen nichts. Im Gegentheil: es dürfte ihnen schaden. Sie glauben nun vielleicht: das ist einfach, und ist doch so einfach nicht; sie glauben vielleicht: sie könnens und können es doch gar nicht. Ein einfacher Handwerksvortheil, von einem schlichten Handlanger verrathen, würde bessere Dienste leisten.

Und hier, bei der unseligen Reparatur der komplizirten, gewaltigen Maschine, an der sich nun schon so lange Gelehrte und Handlanger vergeblich abmühen; wenn da selbst Herr Harden uns im Stiche lassen muß, so wird einstweilen wohl nichts Anderes übrig bleiben, als über die Sache nachzudenken, daran zu arbeiten und sie zu fördern, so gut es eben geht; dabei aber den Kopf kühl zu behalten, nicht über jede Kleinigkeit außer sich zu gerathen, für den vorliegenden Spezialfall aber sich zu erinnern: daß es der Masse im Grunde wenig Unterschied macht, ob die einstweilen doch noch vorhandenen und immer etwas geputzten Machthaber bei einem so außergewöhnlichen Anlaß einmal besonders fein und prächtig ausschauen.

Herr Harden dagegen meint: „Der alte Uniformenprunk ist jeder Kaiserei zum Fluch geworden.“ Und in seinen weiteren Ausführungen



scheint ihm gewohntes Hofzeremoniell, wie es bei offiziellen Gelegenheiten stets beobachtet zu werden pflegt, identisch mit „Wiederentfaltung des blinkenden Prunkes der alten Kaiserei, vor dem schon Gustav Freytag doch so eindringlich gewarnt".

Allerdings: es war einmal ein außerordentlich prunkliebender Hof, der dem betreffenden Lande sehr verderblich geworden sein soll. So oft von diesem Hofe die Rede ist, stellen Bilder und Begriffe, wie Sonnenkönig, Pompadour, après nous le déluge, Halsbandgeschichte ꝛc. und schließlich — Revolution, ganz von selbst sich ein. Es ist die alte Schauermär von der bekannten, besonders markirten Begleiterscheinung, es kann auch eine Gelegenheitsursache sein, die nun für das Ganze verantwortlich sein muß. Der Volksmund kennt die Sache und spricht vom „bösen Karnickel"; der Herausgeber der „Zukunft" kennt sie auch und nennt sie „Ueberschätzung von Zugluft und Bazillus". Wundervoll warnt er vor solcher Verirrung: „Die Trägheit," brandmarkt er, „die schon dankbar ist, wenn ihr der böse Feind nur deutlich bezeichnet wird", und „niemals", meint er, „wolle ein Kranker sein Leiden selber verschuldet haben, immer müsse es ein äußerer Krankheitserreger gewesen sein". Schöne Vergleiche, die ihren Urheber doch nicht hindern, selbst bei Gelegenheit auf die Sache hineinzufallen.

Es kann — besonders in sogenannten bewegten Zeiten — kein Hof mehr irgendwo hervortreten, ohne daß bei Vielen, und nicht nur Agitatoren, sofort sich Bilder auslösen, die nicht immer mit Sonnenkönig beginnen, dagegen auf Begriffe, wie „verderblich" u. s. w., um so sicherer hinauslaufen.

Wenn nun selbst ein Gustav Freytag gegen dergleichen nicht vollkommen immun bleibt und in ähnlichem Sinne eine Warnung aussprechen zu müssen glaubt, so ist das ja ein Faktum, das volle Beachtung verdient, das aber an sich noch nicht beweiskräftig ist. Denn andere, nicht minder zuverlässige Zeugen können unschwer ihm gegenübergestellt werden, die abweichende Meinung vertreten und nicht so tragischer Auffassung gehuldigt haben.

Noch im Jahre 1893 bezeichnet Wilhelm Roscher, der hervorragende Gelehrte, „einen wohleingerichteten Hofstaat, diese großartige Haushaltung, die nicht bloß politisch und sozial, sondern auch künstlerisch und materiell den Gipfel des ganzen Volkes bilde, als etwas sehr Imponirendes", und meint, „der Hof fördere doch sehr die halb mystische Ehrfurcht vor dem Throne, worauf die Monarchie so wesentlich beruhe". Diese Anschauungen mögen richtig sein oder nicht — was hier nicht zur Erörterung steht —, sie stammen von einem völlig einwandfreien Gewährsmanne und stützen eine Meinung, die der vom Herausgeber der „Zukunft" mit so vielem Nachdruck zitirten des Kronzeugen Freytag direkt entgegengesetzt ist. Speziell für deutsche Verhältnisse ist übrigens die ganze Kontroverse eine reine Doktorfrage. In Deutschland gehört, nach geltendem Staatsrecht, der Hofstaat mit seinen Attributen annoch zu den Ehren- und Majestätsrechten des Monarchen. Es ist dies eine jener Wirklichkeiten, die, selbst den schönsten Legenden und Doktrinen gegenüber, ungefällig auf ihrem Scheine zu bestehen pflegen, und die man um so deutlicher hervorheben muß, je unpopulärer sie vielleicht klingen mögen.

An einer anderen bemerkenswerthen Stelle meint der Verfasser, das neue Reichstagsgebäude sei nicht für die Fürsten, nicht für das Heer, nicht für die Beamten, sondern für die Vertreter des Volkes erbaut. — Fürst Bismarck hat einmal gesagt: „Es ist kein Ausdruck im letzten Jahre mehr mißbraucht worden, als das Wort Volk. Jeder hat darunter verstanden, was gerade in seinen Kram paßte, gewöhnlich einen Haufen von Individuen, die für seine Absichten zu gewinnen ihm gelungen war.“ Diesen Ausspruch kann man getrost auch auf den Begriff „Volksvertreter“ ausdehnen; auch darunter versteht ein Jeder, was ihm beliebt. Vertreter des Volkes sind — mag diese theoretisch anerkannte Thatsache, wenn für die Praxis in Anspruch genommen, manchem Ohre immerhin sehr unpopulär und hochgradig zurückgeblieben klingen — die Fürsten nämlich auch. Als Vertreter des ganzen Volkes geboren, besitzen sie kraft eigenen Rechtes und dauernd ihr Mandat; die Mitglieder des Reichstages und der Unterhäuser, als Vertreter eines Theiles nur des Volkes gewählt, versehen es zeitweilig und kraft übertragenen Rechts.

Woher käme da also der Gegensatz: nicht für die Fürsten, nur für die Volksvertreter? Ist der neue Palazzo, wie der Verfasser ganz richtig angiebt, für die Vertreter des Volkes erbaut, so ist er auch mit für die Fürsten bezw. deren Beauftragte bestimmt; die gesetzgebende Gewalt, die da geübt wird, ist getheilt, mit nichten einseitig auf die vom Volke gewählten Vertreter übertragen; darüber sollte sich doch auch Herr Harden nicht täuschen.

Das neue Haus ist also keineswegs ein „Bürgerhaus“ in dem von Harden gewollten ausschließenden Sinne. Es ist die Art der Agitatoren, solche Schlagworte mit unterstrichener einseitiger Betonung in die Debatte zu werfen. Das ist nun an sich nicht gefährlich; besonders wenn man sich damit zu stellen weiß. Indessen solche unternehmende Betonungen liefern Keimplasma für wenig erfreuliche Gebilde: tiefsinnige Kämpfe um Worte, wie sie in letzter Zeit dem Reiche, in Ansehung der Inschrift am neuen Gebäude, beschieert wurden. Zwei oder auch drei Worte aber thun es in diesem Falle gar nicht; es kommt auf die Paragraphen an, die, klar und hübsch gedruckt, in der Verfassung stehen, und die wohl etwaigen Mißdeutungen einer Inschrift noch gewachsen sein mögen.

In einem letzten erwähnenswerthen Satze kommt der Verfasser schließlich auf den „preußischen Geist“ zu sprechen, den er persönlich für sehr bedenklich zu halten scheint, und den er als „jenseits des Mains sehr unbeliebt geblieben“ bezeichnet. Nun, dieser „preußische“ Geist mag ja im Privatleben manchmal etwas unbequem empfunden werden, im Staatsleben hat er sich doch recht brauchbar erwiesen. Die beste Antwort giebt hier wohl abermals ein Größerer, der nebenbei — man möchte manchmal denken: merkwürdiger Weise — den Vorzug genießt, auch vom Herausgeber der „Zukunft“ als Autorität betrachtet zu werden. Fürst Bismarck nämlich hat sich zu dieser Sache so vernehmen lassen: „Was uns gehalten hat, war gerade das spezifische Preußenthum. Es war der Rest des verkörperten Stockpreußenthums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische

Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung."

Und nun zum zweiten Abschnitte des Artikels, in dem der Verfasser mit der Kieler Rede des Kaisers und, daran anknüpfend, mit dem Heere sich beschäftigt. Die Rede, meint er, „müsse jeden aufrichtigen Patrioten schmerzlich berühren, vorzüglich, weil sie von einer übelwollenden Interpretation sehr leicht dazu benützt werden könne, die Unzufriedenheit mit den geltenden Staatseinrichtungen zu schüren und zwischen den einzelnen Klassen der Bevölkerung Haß anzufachen".

Nun allerdings: die Rede kann interpretirt werden; wie, das hat der Verfasser in seinen einschlägigen Ausführungen mustergültig bewiesen.* Das schädigt aber doch die Rede nicht; man kann ja schließlich Alles interpretiren. Die Frage ist vielmehr: War die Rede inhaltlich gut, der Situation angemessen und entsprechend in Ausdruck und Fassung?

Vergegenwärtigen wir uns doch einmal den Hergang ganz genau. Der oberste Kriegsherr hält vor eben vereidigten Rekruten der Marine eine Ansprache, in welcher am Schlusse die Nothwendigkeit der Disziplin und ihre hohe Bedeutung für den Dienst mit ganz besonderem Nachdrucke hervorgehoben werden will. Nun ist es ja allerdings richtig, daß diese im deutschen Heere altgewohnte Zucht und Disziplin sich heute nicht aller Orten der erwünschten Werthschätzung und Popularität erfreut. In einer Zeit, die sozusagen auf ethischen Filzschuhen sanft und zärtlich dahinzugleiten strebt, in der sich — vielleicht ein wenig überraschend bei ihrem sonstigen Gebahren — auf allen Seiten ein lauter Ruf nach „reinem Menschenthum" erhebt: da ists ja kaum ein Wunder, wenn stramme Manneszucht in Mißkredit geräth. Angesichts solcher Strömungen, die selbst in der Armee vereinzelte — glücklicher Weise doch mehr theoretische! — Anhänger haben, ist es doch nur erfreulich, wenn einmal wieder deutlich und nicht mißverständlich von maßgebender Stelle auf den Kernpunkt militärischer Erziehung hingewiesen wird. Ehre, Pflichtgefühl e tutti quanti sind ja gewiß sehr schöne, erstrebenswerthe Dinge; nur sind sie leider zu verschieden vertreten, zu relativ, zu sehr von dem Belieben des Einzelnen, von seinem Befinden, man möchte sagen: von seinen Nerven abhängig. Die Nerven aber pflegen beim Durchschnittsmenschen gerade da zu versagen, wo höchste Aufgaben gestellt werden und gegenwärtige Gefahren das liebe Ich bedrohen. In solchen Augenblicken, wo alles Andere versagt, stellt dann die Disziplin zur rechten Zeit sich ein. Nicht eine gewisse unbestimmte, nicht jene Disziplin etwa, die der Herausgeber der „Zukunft" geringschätzig ein betäubendes, im kritischen Momente gerade oft versagendes Zwangsmittel nennt; nein, die ganz bestimmte: die deutsche Disziplin, um die wir — eingestanden oder uneingestanden — von den anderen Armeen noch heute glücklicher Weise beneidet werden.

„Das muthige Ausharren, das kühne Vorgehen (im Kriege von 1870) ist eine Folge der hohen, herrlichen Mannszucht des preußischen (deutschen) Heeres jener Zeit!" so schrieb noch erst ganz kürzlich ein sehr begabter auswärtiger Militärschriftsteller Solches Lob aus nichtdeutschem Munde

ist doppelt schätzenswerth; man muß es zu bewahren und täglich von Neuem zu verdienen suchen.

Nun also die Konsequenz! Der oberste Kriegsherr hat direkt die Rekruten, indirekt die Armee auf die Pflege dieses kostbaren Schatzes hingewiesen. Künstlerisch veranlagt und ein Freund bilderreicher Rede, hat er an dem leichtfaßlichen, prägnanten Bilde von der schweren, hinderlichen Kette des Barbarenheeres, an deren Stelle heute, elastisch und doch unlösbar, die Disziplin die Heereskörper zusammenhält, — den jungen Leuten Wesen und Werth des schätzbaren Begriffes aufgezeigt und in das Gedächtniß gegraben, darinnen Beides wohl nun dauernd haften wird.

Wie könnte Das nun zu „aufrichtiger Betrübniß" Anlaß geben? — Erfreulich dem Inhalt nach und zweckentsprechend in der Ausführung, muß es vielmehr der allgemeinsten Zustimmung sicher sein.

An einer anderen Stelle der Rede hieß es: „Ihr tragt des Kaisers Rock und seid dadurch den anderen Menschen vorgezogen", nach anderer Lesart: „etwas Vornehmes geworden". Dies ist die Stelle, die Herrn Harden am meisten zu denken giebt und ihn sogar zum Geisterseher macht; es wird sich fragen, ob nicht auch diese zutreffend ist.

In der That: in unserem vorgeschrittensten Dezennium dieses gesegneten Jahrhunderts, in dem das freundliche „Du darfst" in höchster Achtung, der Utilitarismus — immer noch! — im Vordergrunde steht, in dem — und zwar mit Recht! — der volkswirthschaftliche Begriff: Aequivalent und Gütertausch ꝛc. das Thun und Trachten mehr und mehr beherrscht, in dem der Leistung stets die Gegenleistung gegenübersteht und schließlich selbst Hingabe nur noch mit Hergabe zusammen denkbar ist; da findet sich recht mitten unter uns, dem Auge nur durch die Gewöhnung täglichen Anblicks weniger befremdend, eine andere, nach eigenen Maßstäben und Gesetzen konstruirte und regierte, an den landläufigen „zivilen" Zuständen vollständig unmeßbare Welt: das Heer.

Hier heißt das oberste Gebot: „Du sollst!" als zweites schließt sich das „Beherrsche Dich, entsage!" an. Das sanftere „Ich kann" weicht dem „Ich muß". Wenig gelten Güteraustausch, Werth und Gegenwerth und nützliches Verdienen; höchste Leistung: die letzte Kraft, der letzte Hauch, die Hingabe des Lebens wird gefordert für kärglichen Entgelt. Halt machen müssen vor dieser Welt die gefälligen Grundsätze des zivilen Lebens, damit in ihr der kriegerische Sondergeist gezeitigt werden kann, der einst im Kampf die Siegeszeichen an die Fahnen fesselt.

Der Rock des Kaisers aber ist das Symbol des Eintrittes in diese andere Welt; und wer ihn trägt, dem muß es klar sein: nun gehörst Du — wer ihn nach langen Jahren wieder anzieht, dem muß es zurückkehren: nun trittst Du wieder ein in eine Ausnahme-Welt!

Diese Welt aber, die, wenn sie sich und ihre Aufgabe recht versteht, mit sicherem Muth und hellen Augen in den grauen Alltag hineinblickt; diese Welt, in der nicht reines, aber kräftiges, gesundes Menschenthum gepflegt wird, und die schließlich den Vorzug genießt, als Hort der Sicherheit des Vaterlandes geschaffen, ausgebildet und zur Stelle zu sein: diese Welt

ist sicher eine besondere oder — sei es! — eine vorgezogene, eine vornehme Welt!

Nicht Jeder wird diesem Gedankengange zustimmen. Der Herausgeber der „Zukunft" wird der Fragezeichen mehrere dahinter setzen. Beim Worte „Dienst" denkt er ja nicht an „Diener" oder „Dienen"; ihm fallen dabei mit unheimlicher Sicherheit sofort Begriffe wie „(Volks-)Dienstboten", „Bedienstete" und „D i e n e r n" ein. Bedienstete aber, Leute, die „vom Volke bezahlt werden", sind doch nicht vornehm.

Andere werden den Begriff „vornehm", in vulgärem Sinne, überhaupt für indiskutabel erklären; in höherem Sinne ihn noch weniger gelten lassen. Sie werden jede Pflichterfüllung „vornehm" nennen und behaupten: Alle sind vornehm, oder Keiner ist es! Nun, diesen kann vielleicht auf andere Weise gedient werden. Beobachtet sein, unter die Beobachtung seiner Mitmenschen gestellt sein: ist ein Stück Vorgezogenheit, ein Stück wirkliches Vornehmsein; das alte Sprichwort „noblesse oblige" ruht mit auf diesem Grundgedanken.

Nun also: sind die Angehörigen der Armee nicht thatsächlich unter „besonders verpflichtende" Beobachtung gestellt? Sind sie es nicht in einem edlen, bedeutungsvollen Sinne dadurch, daß nach ihrem Auftreten, nach ihrer Zucht und Haltung, im Verbande und im Einzelnen, die Wehrfähigkeit und Stärke der Nationen heute, da Unterschiede an Zahl und Reglement und Vorsprünge der Waffentechnik mehr und mehr verschwinden, ganz wesentlich beurtheilt wird? Und ist es nicht gerade der Rock des Kaisers, den sie als allgemein sichtbares Kennzeichen an sich tragen, der ein Zurücktreten unmöglich macht, den Träger, selbst gegen seinen Willen, vorzieht, vornimmt und ihn dadurch buchstäblich „den anderen Menschen vorgezogen" und zu „etwas Vornehmem" macht? Sind sie nicht also durch des Kaisers Rock die Träger eines nobile officium besonderer Art? Und ist es nicht am Platze, wenn ihnen dieses eingeschärft, wenn es besonders der Marine unterstrichen wird, die draußen Zeugniß ablegen soll von deutschem Wesen und von Deutschlands Macht?

Wenn es am Platze — und wer würde behaupten wollen, daß dem nicht so sei! —, so darf auch dieser Theil jener Rede, als durchaus erfreulich, der allgemeinen Zustimmung sicher sein; zur Schürung des Klassenhasses aber wird er kaum im Ernste Anlaß geben können.

Die Ansprache des Kaisers an die Rekruten in Kiel, so lautet also das Resultat der Untersuchung, ist sehr gut und treffend; sie sollte vervielfältigt und in den Kasernements zur Anheftung gebracht werden. Gerade für das, worauf es im Heere ankommt, hat sie sachgemäß und in glücklicher Weise Zeugniß abgelegt und hat die schätzenswerthe Garantie dafür gegeben, daß wir von zweifelhaften Instituten, wie Volksheere ohne Disziplin und kriegerischen Sondergeist, im Reiche einstweilen noch verschont bleiben werden.

Was der Herausgeber der „Zukunft" dagegen vorbringt, ist unbeträchtlich und wahrlich Nebensache.

Herr Harden ist übrigens das Opfer eines verhängnißvollen Irrthums,

wenn er die Armee auffordern zu müssen glaubt: „sie solle sich nur möglichst ‚zivil' anlassen, solle den Kopf nicht zu hoch tragen, der anrüchigen altpreußischen Tradition, sowie dem kriegerischen Sondergeist entsagen und endlich der strammen Manneszucht und Disziplin mißtrauen". Nicht deutlich und scharf genug kann darauf hingewiesen werden, daß diese Zusammenstellung gerade alles Das enthält, was die Armee nothwendig hat, wenn sie sich für den Marasmus, die Auflösung und die schwersten Echeks besonders vorbereiten will.

Deutschland darf sich den gefährlichen Luxus nicht gestatten, seine Armee nach solchen Grundsätzen zu erziehen! Ein scharfes Werkzeug für den Kampf muß sein Heer in erster und in letzter Linie sein; die heute so beliebte „Schule der Nation" — „Schule für Volksdisziplinirung" nennt es der Herausgeber der „Zukunft" —, der ja im Uebrigen nicht soll zu nahe getreten werden, ist dagegen doch so ziemlich Nebensache. Gewehre! nicht Reigenstäbe, Bücher und Postillen tragen die Soldaten; Waffen, aus denen unter Umständen geschossen werden muß. Dann aber gilt es Kampf, gilt es siegen oder — unterliegen. Dann heißt es mehr denn je:

> Auf des Schicksals großer Waage
> Steht die Zunge selten ein;
> Du mußt steigen oder sinken,
> Du mußt herrschen und gewinnen,
> Oder dienen und verlieren,
> Leiden oder triumphiren,
> Amboß oder Hammer sein!

Das junge Reich muß dieser Worte eingedenk bleiben. Es muß seine Sache so stellen, daß es siegen kann und von Rechts wegen siegen muß, wo es zu kämpfen gezwungen wird.

Es erübrigt nun noch eine nähere Beleuchtung des dritten Abschnittes des Artikels. Der Hauptsache nach dem Fürsten Hohenlohe dedizirt, beschäftigt sich derselbe vorzugsweise mit der Stellung des Monarchen und der Minister im konstitutionellen Staatswesen Deutschlands. Die Einleitung in die Erörterung möge hier der H. d. „Z." selbst mit den Worten übernehmen: „Abwarten können, das ist in der Politik, wie in allen anderen Geschäften, eine große und nützliche Kunst." — Gute Worte, die er am gleichen Tage wie den „Umsturz-Artikel", an anderer Stelle und zwar im Notizbuch seiner Zeitschrift veröffentlicht hat.

Es scheint indeß das Loos der schönsten allgemeinen Sätze, daß sie von ihren eigenen Vätern in praxi meist verleugnet werden. Die große und nützliche Kunst des Abwartens, der H. d. „Z." hat sie, wenigstens dem Fürsten Hohenlohe gegenüber, nicht gekannt. Im Gegentheil: kaum in sein Amt eingetreten, ist der neue Kanzler auch schon gewerthet und verurtheilt; „in kurzen Wochen hat er selbst die bescheidenen Hoffnungen, die ihn begrüßten, rasch eingesargt." Wie hat er das so hastig, man möchte beinahe sagen: so talentvoll angefangen?

Der Verfasser antwortet: „Er hat sich zunächst in Varzin zur Trauer-

feier angesagt und ist dem Kaiser dann nach Kiel gefolgt, will also den zeitraubenden Pflichten der Repräsentation sich nicht entziehen.“

Nun, über diese beiden Punkte kann man wohl, als nebensächlich, sofort zur Tagesordnung übergehen; der H. d. „Z.“ legt offenbar selbst kein bedeutendes Gewicht darauf. Besonders wichtig dagegen erscheint ihm der andere Umstand: „daß auch der dritte Kanzler darauf verzichte, vom Kaiser über wichtige Fragen: öffentliche Reden 2c. berathend gehört zu werden“, und daß er außerdem „es unterlasse, über alle Stimmungen und Vorgänge dem Monarchen rückhaltlos Bericht zu erstatten“.

Nun, um darauf zu antworten: kein Mensch weiß, ob Fürst Hohenlohe wirklich darauf verzichtet bezw. verzichtet hat; es ist wenigstens Niemand dabei gewesen. Der H. d. „Z.“ macht den Kanzler gleichwohl verantwortlich, sei es, um die Person des Monarchen aus der Debatte zu lassen, sei es — wofür der bestimmte Wortlaut der betreffenden Aussprüche doch mitzusprechen scheint — weil er die Verantwortlichkeit in der That für gegeben hält.

Das ist ja natürlich ganz schön. Aber es entsteht doch die Frage: für was ist der Minister in Deutschland verantwortlich? Ist er es, auch über die verfassungsmäßige Gegenzeichnung hinaus, für Alles, was der Monarch äußert oder thut?

Der Verfasser scheint das annehmen zu wollen. Von diesem Standpunkte wird man ihn mit staatsrechtlichen Deduktionen auch kaum abbringen können; denn zweifellos, er kennt selbst, wie Einer, die Punkte, auf die man hier vielleicht hinweisen könnte. Er weiß genau, daß Preußen nur bei „Regierungsakten“ des Monarchen, das Reich nur bei „Verfügungen und Anordnungen“ des Kaisers die Verantwortlichkeit des gegenzeichnenden Beamten kennt; er weiß nicht minder, daß „öffentliche Reden“ nur unter der Voraussetzung, daß sie Anordnungen, Verfügungen 2c. enthalten, zu den „Regierungsakten“ zu zählen, daß laut A. E. vom 18. Januar 1861 aber Kundgebungen an die Armee: Armeebefehle 2c., soweit sie nicht Etat und Organisation betreffen, ausdrücklich davon ausgenommen sind (Kieler Rede); es ist ihm endlich kaum entgangen, daß persönliche Botschaften des Monarchen, auch dann, wenn sie nicht rein privater Natur und nicht ohne politischen Hintergrund sind, der Gegenzeichnung nicht bedürfen, womit natürlich auch die Verantwortung entfällt. Der Verfasser weiß das Alles besser, als Schreiber dieser Zeilen. Er hat sich indessen seinen Minister anders konstruirt und wird daher auf seinem Schein bestehen; man wird ihm also folgen und die Frage etwa so beleuchten müssen:

Gesetzt, ein Minister wäre so unternehmend, für Alles, auch jede Privathandlung des Monarchen, sich verantwortlich zu glauben; gesetzt, er wäre so weltentrückt in seinen Anschauungen, nicht nur in allen denkbaren und noch einigen anderen Fragen gehört werden, sondern mit seiner Meinung auch immer durchdringen zu wollen: welches Mittel besäße er, um dieser hohen Anschauung auch praktisch Geltung zu verschaffen? Kein anderes, als im Nothfalle seine Entlassung anzubieten. Nun, dann müßte

er ja allerdings die Thürklinke nur immer gleich in der Hand behalten. Dieses Verfahren mag Doktrinären ja sehr charaktervoll und wünschenswerth erscheinen, ob es aber politisch klug, ob es auch praktisch durchführbar, das ist doch eine andere Frage. Fürst Bismarck z. B. dachte anders darüber. Er mußte es wohl wissen, denn gerade zwanzig Jahre lang war er Minister gewesen, als er sich so zur Sache vernehmen ließ: „Ein König, der einen Minister nicht ohne Weiteres entlassen will, konzedirt ihm wohl Etwas, was er eigentlich nicht gewollt hätte. Noch häufiger kommt es vor, daß die Minister — die königliche Zustimmung nicht gewinnen können und sich dann fragen müssen: Soll ich nun die ganze Sache fallen lassen, soll ich sie zu einer Kabinetsfrage machen, zurücktreten oder es für das Vaterland und den Dienst nützlicher finden, dem Königlichen Willen Konzessionen zu machen? Der Königliche Wille bleibt der allein maßgebende. Der wirkliche, faktische Ministerpräsident in Preußen ist und bleibt Seine Majestät der König."

Nach diesen Ausführungen, deren praktisch-politische Richtigkeit man füglich nicht wird anzweifeln können, lautet die Frage hier etwa, wie folgt: Ist seit dem Amtsantritte des dritten Kanzlers überhaupt Etwas geschehen, was den Rathgeber der Krone veranlassen mußte, eine abweichende Meinung geltend zu machen; und wenn ja: war es nicht vielleicht für Dienst und Vaterland nützlicher, wenn im gegebenen Falle gleichwohl dem Königlichen Willen Konzessionen gemacht wurden?

Geschehen ist, so meint der Verfasser, seit des Fürsten Hohenlohe Berufung Verschiedenerlei. Der Name Paul Wallot fehlt in der Thronrede und im Schlußstein des neuen Reichstagsgebäudes; ein Antwortschreiben an einen Wiener Gesangverein ist abgesendet; dem russischen Handelsvertrage gegenüber eine Bemerkung gemacht; es ist eine Beileidkundgebung nach Frankreich gesendet und schließlich die Kieler Rede gehalten worden.

In der That: der Name Wallot fehlt in den genannten offiziellen Schriftstücken; aber das ist — mag es vom menschlichen Standpunkte hart, dem Ohr eines Künstlers vielleicht sogar freventlich klingen — doch weder eine politische Haupt-, noch eine wirkliche Staatsaktion.

Folgt das Antwortschreiben des Kaisers nach Wien. Der H. d. „Z." glaubt, den Erfolg des Sanges an Aegir, auf welchen das Kaiserliche Schreiben Bezug nimmt, für seine Person bezweifeln zu müssen. Dieser Erfolg ist nun entweder trotzdem vorhanden gewesen, oder er war, was noch näher liegt, wohl in dem bekannten „Dukatenschreiben" der Wiener, an welches des Kaisers Antwort anknüpfte, angedeutet. Wenn aber keines von beiden: die Monarchie müßte ja jedem leid thun, wenn ihr Ansehen, wie der Verfasser annimmt, durch einiges Unliebsame in den Zeitungen oder durch etwas Augenverdrehen und Kopfschütteln selbst sogenannter aufrichtiger Monarchisten gefährdet werden könnte!

Kommt die Aeußerung des Kaisers zum russischen Handelsvertrage. Diese Aeußerung lautet klar und deutlich: „Es scheint, daß der Vertrag doch nicht so ungünstig ist"; der H. d. „Z." bemerkt dazu nicht minder deutlich: „Der Vertrag kann nicht gut scheinen; denn er ist schlecht."



Nun, die Wirkung des russischen Vertrages ist einstweilen ein Problem; die Gelehrten dürften — endlich oder schon lange? — darüber einig sein, daß sich Bestimmtes darüber vor reichlichem Ablauf mehrerer Jahre nicht wird aussagen lassen. Man kann daher einstweilen wohl Vermuthungen äußern, sofern man Gründe dafür anzugeben weiß. Das ist der Fall des Kaisers; der Kaiser ist also im Recht. Man darf aber mit nichten Bestimmtes behaupten wollen, und hätte man noch so schöne Gründe dafür. Das ist der Fall des Herausgebers der „Zukunft"; der Herausgeber der „Zukunft" ist also im Unrecht.

Bleibt die Beileidskundgebung nach Frankreich: die bekannte Depesche an Frau von Lesseps, deren eben verstorbener Gatte, wenn auch nicht allzu skrupulös in der Wahl seiner Mittel, praktisch doch Bedeutendes — Größeres vielleicht, als es jetzt in der Retrospektive aussieht — immerhin geleistet hat. Im Uebrigen, das Ganze ein Akt der Ritterlichkeit gegen eine alte Dame, dem man weittragende politische Folgen heute noch kaum nachsagen kann. Wenn dem Verfasser seinerseits gerade diese Kundgebung ganz besonders betrübend erscheint, wenn er später, daran anknüpfend, sogar die Gefahr eines Krieges im Hintergrunde zeigt, so kann man ihn wegen seiner empfindsamen Nerven bewundern oder beklagen, man darf aber auch hinzusetzen: Nun, Gott sei Dank, so kühn waren doch selbst die Franzosen nicht!

Erübrigt noch die Kieler Rede, über die schon an anderer Stelle eingehend gehandelt ist.

Das ist Alles! Man darf wohl, ohne einseitig zu scheinen, die Behauptung aufstellen, daß dieses kaum stichhaltige Vorwände für ministerielle Bedenken sind. Angenommen aber, daß Bedenken gerechtfertigt waren, daß andere Meinung möglich und thatsächlich vorhanden war; nun, dann wäre wohl mit Recht der Fall als gegeben betrachtet worden, in welchem der Berather der Krone „es für das Vaterland und den Dienst nützlich zu finden hat, dem Königlichen Willen gleichwohl Konzessionen zu machen".

Der Verfasser meint dagegen allerdings: die besprochenen Vorgänge, in ihrem Zusammenwirken mit anderen, seien gleichwohl darum von unheilvoller, Bedenken und Einspruch begründender Bedeutung, weil sie die Ursache seien „einer beständig anschwellenden und immer weitere Kreise ergreifenden Mißstimmung gegen die Krone".

Nun, wenn diese Behauptung richtig ist, dann soll sie gerne acceptirt, soll mehrfach unterstrichen und zu erleichterter Kenntnißnahme entsprechend höher gehängt werden. Giebt sie doch die erwünschte Gelegenheit, dieser gewissen „Mißstimmung" einmal etwas näher in die Augen zu sehen. Kann man dieser wenig erfreulichen Erscheinung so deutlich, wie im vorliegenden Falle, nachweisen, auf wie schwachen Füßen sie steht, so darf man nämlich auch annehmen, daß sie in sich gehen und sich etwas näher von innen besehen wird.

Sie wird dann entdecken, daß sie der Gefühlsverirrung einer liebenden Gattin gleicht, die, sich von ihrem Eheherrn in ihrem zartesten Empfinden verkannt und verletzt fühlend, schließlich jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung, ja selbst die Existenz des Gatten als eine absichtliche und

böswillige Kränkung anzusehen sich gewöhnt; so daß sie endlich sich in einen Paroxysmus hineinarbeitet, der sie selbst nur schädigt, sie lebens- und arbeitsunlustig macht, und der ihr schon darum Nichts nützen kann, weil der Gemahl sich schließlich mehr und mehr von ihr zurückzieht, nachdem er vorher — vergeblich! — wiederholt um neues Vertrauen geworben. Sind da noch liebe Gevatterinnen mit im Spiel, und greift nicht Freundesrath oder eigenes Einsehen noch rechtzeitig ein, so kann es schlimme Konsequenzen geben.

Nun, unsere Verstimmung wird mit sich reden lassen oder selbst mit sich reden, besorgten Gevatterinnen aber ihr Gehör verschließen; man darf dann wohl annehmen, daß — kleine Mißverständnisse vorbehalten! — die Ehe zwischen Fürst und Volk in Deutschland noch lange eine gute, beiderseits zufriedenstellende sein wird, und daß Diejenigen nicht Recht behalten, die, wie der H. d. „Z.", schon düster auf mögliche Scheidung anspielen.

Bei näherer Beleuchtung kann also selbst die „Verstimmung" nicht ausreichen, um die gemeinten Vorgänge bedenklich und tragisch erscheinen zu lassen; und man wird sich schließlich auch bei diesem Abschnitte der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß es sich abermals nur darum gehandelt hat, dem bekannten Harden'schen Tonstücke in gleichem Sinne noch einen anderen Satz hinzuzufügen.

Der Agitator im Verfasser denkt nicht daran oder kann nicht daran denken, die von ihm paraphrasirten Vorgänge von verschiedenen Seiten zu prüfen und unparteiisch zu beleuchten; er muß sie vielmehr ganz einseitig nur darauf ansehen, wie er sie für sein Tendenzgericht entsprechend ausschlachten, zurichten und als gaumenreizendes Opus dann dem Publiko auftischen kann.

Für Alles macht er sich zu diesem Zwecke eine verstiegene Legende, eine Art Fetisch zurecht, den er im gegebenen Falle anbetet, zu dem er sich aufschwingt, und von dem aus er diese Welt der schwerfälligen Wirklichkeiten zu bekämpfen, zu besiegen und umzuformen sucht.

Zwei dieser Legenden, wie sie in dem besprochenen Artikel besonders deutlich hervortreten, sollen zum Abschlusse hier kurz noch ihre Stelle finden.

Zunächst die Legende von der Ideal-Monarchie.

Dieses merkwürdige Wesen von greulichem Ansehen ist ein fabelhaftes Zwittergeschöpf in des Wortes verwegenster Bedeutung. Oben sitzt ihm — nicht ein monarchischer oder zäsarischer — nein: ein aristokratischer Kopf; ein regierendes Ministerkollegium. Der König, die markirte Spitze des Ganzen, hat nämlich gar Nichts zu sagen; er wird gewissermaßen nur als Kopfputz getragen. Die vollziehende Gewalt ruht in den Händen der Minister. Diese, nach oben allmächtig, nach unten dagegen sehr abhängig, haben sich sozusagen stets zu entschuldigen und müssen sich so populär als möglich machen. Sie haben im Grunde nur drei Hauptverpflichtungen: erstens, das Volksempfinden zu schonen; zweitens, abermals das Volksempfinden zu schonen und drittens, nochmals dasselbe zu schonen. Ihr Blick darf nie nach oben, ihr Ohr muß stets nach unten gerichtet sein: den „Wiederhall der Stimmungen" des Volkes richtig zu erfassen. Beide

Aug und Ohr seien nach dieser Richtung besonders scharf und empfindlich; „geschwächte Gehörorgane von Greisen" sind vollständig hors ligne.

Der ganze Minister ist im Grunde nichts weiter, als ein personifizirter Schalltrichter, der nichts zu thun hat, als aufzufangen, was ihm von unten: von berufener, vielleicht auch von unberufener Seite eingeblasen wird.

Soweit vom aristokratischen Kopf; an diesen schließt sich ein demokratischer Leib: das souveräne Volk, in Ober- und Unterschichte getheilt. Die Oberschichte, eine Art buntschillernde, zu Auswüchsen und Wucherungen neigende Hautoberfläche von vergleichsweise dekorativer Bedeutung, ist wenig nützlich, zum Theil sogar bedenklich.

Der eigentliche solide Kern der Sache: die Unterschichte, auch Masse genannt, ist leider von einem schweren Nervenleiden, dem sogenannten demokratisirten Empfinden befallen, das ganz außerordentlicher Schonung bedarf, und das besonders durch gewisse Begriffe, Kategorien und Objekte: durch Livreen, Uniformen, aufrechte Soldaten, schwerhörige Minister und vieles Andere gereizt zu werden pflegt.

Den Willen der Unterschichte festzustellen und ihn nach oben zur Vollstreckung zu verkünden, ist eigentlich Sache der Parlamente. Da diese indessen vollständig abgewirthschaftet und bessere Einrichtungen noch nicht erfunden sind, so müssen eine Art tribunizischer Propheten oder prophetisch angelegter Tribunen: hervorragende Männer nach Art des H. d. „Z.", in die Bresche treten. Diese wahren Vertreter des Volkes haben die Pflicht, die oft recht divergirenden, unklaren, meist noch ungedachten Gedanken der Unterschichte — die Oberschichte ist ganz gedankenlos und kommt nicht in Betracht — abzulesen, festzustellen und, hübsch formulirt, als Instruktion an die Minister hinaufzugeben, die dann den König darnach handeln lassen. Auf diese Weise schließt sich der staatsrechtliche Ring, das denkwürdige Zwittergeschöpf: die oligarchisch-demokratische Monarchie der Zukunft ist fertig.

Wenden wir uns nunmehr zu der noch weit merkwürdigeren Mär vom markirten Ideal-König der Zukunft. Dieser ist ein sich selbst nie klar werdendes, stets unfertiges, durchaus widerspruchsvolles Geschöpf, von dem Alles verlangt und erwartet werden darf, das aber selbst nicht das Geringste zu beanspruchen hat. Fortwährend muß dieser König arbeiten und sich mühen, mit jeder Minute geizen und ständig über Berichten, Akten und Büchern sitzen und brüten. Was er aber gelernt hat, das darf er — natürlich! — nicht anwenden; denn seine Erziehung: die sogenannte „Monarchenerziehung" wird — ach! — niemals vollendet, auch kann er sich „doch nicht um Alles kümmern", so daß er am besten nur ganz davonbleibt.

Wie er sein Handeln auch einrichten mag, tadelnswerth ist er immer. Ist er thatkräftig, so tritt er zu sehr hervor und verletzt das schon nicht mehr ungewöhnliche Empfinden; hält er sich ganz zurück, so wird er — wie weiland Carnot — „ein unbeträchtlicher Mensch" genannt.

Vergnügen darf er natürlich keines haben. Kunstdilettantismus ist bedenklich und streng verpönt. Eigener Kunstgeschmack wäre, unter ausdrücklicher Bezeichnung als „Privatsache", zulässig; da indessen der König

nur in Regierungsakten, Verfügungen und Anordnungen denkt, redet, handelt und lebt und es für ihn mithin „Privatsachen" nicht giebt, so wird auch dieser theoretisch zulässige Begriff für die Praxis unmöglich. Alle Repräsentation ist als besonders verletzend zu meiden; häufiger Kleiderwechsel ist sogar staatsgefährlich. „Italienische Opernmacher" &c. dürfen eigentlich überhaupt nicht, und wenn, nur in Zivilkleidern empfangen werden. Mit der Armee kann ein Verkehr in mäßigen Grenzen gestattet und darf dabei sogar die — eine! — Uniform getragen werden; doch ist dann stets besonders darauf hinzuweisen, daß der Soldat zwar „nöthig und auch nützlich ist", sich eigentlich aber doch Etwas zu schämen hat, und „daß der bunte Rock ihm keinen Vorzug verleiht".

Gemeinhin schwebe der König als ein wunschloses Wesen hinter den Wolken, in welche nur die Minister zur Berathung Zutritt haben. Dem Volke darf er nur dann erscheinen, wenn durch Gegenzeichnung eines Ministers die bezügliche Feder des verfassungsrechtlichen Mechanismus ausgelöst wird. Einen menschlichen Leib und eine fühlende Seele darf er überhaupt nicht haben.

Dies etwa der beneidenswerthe legendäre König der „Zukunft"! Man könnte füglich über diese Ideologie lächeln; indessen, wenn diese Luftgebilde als Maßstab gelten sollen, um die reale Wirklichkeit daran zu messen und zu werthen; wenn alles Bestehende auf Grund derselben angegriffen und schließlich etwa bei der Behauptung gelandet wird: „daß wir uns (im Reiche) in beschleunigtem Tempo dem Punkte nähern, den alle ehrlichen und uneigennützigen Anhänger der Monarchie fürchten müssen," mit anderen Worten: daß die Monarchie schon schwer geschädigt und gefährdet sei: dann muß man die Sache doch schon ernster nehmen und solchen Aufstellungen näher ins Auge sehen.

Zum Abschluß mag noch einmal Fürst Bismarck das Wort ergreifen, der über die Stellung des Königthums in Preußen sich also hat vernehmen lassen: „Wenn wir sehen, was das Königthum bei uns geleistet hat, so sollten wir uns doch bemühen, es zu fördern, zu pflegen, zu beleben und nicht dahin zu wirken, daß es gewissermaßen durch Nichtgebrauch obsolet wird. Alles in der Welt, was man in den Schrank stellt und nicht benutzt, das verliert an seiner Anwendbarkeit und seiner Brauchbarkeit, und so ist es auch mit dem für Preußen ganz unentbehrlichen monarchistischen Elemente, welches in unserem stark monarchistisch gesinnten Volke herrscht. Nehmen Sie uns das, was können die Herren an dessen Stelle setzen? Wenn Sie uns diesen starken, in unserer hundertjährigen, ruhmvollen Geschichte tief wurzelnden König zersetzen, verderben, in ein Wolkenkuckucksheim verflüchtigen wollen — Sie bringen uns damit das Chaos, und Sie haben, glaube ich, in Ihrem ganzen Vermögen Nichts, was Sie an dessen Stelle setzen, wenn Sie dem Preußen die ausreichende, hausbackene, direkte persönliche Beziehung zum Königthume nehmen."

* * *

Der Herausgeber der „Zukunft" wird den Verfasser der vorstehenden Ausführungen vermuthlich für ein sehr interessantes Phänomen: für eine

Art vorsintfluthlichen Geschöpfes halten, das, aus einem Museum oder einem Raritätenkabinet entsprungen, nur zufällig in diese vorgeschrittene Zeit sich verirrt haben kann. Möglicher Weise wird er auch an einen Offiziösen, einen freiwillig Gouvernementalen, eventuell an einen Byzantiner denken. Er würde in jedem Falle irren. Nicht fossil, nicht offiziös, noch freiwillig-servil ist Schreiber dieser Zeilen, noch auch rühmt er sich byzantinisch.r Abkunft.

Ein leidlich moderner Bürger seiner Zeit und seines Volkes, ist er dagegen ein Mann, der ungefärbte, nüchterne Betrachtung politischer Dinge für das Wesentlichste hält; der ferner sich der Ansicht zuneigt, man müsse politischen Bußpredigern und Märchenerzählern um so mehr mißtrauen, je schwungvoller sie zu peroriren, je hübscher sie zu fabuliren wissen, und müsse Rausch, Katzenjammer und — Nervosität dem Forum thunlichst fernzuhalten suchen.

Wir sind nun aber durch Zeit und Umstände, durch Häufung sogenannter „Fragen", durch eigene Schuld und — last not least! — durch Agitatoren, wie der Herausgeber der „Zukunft", die gewissermaßen in jeder Falte ihrer schön geschmückten Toga Nervosität und Unruhe auf den Markt hinauszutragen pflegen, schon so empfindlich, so nervös geworden, daß wir, bei jedem Luftzug bis auf das Mark erschauernd, kaum mehr im Stande sind, dem Winde, geschweige einem Sturme, Trotz zu bieten.

Zeit also ist es, daß man sich besinne, die Nerven abhärte, nicht bei jeder Kleinigkeit außer sich gerathe und die Ruhe des Urtheils zurückzugewinnen suche. Denn, wenn Gefahr ist — sie ist vielleicht nicht größer, als sie immer war; doch der Herausgeber der „Zukunft" behauptet, sie sei im Verzuge —, so ist Der ja schon mehr als doppelt verloren, der seine Ruhe verloren hat.

Hannover. Teut Eccomi.

Vom Standpunkt des Familienblattes.

Ein großes, aufs Reichste ausgestattetes Wohnzimmer, ganz im „Stil". Die Wände, die Möbel, die Hängeleuchter, der Ofen, Alles „Renaissance". Nur in einer Ecke eine japanische Ausstellung und in der entgegengesetzten ein „Makartbouquet", das bis zu dem dunklen Holzgetäfel des Plafonds hinanragt. Die gelben Palmblätter und Wedel stellen die Natur dar, wie sie sich in Verbindung mit der imitirten Kunst vergangener Jahrhunderte zur stetigen Befriedigung des feinsten häuslichen Geschmacks tadellos vereinigt. Jeder eintretende Besucher bricht in die nämliche außerordentliche Bewunderung über die hohe künstlerische Einheitlichkeit des Raumes aus und beneidet ebenso sehr die Bewohner um diese „stimmungsvolle" Umgebung, als er das tiefe Bedürfniß derselben für die fortwährende Läuterung des Geistes durch die Linien und Formen vollendetster Schönheit bewundert.

Doch gegenwärtig befindet die Familie, der Banquier Rehkalf, seine Frau und seine Tochter, sich allein in den geschnitzten Armsesseln um den bocksfüßigen Eichentisch unter dem Hirschgeweihkronleuchter; das aus dem Gehörn strömende und leuchtende Gas bildet den einzigen Eindringling aus dem 19. in das 16. Jahrhundert. Alle lesen: der Vater die heutige Notirung der Werthpapiere in einer Zeitung, die Mutter den neuesten Zola'schen Roman in der Originalsprache aus einer Leihbibliothek, die Tochter, eine junge Dame von zwölf Jahren, blättert eigentlich nur in der illustrirten Zeitschrift „Die Bildung". Doch nachdem sie die Modekupfer, die fürstlichen Begegnungen, das „Humoristische aus unserer Mappe" betrachtet hat, sieht sie auch einmal in den Text des „Romans" hinein. Dann hebt sie um ein Weilchen später den reizend frisirten Kopf und fragt:

„Mama, was ist ein „Fehltritt"? Ist das, wenn ein Mädchen einen Liebhaber gehabt hat?"

Die Befragte läßt ihr Buch auf ihren Schooß von falkengrauer Seide niedergleiten, blickt halb sittenstreng und halb mütterlich erschreckt hinüber und antwortet:

„Was heißt das? Mein Gott, Cäcilchen, wie kommst Du zu solchen Ausdrücken? Das ist ja entsetzlich! Was liest Du denn da?"

„Hier steht: Sie hatte in ihrer Jugend einen Fehltritt begangen und mußte ihr Leben hindurch dafür büßen."

Nun streckt die Mutter hastig die Hand nach der Zeitschrift aus. „Hier in dem Roman von Ernst Freimann, sagst Du? Wahrhaftig! Es ist geradezu empörend. Man kann wie ein Schutzengel Tag und Nacht über seinem Kinde wachen, aber die Ruchlosigkeit und moralische Gemeinheit bringen

wie Ansteckungsstoffe einer Krankheit doch in die sorglichst behütete Luft herein. Und so Etwas duldest Du in Deinem Hause, lieber Mann, und läßt damit das unschuldsvolle Gemüth Deiner Tochter vergiften?"

Der Banquier sieht von seinen Kursberichten auf. „Was meinst Du? Hat sie den Zola in die Hand bekommen?"

„Gott bewahre! Hältst Du mich für so unvorsichtig? Uebrigens würde das auch durchaus keine solchen Bedenken haben, denn man liest die Zola'schen Romane nicht um ihres Inhalts willen, sondern nur aus ästhetischem Interesse an der vollendeten Schönheit der französischen Sprache. Aber Du hast gar nicht gehört, wie es scheint. In diesem Blatte sind in ordinärster Weise auf deutsch Dinge berührt, die zu wiederholen ich mich unter vier Augen mit einer erwachsenen Dame schämen würde."

„Ja, was — Kredit 400 — ich meine, was willst Du denn?"

„Ich will als Mutter, Erzieherin und Trägerin der Verantwortlichkeit für die Sitten- und Seelenreinheit meines Kindes, daß Du es von heute an nicht solcher Gefahr durch eine unmoralische Literatur mehr aussetzest."

„Meinetwegen gern," lächelt der Aufgeforderte; „die Literatur, mit der ich mich befasse, ist stets äußerst moralisch, und Du weißt, auf die übrige gebe ich nicht viel."

„So thue gleich, was Deine väterliche Pflicht ist," erwidert sie und vollzieht ihre mütterliche, indem sie aufsteht und den sittenlosen Rom an der Zeitschrift unter dem Renaissance-Kaminmantel ins knisternde Feuer wirft.

Eine Viertelstunde später trug der Diener des Banquier Rehkalf den nachstehenden Brief zur Post:

An die verehrliche Redaktion der „Bildung".

Beehre mich, anzuzeigen, daß das Abonnement auf Ihr geschätztes Journal aufgebe. Sie werden begreifen, wenn hinzufüge, daß es nicht für wünschbar halte, meine Tochter durch Romane über weibliche Fehltritte unterrichtet zu sehen, deren Vorkommen, wenigstens in meinem Hause, unbekannt bleiben soll. Sonst zeichne mich mit vollkommener Hochachtung

Rehkalf, Banquier.

* * *

Gleichzeitig mit diesem Schreibebrief wurden der Post die nachstehenden Zuschriften zur Bestellung übergeben:

An den Herausgeber der „Bildung".

Ew. Wohlgeboren

muß ich die Mittheilung machen, daß ich Ihre Zeitschrift nicht länger fortzubeziehen beabsichtige. In dem Roman von Ernst Freimann wird eine adlige Persönlichkeit sowohl lächerlich gemacht, als in ihrer Ehrenhaftigkeit angezweifelt. Ich enthalte mich, den bezeichnenden Ausdruck für solche Taktlosigkeit und Unwahrheit zu gebrauchen.

Ergebenst

Baron Lothar von Löwenklau,

Kammerherr.

Der Redaktion der „Bildung".

Ich kündige hiermit Ihr Blatt, das meine Familie bis jetzt gehalten. Ihr Roman legt einem lutherisch-evangelischen Pastoren die Worte in den Mund, er halte dafür, daß Rechtschaffenheit vor Gott den nämlichen Werth besitze, wie der Glaube an dogmatische Formeln. Die Hinstellung der Möglichkeit eines solchen Ausspruches von Seiten eines Geistlichen enthält eine gegen die Kirche gerichtete Verleumdung, in der ich zugleich eine strafrechtlich zu verfolgende Verhöhnung der christlichen Religion gewahre. Sie werden sich die weiteren Folgen selbst zuzuschreiben haben.

Konsistorialrath Faulhaber.

* * *

An die Verlagshandlung der „Bildung".

Sehr geehrter Herr!

Es ist tief bedauerlich, daß ein Organ wie das Ihrige, welches durch seine weite Verbreitung berufen wäre, einen heilsamen politischen Einfluß auf große Kreise auszuüben, diesem Beruf in so eklatanter Weise entgegenhandelt. Wenn einem Roman an sich auch keinerlei Bedeutung beizumessen ist, so müssen wir uns doch dagegen verwahren, daß eine Figur desselben ungestraft derartige reaktionäre Tendenzen vertritt, und sehen uns deßhalb veranlaßt, Ihre Zeitschrift nicht mehr in unserem Zusammenkunftslokal auszulegen.

Der Vorstand des liberalen Vereins.

* * *

An die Redaktion der „Bildung".

Der neueste von Ihnen veröffentlichte Roman ist so revolutionärer Natur, daß ich vom nächsten Quartal Ihr Blatt abbestellt habe. Pfui!

Ein Konservativer.

* * *

Aus der durch diese Zuschriften sich ergebenden Anregung enspann sich folgender sehr interessante Briefwechsel:

Redaktion der „Bildung".
Telegrammadresse: „Bildung".

Herrn Ernst Freimann,
Hochwohlgeboren.

Hochgeehrter Herr!

Zu unserm tiefsten Bedauern haben Sie uns — wie Ihnen aus den beigelegten Zuschriften ersichtlich werden wird — außerordentlich großen Schaden zugefügt. Wir müssen uns selbst allerdings der Unvorsichtigkeit zeihen, daß wir Ihren Roman — mit Rücksicht auf Ihren beliebten Namen — nur etwas flüchtig durchgelesen hatten, sonst wäre uns wenigstens die Mitleidenschaft in dieser höchst fatalen Affaire erspart geblieben. Aber uns däucht, es läge auch kaum minder in Ihrem Interesse, einer solchen Entwerthung Ihrer schriftstellerischen Erzeugnisse hinfort vorzubeugen. Vorder-

hand, bis die Entrüstung des Publikums sich wieder beruhigt hat, müssen wir selbstverständlich auf Ihre geschätzte Mitarbeiterschaft Verzicht leisten, hoffen indeß, späterhin dieselbe erneuern zu können, und möchten uns für die Zukunftsaussicht erlauben, Ihnen ein paar Grundbedingungen aufzuzeichnen, deren Nachachtung durch Ihre gewandte Feder eine Wiederholung der unliebsamen gegenwärtigen Störung unserer Verbindungen verhüten wird.

Die „Bildung" ist ein auf der Höhe unserer Zeit stehendes Organ und, wie schon ihr Titel es treffend ausdrückt, bestimmt, das ganze unermeßliche Gebiet geistiger Interessen der Menschheit und speziell unseres Volkes zu umfassen und zu vertreten. Das Ziel, die Aufgabe, welche wir uns vorgesetzt haben, ist die Emporhebung des Vaterlandes durch eine unausgesetzte Hinlenkung der Gedanken seiner Bewohner auf die wichtigsten Probleme des Lebens im Staat, in den Wissenschaften, den Künsten, in allen Werkstätten des Denkens, Empfindens und Könnens. Unser Wahlspruch ist: „Eine verschwisterte Blüthentwickelung des Geistes und Gemüthes durch das Sonnenlicht der Wahrheit!" Nichts wird uns zu erhaben, nichts zu scheinbar geringfügig sein, daß wir es nicht zur Förderung unseres hohen Zweckes, zum Besten unserer Zeitgenossen — ohne Rücksichtnahme auf die uns daraus erwachsenden Unkosten — in unserer Zeitschrift benützen sollten. Sie glauben nicht, welche Opfer wir uns nach dieser Richtung allein schon durch die hohe Kunstvollendung unserer Illustrationen auferlegen.

Aber, hochgeehrter Herr, um diesen segensreichen Bestrebungen Erfolg zu verbürgen, bedarf es selbstverständlich einer sehr ausgedehnten Zahl von Lesern, denen wir die Aussaat unserer Ideen anzuvertrauen vermögen. Dieselben setzen sich aus den verschiedensten Berufsklassen, Bekenntnissen, Parteistellungen, Richtungen, Anschauungen und Neigungen zusammen. Unser Trachten wird sich mithin darauf zu richten haben, auf diese alle gleichmäßig Einfluß zu gewinnen, um eben auch gleichmäßig zur Veredlung Aller beitragen zu können. Wir werden deßhalb kein berechtigtes Interesse hinter einem anderen zurücktreten lassen und vor Allem den höchsten Gemeingütern der Menschheit, der Religion und dem Staatswesen, den Künsten und Wissenschaften unablässig Erhellung, Durchforschung und Erläuterung widmen. Aber, da wir die Leuchte des Vorschrittes geistiger Entwicklung vorantragen, wird unser erstes Augenmerk darauf verwandt sein müssen, daß wir in gleicher Weise unsere Anziehungskraft auf alle sich widerstrebenden Meinungen bewähren. Mit anderen Worten: wir werden auf den genannten Gebieten, wie auf allen übrigen, keine Aeußerungen veröffentlichen, aus denen eine Nahrung der Zwistigkeiten entfließen könnte, die auf der einen oder anderen Parteiseite Anstoß verursachen dürfte. Unser Grundsatz in allen derartigen Hinsichten ist die vollendete Objektivität ruhigen Urtheils, und wir bethätigen ihn auch darin, daß wir uns stets in geistigem Fühlungskonnex mit der überwiegend großen Majorität auf unserem Wirkungsfelde erhalten. Niemand soll etwas Anderes in unserer Zeitschrift antreffen, als was er ihr bereits selbst als Ausfluß seines edelsten Empfindens ent-

gegenbringt; eine Furcht, sei es auch nur eines Einzelnen — den wir für ebenso vollberechtigt erachten als die Gesammtheit — in unseren Spalten irgendwo auf eine Verletzung seiner Ueberzeugungen und Wünsche zu stoßen, muß prinzipiell durch die unantastbare, von einem höheren Standpunkte aus die Dinge und die Menschen überschauende Unparteilichkeit unserer Haltung ausgeschlossen sein. Worin aber nach unserer unerschütterlichen Ueberzeugung die Grundvesten des Staates, der Ordnung, der Gesellschaft, überhaupt aller idealsten Menschheitsgüter beruht, das ist die Familie. In ihr erkennen wir mithin den eigentlichsten, die schönste Ernte verheißenden Fruchtboden unserer unermüdlichen Thätigkeit. Wie auf einen unverrückbaren Punkt werden wir stets unsere sorglichste Mühwaltung dahin konzentriren, das Höchste und Edelste zur Erhebung, Belehrung und Erfreuung der Familie jedes Hauses zu bieten, wodurch sich zugleich unser hehrer Pflichtberuf als eines argusäugigen Hüters ihrer Unantastbarkeit bedingt. Als ein getreuer Eckart wachen wir über das Heiligthum, den Frieden, die Unschuld des Familienschooßes, daß er in seinem segensvollen Walten von keinem rauhen, keinem skeptischen, vor Allem von keinem unlauteren Tone beeinträchtigt werde. Das Spiegelbild der Welt, das unsere Spalten in jede stillumfriedete Heimathsstätte hineintragen, muß so den obersten künstlerischen und ethischen Ansprüchen genügen, daß es von der heranblühenden Tochter des Hauses in jedem seiner Theile mit vollem Verständniß aufgefaßt und ohne Erröthen, ohne schädlichen Anreiz zu einem Nachdenken über ihr zu verbergende, unwürdige Realitäten des Lebens betrachtet werden kann. Denn auf ihr, auf der deutschen Jungfrau, ruht die deutsche Frau, die Mutter, die Erzieherin, die Bildnerin des deutschen Volkes, in dessen Dienst wir unsere Lebensarbeit gestellt haben, um es zu der Stufe emporzuheben, welche es als oberste unter den Kulturnationen der Erde in der Vollreife des Geistes und der Wahrheitserkenntniß auf allen Gebieten von der Vorsehung einzunehmen berufen ist.

Wir haben uns verstattet, hochgeehrter Herr, Ihnen im Vorstehenden ein paar grundlegende Direktiven für eine spätere erfreuliche Wiedererneuerung unserer Verbindung anzugeben, und zeichnen, Ihrer schätzbaren Mitarbeiterschaft auf dieser Basis gewärtig,

Hochachtungsvoll und ergebenst

Die Redaktion der „Bildung“.

* * *

Wohllöbliche Redaktion der „Bildung“!

Mein erster Antrieb war, Ihnen auf Ihre lehrreiche Zuschrift nur mit einem kurzen Goethe'schen Götzzitat zu erwidern. Bei genauerer Erwägung indeß halte ich doch eine etwas eingehendere Antwort für angebrachter. Nicht, als ob ich mich der thörichten Meinung hingäbe, auf Sie den geringsten Eindruck damit zu erzielen, denn Alles, was ich Ihnen zu sagen gedenke, wissen Sie genau ebenso gut, wie ich. Aber Ihr Brief hat einen Anreiz auf mich geübt, es mir selbst einmal bei dieser Gelegenheit, in Worte gefaßt, lebendig vor die Augen zu stellen. Befürchten Sie

nicht, daß ich zu viel von Ihrer für den Vorschritt der Menschheit so wichtigen Zeit in Anspruch nehme; ich werde mich knapp und möglichst deutlich ausdrücken. Und im Uebrigen bitte ich, meine Entgegnung als eine, an einen unpersönlichen Gegenstand gerichtete, die „Sie"-Anrede darin als an die „Redaktion der Bildung" gerichtet aufzufassen. Denn ich spreche zu einem unwandelbar feststehenden Begriffe „in der Erscheinungen Flucht".

Wenn Ihre Worte Ihre Meinung wiedergäben, würde es allerdings schwer fallen, eine Verständnißbrücke zwischen Ihnen und mir zu schlagen. Sie sagen: das Ziel, das Sie sich vorgesetzt haben, ist eine geistige Emporhebung des deutschen Volkes — und ich antworte Ihnen: Sie lachen über Jeden, der sich von Ihrem Phrasenschwall so viel Sand in die Augen werfen läßt, um nicht zu erkennen, daß Sie überhaupt gar kein Ziel besitzen, als möglichst viele Markstücke aus möglichst zahlreichen Taschen des deutschen Volkes in die Ihre herüberzulocken. Dazu ist Ihnen jedes Mittel recht, das diesen Zweck erfüllt und Sie nicht mit strafrechtlichen Ungelegenheiten bedroht. Sie haben keinerlei eigenes Interesse oder Verständniß, keine Zu- oder Abneigung, sondern nur einen kaufmännischen Instinkt und Kalkül für das Absatzgebiet Ihrer Waaren. Vor einem Krämerladentisch stehend, treiben Sie einen weitausgebreiteten Detailhandel mit Religion, Philosophie, Politik, Poesie, Kunst, Wissenschaft und allen ähnlichen gangbaren „Artikeln" Ihres Vorrathslagers und händigen jedem Käufer für den Abonnementspreis seine Portion, in die Papierdüte Ihrer „Bildung" gewickelt, ein. Ihre Waare bildet die geistigen Nahrungsmittel für Hunderttausende — denn dahin hat Ihr „unablässiges Streben nach der höchsten Entwickelung" es gebracht — und wenn der Silberklang in Ihrer Ladenkasse sich nur als echt herausstellt, so zucken Sie über Den als einen Tropf die Achseln, der Ihnen einwendet, Ihre Waare sei verfälscht und werthlos, mache das Volk kraftlos und blutarm, statt es zu ernähren. Denn Sie salviren Ihr Gewissen — falls Sie etwas von einem derartigen Störenfried besitzen sollten — mit dem Vorbehalt: Wir stehlen nicht, es ist ja der freie Wille der Leute, uns unsere Artikel abzukaufen. Und eine Marktpolizei giebt es ja verständiger Weise auf diesem Gebiete nicht, oder sie ist mit an unserem Geschäftsausfall interessirt.

So stehen Sie in der That „auf der Höhe unserer Zeit" und wetteifern mit den zahllosen übrigen Schwindelindustrien, die ihren Gewinn durch betrügerische Ausnutzung der Unwissenheit, Geistesarmuth und Leichtgläubigkeit zu erzielen trachten. Aber was bei Ihrem Geschäft besonderen Ekel einflößt, ist, daß Ihre marktschreierische Reklame mit den besten Gütern der Menschheit zu handeln vorgiebt und sich zu dieser Anpreisung der Berufung auf den eigenen Besitz der höchsten, idealsten Gedanken, der edelsten Empfindungen, Wünsche und Zwecke bedient. Für Ihr eigensüchtig gemeines Trachten scheuen Sie sich nicht, Blendstücke der feinsten Gefühle, der tiefsten Ueberzeugung und der erhabensten Vorstellungen als Köder auszuwerfen. Mit dem tönenden Brustpathos des bewegten Herzens, der übervollen Seele, des unbeirrbaren Wahrheitsdranges verkündigen Sie in hunderttausend Prospekten die „ideale Tendenz" Ihres Wirkens. Und wie

lachen Sie über Religion und Wissenschaft, Kunst und Dichtung, über jedes geistige Besitzthum der Menschheit, wenn die dummen Fische auf Ihre glitzernden, blechernen Lockfliegen tüchtig angebissen und Ihnen die ausgiebigste Möglichkeit verschafft haben, sich an die einzige reale Idealität Ihres Daseins, an den mit Austern, Trüffeln und Champagner bedeckten Tisch zu setzten und sich an Witzen über die „dumme Masse" zu belustigen, die Ihnen die Mittel für die Erreichung Ihres „höchsten Lebenszieles" geliefert.

Und, hinc illae lacrymae, daher Ihr Schreck, Ihr Zorn bei einem Anzeichen — seien es die albernsten Zuschriften des Abonnentenpublikums — daß der Fang einmal etwas weniger ergiebig ausfallen könnte. Es giebt nichts, was eine ernste Bedeutung für Sie besäße, außer dem Einen, daß es Ihnen bitterlicher Ernst ist, keinen zahlenden Abonnenten zu verlieren. Dies zu verhüten, sind Sie in Wirklichkeit Tag und Nacht bedacht, und Ihr unausgesetztes Mühen gilt der sorglichen Berechnung, wie Sie es möglich machen können, tot capita, tot sensus zu allgemeiner Zufriedenheit unter einer großen Nachtmütze zu vereinigen. Sie haben sich die richtige Antwort gegeben: Indem Sie einen mit Syrup süßgemachten und mit Rosenwasser parfümirten Schlaftrunk zusammenbrauen, der allen gleichmäßig „süssig" über die Zunge gleitet, alle Köpfe in der nämlichen Art gedankenlos eindußeln und ohne Kopfweh wieder aufwachen läßt. So entsteht Nummer um Nummer Ihre „Bildung", deren richtiger Titel „Die wöchentliche Familienbettelsuppe" wäre.

Es ist wahr, Sie thun in diese alle erforderlichen Zuthaten hinein, mit Ausnahme des Salzes. Salz schärft die Geschmacksnerven, die abgestumpft werden sollen. Ihr Publikum ist sehr dumm, aber Sie haben das richtige Gefühl, daß Sie es noch mehr verdummen müssen. Zu dem Behuf rühren Sie zuvörderst eine Wasserbrühe an, in der alle Ihre Suppeningredienzen gleichmäßig schwimmen, wie in gewissen Gasthöfen sämmtliche Speisekarten-Artikel in der nämlichen Restaurationssauce. Diese Tunke besteht aus einem Gemisch der landläufig hohlsten Phrasen, mit denen Sie Ihre „Freunde" (d. h. Abonnenten) als die edelsten Vertreter deutscher Vaterlandsliebe, deutscher Gemüthstiefe, deutscher Redlichkeit, Sitte, Treue und vieler anderen spezifisch deutschen höchsten Eigenschaften kennzeichnen. Sie wissen, wie schmackhaft dieser ranzig gewordene Brei der Masse über die Zunge geht, Sie wissen, wie sie sich die Verdauungsgesundheit ihres Magens daran verdirbt, und Sie wissen, daß Ihre ganze Brühe nur aus widrigster Verlogenheit zusammenfließt, daß andere Völker die genannten Eigenschaften ebensowohl besitzen, vielleicht manche derselben in reinerem Zustande, als das gegenwärtige deutsche Volk. Aber Sie reizen damit den Appetit Ihrer Gäste auf den Inhalt Ihres Kochtopfes, und Ihr „deutscher idealer Zweck" ist erreicht.

Selbstverständlich indeß bedürfen Sie in Ihrer Olla potrida auch der festen Bestandtheile an Fleisch und Gemüse für die hungrigen Zähne, und sie hacken mit größter Bereitwilligkeit und mit Umsicht, um nichts zu vergessen, Alles hinein, was der nach geistige Nahrung lechzende Appetit des 19. Jahr-



hunderts nur begehren kann. Mit bescheidenem Stolz, mit der gehobenen Demuth des Wahlspruches: „Ich diene“, sprechen Sie es auch in Ihren Jahres- und Vierteljahres-Programmen aus, daß man nur Ihre Zeitschrift zu lesen (und zu bezahlen) brauche, um in allen Gebieten auf der Höhe zu stehen und sich dort zu behaupten. Die von Ihnen aufgetischten Gerichte und ihre Zubereitung genügen allen Ansprüchen.

Sie bringen Alles: Romane, Novellen, Gedichte, Essays, populär gehaltene wissenschaftliche Aufsätze, Kritiken, Gerichtsverhandlungen, Plaudereien, Entdeckungen, technische Belehrungen, Anekdoten, Spiele, hülfsbereite und köstlich humoristische Briefkasten-Antworten, gewaltige, stets als „wundervoll“ und „unübertrefflich“ von Ihnen im Text gerühmte, Bildwiedergaben von Haupt- und Staatsaktionen, Feuersbrünsten, Schiffbrüchen, Schlachten (alle immer „von dem künstlerischen Stift eines Augenzeugen“), von umherziehenden modernen Gemälden, Genrestücken, der „Prämienbeilagen“ nicht zu vergessen, durch welche Ihre glücklichen Abonnenten für einen wahrhaften Spottpreis in den Besitz des köstlichsten und künstlerisch vollendetsten Zimmerschmuckes gelangen. Sie bieten das Alles dar, nur haben Sie jedem noch so winzigen Stückchen Fleisch mit chemischer Kunstgeschicklichkeit die Eiweißstoffe, Fette, Kohlenhydrate, Salze, Eisen und Phosphorsäure, das heißt, die nährenden Bestandtheile ausgezogen und Nichts übrig gelassen, als süßliche, saft- und kraftlose, scheinbare Fleischbrocken. In jeder Spalte und Falte Ihres großen Kochtopfes ist Alles die nämliche breite Bettelsuppe elender Gesinnungslosigkeit und Feigheit, damit Sie ja auf Kosten der Wahrheit, der wirklich idealen Güter und der Gesundheit des Volkes Ihren Beutel füllen. Denn Sie fürchten nur Eines, daß irgend Jemand für irgend Jemanden aus irgend einem Grunde Ihre Suppe zu kräftig halten und das Abonnement an Ihrem Wochentische aufgeben könnte.

So vergiften Sie das deutsche Volk, „in dessen Dienst Sie Ihre Lebensarbeit gestellt haben“, absichtlich, nicht mit ätzendem Sublimat, sondern mit Mehl und Wasser, aus dem Sie einen verderblichen Pappbrei für die geistigen Säuglinge anrühren, um ihnen jede Möglichkeit des Wachsthums zu verkümmern. Sensation, Mode, Albernheit, sentimentale Rührseligkeit und gemeinstes „Gemeinverständniß“ bilden den Zielpunkt aller Ihrer „Geist und Gemüth erhebenden, dem Vorschritt der Menschheit geweihten Beiträge aus der Feder der ersten lebenden Autoren“. Was Sie über die Welt freier und höchster Gedanken, über Wissenschaft, Dichtung und Kunst, Staatsleben und Politik in Ihre Suppe hineinrühren, dient ausschließlich dazu, diese Dinge zur Bedeutungslosigkeit herabzuwürdigen, jedes Nachdenken über sie zu ersticken.

Sie sorgen, „als getreuer Eckart, der vor dem Heiligthum der deutschen Familie wacht“, daß keine Erkenntniß, kein Licht der Wahrheit und Wirklichkeit, kein freier und antreibender Gedanke, kein echter Ton des Herzens, keine tragische Gewalt menschlicher Leidenschaft in ihr vegetirendes Hinleben hineinfallen kann — diese Zeitschrift „im Dienste der Menschheit“ erzieht nicht nur „die heranblühende Jungfrau“, sondern ihre Brüder und Väter mit zu unwissenden, selbstgenügsamen, gemüthsleeren und geistverkrüppelten

alten Weibern. Mit dem kürzesten und treffendsten Wort ist Ihr „Geschäftsbetrieb" der tiefgreifende Fluch des deutschen Volkes, der es von gesunder, mit Lebenskraft erfüllender geistiger Nahrung abhält, um ihm Kopf und Herz mit erbärmlicher, marklos-zerrüttender Kost zu betrügen.

Ich weiß, daß ich Ihnen damit nichts Neues gesagt habe, und zeichne mich, unter dem Ausdruck der Befriedigung, nicht zu Ihren „schätzbaren" Mitarbeitern gezählt worden zu sein, und mit der Ihnen gebührenden Achtung

Ernst Freimann.

Börsenleben.

II.

Die vereideten Makler.

Die Börse! Ja, was ist das, die Börse? Da sind der Hof und die Ministerien, die Presse und die Theater, die Akademien für Musik und Thierheilkunde, die Stadtverwaltung und die Universität, die Kasernen, die Kasinos und das Corps de Ballet, da sind die Gerichte und die Gefängnisse, alle diese durcheinandergequirlt und von einem fingerfertigen Zeitungskoch zu Schaum geschlagen, das nennt man Berlin, und obenauf, wie das Oel auf dem Wasser, das Fettauge auf der Suppe, schwimmt etwas und schwillt und schillert und ist unvermeidlich und Alles befleckend. Das ist die Börse, und „das ist ihre Beute, was da fleucht und kreucht"!

Die Börse, à la bonheur! Ein so achtbares Institut, wie irgend eines, mit Beamten, durch deren Eidessieb Alles, was vor sich geht, hindurchfiltrirt. Kein Geschäft ist gültig und besteht vor Gericht, zu dem der vereidete Makler nicht seinen Segen und seinen Schlußschein gegeben hat.

Und doch, welch eine unglückselige Figur spielt innerhalb des Wirbels, dem sich das Börsenleben vergleichen läßt, der vereidete Makler! Es ist, als ob man einen Häuser- und Hypotheken-Agenten gegen den Wucher einschwören wollte, da doch fast jede Vornehmung innerhalb dieses Spekulationsgebietes eine Art von Wucher genannt zu werden verdient. So soll der Börsenmakler nicht am Schwindel, an der Spekulation Theil nehmen und wird daraufhin vereidet; aber fast jedes Geschäft, das er ver-



mitteln muß, ob er will oder nicht, beruht auf einer Art von Spekulation oder Schwindel, selbst wenn die gehandelten Stücke in natura von Hand zu Hand gehen.

In der sogenannten goldenen Zeit, in der Milliardenära, als es noch hohe Kourtagen gab und alle Kurse in einer unaufhaltsamen Aufwärtsbewegung sich befanden, gaben die Gründer und deren „Betheiligte" an die Makler ab: „An Sie!" — „An Sie!!" Hunderttausende auf ein Mal! Es war ein förmliches Sturzbad, das auf die „Vereideten" niederregnete. Und die Makler nahmen das Material auf, ob sie nun sogleich Abnehmer hatten oder nicht. Sie wußten, wenn nicht heute dann kam er morgen, der sogenannte „Dumme" von Camphausens Gnaden, der nicht bloß nicht alle wird, sondern sich damals vermehrte wie im Sommer die geile Fliege, die am Honigstocke kleben bleibt, schichtweis übereinander. Man züchtete sie, brütete sie aus im Parlament und in der Presse.

Er ist auch heute noch nicht alle geworden, dieser Dumme, nur noch, wenn möglich, ein bißchen dümmer. Am allerdümmsten aber ist ein solcher, der an die Krippe gebunden ist und nicht fressen mag! Wenigstens galt er dafür damals noch.

So hieß es zu jener Zeit sogar in den Reihen der Vereideten, und zwar nicht bloß der Makler, sondern auch anderer Beamteten, ja, sogar der Staatsmänner. Die Makler fraßen denn auch, um nicht Heupferde genannt zu werden. Es gab deren, die Millionen „im Handumdrehen" verdienten. Das Geld lag auf der Straße, weil jeder bereit war, es auf die Straße zu werfen. Die Stücke, die der Makler heute zu zehn über Pari aufnahm, fanden morgen Abnehmer zu zwanzig über Pari. Dieselben Leute, die sie heute zu zehn über Pari verkauft hatten, kauften sie morgen zu zwanzig über Pari zurück, um sie übermorgen zu vierzig und fünfzig über Pari noch einmal loszuschlagen, vielleicht auch zu hundert. Nur wer jene goldene Zeit an Ort und Stelle durchlebt hat, kann sich ein Bild von dem Wirbel machen, in den alle Welt hineingerissen wurde, auch natürlich der „vereidete Makler". Er mußte seinen Eid brechen, ob er es wollte oder nicht. Und wenn er es nicht that, so that es an seiner Statt sein „Substitut", der sich sehr bald vom Leichter zum Selbst-Abnehmer ausbildete. Dann kam die große Wendung, es kamen die Schreckenstage von Wien, und Berlins Stolz bäumte sich auf. Jetzt hieß es erst recht: „Wir nehmen. Wir sind und bleiben Haussiers aus Prinzip!" Und man muß es ihnen zur Ehre nachsagen — vielen von ihnen, einigen, die uns bekannt sind — daß sie diesem menschenfreundlichen Prinzip zu Liebe ein gut Theil von dem wieder „ausspuckten", was sie in den Tagen der Aufwärtsbewegung hatten hinunter-

würgen müssen, Hunderttausende, viele Hunderttausende, ja, so viel, daß sie hart am Bankrott vorbeisegelten oder auch am Felsen der Pleite zerschellten.

Es war eine harte Schule, durch welche sie gingen. Sie hatten die Kurse auf den Chimborasso hinaufgeleitet als wackere Steiger und Führer und riskirten nun beim Abstieg Hals und Kragen. Sie — diese „einigen" — sühnten damit den Eidbruch der vielen, und das ganze Institut lernte der Sünde entsagen. Einigermaßen. Ihr Schwur gewann an Bedeutung, er erhielt nun erst einen Inhalt, einen freilich noch immer mit vielem sophistischen Wasser verdünnten. Denn ein Loch hat der Topf nach wie vor.

Wenn Bankier X-bein „Brief" giebt und Bankier U-bein „Geld", meist sogar Zug um Zug, zu einem Kurse, der schon fast vergessen ist, sagen wir für Mexikaner, so weiß der vereidete Makler, daß es sich neunmal unter zehn Malen um ein fingirtes Geschäft handelt, bei welchem die kleine Kourtage freudig geopfert wird um einen großen Gewinn zu machen, d. h. um den oder die „Kunden", die das ja „nicht kontrolliren können", die bestellten Stücke zu diesem durch ein fingirtes Geschäft künstlich erhöhten Kurse berechnen zu können oder umgekehrt. Der vereidete Makler weiß es so gut, wie X- und U-bein es wissen, vielleicht sogar noch besser, daß die „An Sie" und „Von Ihnen" gehandelten Stücke nicht geliefert werden, sondern daß der betreffende Schlußschein dem einen oder dem andern Herrn — keineswegs dem Herrn X- oder U-bein selber, die oft gar keinen Einblick in den Gang des Geschäfts haben — die Kourtage werth ist, zehn, ja hundertmal werth ist. Und wenn nun solche Geschäfte nach einer bestimmten Richtung hin sich häufen, von andern in entgegengesetzter Richtung durchkreuzt werden, so kennt sich am Ende der gescheidteste Makler nicht mehr aus. Was hat denn das Wort „Schwänze" für eine Bedeutung, wenn nicht diese, daß die Geschäfte ohne Inhalt gemacht werden, um die mit Inhalt nach Belieben zu gestalten, d. h. die Kurse hinauf oder noch öfter vielleicht hinabzutreiben? Und was hat das Wort „Kouliſſe" für eine Bedeutung, wenn nicht diese, daß die „vornehmen" Banken sich durch die kleinen Schnorrer und Habitués der Börse, denen sie die 50 Mark für die Börsenkarte vergüten und ein Hundertstel Prozent der Umsätze zahlen, die „Pace" machen lassen.

Der „vornehme" Bankier und der Schnorrer, — welcher Letztere jenen Ersteren alle Morgen auf das Devoteste als Chef der Claque, die in der Bier-Kloake auf Ordres harrt, besucht und nach seinen Aufträgen fragt, ob Nichts zu kaufen, zu schmeißen, zu tippen? — — im Grunde genommen,

was sind sie Anderes, als Pferde aus demselben Stall? Es soll eine Erfindung des alten Anselm Meyer sein, der nach der Schlacht bei Waterloo „renns, was kenns" nach London ritt und segelte und fuhr und so alle Stafetten überholte. Dann stellte er sich bleich und schlotternd noch von der Anstrengung an seinen Pfeiler und verkaufte „Stocks", während er sie hundertfach von seinen Agenten aufkaufen ließ. Das, was man damals und in England wohl heute noch dem Anselm Meyer wie dem Jay Gould als eine besondere Schlauheit oder Schurkerei auslegt, gilt zur Zeit auf dem Kontinente überall als selbstverständliche Geschäftspraxis. Nur hat der Telegraph die Relais unnöthig gemacht. Der Sophismus hat sich, dank der Bequemlichkeit des heutigen Nachrichtenwesens, im Geschäftsleben fest etablirt, und derjenige vereidete Makler würde sich furchtbar albern vorkommen, würde sich um seine Kundschaft bringen und über kurz oder lang um seine Stellung, der es sich einfallen ließe, solche für ihn am ehesten zu durchschauenden Fiktionen beanstanden oder auch nur kommentiren zu wollen. Man würde ihn für ein Monstrum halten, wenn er auch nur andeuten wollte, daß ihm Dies und Das nicht fair erschiene. Man würde ihm sagen, wie dem Henker, „Walten Sie Ihres Amtes und henken Sie diesen Mann!" Denn darauf läuft es ja ohne Ausnahme hinaus, daß irgend ein ahnungsloser Kunde geschunden wird und nicht selten dem Henker die Waltung seines Amtes erspart. Und damit dies recht sicher und glatt vor sich geht, deßhalb ist der Makler vereidet.

Ich habe Jahre lang in einem Zimmer geschlafen, in dessen Ecke sich ein solcher „Kunde" aufgeknüpft hatte. Und er ist mir öfters Nachts erschienen und hat mirs erzählt, wie man ihm übel mitspielte, in Berlin an der Börse, mit Hülfe des Instituts der vereideten Makler, deren „Betheiligte" sämmtlich fast seine Freunde waren. Aber sie durften ihn ja nicht warnen, nur betrauern konnten sie ihn.

Nun ist man auf den biedermeier'schen Einfall gekommen, diesem vereideten Beamteten noch einige andere vereidete Beamtete an die Seite stellen zu wollen, um ihn zu kontrolliren oder zu überwachen, ja, ihn verantwortlich zu machen. Wie denn? Giebt es keine Telegraphen mehr und kein Signalbuch? Muß das fingirte Geschäft gerade hier am Ort gemacht werden? Kann der Auftrag nicht nach Wien, Paris, Hamburg, Kalkutta, New-York ergehen? Kann er nicht von dort aus hierhergegeben werden? Ein Aal, der durch ein Netz schlüpft, schlüpft auch durch zwei. Der Eid des Maklers ist kein anderer als der Eid, den die anderen ihn beaufsichtigenden Beamteten würden schwören müssen. Jeder Eid ist dem andern gleich und beruft sich auf die eine ewige und unabänderliche überirdische

Zeugenschaft. Höchstens würde sich in Zukunft der eine Vereidete auf den andern Vereideten verlassen zu können wähnen. Eine solche Börsenreform würde Nichts sein, als eine Multiplikation des Uebels. Man würde die Unbefangenheit lediglich auf Stelzen stellen und die Fahrlässigkeit auf Rollen, so daß Alles noch einmal so schön und glatt abliefe. Nach unserer bescheidenen Ansicht ist eine Börsenreform an sich wenig aussichtsvoll. Der Mechanismus, der jetzt schlechtes Mehl liefert, wird kein besseres liefern, und wenn man ihn auch um einige Rädchen und um ein Dutzend Mühlsteine komplizirter machte. Das schlechte Mehl rührt ja in diesem wie in den meisten solchen Fällen gar nicht vom Mechanismus, sondern es rührt von dem Korn her, das in demselben vermahlen wird, also vom Material, mit welchem der vereidete Makler zu arbeiten hat.

Das ist, als wollte man die Hyänen und Geier fernhalten von einem stinkenden Aas. Da hätte man bei Tag und bei Nacht Nichts weiter zu thun.

Versenkt man aber das Aas in die Tiefe unter zentnerschwere Steine, dann bleiben sie von selbst fern.

Crassus.

Der geistige Konkurs.

Es ist ein verhängnißvoller Wahn, jene äußere Regierungspolitik des Augenblicks, die auf der Oberfläche schwimmt, mit dem wahren Entwicklungsleben zu verwechseln, das innerlich fortarbeitet und dessen reißende Strömung auch die aufquellenden Schaumblasen unwiderstehlich hin- und herreißt. Der wahre Staatsmann sucht mit dem Strom der Zeit zu schwimmen, nicht fruchtlos dagegen anzukämpfen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst fiel logisch mit der Reformation zusammen, wie der Theologe Hagenbach in seinen berühmten Vorlesungen über diese Zeit betont: „Die Presse diente der Reformation, die Reformation der Presse." So empfahl auch Immanuel Kant als einziges Mittel zur Herbeiführung vernunftgemäßer Zustände die unbeschränkte Preßfreiheit. Denn jede Unterdrückung von Meinungen erzeugt einen Gegendruck. Sobald man aber freie Aussprache über Alles zuläßt, tritt die Vernunft in ihre Rechte, und diese neigt immer zur Versöhnlichkeit. Strafbestimmungen in geistigen Dingen bewirken nur das Gegentheil.

Was würde es z. B. fruchten, gegen folgende Beschimpfung des monarchischen Staatsbegriffs gerichtlich einzuschreiten? Man höre! In Mommsens römischer Geschichte III 421 befindet sich folgender bedenkliche Satz. „Unter allen kläglichen Rollen giebt es keine klägliche re, als die, mehr zu gelten, als zu sein, und es ist das Verhängniß der Monarchie, da doch kaum alle tausend Jahre (?) ein Mann aufsteht, der König nicht bloß heißt, sondern ist, daß diese Kläglichkeit unvermeidlich an ihr haftet." In jedem der letzten drei Jahrhunderte schenkte aber das Hohenzollernhaus dem Vaterlande einen Regenten, der wahrlich Herrscher im vollsten Sinne war: den großen Kurfürsten, den großen König, den großen Kaiser. Solche vernünftige Widerlegung des Historikers Mommsen überzeugt, und der obige Satz büßt hiermit von selber seine Schädlichkeit ein. Denn die Gegner des Bestehenden fordern durch allzu schroffe Einseitigkeit nur selber widerlegende Kritik heraus. Wozu also neue Preßordonnanzen erfinnen? Wozu der Lärm, was steht den Herren zu Diensten? Durch Gerichtsbüttel beweist man nichts, und Märtyrer schaffen ist die größte aller Dummheiten. Denn Märtyrer haben bekanntlich immer Recht, und selbst der ungerechteste Angriff von Umstürzlern wird in dem Augenblick für das Urtheil des Volkes ein gerechter, wo man mit brutalen Knüppeln gegen geistige Waffen ficht. Denn natürlich sagt sich der naive Menschenverstand: Wenn man die Leute geistig widerlegen könnte und die Vernunft gegen sie spräche, so würde es der rohen Gewalt zu ihrer Unterdrückung niemals bedürfen. Die Umsturzvorlage ist eine Art von geistiger Konkursanmeldung, gewiß nicht viel bedeutungsloser in den Folgen, als ein materieller Staatsbankerott. Denn der Mensch lebt nicht von Brot allein.

Karl Bleibtreu.

Vom Büchertisch.

Strike und öffentliche Meinung. Ethische Erwägungen zur sozialen Frage. Von Heinrich Wilhelmi. Verlag von Opitz & Co. in Güstrow i. M.

Der Verfasser dieser hochinteressanten sozialpolitischen Broschüre ist Domprediger in Güstrow. Als Geistlicher steht er auf dem Standpunkt einer geläuterten christlichen Ethik, und von diesem Standpunkte aus unterzieht er die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit — zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer — einer eingehenden, außerordentlich verständigen und humanen Betrachtung. Der Werth der in dieser Schrift enthaltenen sachlichen Ausführungen wird nicht im Mindesten beeinträchtigt durch den Umstand, daß der Verfasser einen lokalen Strike zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen macht. Im Gegentheil: die Anschaulichkeit der Darstellung gewinnt dadurch und die Lehren, die der Verfasser aus den thatsächlichen Hergängen bei jenem

Strike ableitet, erhalten durch diesen Umstand eine noch größere praktische Bedeutung. — Leute wie Stumm und Genossen, die mit einem Christenthum sich brüsten, das doch längst schon mit Christi Lehre nichts mehr gemein hat, thäten wirklich gut daran, von Zeit zu Zeit einmal ein solches Buch in die Hand zu nehmen. Sie würden daraus ersehen, daß die wahren Christen, denen die Religion Herzenssache ist und Gemüthsbedürfniß und deren ganzes Wesen durchdrungen ist vom Geiste echter Religiosität im Arbeiter den gleichberechtigten Menschen achten, dem es in keiner Weise zu verdenken ist, wenn er mit allen ihm zu Gebote stehenden sittlich zulässigen Mitteln die thatsächliche Anerkennung seiner Rechte herbeizuführen bemüht ist.

Liebe — eine hypnotische Suggestion? Von Dr. C. Reißig. Verlag von G. Barsdorf in Leipzig.

In dieser Broschüre legt der Verfasser, ein Arzt, die Sonde nüchterner wissenschaftlicher Betrachtung an den bekannten Münchener Skandalprozeß. Dabei findet er Gelegenheit, in glänzender Darstellung ein zusammenhängendes, übersichtliches Bild all der mystischen und halbmystischen Bewegungen zu entwerfen, die in unseren Tagen in so hohem Grade die öffentliche Meinung beschäftigen. Besonders über das Wesen des Hypnotismus und über die Grenzen, die der hypnotischen Einwirkung gezogen sind, giebt der Verfasser sachkundige Auskunft, die gar Vielen, die von diesen Dingen nur eine unklare Vorstellung sich machen können, hoch willkommen sein wird. Trotzdem er aber die Möglichkeit einer Beeinflussung des fremden Willens durch Willensübertragung als über allen Zweifel und alle Täuschung erhaben hinstellt, ist der Autor doch der Ansicht, daß in dem Fall der Freiin von Zedlitz, der in München die Geschworenen beschäftigte, eine solche Beeinflussung nicht vorlag. Und der Beweis für die Richtigkeit dieser These ist meines Erachtens dem Autor der interessanten Schrift vollkommen gelungen.

Dem deutschen Volke! Zwanglose Hefte. Herausgegeben von Hermann Krieger. Heft 1. Moderne Eginharde. Verlag von Hermann Brieger in Berlin.

Dieses erste Heft stammt aus der Feder des Herausgebers der angekündigten Broschürenserie. Hoffentlich sind die noch ausstehenden Schriften weniger langweilig als Heft 1 Eine Polemik gegen Eginhard, den Hof- und Leibhistoriographen Karls des Großen, dem allerhand ehrenrühige Vorwürfe gemacht werden, kann nur mäßig die Zeitgenossen Maximilian Hardens interessiren, der sich auf das Verdrehen von Thatsachen doch weit besser noch versteht, als Herr Eginhard, der aalglatte Höfling. Wenn der Verfasser übrigens glaubt, irgend einem auch nur einigermaßen Geschichtskundigen etwas Neues gesagt zu haben, so irrt er sich gründlich.

Moderne Malerei. Eine Studie von Em. Ranzoni. Hartlebens Verlag in Leipzig.

Herzblut. Neue deutsche Lieder von Adolf Graf von Westarp. Verlag von Paul Moedebeck, Berlin W., Motzstraße 7.

Formvollendete Lieder, zum größten Theile patriotischen Inhalts. Das Titelblatt ist mit einem Bismarckporträt versehen.

Der Hypnotismus und seine Heilwirkung. Ein Wort zur Aufklärung. Von Dr. med. Max Hirschfeld. Verlag von Hermann Brieger in Berlin SW., Kochstr. 22.

K. Sch.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Verantw. Redaktion: Karl Schneidt, Berlin.

Novitäten-Rundschau der „Kritik"

Berlin, den 23. März 1895

Alban Förster,
op. 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied mit Pftedegl. f. mittl. Stimme. 80 Pf. Op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe und mittl. Stimme mit Pftedegl. Mark. 1. Verlag v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstraße Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Madame Lohengrin von F. W. Hackländer. Illustr. v. H. Schlittgen. Mk. 3.–. Geb. Mk. 4.—. Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Kurzer Leitfaden über erste Hülfe bei Unglücksfällen nach d. Grundsätzen d. Naturheilkunde. 10 Pf. Verlag von Ernst Reischel in Leipzig-Neubnitz.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.

G. Stapel,
op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 80 Pf. Op. 69, Elisabethwalzer. Mark 1.20 Op. 70 Mein schön Berlin, Gesangswalzer. 50 Pf.

H. Berger,
op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf. Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Das der Menschheit Gemeinsame von L. Beiser. Auch eine christlich-soziale Studie. Mit e. Anh.: „Ist die Welt Schein oder Wirklichkeit?". Mk. 2. Verlag v. Emil Strauß in Bonn.

Der Einfluß der gegenwärtigen Handelsverhältnisse auf den Sozialismus von F. v. Grabischeidt. Preis 30 Pf. Verlag von Leopold Weiß in Wien.

Die Nothwendigk. d. prakt. Begründ. d. Unabhängigk. d. Richterstandes Dem H. Hause d. Abgeordneten als Petition unterbr. Pr. Mk. 1.20 Verlag v. Fr. Schaeffer & Co., Landsberg a. W.

Universal-Bibliothek. Nr. 3341–3350. à –.20 ₰. 3341–3346. Jack. Roman v. A. Daudet. Aus dem Franz. v. J. Moellenhoff (680 S.) Geb. 1.75 — 3347. Judith und Holofernes. Travestie v. J. Nestroy. Durchgesehen u. herausg. v. C. F. Wittmann. (31 S.) — 3348. Wo ist die Frau? Lustspiel v. R. Kneisel. Regie- u. Soufflirbuch. (96 S.) — 3349. 3350. Der Edelstein. Von U. Boner. Ausgewählt u. sprachlich erneuert v. K. Pannier. (150 S.) Geb. —.80. Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

Verfolgte Phantasie, Roman von O. Mysing. 5 Mark. Verlag von Otto Janke in Berlin.

Die sozialwissenschaftlichen Ideen Saint-Simon's. Ein Beitrag zur Geschichte des Socialismus. Mk. 2.50. Verlag v. Dr. H. Müller, Basel.

Linksum kehrt schwenkt – Trab! V. Frhr. E. v. Wolzogen. Ein ernstes Mahnw. an die herrsch. Klassen u. d. deutschen Adel insbes. Pr. 50 Pf. Verl. v. F. Fontane & Cie. in Berlin.

Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München 1895. Karl Schüler, Maximilianstraße 2

Die Aktien des Glücks. Satirischer Zeitroman von Adalbert v. Hanstein. Mk. 3. eleg. geb. Mk. 4.—. Verlagsanstalt des Verein für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstr. 3[illegible]

Rennkalender für Deutschland Herausgegeben vom General-Sekretariat de Union-Klubs. Jahrgang 1894. Preis Mk. 12.– Verlag von W. H. Kühl in Berlin.

Wer geht mit? Von W. v. Blumentha Wider den Umsturz u. Klassenverhetzung. Fr Mittelstandsreformen und Zusammenschluß d verschiedenen Klassen. Nach seinen Vorträge zusammengestellt. 12. Tausend. 50 Pf. Verlag von H. Henkler, Buchdr. in Dresden.

Lieder zum Bismarck-Fest. 8°. (6 S. m Bildniß) Preis 10 Pf. Verlag von Alfre Silbermann in Düsseldorf.

Die Vogesen in Wort und Bild vo A. Trinius. Ein Wanderb. durch d. Wasgau Mit 22 Lichtdr.-Vollbild. n. Orig.-Aufn. In Lie à 50 Pf. Verl. von Otto Nemnich in Karlsruh

Böse Zustände im Gewerbe Ende de 19. Jahrhunderts von M. Kimbel. Pr. Mk. 1.2 Verlag der Schletter'schen Buchhandlung i Breslau.

Die Dringlichkeit d. Börsenreform besonders unter dem Gesichtspunkte d. deutsche Landwirtschaft. Vortrag von Eschenbac 40 Pf. G. Schönfeld's Verlag in Dresden.

Socialismus und **Anarchismus** vo N. Reichesberg. Preis 60 Pf. Verlag vo August Siebert in Bern.

Die Weiterentwickelung d. Prinzip der Genfer Konvention in den letzten 30 Jahre Festrede. V. E. Gureis. 8°. (31 S.) Pr. 60 P Verlag von Emil Roth in Gießen.

Die Anfänge d. Universität Leipzig V. F. W. Ullrich. I. Personalverz. v. 1409 b. bis 141 Aus d. ältest. Matrik. d. Universit. zusammenge gr. 4°. Mk. 10.—. Verl. v. M. Spirgatis in Leipzi

Lehrgang einer einheitlichen Steno graphie (ohne Sigel). Von W. Ueberhol Nebst Schlüssel u. Lehr-Schreibheft. Verlag vo A. Maier in Fulda. Preis Mk. 4.—.

Die Kleinbahn, ihre Bedeut. u. ihr Platz i heutig. Verkehrsleben. ℳ 1.—. **Ohne Kaise kein Reich.** Festr. z. Kaiserged. 1895. Ve der Schulze'schen Hofbuchh. i. Oldenburg. 30 P

Über littauisches Volksthum un littauische Volkstracht. Kultur geschichtliches Gespräch zwischen den Herre Germanus und Lithuanus, veranlaßt dur die Minzloff'schen Littauer-Photographie und zur Erläuterung derselben. Von Guena Preis 50 Pf. Verlag von Carl Jacobsen i Leipzig.

Litter. Sünden u. Herzenssachen. V H. Stümcke. Von zahlr. Blättern a. d. interess. In Brosch. d. Gegenw. a. Litteraturfr. empf. Pr. ele brosch. 60 Pf. Verl. v. Ed. Renzel, Berlin W.

Die Frau Majorin. Drama in 4 Aufz. n. Russ. des Spazinsky f. d. deutsche Bühne bearb Heinrich Stümcke. Pr. eleg. in Lederpapie Umschl. Mk. 1,50. Verl. v. Ed. Renzel, Berlin W.

Druck: C. Kreenhardt, Berlin W. Verantwortlicher Redakteur: Karl Schneidt

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

II. Jahrgang | Nr. 26 | 30. März 1895

Die Ehrung Bismarcks.
Die Philharmonischen Konzerte in Berlin. Von Paul Ertel.
Die Verfassungskämpfe der Parlamente. Von Karl Bleibtreu.
Aristokratie und Nietzscheanismus. Von Dr. Heinrich Stümcke.
Das silberne Kalb. Von O. Beta.
Waisenerziehung. Von G. Elsner.
Mein Gegenüber. Von Karl Pröll.
Die Brüder. Von A. Trutziger.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig



Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707

Verein für Freies Schriftthum

Aus den Satzungen:

1. Der Verein für Freies Schriftthum veröffentlicht jährlich

   mindestens acht Bände

   durchschnittlich

   250—400 Seiten stark.

2. Den Mitgliedern werden gegen Zahlung des Jahresbeitrages die Veröffentlichungen postfrei zugesandt. Der Jahresbeitrag ist

   12 Mark

   für die gehefteten Bücher

   16 Mark

   für die gebundenen Bücher und kann auf Wunsch auch in Vierteljahrsraten entrichtet werden.

3. Die Anmeldungen sind zu richten an den Vorstand des Vereins, Berlin W., Gleditschstraße 35, und können auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung erfolgen.

4. Der Eintritt kann jederzeit stattfinden; er verpflichtet für das ganze laufende Geschäftsjahr, das von Oktober zu Oktober geht. Das 1. Vereinsjahr läuft vom 1. Dezbr. 1894 bis zum 1. Oktober 1895. Die bereits erschienenen Bände werden nachgeliefert.

5. Außer der Zahlung des Jahresbeitrages werden keinerlei Verpflichtungen von den Vereinsmitgliedern übernommen.

6. Für Sendungen außerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns wird ein Portoaufschlag von zwei Mark jährlich berechnet.

Ehrenmitglieder:

Hermann Allmers
Schriftsteller in Rechtenfleth

Ferdinand Avenarius
Schriftsteller, Herausgeber des „Kunstwart" in Dresden

Ernst Eckstein
Dr. phil. Schriftsteller, Dresden

Hans Hoffmann
Dr. phil., Schriftsteller in Wernigerode

Albert Keller
Professor, Maler in München

Max Liebermann
Maler in Berlin

Berthold Litzmann
Dr. phil., Professor der Litteraturgeschichte in Bonn

Rudolf Maison
Professor, Bildhauer, München

Karl Pröll
Schriftsteller in Berlin

Graf Emerich von Stadion
Schriftsteller in Hainfeld

Franz Stuck
Professor, Maler in München

Johannes Trojan
Schriftsteller in Berlin

Ernst von Wildenbruch
Dr. h. c., Legationsrath, Schriftsteller in Berlin

Ernst Ziel
Dr. phil., Schriftsteller in Kannstatt.

Berlin W. 30
Gleditschstraße 35

Der Verein, nach dem Urtheil des Herrn Geh. Hofraths Professor Joseph Kürschner:

die vernünftigste und nützlichste litterarische Vereinsgründung, die jeder Freund der deutschen Litteratur unterstützen sollte,

ist durch die große Zahl der Litteraturfreunde, die ihm bereits als Mitglieder angehören, und die er durch seine Bemühungen noch zu gewinnen hofft, in der Lage, dem deutschen Publikum zu einem ganz außergewöhnlich billigen Preise hervorragende Erscheinungen der gegenwärtigen litterarischen Produktion zugänglich zu machen. Er will andererseits begabten Schriftstellern die Möglichkeit bieten, völlig unbeeinflußt und unabhängig in künstlerischen Dingen ihren eigenen Weg sich zu suchen, sowie auch ohne andere Rücksichten als die, welche im Wesen der Kunst selbst ihre Begründung finden, der Ausgestaltung und Verwirklichung ihrer künstlerischen Absichten sich hinzugeben. Zum Maßstabe bei der Auswahl unserer Veröffentlichungen möchten wir daher den Grundsatz machen:

Frei von jeder Prüderie!

Frei von jedem Konventionellen!

Frei von Schablone und Unnatur!

Aber auch frei von Uebertreibung und unwürdiger Pikanterie!

Der Verein für Freies Schriftthum sieht es als seine Hauptaufgabe an, die Verbindung herzustellen zwischen den gebildeten, vorurtheilsfreien Leuten, deren geläutertes Verständniß für die unsere Zeit bewegenden Fragen sie vor jeder Einseitigkeit des Urtheils bewahrt, und zwischen den schaffenden Künstlern, die auf ein solches Elite-Publikum angewiesen sind.

Der erste Jahrgang bringt:

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Mysing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman v. Adalbert v. Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Vingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindl. Herrn Pankratius Graunzer
Ein komisch Roman v. Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerrom. v. Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko



Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 30. März 1895

II. Jahrgang **Nr. 26** Jahrgang II

Die Ehrung Bismarcks.

Ein Sturm patriotischer Entrüstung fegt durchs Land dahin. Die Reichstagsmehrheit hat sich geweigert, ihre Zustimmung zu einer Ehrung zu geben, die der Präsident dieser hochansehnlichen Körperschaft, Herr von Levetzow, dem Fürsten Bismarck darzubringen vorschlug. Schon vor der Abstimmung, als die Vertreter der einzelnen Fraktionen Namens ihrer Parteigenossen „prinzipielle Erklärungen" abgaben, herrschte große Unruhe im Hause, und als endlich der Antrag des Vorsitzenden abgelehnt war und dieser sein Amt niedergelegt hatte, kam es zu tumultuarischen Szenen, die nicht gerade geeignet waren, das Ansehen des Hauses zu erhöhen.

Auch der Kaiser hat unter dem unmittelbaren Eindruck dieser ihm alsbald überbrachten Vorgänge dem Fürsten Bismarck gegenüber seiner tiefsten Entrüstung telegrammatisch Ausdruck verliehen. Dadurch hat die Reichstagsabstimmung eine Bedeutung erlangt, die ihr unter anderen Umständen versagt geblieben wäre. Es steht nunmehr zu erwarten, daß diese Vorgänge in den nächsten Tagen und Wochen nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden, und daß besonders die Zeitungen sich redlich bemühen werden, einen so trefflichen Anlaß zu gegenseitiger Verunglimpfung bis aufs Aeußerste auszunützen.

Und doch würde vielleicht eine nüchterne Betrachtung der Dinge geeignet sein, ein wesentlich anderes Ergebniß herbeizuführen. Kühle, sachliche Beurtheilung, verstandesmäßiges Nachdenken und unparteiisches Abwägen des Für und Wider ist aber nicht Jedermanns Sache. Sich entrüsten ist eben viel leichter, und der fremden Entrüstung spotten ist geradezu ein Hochgenuß für polemisch veranlagte

Naturen. Die Leitartikler schwelgen förmlich in Hyperbeln. Der Verbrauch an Eigenschaftswörtern, die den Gefühlen grenzenloser Verachtung und tief sittlicher Entrüstung Ausdruck geben, ist hüben wie drüben ein ganz außergewöhnlicher; es ist daher als ein großes Glück im Unglück anzusehen, daß unsere Muttersprache so überaus reich ist an solchen Adjektiven. Jedes Timbre der Empfindung, jegliche Schattirung des Gedankens kann in Folge dieses sprachlichen Reichthums prägnant zum Ausdruck gebracht werden, und es ist selbst dann, wenn ziemlich verschwenderisch zu Werke gegangen wird, ein Erschöpfen der Vorräthe, das zum sprachlichen Bankerott könnte führen, nicht leicht zu befürchten.

Das ist aber auch das einzig Erfreuliche an der ganzen Sache. Im Uebrigen sind die Abstimmung vom 23. März und ihre unmittelbaren Folgen keineswegs geeignet, angenehme Empfindungen und viel weniger noch ein Gefühl der Befriedigung auszulösen im Herzen eines Mannes, der der Ueberzeugung lebt, daß nicht aus Haß und gegenseitiger Verhetzung, sondern lediglich aus freundlicher Annäherung und aus dem redlichen Streben nach gegenseitigem Verständniß des Volkes Wohlfahrt dereinst erblühen kann . . .

Die Leidenschaft, die zu großen Thaten wohl den Antrieb geben mag, ist immer ein schlechter Berather. Und nirgends wirkt der Fanatismus gemeinschädlicher, als in der Politik. Ein verständiger Beurtheiler wird es für wahnsinnig erachten, wenn ich einen Menschen für einen Schurken erkläre, falls er über den Zoll auf amerikanisches Schweineschmalz anders denkt wie ich. Und dennoch: wenn ich ein echter und gerechter Parteimann sein, wenn ich zu den Ganzen, Vollen und Unentwegten gehören und bei allen Dummköpfen des Ruhmes theilhaftig werden will, daß ich „zielbewußt" auf dem Boden des Programms stehe, so muß ich jenen als Politiker nicht nur wegen des Zolles auf amerikanisches Schweineschmalz rücksichtslos bekämpfen, sondern es ist auch meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, ihn als Subjekt zu hassen und zu verabscheuen. Und wehe mir, wenn ich mich dabei ertappen lasse, wie ich gerade ein Glas Bier mit solch' einem Menschen trinke oder gar eine Partie Skat mit ihm spiele, oder ihn — was als der Verworfenheit höchster Gipfel gilt — auf der Straße grüße. Der Chor der Rächer ist dann gleich zur Stelle und waltet mit Ernst und Strenge seines Amtes. Ich werde als Renegat aus der Partei ausgeschlossen und bin fortan ehrlos und wehrlos. Pflicht eines jeden braven Parteitrottels ist es, in Zukunft mich zu verachten nicht nur, sondern auch zu schädigen, wo und wie er es vermag.

Aus dieser Parteiverbissenheit heraus, die an die unedelsten Gefühle im Menschenherzen anknüpft, aus der gegenseitigen Verhetzung und aus einem Gefühl niedriger Rachsucht, die im Busen des Kleinen und Schwachen immer als schwärenbildender Stachel zurückbleibt, wenn er im Kampf mit einem Großen und Starken den



Kürzeren gezogen hat — aus diesen Gefühlen läßt sich aber nur zum geringsten Theil das Resultat der Reichstagsabstimmung erklären, die jetzt der bismarcktreuen Presse den Anlaß giebt zu den leidenschaftlichen Schmähungen und Vorwürfen, mit denen sie die Gegner des Fürsten Bismarck förmlich überschüttet. In der jähen Erregung des Augenblickes ist diese Presse unfähig, sich klar zu machen, aus welchen andern Gründen noch die Mehrheit im Reichstage dazu gekommen sein mag, dem achtzigjährigen Staatsmann den Zoll einer Höflichkeit zu verweigern, die schließlich doch bloß äußere Form bleibt und zu Nichts Denjenigen verpflichtet, der widerwillig und ungern nur ihn abträgt.

Für den nüchtern Urtheilenden liegen diese Beweggründe ziemlich nahe. Nicht allzu tief braucht man seelisch zu schürfen, um sie zu Tage zu fördern. Die überragende Person des Fürsten Bismarck, der — mag man gegen ihn einzuwenden haben, was man will — doch eine der in sich geschlossensten und bedeutendsten Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts ist, ein markiger Mann von kraftvoller Eigenart — das ganze eigenartige Wesen dieses Mannes mußte ihm Feinde und Freunde in großer Zahl schaffen. An Männern wie Bismarck kann man nicht kalt und gleichgültig vorübergehen. Entweder man bekämpft sie, und dann wird es ein heißer Kampf, ein Kampf bis aufs Blut, in dem der Eine dem Andern Nichts schenkt und Nichts nachsieht, oder man schließt sich ihnen an, man ordnet sich ihnen unter und leistet ihnen Heeresfolge. Daraus entstehen dann die innigen Beziehungen opferbereiter Vasallentreue, die um ihre Liebe und Hingabe nicht erst mit sich feilschen und markten läßt, sondern freudigen Herzens sich ganz hingiebt, ohne als Gegengabe allzu Großes zu verlangen.

In diesen beiden Hauptrichtungen bewegen die Gefühle sich, die bedeutende Männer von ungewöhnlichem Zuschnitt des Geistes und des Charakters in Denjenigen erwecken, mit denen sie direkt oder indirekt in Berührung kommen. Die Einen wie die Andern, die Liebenden sowohl als die Hassenden, sind in ihrer Art anständige, achtbare Leute. Es ist weder ihr Verdienst, noch ihre Schuld, daß sie so oder anders zu dem Großen sich stellen, sie folgen dabei ausschließlich ihrer innersten Natur, sie unterliegen den Gesetzen der Anziehung und Abstoßung, und Keinem sollte man daraus einen Vorwurf machen.

Indessen zu dieser Höhe objektiver Betrachtung vermögen Wenige nur sich zu erheben. Und der großen Schaar der Freunde und Widersacher eines großen Mannes wird Solches ganz und gar unmöglich, wenn der Große selbst zu sehr Mensch ist, als daß er persönlich sich auf jenen Standpunkt könnte stellen. Bismarck, der aus natürlich-gesunden Verhältnissen hervorgegangene märkische Junker mit dem robusten Riesenkörper und dem Berserker-Naturell, das zu jacher Gewaltthat allzu sehr nur neigte — er, dem es zwar nicht

fehlte an der durchdringenden, zersetzenden Schärfe des Verstandes, der jedoch, sobald sein persönliches Empfinden in Frage kam, nicht immer im Stande war, den Maaßstab kühler Erwägung und Ueberlegung an die Menschen und die Dinge anzulegen — Bismarck, dessen aufbrausende Leidenschaftlichkeit manch liebes Mal einen Streich ihm spielte, er, der groß war in der Liebe und als ein unheimlich zäher Hasser sich erwies, dieser Mann konnte unmöglich auf allgemeine Anerkennung und Billigung stoßen, die immer nur der flachen Mittelmäßigkeit zu Theil werden.

Die Art und Weise, wie Bismarck seine unleugbar glänzenden Gaben gebrauchte, um ein Ziel zu erreichen, das er beim Beginn seiner staatsmännischen Laufbahn mehr instinktiv geahnt, als klar erkannt haben mag; die selbstherrliche, keinen Widerspruch duldende und jeglichen Widerstand mit unwiderstehlicher Macht niederzwingende Natur dieses Herrenmenschen, der lange schon vor Nietzsche „jenseits von Gut und Böse“ stand und nicht ohne eine gewisse Größe, die jedoch Naturen von höherem ethischen Feingehalt unheimlich vorkam, nach den Grundsätzen einer freien, skrupellosen Herrenmoral, die in seinem innersten Wesen vorgebildet war, sein Leben und sein Handeln sich abspielen ließ, — das Alles mußte den Widerspruch der Einen und die staunende Bewunderung der Andern wachrufen. Und, wenn man den Dingen auf den Grund geht, so ist es geradezu ein Beweis für des Mannes geistiges Uebermaß, wenn jene Liebe und jene Gegnerschaft noch heute unvermindert vorhanden sind — wenn auch jetzt noch, nachdem Bismarck des politischen Einflusses seit mehreren Jahren schon entkleidet ist, der Name Bismarck genügt, um die Leidenschaften in ihren Grundtiefen aufzuwühlen und Gefühle wachzurufen von außergewöhnlicher Tiefe und Heftigkeit, die im Kampfe um die höchsten idealen Güter der Nation selten nur entfesselt werden.

Allerdings muß Denen, die sich darob entrüsten, daß im deutschen Reichstag eine Mehrheit sich fand, die gegen die Ehrung des Fürsten Bismarck sich aussprach, zugegeben werden, daß nicht Alle die heute vor acht Tagen in diesem Sinne ihr Votum abgaben, dies unter dem Zwang der im Vorigen kurz skizzirten bestimmenden Einflüsse thaten. Bei Herrn Singer zum Beispiel kann man nicht gut annehmen, daß seine Entrüstung ganz ehrlich ist, wenn er mit dem ihm eignen falschen Pathos darauf hinweist, daß Bismarck durch die von ihm betriebene Interessenpolitik dem Volke das Brot vertheuert, und daß er außerdem durch die Gewaltmaßregeln, zu denen er im Kampfe gegen die Sozialdemokratie seine Zuflucht nahm, die Rechte des arbeitenden Volkes verletzt habe — aber das liegt doch wohl einzig und allein an der Person des Herrn Singer. Es fällt einem eben schwer, den Mann, dessen Vermögen auf die Hungerlöhne zurückzuführen ist, die laut Gerichtserkenntniß in dem Mäntelgeschäft, an dem Herr Singer betheiligt war, den Arbeiterinnen bezahlt

wurden — es fällt einem schwer, gerade diesen Mann als den berufenen Vertreter des kämpfenden Proletariats gelten zu lassen. Einen ganz andern Eindruck würde es aber entschieden gemacht haben, wenn im Reichstage einer von Denen aufgetreten wäre, die unter dem Ausnahmegesetz so unsagbar Schweres gelitten haben, wenn einer von jenen durch brutale Gewalt um ihrer Ueberzeugung willen von Weib und Kind gerissenen, von Ort zu Ort gehetzten opfermuthigen Proletariern sich zum Worte gemeldet hätte, oder einer von jenen Idealisten, die unter dem Einfluß der Schreckensherrschaft, die das Sozialistengesetz im Gefolge hatte, lange Jahre im Gefängniß schmachten mußten und zwar bloß, weil sie eine Ueberzeugung hatten, an der sie nicht zu Verräthern wollten werden. Den Beschwerden dieser Leute gegenüber, besonders wenn sie voll heiligen Zornes außerdem noch die Erinnerung wachgerufen hätten an jene Zeit tiefsten sittlichen Niederganges, da eine ehrlose Spitzelgesellschaft im Dienste der unterdrückenden Gewalten durch ihr infames Treiben die öffentliche Moral ungescheut vergiften konnte — solchen wohlbegründeten Beschwerden gegenüber wäre das Lachen auf den Lippen der Gegner sicher erstarrt, und die Ausrufe der Entrüstung hätten hohl und erkünstelt nur geklungen.

Den Vertretern der Arbeiterpartei kann man es — obwohl die an den parlamentarischen Spielen theilnehmenden Herren auch unter dem Sozialistengesetz ganz gut sich einzurichten verstanden und persönlich kaum allzuviel darunter zu leiden hatten — trotz alledem nicht übermäßig verargen, daß sie an der dem Fürsten Bismarck zugedachten Ovation sich nicht betheiligen wollten. Sie sind bis zu einem gewissen Grade doch immerhin die Vertreter des nach sozialer und politischer Gleichberechtigung ringenden vierten Standes und konnten darum nicht wohl vergessen, daß Bismarck in titanischem Trotze einst einen heftigen Kampf gekämpft hatte mit eben dieser Bevölkerungsklasse, für deren innerstes Wesen ihm, dem Hochbegabten, der Schlüssel des Verständnisses fehlte, und deren Streben er darum im Staatsinteresse glaubte bekämpfen und unterdrücken zu müssen, während es doch eine weit dankbarere Aufgabe gewesen wäre, es zu läutern und auf verständige, erreichbare Ziele hinzulenken.

Aber auch von dem Zentrum und den Demokraten, von den Welfen, Elsässern, Polen und Dänen, die ebenfalls von Bismarck, als er noch des Vollbesitzes der Macht sich erfreute, nicht gerade sanft angefaßt wurden, auch von ihnen konnte man nicht gut annehmen, daß sie nun mit einem Male, weil Bismarck just achtzig Jahre alt geworden, alles vergessen und sich — äußerlich wenigstens — an einer Huldigung betheiligen würden, die doch nur dann Werth hat, wenn sie aus tiefinnerstem Antrieb heraus dargebracht wird. Es ist somit nicht logisch und auch nicht gerecht, wenn man den Vertretern dieser Parteien jetzt so heftige Vorwürfe deßhalb macht, weil sie ihre Mitwirkung versagten, und weil sie ihre Weigerung

in der von ihnen beliebten Weise sachlich zu begründen versuchten. Immer noch besser, sie handelten, wie sie thaten, als wenn sie aus Rechnungsträgerei geheuchelt und ihre wahre Meinung, ihre innerste Gesinnung verheimlicht hätten.

Am allerwenigsten wäre damit dem Fürsten Bismarck selbst gedient gewesen. Ihn erfüllt noch heute dieselbe Kampfeslust wie ehedem; sein Haß gegen Freisinn, Sozialdemokratie und Demokratie, gegen Welfen, Polen und Dänen ist heute noch ebenso groß, wie er es je zuvor gewesen. Und auch dem Zentrum und seinen Bestrebungen steht er jetzt, da er nicht mehr als Staatsmann praktisch mit dieser einflußreichen Partei zu rechnen hat, wieder ebenso feindlich gegenüber wie in der heißesten Kulturkampfzeit. In den „Hamburger Nachrichten", die des alten Recken Sprachrohr sind, wurden vor wenigen Tagen noch zwei geharnischte Artikel veröffentlicht, in denen das nicht etwa bloß mit dürren Worten eingestanden, sondern sogar in überaus temperamentvoller Weise, die als Ausfluß kampfesfreudigster Stimmung angesehen werden muß, emphatisch versichert wurde. Für Bismarck gehören alle diese Parteien und ihre Vertreter auch heute noch zu den „Reichsfeinden". Daraus ergiebt sich, daß der Vorwurf der Reichsfeindschaft, den er früher ihnen machte, ein durchaus ernst gemeinter war, und daß es sich dabei nicht etwa um eines jener Auskunftsmittel handelte, zu denen moralisch wenig angekränkelte Politiker in der Hitze des Kampfes mitunter ohne Bedenken ihre Zuflucht nehmen, ohne von ihrer Berechtigung überzeugt zu sein. Die „Reichsfeinde" und die „Jesuiten" — das Wort ist gleichfalls als Bezeichnung für die Zentrumspartei in den „Hamburger Nachrichten" gebraucht worden — sie beide haßt Bismarck als Achtziger ebenso leidenschaftlich, wie er sie als Sechziger nur gehaßt haben kann — von ihnen erwartet er keine Liebe, von ihnen erhofft er keine Freundschaftsbetheuerungen.

Die Freunde Bismarcks sollten darum nicht bismärckischer sein wollen, als er selbst es ist. Und auch der Kaiser wird nach reiflicher Ueberlegung wohl nicht mehr ganz so entrüstet sein über das Resultat jener Abstimmung, wie er es unmittelbar unter dem ersten Eindruck der ihm gemeldeten parlamentarischen Vorgänge gewesen ist. Wenn er bedenkt, daß noch vor zwei Jahren er selbst nicht gerade von den freundschaftlichen Gesinnungen für den alten Diener seines Großvaters erfüllt gewesen ist, und daß er damals eine solche Demonstration, wie die, welche jetzt ihm so herben Kummer bereitet, kaum schmerzlich empfunden haben würde, so wird er es schließlich auch begreiflich finden, daß im Parlament es Leute giebt, die mit umso zäherer Beharrlichkeit dem Kanzler ihre Abneigung bewahren, je mehr sie sich von ihrem Anhang beobachtet wissen, und je weniger sie im Stande sind, mit der impulsiven Wandlungsfähigkeit einer leicht beweglichen genialen Natur ihre Gefühle umzustimmen.

Es ist das Schicksal von Leuten wie Bismarck, daß man ihnen,

so lange sie leben, nie voll gerecht kann werden — man thut ihnen stets zu viel: in der Liebe wie auch im Hasse. Erst eine spätere Zeit vermag zu einem allseitig objektiven Urtheil über diesen Mann zu gelangen, dem selbst seine Gegner den Zoll jener unfreiwilligen Achtung nicht ganz versagen können, die ihren Ausdruck findet in leidenschaftlich-erregten Gefühlsergüssen und oft auch in tumultuarischen Auftritten wie die, zu denen es kürzlich im Reichstag naturgemäß kommen mußte.

Ob solche Auftritte und Manifestationen nicht besser unterblieben wären, und ob sie nicht hätten vermieden werden können, das ist eine Frage von nur untergeordneter Bedeutung. Und wenn hier überhaupt von einem Verschulden die Rede sein kann, wo schließlich die Dinge doch nur mit naturgemäßer Folgerichtigkeit sich entwickelten, so trifft die Schuld beide Theile, und zwar die Anhänger des Fürsten nicht minder, als seine Widersacher. Jene hätten darauf verzichten müssen, diese an der geplanten Ehrung zwangsweise betheiligen zu wollen, und diese hätten vielleicht gut daran gethan, durch Stimmenenthaltung oder durch gänzliches Fernbleiben ihren Standpunkt zu wahren. Parlamentarische Skandale gereichen keiner der betheiligten Parteien zur besonderen Ehre, und die Entrüstung, die auf der einen wie auf der andern Seite sich jetzt bemerklich macht, soll, im Grunde genommen, doch nur das Bewußtsein zum Schweigen bringen, daß man es an der wünschenswerthen Besonnenheit und Sachlichkeit in beiden Lagern hat fehlen lassen. K. Sch.

Die Philharmonischen Konzerte in Berlin.

Als der große Hans von Bülow heimgegangen war, wurde die bedeutsame Frage aufgeworfen: Was wird nun aus unseren Philharmonischen Konzerten? Er war ja seit längerer Zeit die Seele, die Triebfeder dieser eigenartigen, nur der höchsten musikalischen Kunst geweihten Veranstaltungen. Man mag über diesen genialsten aller Dirigenten denken, wie man will, der Thatsache darf man sich nicht verschließen, daß unter seiner Leitung das Philharmonische Orchester und dessen Aufführungen eine in Berlin kaum geahnte Stufe der Kunst erreichten. Wie er gerade es verstand, den musikalischen Sinn und das Verständniß für die Meisterwerke der wahren Kunst zu erwecken und zu fördern, wer wüßte es nicht, der jenen denkwürdigen unvergeßlichen Abenden einige Stunden seines Daseins zu opfern im Stande war? Und sie kamen alle in hellen Schaaren, bis auf das letzte Plätzchen den großen Saal der Philharmonie füllend, um den erhabenen Offenbarungen menschlichen Geistes athemlos zu lauschen und um dem Meister-Dirigenten Ovationen zu bereiten, wie keinem zuvor . . . Das war eine köstliche Zeit!

Selbst der musikalisch Ungebildete fühlte es instinktiv, daß hier der Größten Einer seine künstlerische Mission erfülle. Die Kunde von seinem Hinscheiden mußte daher einen Jeden, dem ein musikalischer Sinn das Herz erweiterte, mit tiefer Trauer erfüllen.

Schon zu Bülows Lebzeiten mußte man der fortschreitenden Krankheit wegen nach einem Ersatz für ihn suchen. Es kam eine Epoche des Experimentirens. Die Träger berühmter Namen erschienen auf dem Podium, um bald wieder zu verschwinden: das Orchester konnte oder wollte sich an sie nicht gewöhnen. Endlich fand man das Heil in dem noch jugendlichen Hofkapellmeister Richard Strauß, der sich bereits als Komponist von vier eigenthümlichen symphonischen Dichtungen und als scheinbar schneidiger Dirigent in Berlin einen Namen erworben hatte. Zuversichtlich vertraute man ihm die Leitung der Dekade 1894—1895 (I. Konzert 15. Oktober 1894, X. Konzert 18. März 1895.) an. Natürlich war man auf seine Leistungen aufs Höchste gespannt

Nun liegen heute, am 18. März, sämmtliche Programmbücher der zehn Konzerte vor mir, die ich alle mit Ausnahme des achten — der bösen Influenza wegen — angehört habe. Und wieder drängt sich mir mit Macht die Frage auf: Werden in der nächsten Saison diese zehn Konzerte sich wiederholen, oder werden sie mit dem heutigen Tage das Zeitliche segnen, erdrückt von der gewaltigen Konkurrenz der gleichen Anzahl von vorzüglichen Aufführungen der Königlichen Kapelle? Diese Frage ist wegen des fortgesetzt lauen Besuches und der auffallenden Interesselosigkeit der Zuhörer leider nur zu sehr berechtigt.

Zwar war es der Direktion, wie es sich übrigens für so werthvolle und theure Konzerte geziemt, gelungen, als solistische Kräfte Künstler ersten



Ranges zu gewinnen. Wir begegnen da Namen, wie Professor Hugo Heermann, Fannie Bloomfield-Zeisler, Pablo de Sarasate, Willy Burmester, Wilhelm Stenhammar, Emile Sauret, Ferruccio B. Busoni, Hugo Becker, Josef Hofmann, Leopold Auer. Unter diesen befinden sich allein fünf Violinkünstler, die um die Siegespalme kämpften, der eine mehr durch technische Gewandtheit, der andere durch geistvollen Vortrag hervorstechend. Ueberhaupt waren die Instrumentalisten durchaus im Vordertreffen, während die Sänger, wie die schon recht alternde Frau Niklas-Kempner und der anscheinend nicht allzu musikalische Hofopernsänger Heinrich Zeller, entschieden nur in zweiter Linie befriedigen konnten. Da hätten doch andere Gesangskräfte herangezogen werden müssen. Abgesehen hiervon mußten aber die oben genannten glänzenden Namen ein volles Haus erzielen; wenigstens hätten sie es verdient. Trotzdem war wiederholt der Besuch ein verhältnißmäßig mangelhafter, und das finanzielle Ergebniß wird kaum ein befriedigendes gewesen sein. Man wäre nun leicht geneigt, diese Thatsache durch die Ueberfättigung des Publikums mit Musik zu erklären, das scheint mir aber nicht ganz zutreffend zu sein. Denn bei der großen Einwohnerzahl Berlins würden sich doch sicher 2000 bis 2500 Personen finden, die gerne die gar nicht so überaus hohen Preise von 6, 5, 4 u. s. w. Mark jedes Mal oder im Abonnement zahlen würden, wenn sie genau wüßten, daß ihnen etwas in seiner Art Vorzügliches oder doch Außergewöhnliches geboten würde. Das Patti-Konzert mit seinen 20- und 15-Mark-Plätzen lehrte dies ganz deutlich

Herr Richard Strauß ist ohne Zweifel ein hochbegabter Musiker, aber ein Genie von Gottes Gnaden ist er nicht. Er hat eine kleine Anzahl von Fanatikern um sich gesammelt, die alles, was er vollbringt, für den Inbegriff der Vollkommenheit halten. Leider bin ich keine jener einseitigen Naturen, die einen Mitmenschen ganz subjektiv als Deus in musica anbeten zu müssen glauben. Für mich ist Herr Richard Strauß nicht unfehlbar, und ich glaube für die meisten Zuhörer auch nicht. — Er hat eine unangenehme Art zu dirigiren, die uns ästhetische Rücksichten vermissen läßt. Nach seiner Methode zu schließen, müßte das Philharmonische Orchester gar gewaltig zurückgegangen sein, so geberdet er sich. Bald knickt er in sich zusammen, um im nächsten Augenblicke wieder hoch zu schnellen, bald fuchtelt er wild mit den Armen in der Luft herum: man sieht einen nervösen Menschen vor sich, aber keinen vornehmen Kapellmeister. Ueberhaupt ist der Dirigent für das Publikum nur ein nothwendiges Uebel; am besten ist es, wenn man ihn garnicht bemerkt. Ein Dirigent wie Herr Strauß stört und erbaut nicht. Dazu kommt, daß seine Inspiration nicht selten zu wünschen übrig läßt. Bald nimmt er ein Stück auf alle Fälle zu schnel, wie Wagners „Eine Faustouverture“ oder er verzerrt die Tempi innerhalb der Komposition ganz willkürlich wie z. B. in Mendelssohns „Hebriden-Ouverture“. Hier war dies sogar besonders auffällig, insofern als ein wirklich feingebildeter Musiksinn ihm das Richtige hätte an die Hand geben müssen. Ich bezweifle indessen überhaupt, daß ihm diese Gottesgabe in besonders großer Fülle zugefallen sei.

Doch betrifft dies Alles solche Fälle, die schließlich nur dem eingeweihten

Musiker zu denken geben. Anders steht es indessen mit dem wichtigen Punkte der Festsetzung der Programme. Denn hier handelt es sich um die Frage, ob man die Zuhörer in das Konzert hinein- oder ob man sie aus demselben hinausspielt. Und das Erstere scheint Herr Strauß nicht gerade erreicht zu haben.

Es gehört gewiß zu den größten Schwierigkeiten, ein künstlerisches und zugleich fesselndes Programm aufzustellen. Strauß ist nun Lisztianer mit Leib und Seele; er verfolgt das Prinzip, alle möglichen Werke, welche in der von Liszt begründeten Sphäre liegen, einzubürgern, ein Unternehmen, das man ihm kraft seiner Individualität nicht verdenken mag. Wir sind ihm sicher zu großem Dank verpflichtet, daß er uns mit den neueren und neuesten Erzeugnissen der neudeutschen Schule bekannt macht. Denn die Pflege echt deutscher Kunst soll uns besonders am Herzen liegen. Wenn nun aber die zehn Konzerte nicht weniger als dreizehn schwerwiegende Werke dieser rein impressionistischen Richtung aufweisen, so wird man nicht umhin können, dies als eine spezielle Einseitigkeit des Leiters bezeichnen zu müssen. Bei der jetzigen Sachlage macht Strauß der sehr kleinen und, wie ich glaube, auch aufrichtigen Gemeinde allerdings eine große Freude, für sie ist er der kommende Mann. Nicht so für den großen Zuhörerkreis, ich meine den durchaus musikalischen, der diesen Konzerten mit Interesse beiwohnt. Daß Strauß alle diese Werke — aber nur diese — sehr gut vorführt, soll ihm nicht bestritten werden, da sie seiner Individualität sehr gut zusagen, aber andererseits muß er auch ebenso zugeben, daß man die Zuhörer am Ende nicht nur mit lauter geistreichen oder geistreichelnden Werken füttern soll. Es giebt auch noch jetzt musikalische Menschen, die sich nicht gern durch allerdings interessant konzipirte und konstruirte Phrasen und namentlich Motiv-Vorarbeitungen ihren gesunden natürlichen Sinn für erhabene, echte Melodik gewaltsam rauben lassen wollen, die die heute schon etwas kühne Behauptung aufstellen, daß am Ende doch zur Musik auch Melodie gehören. Und diese Menschen sind durchaus keine engherzigen Laien, sondern Musiker von Schrot und Korn. Sie fragen, warum hört man nicht einmal eine Bachsche oder Lachnersche Suite, warum werden Mozart und Schumann in ihren symphonischen Werken so empfindlich vernachlässigt, warum treten nicht Namen wie Volkmann, Gade, Cherubini, Raff und viele andere im Programm auf? Statt dessen aber zwingt man den Zuhörern eine Reihe erquälter, manchmal gar zweifelhafter moderner Werke auf, muthet ihnen zu, einen musikalischen Scherz (!!) von Johann (!) Strauß, ein absolut gleichgiltiges Tongemälde von Glaronnow u. a. mehr anzuhören.

Selbst ein Künstler wie Leopold Auer muß sich den Einwand gefallen lassen, daß er in der Auswahl seiner Vorträge unglaublich geschmacklos verfahren sei. Wie kann ein bedeutender Künstler Kompositionen so seichter Art wie eine Serenade von Arensky und eine für Violine übertragene „Fileuse“ von Popper zum Konzertvortrag wählen! Wo bleibt denn da der Ernst dieser Konzerte, wo das künstlerische Element? Das Publikum freilich verlangt Stücke wie die Poppersche Fileuse da capo; braucht es da noch weiterer Worte, um die Degeneration des musikalischen

Geschmackes näher zu kennzeichnen? Treten nun gar noch ernsthafte Werke in die Erscheinung, welche durch die gröblichsten und beleidigendsten Dissonanzen die Ohren der Zuhörer immer weiter verderben, so muß bald ein Zeitpunkt kommen, wo das Stimmen der Instrumente vor dem Konzertbeginn als „angenehme Musik" erscheinen wird. Man halte dies nicht für übertrieben, die Zeit liegt garnicht so fern. Gerade jetzt, wo das Revolutionäre in der Musik die Oberhand gewonnen hat, der Umsturz aller guten harmonischen Kombinationen, des Quintenverbotes u. s. w. im Schwunge ist, wo man nur den einen Wunsch hat, die sämmtlichen Töne der diatonischen Tonleiter möglichst zu gleicher Zeit erklingen zu lassen, ist das gefährlichste Uebergangsstadium zu jenem Zukunftsbilde vorhanden.

Es ist ja richtig, daß die schrecklichsten Dissonanzen im Orchestergewande gar nicht so schrecklich klingen; wer indessen von der Natur mit einem sehr sensiblen Gehör begabt ist, empfindet sie trotz alledem doch als eine Qual, und ist er gar noch ein feinfühlender Musiker, erst recht dann, wenn sie auf dem Wege der Nonchalance oder der absichtlichen Kompositionsfehler erzeugt sind, wie z. B. in Mahlers Symphonie. Dissonanzen sind gewiß eine Würze der Musik und können auf dem korrektesten Wege durch Harmonik und Kontrapunktik entstehen. Daher ist es lächerlich, zu sagen, daß Alles was falsch oder widerhaarig klingt, deßwegen auch kompositorisch falsch sei. Nur das ist zu berücksichtigen, daß eine krasse Häufung von Dissonanzen oder für neueste Werke besser gesagt, „Kakophonien" den Zuhörer unbefriedigt lassen muß. Zudem sind Dissonanzen weit billiger herzustellen, als eine schöne, formvollendete, vornehme Melodie.

Alle neueren Werke kranken zuerst an diesem Reichthum an Mißklängen. Aber es giebt jetzt so weitherzige Musiker und Komponisten, denen ein Mißklang an der unpassendsten Stelle nichts mehr ausmacht. Nach ihrer Ansicht haben die einzelnen Akkorde und deren Verbindungen ihren spezifischen Charakter gänzlich verloren. Ihr Gewissen bleibt ganz beruhigt, wenn z. B. der Schauder erregende oder Hohn charakterisirende „übermäßige Dreiklang" zur Darstellung des Friedens oder der Freude gebraucht wird. Ich behaupte, daß man in solchem Falle den Komponisten nicht freisprechen und seine Verständnißlosigkeit bemänteln dürfe. Bei der Kritik derartiger mißrathener Stellen kommt es lediglich auf die Frage an, wieweit bei dem Kritiker das Gefühl für „das musikalisch Schöne" entwickelt ist. Es würden dann auch musikalische Brutalitäten ersten Ranges wie z. B. der symphonische Walzer (!): Olafs Hochzeitsreigen von Ritter mit seiner unglaublich rohen Einleitung (Baß-Tuba) und seinem Wiener Walzer-Hauptthema, ferner der I. und III. Satz der G. Mahlerschen Symphonie II nach Gebühr beleuchtet werden. Man würde auch keine Orchesterbearbeitungen zulassen, am wenigsten dann, wenn sie unzureichend und nicht im Geiste des Autors verfaßt sind, wie z. B. die Instrumentation der F-moll Phantasie Schuberts durch Mottl. Statt der schwachen „Carneval-Ouverture" von Dvořák war der Carnaval romain von Berlioz am Platze, und an der nicht allzu bedeutenden symphonischen Dichtung: „Šárka" von Smétana hätten wir auch nichts verloren, wenn sie uns vorenthalten geblieben wäre; dasselbe gilt mit einer geringen Modifikation

von d'Alberts Vorspiel zu „Der Rubin" und für Richard Strauß' „Guntram-Fragmente", freilich aus anderen Gründen.

Das Einzige, was man den Komponisten der neuesten Schule unbedingt konzediren muß, ist ihre Meisterschaft im Instrumentiren. Schillings mit seinem Vorspiel zu „Ingwelde", ferner d'Albert und vor allem Richard Strauß beweisen dies auf das Evidenteste. Sie verstehen entzückende Farben auf ihrer musikalischen Palette zu mischen, der eine ein Rubens, der andere ein Rembrandt, der dritte ein Correggio in der Musik. Aber ist es denn wirklich ein so großes Kunststück, mit Hülfe einer ganzen Infanteriemusik „entzückende Klangeffekte" zu erzielen? Da wundert sich der nicht Eingeweihte, daß diese Tonmassen alle so großartig „klingen", während doch die größte und schwierigste Kunst des Instrumentirens in dem Schaffen aus wenigen Mitteln liegt. Die Schwierigkeit der Orchestration wächst mit der Verringerung der Instrumente. Wer einmal für kleines Orchester komponirte, wird diesen Umstand sehr genau kennen.

Bisweilen verliert sich die Orchestrationstechnik ins Maßlose. Das IX. Konzert brachte die I. Abtheilung (!), das sind drei lange Sätze, einer noch nicht vollendeten Symphonie Nr. II von Gustav Mahler, Kapellmeister in Hamburg. Der sicherlich talentirte Autor will offenbar etwas Außergewöhnliches, Sensationelles schaffen und greift zu diesem Zweck zu Mitteln, die in Anbetracht des Resultats nicht ganz gebilligt werden können. Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Das Mahlersche Orchester muß auf etwa 80—100 Musiker veranschlagt werden, und bei der II. Abtheilung wird er gewiß noch Chöre, Orgel, Xylophon, Glockenspiel, Kanonenschüsse und die Instrumente einer Kindersymphonie à la Haydn verwenden, damit davon im Ganzen eine recht „bedeutende Kinderei" zu Stande kommt. Und „bedeutend" ist, was mystisch, unverständlich, verworren ist; so lehrt es die Erfahrung. Nun ist Mahlers Werk mystisch, unverständlich und verworren, also ist es „bedeutend". Aus dieser famosen Argumentation heraus kann man sich auch die Reihe lobender, liebenswürdiger Rezensionen erklären. Für mich war der I. Satz, eine Art formloser Trauermarsch, ein — sit venia verbo — Brechmittel. Ich bekam beinahe einen Katzenjammer, wie ihn offenbar der Löwe vor dem Weihenstephanhause in der Friedrichstraße zu Berlin hat. Der II. Satz à la Tyrolienne regte mein Tanzbein angenehm an und versetzte mich im Hauptthema außer dem etwa um 120 Jahre zurück. Der III. Satz endlich lehrte mich, daß wir im Zeichen des Karnevals, des musikalischen Mummenschanzes und Humbugs stehen. Weiter nichts. Was wollte denn der Komponist nun eigentlich mit dieser I. Abtheilung? Wollte er aus dem finsteren Hades hinaufsteigen auf die „Alm, wo's ka Sünd giebt"? Wollte er von da aus nach dem Florentiner Karneval entwischen und als „Mephisto" sein spukhaftes Wesen treiben? Wer weiß es? Vielleicht nicht einmal der Autor selbst. Sonst hätte er nicht so ohne weiteres zwei Sätze hintereinander im dreiviertel Takt geschrieben. Und die greulichen Kompositionsschnitzer? Scheinen Absicht zu sein. Dieser „Musik-Impressionist" will die Form zerbrechen; doch dies kann nur der Meister, und Mahler ist bis jetzt wohl ein guter Musik-Maler aber kein Meister, ein Experimentator, aber kein genialer Erfinder.

Doch das Schlimmste an der ganzen Sache ist der Umstand, daß ein unvollendetes Werk, an das der Autor die letzte Hand am 8. Februar gelegt hat, laut Datirung, bereits am 4. März in einem der großen Philharmonischen Konzerte gespielt wird. Welche Freundschaft, welche Protektion gehörte zu dieser prompten Justiz!

Derweilen wird so mancher hochbegabte und weit höher stehende Komponist kühl abgewiesen oder muß nach Jahr und Tag noch seinem Schöpfer danken, wenn sein Werk mit Unkosten seinerseits einmal aufgeführt wird Fühlt denn die Direktion nicht, daß solche Dinge böses Blut machen müssen? Nach meiner Ansicht hätte die Aufführung der Mahlerschen Symphonie, zumal sie nur ein Torso ist, unbedingt verhindert werden müssen. Für den gemachten schweren Fehler bleibt die Direktion haftbar.

Ein Experimentator ist auch der „Komponist" Richard Strauß. An Stelle der ursprünglich geplanten IX. Symphonie Beethovens, die wohl der großen Konkurrenz wegen ausfiel, gab es im letzten (X.) Konzert vier Bruchstücke aus der Oper „Guntram" von Strauß, zwei Vorspiele und zwei endlose Gesänge einer und derselben Person. Ueber die letzten beiden zu richten, ohne die Bühnenwirkung erprobt zu haben, wäre unrichtig, obschon ich mir wegen des Textes eine eigentliche Szenenwirkung nicht verspreche. Gefühlsduselei, wie am Schlusse der Oper, bestehend in einer Entsagung, die übrigens von nicht eben sehr realistischer Länge ist, wirkt wohl auf mit großen Taschentüchern bewaffnete Jungfrauen und Backfische, aber nicht auf ernsthafte Männer. Ganz am Schlusse wird auch die Musik recht gefühlsduselig à la Neßler, aus diesem Grunde klatschte das sogen. Publikum auch nachher dem Autor lebhaft zu — trotz der Zischlaute der ernst denkenden und fühlenden Musiker, die bereits bei Mahler ihre Visitenkarte abgegeben hatten. Die kleine Gemeinde der Straußianer will die Wahrheit nicht hören, und wenn ich ihr sagen würde, daß das Vorspiel zum ersten Akt eins der langweiligsten Stücke seit Menschengedenken ist, sie würden das für böswillige Verleumdung halten. Uebersehen denn diese Leute die kleinen Motive, die keine sind, oder wollen sie andere täuschen? Das langweilige Hauptmotiv E D A G muthete mich sofort an, als wenn eine Katze, schleichend und bedächtig zufällig auf die Tastatur eines Klaviers geriethe und dort die vier Töne willkürlich anschlüge. Der Teufel soll aus diesem öden Motiv etwas herausfinden. Dann kommt ein anderes, dann wird es umgekehrt, endlich werden zwei oder drei Motive gewaltsam durcheinander geknetet, und die auf kaltem, reflektorischem Wege künstlich konstruirte Musik (?) ist fertig. Solche Musik, wenn sie überhaupt noch eine ist, hat nur für den gebildeten Musiker Zweck, der die interessanten (!) Kombinationen in der Partitur oder im Klavierauszuge verfolgen kann. Was aber schéert sich der Zuhörer, der nicht selbst komponirt, darum, ob das „Sehnsuchtsmotiv" mit dem „Rachemotiv" u. s. w. verschmolzen ist, er will Musik, wirkliche Musik hören und nicht auf rechnerischem, gefühllosem Wege konstruirte Tonverbindung. Was geistvoll erscheint, rührt noch lange nicht das Herz. Das sollte wohl Herr Strauß bedenken. Obschon er ein, wenn auch sehr begabter, Nachahmer des Trios Berlioz-Liszt-Wagner ist, so taucht trotz aller deutlichen Anlehnungen an Meister-

singer, Tristan, Parsifal doch ab und zu ein Körnchen anscheinend „Eigenes“ auf, vielleicht wird später noch ein edler Wein aus dem gährenden Most.

Trotz meiner herben Kritik wünsche ich dem „Guntram“ doch eine baldige Bühnenaufführung in Berlin; aus vier Bruchstücken läßt sich noch kein ganz sicherer Schluß ziehen; möglich, daß auf der Bühne sich Alles besser macht. Auch ist es ein deutschem Empfinden nicht unsympathisches Werk, das schon deßwegen Beachtung verdient.

Nach allen diesen ketzerischen Auslassungen könnte man mich für einen alten, engherzigen Musikpedanten halten. Das ist ein Irrthum. Ich bin im Gegentheil mit Leib und Seele ein deutscher Musiker und für die neueste Richtung; ich weiß, daß dieser Weg nach Wagner gegangen werden muß, aber ich halte den von Strauß und Mahler eingeschlagenen nicht für den richtigen. Eigentlich wäre die Strauß-Tour ein Mittel, um den „Antiwagnerianern“ zu sagen: „So seht Ihr wohl jetzt ein, was Ihr an Wagner, dem für Euch schweren, habt. Strauß ist nur ein Epigone!“ Mit der ihnen eigenen Verschlagenheit würden sie aber erwidern: „Seht! Das ist die Frucht Eures Wagner. So weit mußte es kommen.“ — Nur vergessen diese guten Leute, daß „Champagner“ und „Schaumwein“ nicht dasselbe ist.

Doch genug davon. Es handelt sich in letzter Instanz um die Frage, ob die Philharmonischen Konzerte in der nächsten Saison weiterhin Bestand haben werden. Warum nicht? Noch ist die Parole nicht ausgegeben, aber ein genialerer Leiter als Richard Strauß muß es unbedingt sein, wenn diese Vorführungen, die doch in der Residenzstadt des Deutschen Reiches eine große Rolle spielen, wieder das werden sollen, was sie früher waren. Ein Bülow ist wahrscheinlich, zur Zeit nicht zu ersetzen, man wird es also mit einem partiellen Bülow versuchen. Wie verlautet, soll nächstes Jahr Herr Weingartner dirigiren.

Vor Allem muß sich die künftige Direktion jeder einseitig-parteiischen Musikrichtung versagen. Wenn sie bedenkt, daß diese Konzert-Aufführungen nicht für ein illustres Parquet von „Musikern“, sondern auch für gewöhnliche Sterbliche bestimmt sind und aus diesem Grunde alle die vorher genannten Fehler vermeidet, dann wird wieder die echte wahre Kunst blühen und Freude wird herrschen in Musikas Hallen.

Dies wünscht sehnlichst für den nächsten Herbst und Winter

Der musikalische Ketzer

Berlin. **Paul Ertel.**



Die Verfassungskämpfe der Parlamente.

Das wahre innere Wesen gesetzgebender Körperschaften, sofern sie sich als Volksvertretung in Gestalt von Reichstagen darstellen, kommt weit weniger zur Erscheinung bei abnormen Krisen, als im regelmäßigen Verlauf zäher Verfassungskämpfe. Die bedeutendsten Bewegungen solcher Art zu überblicken und in kurzen Zügen zu schildern, mag vielleicht eine lohnende Aufgabe sein, zumal in Zeiten, wo sich der ewig neue Konflikt von Regierung und Volksvertretung wiederholt.

Bekanntlich hatte das englische Parlament schon den Tudors, sogar der Königin Elisabeth, Schwierigkeiten bereitet in Religionsfragen und bei Steuerauflagen. Als vollends Karl I. immer schroffer betonte, daß nur ein Herr im Lande sei und er jeden Nörgler zerschmettern werde, floß die erregte Volksstimmung in das sonst gemäßigte und monarchisch gesinnte Unterhaus über. Die Parlamentsrechte wurden eine furchtbare Waffe, um der Revolution eine gewisse formale Gesetzmäßigkeit zu verleihen. Sobald sich aber der Verfassungskampf zur Revolution zuspitzt und die Volksvertretung sich zum Regenten einsetzt, verliert sie ihren normalen Charakter in konstitutionellen Monarchien. Wir schließen daher das Lange Parlament und den französischen Konvent von unserer Betrachtung aus.

Das Parlament der Restaurationszeit bewilligte gleich Anfangs dem elenden Karl II. zur Zivilliste einen Zuschlag von etwa 25 Millionen Mark heutiger deutscher Reichswährung. Da damals das Geld jedoch den mindestens vierfachen Werth besaß und die Einkünfte vom Ertrag der Krongüter hinzukamen, so belief sich das Einkommen des Königs gewiß auf 150 Millionen Mark nach heutigen Verhältnissen berechnet. Weiter konnte man doch wahrlich nicht gehen! Ebenso willfährig zeigte sich die hohe Versammlung seinem Nachfolger Jakob gegenüber. Noch 1685 waren nach Jakobs eigener Aussage elf Zwölftel der Mitglieder ihm unbedingt ergeben. Aber die zunehmenden Uebergriffe des Königs, der unter konstitutionellen Formen immer weniger den reinen Absolutismus versteckte, trieben selbst solche Fügsamkeit zum Widerstand. Die Forderung, eine erhöhte Militärlast dem Lande aufzubürden, obgleich schon damals 20 000 Mann jährlich etwa 12 Millionen Mark kosteten, stieß auf zunehmende Abneigung. Man bewilligte nur die Hälfte des Budgets und protestirte gegen die Auffassung, daß Offiziere ganz nach Belieben des Königs ernannt werden könnten. Ein Versuch Jakobs, im Stile seines hingerichteten Vaters Karls I. das Parlament auszuschelten, scheiterte. Noch bedenklicher wurde die Lage, als die Justiz überall die Verfassung anzutasten und mit perfider Härte das Recht

zu Ungunsten aller Freidenkenden zu beugen suchte. Zwar wußten die Kreaturen den Tyrannen über die Volksstimmung zu täuschen, auch druckte die offizielle „London Gazette" zahlreiche Ergebenheitsadressen aus allen wohlmeinenden Ständen ab, und man schwindelte von Entrüstungssturm im Volk, wenn mal Einer muthig die Wahrheit gesagt hatte. Wie es aber damit stand, wurde bald genug enthüllt, als das sonst so geduldige Parlament einen neuen Verfassungsbruch, welchen Jakobs Juristen als „im Herrscherrecht begründet" hinzustellen sich nicht entblödeten, einfach für ungiltig erklärte. Als Jakob einen Aufruf an sein Volk erließ, worin er aus allerhöchster Machtvollkommenheit sich über alle Parlamentsgesetze erhob, indem jeder unterthänige Protest als aufrührerisches Libell bestraft wurde, jagte sein getreues Volk ihn einfach weg. Von Wilhelm dem Oranier forderte die Nation dann ausdrücklich, daß Wahlen und Reden im Parlament unbeschränkt frei sein sollten.

Es scheint nun bemerkenswerth, daß mit der Ausbreitung der errungenen Freiheiten und der ordnungsmäßigen Sicherung der Verfassungsrechte die Bedeutung des Parlaments als der früheren einzigen Waffe gegen die Regierung entschieden sank. Die neue Macht der Presse bot jetzt eine bequemere Handhabe. Unter den welfischen Georgen begann jene Korruption im Parlamente einzureißen, die sich an den Namen Robert Walpoles knüpft, und die öffentliche Moral betrachtete das Unterhaus nur als eine hohe Schule gemeiner Parteischiebungen, wo man sich dem Meistbietenden verkaufte. Der Unterschied zwischen Whigs und Tories verwischte sich zusehends, denn die Gemäßigten wie die Konservativen betrieben in gleicher Weise die Ausbeutung und Niederhaltung des Volkes. Allein, der monarchische Hochmuth Georgs III. bedrohte auch die Junker in ihren Machtverhältnissen, und sie benutzten in ihrer Unzufriedenheit sogar jene neuen demokratischen, ja, sozialistischen Ideen, die in Frankreich gepredigt wurden. So entstand denn eine wirklich radikale Partei, wie 1763 in dem Wilkes'schen Prozesse zu Tage trat. Wilkes, Journalist und Unterhausmitglied, griff in seiner Zeitung den König und seine Minister auf so beleidigende Weise an, daß man, ohne das Parlament zu befragen, ihn verhaften ließ. Das Gericht erklärte jedoch, daß ein Mitglied des britischen Reichstages wegen einer Schmähschrift nicht verfolgt werden dürfe. Die Minister verschafften sich selbst einen Beschluß der ihnen ergebenen Parlamentsmehrheit, daß Wilkes wegen Aufruhrs aus dem Unterhaus ausgestoßen werde, was also in einem besonderen Falle die eigenen Rechte des hohen Hauses verletzen hieß. Das war aber dem Rechtsgefühl der Engländer zu stark! Siebzehn Mitglieder des Oberhauses protestirten öffentlich, und der Pöbel fiel über die Polizei her, täglich fanden Tumulte statt. Die Gerichte, wahrscheinlich in Angst gesetzt, verurtheilten sogar alle Beamten, die gegen Wilkes gehandelt hatten, zu hohen Geldbußen. Der König bezahlte letztere aus seiner eigenen Kasse und bedrohte Jeden mit seiner Ungnade, der sich an den öffentlichen Festlichkeiten zu Ehren des Demagogen, dem man so zu einer politischen Bedeutung verhalf, betheiligen würde. Wilkes zog es aber vor, den etwas zu heiß werdenden Boden mit der Küste Frankreichs zu vertauschen, da ihm noch eine Klage wegen unsittlicher und



blasphemischer Schriften sowie Schuldhaft von Seiten vieler Gläubiger drohte. Er harrte in Frankreich vier Jahre auf einen ihm günstigen Umschwung, der auch nicht auf sich warten ließ. Denn mittlerweile trat der Abfall Nordamerikas ein, und bei dieser Gelegenheit wurden im Parlament Grundsätze laut, die schon einer demokratischen Umwälzung entsprachen.

Selbst Karl II. hatte sich die Habeas-Corpus-Akte und Aufhebung der Lehensrechte abringen lassen; so ungestört arbeitete die gewaltige Unterströmung fort. Jetzt aber wagte man sogar die Habeas-Corpus-Akte anzutasten und schließlich zu suspendiren. Dazu kam, nach Sinclairs Berechnung, ein Aufwand von 140 Millionen Pfund.

1765 sprach der ältere Pitt offen aus: „Das Recht der Besteuerung steht weder der Regierung, noch der gesetzgebenden Gewalt zu, sondern jede Abgabe ist nur ein freiwilliges Geschenk des Unterhauses, d. h. des Volkes, bei welchem die Mitwirkung der Krone nur der bloßen Form wegen erforderlich ist." Um eine solche Sprache aus solchem Munde zu begreifen, muß man einen Blick rückwärts werfen und feststellen, daß schon der zweite Sturz des absolutistischen Regimes Jakob Stuarts zu gewaltigen Fortschritten geführt hatte. Man faßte nämlich die Verantwortlichkeit der Minister, die heute noch anderswo eine bloße Halbheit bedeutet, im vollen Sinne auf, indem der konstitutionelle König ausdrücklich auf sein Begnadigungsrecht für diesen Fall verzichten mußte. Auch wurden in literarischen Dingen die Zensurvorschriften nicht ferner vom Parlamente bestätigt. „Die Preßfreiheit schlug langsam Wurzel", sagt Dahlmann in seiner „Geschichte der Englischen Revolution", doch sehen wir erst am Falle Wilkes den Schutz der Gerichte für freie Aussprache der öffentlichen Meinung wirksam. Freilich in einem Umfang, wie man ihn in monarchischen Staaten mit absetzbaren Richtern nicht kennt. Denn die Unabhängigkeit des Gerichtswesens wurde gesichert, da den Richtern in den drei höchsten Gerichtshöfen die Lebenslänglichkeit zugebilligt wurde.

1768 hatte man durch starke Wahlbeeinflussung, mit Benutzung des Chauvinismus und der Furcht vor revolutionären Unruhen in der Hauptstadt, wie sie bei der Wilkes'schen Agitation stattfanden, ein reaktionäres Parlament zusammengebracht, dessen Mehrheit für Besteuerung der Amerikaner eintrat. Die Opposition spielte dagegen die Rückberufung des Wilkes aus, dessen Schulden sie bezahlte und ihn für London ins Parlament brachte. Diese Wahl erregte ungeheuren Jubel und die Hauptstadt feierte den Triumph über König und Minister. Wilkes, den wir am besten mit unserem Ahlwardt vergleichen können, mußte sich jedoch vorher dem Gericht stellen, das ihn in contumaciam nach seiner unfreiwilligen Abreise ins Ausland geächtet hatte. Hieraus ergaben sich die aufregendsten Tumulte. Schon bei Eröffnung des neuen Reichstags lärmte und tobte das Volk dermaßen, daß man Truppen aufbot, deren Salve zwanzig Menschen tödtete. Das war im freien England unerhört und erhöhte nur die Erbitterung. Die aufgehetzte Menge entflammte sich nun zu wildem Haß und suchte auch das Gericht, als Wilkes sich stellte, durch Lärm und Krawall einzuschüchtern. Das Parlament vertagte sich auf vier Monate, um den Prozeß inzwischen

ausbluten zu lassen. Das Oberreichsgericht verurtheilte den Demagogen zu harter Strafe, nämlich zu zehn Monaten Haft und 1000 Pfund Geldbuße, was natürlich im Vergleich zu unsern heutigen vieljährigen Zuchthausstrafen gegen politische Verbrecher noch sehr milde erscheint.

Nicht so erschien es den Engländern. Die Sitzungen des Skandalprozesses veranlaßten unerhörten Zudrang der gesammten Bevölkerung. Ebenso das fortsetzende Nachspiel im Parlament, dessen Mehrheit im Februar 1769 den Demagogen rednerisch abschlachtete und ihn seines Mandats verlustig erklärte, nachdem das Oberhaus die Appellation Wilkes gegen den Gerichtsspruch verworfen hatte. Das Ministerium hatte in einem Zirkular die Haltung der Soldaten gegen das Volk belobt, und dies Aktenstück, irgendwie auf seinen Redaktionstisch geflattert, publizirte Wilkes in seiner radikalen Zeitung mit boshaften Randglossen. Das gereizte Volk beging nun in seiner Aufregung die tollsten Exzesse. So wurde vor dem königlichen Schloß ein Schafott errichtet und die Enthauptung Karls I. dargestellt, wobei natürlich wieder die bewaffnete Macht feuerte. Wilkes erhielt bei seiner Neuwahl eine erdrückende Stimmenmehrheit, und als das Unterhaus aufs Neue die Wahl annullirte und einen anderen Deputirten, der nach Wilkes die meisten Stimmen gehabt, ins Unterhaus berief, kam es fast zu offenem Aufstand der ganzen Hauptstadt.

Diese förmliche Gewaltthat der Parlamentsmehrheit, deren monarchischen Uebereifer die Opposition vortrefflich parirte, erhob den Fall Wilkes zu einer Nationalangelegenheit. So faßte es auch jener anonyme Publizist auf, dessen sogenannte „Juniusbriefe“, die zuerst als Zeitschriftartikel und dann als Buch erschienen, allgemeines Aufsehen erregten. Dieser ironische Zersetzer, dessen Stil wie ein glattgeschliffenes Stilet blitzte und bohrte, stach mit ähnlicher Fertigkeit um sich, wie etwa in späteren Tagen der furchtbare Pamphletist Paul Louis Courier vor der Juli-Revolution in Frankreich. Der Verfasser hielt zwar noch eine monarchistische Maske vor und behandelte die rothen Ultras wie Wilkes mit Verachtung. Daneben aber goß er über den gesammten Regierungsschlendrian die Schalen seines Zornes aus, und sein giftiger Spott machte keineswegs vor der geheiligten Majestät Halt, sondern es trafen seine blutigen Invektiven das monarchische Prinzip wiederholt ins Herz. Er erinnerte den bornirten König daran, daß die Rechtmäßigkeit eines Thronbesitzes nur relativ sei, daß eine Revolution ihm Alles nehmen könne und das Schicksal der Stuarts ihn warnen solle. Er betonte die altgermanischen Volksrechte und schilderte das Feudalsystem und seine Ueberbleibsel mehr oder minder als reine Usurpation. Nicht um das Behagen bevorrechtigter Kasten dürfe es sich handeln, sondern um allgemeine Wohlfahrt, wo die Staatslasten nur den Reichen und nicht den Armen drücken! Diese Schriftstellerei fiel auf fruchtbaren Boden, denn bald glichen die Adressen, welche der Londoner Stadtrath dem König überreichte, revolutionären Aufrufen. 1770 wagte der Lordmayor Beckford, persönlich, an der Spitze der Bürgerschaft, dem König eine Vorstellung zu unterbreiten, die ihn selber im schärfstem Tone angriff. Als eine grobe Antwort darauf erfolgte, stellte Beckford den Monarchen in Gegenwart des

ganzen Hofes förmlich zur Rede, verlangte Auflösung des royalistischen Parlaments und Entlassung aller Minister und überfiel zum Schluß den Wuthbebenden mit einer langen republikanisch angehauchten Tirade, worin er an die glorreiche Cromwell'sche Revolution gemahnte.

Ermuntert durch solche Keckheit, gestützt auf die immer heftiger drohende Volksbewegung, erging sich auch die Opposition im Parlament in Ausdrücken, wie sie schwerlich heut noch überboten werden können. Pitt donnerte gegen jede Willkür Einzelner oder Vieler; die Zustimmung des Volkes sei bei allen Gesetzen die Hauptsache! Von da ab herrschten in London andauernde Unruhen, der Stadtrath balgte sich unaufhörlich mit der Regierung herum und trotzte der Parlamentsmehrheit im Namen der Opposition. Es kam zwischen Magistrat und Reichstag zu gegenseitigen Verhaftsbefehlen, und die Stadt erklärte endlich ein servilесs Parlament für eine verderbliche Willkürherrschaft. Als der König eine grobe Beschwerdeschrift tadelnd ablehnte, wählte man 1775 ihm zum Trotz den gehaßten Wilkes zum Lord-Mayor! Nun hatte aber schon im vorigen Jahre der Kongreß zu Philadelphia eine Anzahl demokratischer Manifeste in alle Welt ausgehen lassen, darunter die „Erklärung der Menschenrechte“. Sie belehrten den englischen Bürger, daß Amerika bei seinem Abfall auf dem Boden der Verfassung stehe und sich nur gegen autokratische Uebergriffe vertheidige. Das verfing. London überreichte dem König ein Mißtrauensvotum und nahm offen für die Empörer Partei, wogegen Georg, zu dessen Geistesumnachtung wohl damals der Grund gelegt wurde, sich nur zu schützen wußte, indem er sich von jetzt ab jede Adresse verbat und jede Audienz verweigerte. Endlich bekam das Parlament, dessen moralisches Ansehen tief herabgewürdigt durch das Benehmen der servilen Mehrheit erschien, aufs Neue die Leitung der Dinge in die Hand. Denn neben dem alten Pitt erhoben sich in der Opposition noch jüngere Kräfte ersten Ranges wie Fox, Burke, Sheridan, für welche jener unglückliche amerikanische Krieg willkommenen Anlaß bot, um vor ganz Europa demokratische Grundsätze zu vertreten. 1780 lehrte die Gordonsche Emeute freilich, wie sehr die Regierung durch ihr schroffes Vorgehen und der britische Reichstag durch seine Unterwürfigkeit selber die Ordnung untergraben hatten, nachdem sie es fertig gebracht, mitten im Kriege zweimal die königliche Civilliste beträchtlich erhöhen zu lassen! Der bigotte Schwachkopf Gordon, ein protestantisch orthodoxer Junker, lehnte sich gegen das Parlament, dem er angehörte, wegen Begünstigung der Katholiken auf und verheerte London zwei Wochen lang an der Spitze des Pöbels auf barbarische Weise. Das Parlament stellte seine Sitzungen ein, und der König proklamirte auf eigene Verantwortung den Belagerungszustand. Nach erbittertem Kampfe und schrecklichem Blutvergießen warf das Militär die Mordbrenner nieder. Nichtsdestoweniger blieb ein Verfassungsbruch bestehen, indem der König aus eigener Machtvollkommenheit das Kriegsgesetz über London verhängte ohne Gegenzeichnung der Minister. Er berief sich auf ein Rechtsgutachten des Generalstaatsanwalts Wedderburne, der bereits in den Verhandlungen mit dem amerikanischen Abgesandten Franklin sehr unglücklich debutirt hatte und zugleich,

wie Staatsanwälte im Hochgefühl ihrer Würde gegen politische Verbrecher häufiger zu thun belieben, sich zu ungebührlichen Ausfällen hinreißen ließ. Seine juristischen Spitzfindigkeiten prallten wirkungslos am gesunden Menschenverstande Franklins ab, dessen Berufung auf Freiheit und Naturrecht allenthalben begeisterten Wiederhall fand. Durch jede neue Knebelung im Namen der bestehenden Ordnung, jeden gesetzlichen Uebergriff wurden die Umsturzbestrebungen nur gestärkt. Das Parlament von 1780 gab davon den deutlichsten Beweis. Denn trotzdem das Ministerium sich verzweifelt bemühte, die Wahlen zu beeinflussen, überwog diesmal die Oppositionspartei. Sheridan interpellirte hitzig über den Gebrauch der Truppen beim Gordonschen Aufruhr, Pitt der Jüngere befürwortete in lauer und schlauer Zweideutigkeit Burkes Vorschlag, die Zivilliste besser zu regeln und die öffentlichen Gelder genau zu überwachen. 1783 kam es dann endlich so weit, daß der König gezwungen war, die Opposition als regierungsfähig anzuerkennen und aus ihr ein Ministerium Fox zu bilden. Fox aber faßte den Plan, das Parlament und sein Ministerium gänzlich unabhängig von der Regierung zu machen, auf dem Wege der „India Bill". Die Mißbräuche der Ostindischen Kompagnie und der Prozeß gegen Clive hatten schon 1773 dazu geführt, daß die Finanzleitung und Verwaltung einer Oberaufsicht der englischen Regierung überantwortet wurden. Jetzt, zehn Jahre später, schlug Fox vor, die Kompagnie einer Kommission von sieben Parlamentsmitgliedern zu unterstellen. Obschon aber die India Bill, vom Unterhause hastig angenommen, auch im Oberhause nur noch einer dritten Lesung bedurfte, mischte sich der König noch vor Thoresschluß verfassungswidrig ein, indem er schriftlich jeden Lord, der dafür stimme, als seinen Feind erklärte. Das Oberhaus verwarf nun die Bill, das Unterhaus aber brandmarkte dies schwere Staatsverbrechen der königlichen Einmischung, und die Minister selbst schleuderten unglaubliche Reden gegen den „Sultan und seine Janitscharen". Sie nahmen auch nicht freiwillig ihren Abschied, sondern der König mußte ihn selbst ertheilen, was einem Staatsstreich ähnlich sah. Denn die oppositionelle Mehrheit des Parlaments, ohne welche in konstitutionellen Monarchien eigentlich nicht regiert werden darf, blieb ja bestehen und setzte den Kampf bis zum März 1784 fort, wo der neue Staatsleiter, Pitt der Jüngere, es endlich auflöste. Pitt ließ durch seine Presse das Publikum bearbeiten, lehnte jede feindselige Kundgebung des Parlaments kaltblütig ab, kehrte die zweischneidige Waffe der India Bill gegen ihre Urheber, die er der Antastung von Verfassung und Privateigenthum beschuldigte, und benutzte von da an systematisch das Nationalgefühl des Briten, um durch Kampf gegen das revolutionäre Frankreich eine reaktionäre Strömung herbeizuführen. Das erschütterte Ansehen des Königthums wurde durch eine neue India Bill wieder hergestellt, welche dem König und seiner Regierung die absolute Herrschaft in Zivil- und Militärsachen übertrug. Kurz, er verfuhr ähnlich und mit gleichem Glücke, wie Bismarck in der Konfliktszeit bis zu unsern großen Kriegen. Pitt wußte die Aufmerksamkeit des Volkes vom Verfassungskampfe abzuziehen, indem er es für einen endlosen egoistischen Krieg gegen die neue französische Staatsform begeisterte. Das Parlament sank zum gefügigen Werkzeug

herab. Fast zugleich spielte ein ähnlicher Vorgang in einem andern nordischen Reiche, wo der Absolutismus sein Haupt erhob.

Am 21. August 1772 wagte Gustav III. von Schweden seinen Staatsstreich gegen den Reichstag, dem er eine absolutistische Verfassung aufnöthigte. Da im Volke vielfache Unzufriedenheit über den Reichsrath herrschte, nahm man das königliche Unterfangen beifällig hin. Bald konnte man jedoch erkennen, daß diese Revolution „von oben“ keinen Fortschritt im Sinne des zur Neige gehenden Jahrhunderts, sondern einen Rückschritt ins vorige Jahrhundert bedeuten sollte. So befand sich denn der König in einem doppelten Widerspruch sowohl gegen das Alte, das er stürzte, als gegen das Neue, zu welchem er sich nicht bekehren mochte, obschon er stets volksthümliche Reformen im Munde führte. 1774 erließ er gleich Anfangs ein Gesetz über die Preßfreiheit, das unter freisinnigen Phrasen die straffste Knebelung jeder freien Meinungsäußerung verbarg. Zugleich begann er unnützen Pomp und unsinnige Verschwendungen zu entfalten, trotzdem die Noth der Zeit und die Lage des Volkes zur Sparsamkeit mahnten. Seine Prachtliebe wurzelte im Phantastischen. Er träumte sich als Heldenfürst, als eine Art Schwanenritter im Adlerhelm, und wiegte sich gern in Vorstellungen verschollener Ritterzeiten. Glänzen und nochmals glänzen, hieß seine Parole. Dagegen fehlte ihm trotz seiner bestechenden Begabung jede ernste und ruhige Arbeitskraft. Nie vermochte er verständig und folgerichtig auf ein festes Ziel loszusteuern, sondern ein Einfall drängte den andern, so daß sein Staatsschiff kurslos hin- und herschaukelte. Er veranstaltete prächtige Reisen und Turniere; ein Ringelrennen 1776 kostete 400 000 Thaler. In Hofgesellschaften durch schneidige Bemerkungen höfisches Entzücken zu erregen, war sein Ehrgeiz. Er gab sich auch mit allen Künsten ab und trat selber als Dichter auf, wie Nero. Da ein solcher Geniekönig den Feldherrn nicht verleugnen kann, so pflegte er eine sich steigernde Soldatenspielerei. Hier reformirte er auch allerlei. Dergleichen verzehrt aber die ordentlichen Einkünfte, und immer neue Steuern wurden ausgeschrieben. 1776 erfand er das Branntwein-Monopol, ohne die Einwilligung der Stände nachzuholen. Die Vertheuerung des Branntweins erbitterte das Volk außerordentlich, und diese Nachahmung russischer Autokratie führte nur seinen Sturz herbei. Man bekam ihn endlich satt, nachdem er das Reich in unglücklichen Krieg mit Rußland verwickelt hatte. Prunkvolle Zusammenkünfte mit benachbarten Herrschern, italienische Reisen, wo er sich auf fremde Kosten bewirthen ließ, nützten politisch gar nichts, und Gustavs ständiger Finanznoth wollte der Reichstag durch Erhöhung seiner Einkünfte nicht abhelfen. Nichtsdestoweniger steigerte der König ununterbrochen sein Militärbudget und brachte zwei große Heere zusammen, um Rußland anzugreifen, indem er zugleich die Marine weit über Schwedens Kräfte hinaus verstärkte. Dieser germanische Seekönig, zugleich ein Sänger und ein Held, zog nun als Skalde über Aegirs Meeresreich dem Ruhme entgegen. Bei der Abreise aus Stockholm zeigte er sich der profanen Menge in Federhut und rothbebänderten Schuhen, und im Feldlager war er jeder Zoll ein sagenhafter Paladin. Er hielt Gesangproben ab, amüsirte sich mit eigens mitgenommenem Theater, belehrte Dichter, Sänger und

Tänzer über vaterländisch-germanische Kunst und feierte, wie der selige Kaiser Caligula, Triumphzüge, ehe überhaupt etwas zum Triumphiren geboten war. Die Flagge eines eroberten Schiffes diente einmal zu willkommenem Vorwand für romantische Schaustellung, wobei der erlauchte Monarch sich wie allezeit als Meister einer hochtönenden schöngesetzten Rhetorik erwies. Von unsäglicher Eitelkeit, blieb er doch fromm in seinen Phrasen und Gedanken, liebte kirchliche Danksagungen und stimmte feierlich „Herr Gott, Dich loben wir" aus dem Gesangbuch an, als er eben einen seiner Staatsstreiche vollführt hatte. Doch flocht er auch wohl liberale Ideen im Geiste des aufgeklärten Despotismus ein, wozu sein unstillbares Redefieber, dem er bei jeder Gelegenheit fröhnte, ihn je nach Laune antrieb. Doch allen solchen Tugenden und Genialitäten blieb die nüchterne Wirklichkeit spröde und unzugänglich. Der praktische Krieg verstand offenbar nichts von Gustavs origineller Kriegskunst. Zu Wasser und zu Lande wurde er fortwährend von den verachteten Russen geschlagen. Um unumschränkt als oberster Kriegsherr weiter kommandiren zu können, beliebte er 1789, also im Anfangsjahr der französischen Revolution, einen neuen Staatsstreich und drängte dem Reichstag eine neue durchaus absolutistische Verfassung auf. Aber die agrarischen Junker, deren Vorrechte er mit eiserner Hand niederhielt, zürnten ebenso unversöhnlich, wie das Volk, dessen Treue er durch dynastischen Druck verscherzte. Das französische Freiheitsevangelium klang vernehmbar zum Norden hinüber, und 1792 erlag der König einem Attentat. Der Thäter erklärte unter allen Martern einer barbarischen Hinrichtung, er habe mit Recht an dem Unterdrücker die Rache des Vaterlandes geübt. Johannes Scherr urtheilt zwar über Gustav: „Es war Seelenschwung in ihm, etwas von Königlichkeit im höchsten Sinne des viel gemißbrauchten Wortes." Aber der überspannte Haß dieses romantischen Schwärmers auf dem Throne gegen die französische Freiheitsbewegung, an der er zum Ritter werden wollte im Dünkel seines mystischen Gottesgnadenthums, spricht wenig für diesen Seelenschwung, nachdem er in seiner Jugend sich als echt moderner Mensch aufgespielt und von Reformen in Rousseaus Sinne orakelt hatte. Er wußte im Grunde selbst nicht, was er wollte. Mit seinem gewaltsamen Ende nahm der Absolutismus von Schweden Abschied, der Reichsrath eignete sich allmählich die verlorene Bedeutung wieder an, ein gascognischer Advokatensohn vom Geschlecht der von Gustav bekämpften Revolution bestieg den schwedischen Thron. Hier hatte das Verfassungsrecht sich auf die Dauer stärker erwiesen als die Regierung. Doch muß nicht vergessen werden, daß der alte schwedische Reichsrath sich keineswegs, wie das englische Unterhaus wenigstens zum Theil, aus wirklichen Volksvertretern, sondern nur aus den vier bevorrechteten Ständen zusammensetzte. Erst die absolutistischen Staatsstreiche, die sich ursprünglich gegen die Adelsoligarchie richteten, wühlten dann das eigentliche Volk auf, und die revolutionäre Zeitströmung brachte auch im fernen Norden den Liberalismus des Bürgerstandes zur Geltung.

Genau ebenso entwickelten sich die Dinge in Frankreich, wo Ereignisse von welthistorischer Tragweite dem Entstehen der Konstitution und der



folgenden Republik vorangingen, die über den späteren folgeschweren Umwälzungen viel zu wenig von der Geschichtschreibung beachtet wurden. Wir meinen den Kampf des Pariser Parlaments mit Ludwig XV. Das Ancien Regime, innerlich morsch und haltlos, mußte nämlich durch seinen brutalen Polizeistil nothgedrungen auch in Zwist mit dem obersten Gerichtshof gerathen, dem sogenannten „Parlament", bei welchem man durchaus nicht an moderne Volksvertretung denken muß. Das Pariser „Parlament" nebst seinen untergeordneten Provinzialparlamenten war vielmehr von durchaus konservativem Geiste beseelt, allen Neuerungen feindselig, juristisch verknöchert. Aber es besaß allein im Lande ein gesetzliches Oppositionsrecht und machte davon ausgiebigen Gebrauch, da der sogenannte „Adel der Robe" vom wirklichen Feudaladel und vom Hofe sich beengt und zurückgesetzt fühlte. Die Parlamentsräthe bildeten nämlich einen erblichen Stand für sich und hatten sich als Beisitzer des Oberreichsgerichts alle möglichen andern Funktionen beigelegt. Sie bewachten das Steuerwesen und die Oberrechnungskammer. Die königlichen Verordnungen aber prüften sie, da erst durch sie die Bekanntmachung derselben an die Behörden erfolgen durfte, und behielten sich das Protestrecht vor. Hiergegen fruchtete nichts als eine sogenannte Kissensitzung, wo der König selbst im Parlament erschien, von seinem kissenbeschwerten Sessel aus allein reden durfte, jede laute Abstimmung verbot und dann einfach die Stimmenmehrheit fälschte.

Selbst in dieser beschränkten und wahrlich nicht volksthümlichen Form läßt sich doch in diesem altfränkischen Juristenreichstag nicht der Keim zu einer Konstitution verkennen, die dem Despotismus erhebliche Schranken zieht. Allein, es fehlte viel, daß sich diese hochmüthige Körperschaft solcher Pflichten immer bewußt war.

Der Oberstaatsanwalt im französischen Parlament beging 1673 die erstaunliche Geschmacklosigkeit, daß er das Konfiskationsrecht über die Güter eines Majestätsverbrechers mit dem biblischen Beispiel des Königs Achab rechtfertigte, der sich den Weinberg des Naboth aneignete, weil derselbe Sr. Majestät dem König geflucht habe! So mußte eine in der Bibel selbst gebrandmarkte Niedertracht, die ja als „Weinberg des Naboth" sprüchwörtlich geworden ist, um schändliche Usurpation königlicher Willkür zu kennzeichnen, einem elenden Schmeichler im Talar der Justiz dazu herhalten, tyrannische Ungerechtigkeiten zu rechtfertigen! Solche Unwissenheit in allen natürlichen Rechtsbegriffen, solche verhängnißvollen Vorurtheile herrschten in der höchsten Körperschaft Frankreichs, die bis zur Revolution allein gegen den Absolutismus eine gesetzliche Prärogative besaß! In den Religionskriegen und zur Zeit der Fronde hatte das Parlament freilich sehr dreist und selbstbewußt auf seine Rechte gepocht. Aber die knechtische Mehrheit unterwarf sich stets der siegenden Partei und erließ Verdammungsdekrete nur, um sie wieder aufzuheben. Ludwig XIV. beendete die ganze Konfliktszeit 1655 mit einem Gewaltstreich. Es handelte sich um eine Münzfrage. Der König kam gestiefelt und gespornt ins Parlament und herrschte die hohe Versammlung an: „Ich befehle, daß jede Debatte über meine Edikte schweigt!" Niemand wagte zu trotzen, denn „der Staat bin Ich", des

Königs Wille war das höchste Gesetz. Sobald aber der große König die Augen schloß, rächte sich das unterdrückte Parlament, indem es sein Testament umstieß und den Herzog von Orleans während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. zum Regenten einsetzte. Ueber dies erstaunliche Vorgehen vergleiche: Voltaire „Geschichte des Pariser Parlaments", Kap. 59. Wie bezeichnend, daß dieser sonst so muthige Schriftsteller in seiner „Geschichte Ludwig XV.", worin auch das Attentat Damiens' auf das königliche Scheusal mit augenverdrehender Heuchelei als „Vatermord" bewimmert wird, ängstlich vermeidet, dessen Kampf mit dem Parlament, die letzte Krampfzuckung des sterbenden Absolutismus zu geißeln! Und doch bildet dies Ereigniß den wichtigsten Punkt in der ganzen langen Regierung des Elenden, der „nach uns die Sündfluth" witterte. Hier erst begreift man die reißend schnelle Ausbreitung der Revolutionsstimmung, die schwerlich allein durch das Wirken Voltaires in den höheren Ständen und Rousseaus im Bürgerstande herbeigeführt werden konnte. Der Hof und die herrschenden Kasten verachteten die öffentliche Meinung so sehr, daß diese trotz Polizei und Zensur sich mit seltener Keckheit äußern durfte. Das Volk schien sein Sklavenloos ruhig zu ertragen. Die von Gott selbst eingesetzte Heiligkeit der absoluten Monarchie anzutasten, fiel ihm gewiß so wenig ein, als den geduldigen Deutschen. Nur die unerträglichen Steuern, um der Zerrüttung der Finanzen abzuhelfen, regten die Bedientennatur auf, und gerade hierbei hatte man die Genehmigung des Parlaments nöthig. Nun gerieth der Hof aber schon in kirchlichen Fragen mit der jansenistisch gesinnten und gegen die Jesuiten eingenommenen Körperschaft in Zwist. 1752 erklärte das Parlament ohne Weiteres eine päpstliche Bulle für ungültig und wollte sogar den Erzbischof von Paris verhaften lassen. Als der König dies Urtheil kassirte, berief die Pariser Kammer alle Provinzialkammern zu einer Art Nationalversammlung, und auf ein königliches Verbot hin begann offene Auflehnung gegen diese „Usurpirung", indem zugleich die lettres de cachet, die geheimen Haftbefehle, aufs grimmigste als Mißbrauch verfehmt wurden. Die Regierung schritt zur Gewalt. Mehrere Parlamentsräthe wanderten auf die Festung, alle Kammern wurden aus Paris verbannt, ein neues Obergericht aus Regierungsbeamten eingesetzt. Diesem verweigerte jedoch der unabhängige französische Richterstand den Gehorsam und selbst das Publikum wollte ein verfassungswidriges Tribunal nicht anerkennen. So mußte die Regierung denn kapituliren, und dann nochmals 1757, nachdem 1754 ein neuer Streit losgebrochen war. Das Parlament wurde wieder hergestellt, jene Nachgiebigkeit der Regierung schlecht belohnt, wenn es sich um neue Finanzedikte handelte. Der Finanzminister Silhouette suchte 1759 über den Kopf des Parlaments weg seine Absichten durchzusetzen, aber er selber brach sich den Hals darüber. Als dann 1764 der Gouverneur der Bretagne, der freche Günstling Aiguillon, seinen Militärdespotismus in jener Provinz durchsetzen wollte, leistete das Parlament von Rennes den entschlossensten Widerstand, verbot die Erhebung neuer Steuern und machte dem Gouverneur selbst den Prozeß wegen Unterschlagung. Der König antwortete damit, daß er gegen sieben Parlamentsräthe 1765 Kriminalverfahren anstrengte. Aber keine der vom Hof eingesetzten Gerichtskommissionen wagte die Verurtheilung, so daß 1766 die

ganze Sache niedergeschlagen und 1768 Aiguillon abberufen, das Parlament aber in alle seine Rechte wieder eingesetzt wurde. Jetzt schon rühmte sich letzteres, das „Recht der Nation" zu vertheidigen, worauf der ekelhafte Gesalbte des Herrn großmächtig die Weisheit von sich gab: Er selbst sei die einzige Quelle des Rechts!

Das Parlament ließ jedoch nicht nach und verstieg sich so weit, Aiguillon der schwersten Verbrechen zu zeihen. Alle „Kissensitzungen" von 1770, in denen der König jedesmal den Prozeß für null und nichtig erklärte, halfen Nichts. Aiguillon wurde verurtheilt und der Pairswürde verlustig gesprochen, das Urtheil aber gedruckt in ganz Frankreich verbreitet. Als der König nochmals in einer Kissensitzung unter drohenden Scheltworten diese Entscheidung kassirte, verfiel das Parlament auf die selber rechtswidrige Idee, daß es gleichsam „streikte", d. h. jede Rechtspflege suspendirte, bis ihm Genugthuung geworden sei! — Der König griff mit beiden Händen zu und wagte den Staatsstreich, im Januar 1771 die Parlamentsräthe zu verhaften und zu verbannen, weil sie ihre Pflicht verweigert hätten, worauf ein neues Obergericht aus Regierungskreisen errichtet wurde. Da sich die gelehrte Körperschaft durch ihre umständliche, lästige und kostspielige Rechtspflege beim Volke nicht beliebt gemacht und auch bei der mächtigen Literaturpartei, die sich „die Philosophen" nannte, genug Anstoß durch ihr langweiliges endloses Geschwätz erregt hatte, gelang der Gewaltakt und man fügte sich. Aber die scheinbar allgewaltige Regierung trug in diesem Verfassungskampfe unheilbare Wunden davon, und das Volk lernte, daß man gesetzlich trotzen könne. Das „Parlament" war wider Willen die Vorfrucht der konstitutionellen Nationalversammlung und des republikanischen Konvents.

Wir müssen nochmals einen Blick auf das englische Verfassungsleben werfen. 1660 wurde das Stuart'sche Königthum, 1661 gleichzeitig in Frankreich nach dem Krieg der Fronde der alte Absolutismus neu eingesetzt, wobei schon das „Parlament" als eine Art Verfassungsdamm gedient hatte. Also ein Beweis für die internationale stete Gleichartung politischer Entwicklungsphasen. In Frankreich nun fraß das Uebel so unheilvoll weiter, daß verspätete Reformen nichts fruchteten, obschon sogar unter Ludwig XV. das Ministerium Choiseul ganz im Sinne der Aufklärungsliteratur gegen die kirchlichen Uebergriffe der Kurie einschritt, genau wie gleichzeitig die Minister Karls III. in Spanien, der selber noch unterm Einfluß seines Beichtvaters in Bigotterie halb befangen blieb. Solche Zustände bieten für unsere heutige Moderne keinen Vergleichspunkt mehr. Eine Revolution wie die französische paßt nur für einen Polizeistaat ohne Verfassung. Im Besitz einer solchen brauchten die Engländer sich nicht gewaltsam zu empören, sondern räumten in langsam unwiderstehlichem Druck alle Reaktion wider ihre Verfassungsrechte hinweg. Schon 1679 hielt man dort das erste öffentliche Meeting, und das zu politischer Selbstständigkeit herangereifte Volk behielt durch seine Geschworenengerichte eine genügende Waffe gegen alle Attentate einer knechtischen Gesetzgebung, die einen Umsturz in konservativem Sinne versuchte. Das Volk sei Herr und Arbeitgeber, verkündete Burke

ausdrücklich im Unterhaus. Doch die planmäßig vorgehende Reaktion blieb taub, und Pitt hörte nur zu gut. 1785 ging ein Gesetz durch, das alle öffentlichen Meetings durch erschwerende unmögliche Polizeibedingungen geradezu verbot und uneingeschränktes Auflösungsrecht über jede Versammlung nebst sofortiger Verhaftungsbefugniß über vorschnelle Redner genehmigte, sogar für Widersetzlichkeit gegen den Auflösungsbefehl die Todesstrafe festsetzte. Zehn Jahre später, 1795, predigte schon ein würdiger Bischof im Oberhaus: das Volk habe mit den Gesetzen nichts weiter zu schaffen, als ihnen zu gehorchen. Im gleichen Jahre drohte Fox im Parlament offen mit Revolution, doch der reaktionäre Wahnsinn raste lustig fort. Schon 1793 richteten schmachvolle Preßprozesse jeden anständigen Verleger zu Grunde. 1799 untersagt man jede Versammlung, jedes private Debattiren und Zeitungsverleihen ohne spezielle Erlaubniß der Behörde! Wer in seinem Hause Vorlesungen veranstaltet, soll als „Inhaber eines unsittlichen Lokals" (!!) mit verschärfter Gewaltthat „bestraft" werden. Keine Häuslichkeit war mehr sicher vor Spionen, Privatbriefe öffnete man auf der Post, jeden ehrenhafter Gesinnung Verdächtigen überwachte die Polizei; vor gesinnungstüchtigen Geschworenen, welche des Staates väterliche Absichten sich selber aussuchten, meineideten angestiftete Zeugen, um Freisinnige ohne öffentliche Anklage in Kerkerhaft werfen zu können. Auch der Sklavenhandel in den Kolonieen war heilig, und wer dagegen auftrat, wie Wilberforce, hieß Jakobiner und Feind des Vaterlandes. Was aber half es Alles? Courier beantwortete die bourbonischen Preßordonnanzen mit dem Vergleich: die Regierung sei ein Kutscher, den man bezahlt, damit er dorthin fahre, wohin das Volk will — als man diese natürliche Logik mißachtete, schmeckte man die Julirevolution, in England gleichzeitig die große Reformbill.

Geschichtliche Erfahrung lehrt, daß die Obmacht des absolutistischen Prinzips immer nur vorübergehend sich durchsetzt, sobald einmal eine gesetzmäßige Verfassung im Rechtsbewußtsein des Volkes lebt. Wir haben oben gesehen, wie der jüngere Pitt, Englands Bismarck, durch geniale auswärtige Politik unmerklich die demokratische Bewegung zurückstaute. Das Parlament verlor alle inneren Fragen aus den Augen und bewilligte unerschöpfliche Subsidien an das feudale Europa, um durch Vernichtung der entfesselten revolutionären Volkskraft Frankreichs die britische Weltherrschaft zu sichern. Solche geschickte Unterschiebung chauvinistischer Motive verwandelte sogar den Saulus Burke zu einem Paulus, der wüthend gegen alle liberalen, weil französischen, Ideen donnerte. Vergebens verfocht Fox bis zuletzt die Demokratie im Parlament, dessen regierungsfreundliche blinde Bewunderung des leitenden großen Staatsmanns sich für Patriotismus ausgab und dem man z. B. im berühmten Skandalprozeß Warren Hastings, welchen man vom Reichstag selber entscheiden und verhandeln ließ, mit scheinbarer Verehrung seiner Verfassungsautorität schmeichelte. Natürlich lief diese Vorladung des Kolonial-Gouverneurs, wegen seiner Missethaten gegen die Indier, auf bloße Posse hinaus, und die Regierung wußte ihren verbrecherischen Beamten rechtzeitig zu schützen. Doch dies Alles verfing nur so lange, als nach Außen hin die polypenarmige Seeraubpolitik reiche Beute

hatte. Sobald aber nach Pitts Tode 1805 der Widerstand gegen Napoleon immer schwerer und die Nationalschuld zu schwindelnder Höhe hinaufgeschraubt wurde, da begannen Lehren radikaler Schriftsteller wie Payne, immer tiefer in das Volksbewußtsein sich einzufressen. Umsonst verschaffte Wellington dem Ministerium Castlereagh einen kurzen Glanz, dessen erdrückende Militärbudgets das Unterhaus geduldig hinnahm und alle Anklagen der Opposition gegen die herrische Unfähigkeit solcher Geldverschleuderer (die kleine Expedition nach Walcheren 1809 kostete allein 400 Millionen Mark) geflissentlich niederschlug. Castlereagh selbst beging Selbstmord und starb mit dem Rufe: „Es wird immer schlimmer", sein Kollege Canning beschritt mit Peel die Bahn liberaler Reformen, und das Parlament gewann seine alte robuste Gesundheit zurück. Die Reformbill änderte das Wahlsystem in ganz demokratischem Sinne, und die Entwicklung des Verfassungslebens ging bis heute im gleichen ruhigen Tempo unaufhaltsam vorwärts.

Was lehren also alle modernen Verfassungskämpfe, die sich nicht zur Revolution auswuchsen, wie auch die französischen in diesem Jahrhundert, sondern auf dem Boden der bestehenden Ordnung mit geistigen Waffen zum Austrag gebracht wurden? Sie lehren, daß die Staatsstreiche stets nur eine Pause füllen, für Augenblicke aufhalten, daß aber die friedliche Evolution ihren logischen Fortschritt ungestört vollzieht. Wie auch immer parlamentarische Formen sich gestalten, für ihre unwiderstehliche Macht spricht die geschichtliche Erfahrung. „So muß in allen Ländern, die nur leidlich frei sind, jedes System fallen, das sich dem Fortschritt widersetzt." (Buckle I, Kap. 7.)

Karl Bleibtreu.

Aristokratie und Nietzscheanismus.

(Eine zeitpsychologische Studie.)

Man mag über die Umsturzvorlage und die nach ihrer Annahme dem modernen Geistesleben drohenden Gefahren noch so sehr mit Recht entrüstet sein, ein Gutes hat sie, wie alle großen nationalen Gefahren, gehabt: eine reinliche Scheidung der Geister beginnt sich zu vollziehen, die hochgehenden Wogen der Erregung wecken brausend die zahlreichen Schläfer, die Lauen und Flauen, und man beginnt sich jetzt, wo man es am Ende verlieren soll, für ein Gut zu begeistern, das man lange kaum geschätzt oder in stumpfsinniger Behaglichkeit als selbstverständlich genossen hat. Alte Herren, die man schon als halb verstorben betrachtet und deren staubige Perücken eine kraftbewußte Jugend in lachender Pietätlosigkeit mehr als einmal ausgeklopft hatte, nehmen wieder die Muskete in den Arm und treten in Reih und Glied mit dieser Jugend, die durch eine Welt von ihnen getrennt schien, zum Kampfe für dieselben Güter. Professoren und Geheimräthe treten aus der vornehmen, klassischen Reserve ihrer Studirstube und vereinen ihren Protest mit dem der Männer, die auf dem lauten Markte die öffentliche Meinung mit Holzpapier und Druckerschwärze fixiren. Männer, die mit dem süßen Zuckerbrei ihrer Dichtungen ganze Generationen dankbarer Backfische und Gouvernanten aufgepäppelt hatten, sehen sich plötzlich in einer nothgedrungenen entente cordiale mit jungen Stürmern, die Feuerwein und gährenden Most nicht gerade in krystallenen Pokalen kredenzen — und statt mit den idealen Hüterinnen des kastalischen Quells unter den Stammgästen des Assommoir verkehren. Es liegt etwas Tragisches und auch Tragikomisches in der Position, in die die Männer der Umsturzvorlage die Regierung gebracht haben. Man wollte eine irregeleitete Masse vor schlechten Berathern und fernerer Ansteckung behüten, man wollte alle Gutgesinnten unter einem Banner wider die Mächte der Anarchie und des Umsturzes sammeln, und nun schlägt dies Vorhaben plötzlich zum Verderben aus. Nicht die Männer der rothen Internationale und ihre noch radikaleren Genossen fühlen sich bedroht, sondern aus den Kreisen Derer, die nach Stand, Herkunft, Vermögen, Bildung zu den „Gutgesinnten“ zu rechnen sind, erschallen laute Rufe der Furcht, die leitenden Männer möchten mit der Umsturzvorlage die alte Fabel vom Bären auffrischen, der dem schlafenden Herrn mit einem gutgemeinten Steinwurf die lästige Fliege von der Stirn verscheuchen will und ihm das Haupt zerschmettert. Es giebt sicherlich unter den Freunden der Vorlage Leute, die solche Besorgniß für thöricht erklären, und ferner solche, die in alttestamentlicher Herbheit es für besser erklären, daß der Mann durch einen Steinwurf schnell dahinfährt, als daß der gif-

tige Fliegenstich ihm langsam das Blut verseuche. Wer aber nicht ganz verblendet ist oder eine übel angebrachte Vogel Strauß-Politik treibt, muß sehen, mit Angst, Entsetzen oder Befriedigung sehen, daß auf der Seite der Opposition heute nicht die Unbildung und Zügellosigkeit, nicht schlaue Spekulanten und berufsmäßige Lärmmacher aller Konfessionen, sondern der gesammte Geistesadel deutscher Nation steht, Alte und Junge, voll Kampflust und Freimuth wie weiland Luther und Hutten.

Die Leute, die von der Vorfrucht der Sozialdemokratie zu fabeln lieben und sie bald im Freisinn, bald im Antisemitismus, bald in der Belletristik der Heyse und Spielhagen, sowie in den Werken ungläubiger Professoren erblicken, können triumphiren. Der Würfel ist gefallen, und die Rintelen und Roon wissen jetzt, wer als berufener Staatsschützer zu gelten hat und wer nicht. Gegen die Gefolgschaft des Ersteren als Wächter des protestantischen Kaiser- und Königsthrones herrscht freilich in weitesten Volkskreisen ein tief eingewurzeltes Mißtrauen, das durch keine Loyalitätskundgebung erstickt werden kann, so lange das Verlangen nach der Rückkehr der Jünger Loyolas als ceterum censeo alljährlich wiederholt wird.

Dagegen zu dem deutschkonservativen Grafen und Militär wird man in gewissen Kreisen vertrauensvoll wie zu einem Felsen in der brandenden Fluth der Umsturzgelüste emporschauen. Der Aristokrat als Held der Reaktion neben dem Römling und Pfaffen die einzige berufene Stütze der Männer, die die neue Vorlage aufgebracht und zu vertreten haben! Und wenn nun auch diese letzte Stütze wankt, wenn der deutsche Adel dem ernsten Mahnworte Gehör leiht, das ein Standesgenosse mit militärischem Schneid ihm zuruft: Linksum kehrt schwenkt — Trab!

Die unter diesem Titel erschienene Broschüre des Freiherrn Ernst von Wolzogen verdient nicht nur als Mitkämpferin gegen die durch Annahme der Knebelparagraphen der Literatur drohenden Gefahren, sondern als symptomatisches Produkt einer bestimmten Weltanschauung Beachtung. Es ist ein Versuch, gewisse Prinzipien der Ethik Friedrich Nietzsches ins Praktische umzusetzen. Die Aristokratie in der Rolle des Umwerthers alter verbrauchter Werthe zu sehen, ist Wolzogens Wunsch. Auch von Nietzsches Lehre vom Uebermenschen und Carlyles Heldentheorie abgesehen, ist der Wunsch einer Elitegesellschaft, die Pflicht und das Recht einer Regeneration der Kulturmenschheit zuzuweisen, nicht neu. Man erinnere sich z. B., wie Lagarde, der große, einsame, wunderliche, in seinen „Deutschen Schriften" Vorschläge zur Schaffung eines neuen Adels macht, die auch bei dem Verfasser des Rembrandtbuches Wiederhall wecken. Man denke an Nietzsches halb widerwillig dem preußischen Offizier gezolltes Lob und den Hymnus, den sein Jünger, der Verfasser des Beichtbuches „Vox humana", diesem Typus singt. Die Zahl der Schriften endlich, die direkt oder indirekt die soziale Frage durch eine Aristokratie des Geistes lösen wollen, ist nicht gering. Diese Aristokratie des Geistes hat freilich etwas Demokratisches, hat unter Umständen etwas vom Kleinen-Leute-Geruch an sich. Sie gleicht gewissermaßen einem Klub, in dem Jeder, der mit einem anständigen Rocke bekleidet ist und sich anständig benimmt, ohne Ballotage Aufnahme findet, mag auch

seine Mutter am Waschtroge und sein Vater mit der Maurerkelle oder der Kutscherpeitsche in der Hand dagestanden haben oder noch dastehen.

Der Spruch: Natura non facit saltus scheint für die Vererbung geistiger Qualitäten nicht zu gelten. Die Biographieen zahlloser bedeutender Männer stellen sich hier als Beweismaterial ein. Auch der auf Taines und Zolas Methode eingeschworene Forscher vermag oft selbst mit einem Aufwand von Sophismen bei Eltern und Großeltern einer hervorragenden Persönlichkeit auch nur die latent schlummernden Keime einer außergewöhnlichen, ja, nur leidlichen geistigen Begabung nicht zu entdecken. Ein Aristokrat, der als überzeugter Darwinianer an das Blut glaubt, kommt leicht in die Versuchung, den hochgestiegenen Sproß einer solchen Proletarierfamilie, auch wenn ihm schließlich Titel und Reichthümer zu Theil werden, als unebenbürtig zu betrachten.

Den entscheidenden Faktor bei solcher Werthung bildet der Gedanke, daß jenen Emporkömmlingen die Freiheit und das Herrenrecht gefehlt hat, angeblich zwei integrirende Bestandtheile des Wesens der Aristokratie. Zu dieser Ansicht bekennt sich Wolzogen. „Was aber immer bestehen wird," meint er, „das ist der Rassenunterschied zwischen alten und erst neu in die Höhe gekommenen Familien." Da das Alter des Geschlechts für ihn maßgebend ist, steht er nicht an, auch die Patrizierfamilien der großen Kaufmannsstädte als ebenbürtig zu betrachten; eine logische Konsequenz wäre es dann freilich, auch uralten Bauerngeschlechtern, wie sie sich bei den Friesen und Stedingern, in Westfalen und in Bayern finden, dasselbe Privilegium einzuräumen. — Dieses Herrengeschlecht, behauptet nun Wolzogen, ist der Vorkämpfer der neuen Ideen gewesen, Christenthum, Renaissance und Reformation wurden von dem Adel und dem Patrizierthum getragen.

Es ist unbegreiflich, wie ein Jünger Nietzsches, als der sich Wolzogen doch bekennt, in solch einem kardinalen Punkte sich mit den Ansichten des Meisters in Widerspruch setzen kann. Reduziren wir Nietzsches glänzende, bestechend geistreichen Invektiven wider den Sklavenaufstand in der Moral, wie ihn das Christenthum bedeutete, auf das richtige Maß, so ergiebt sich allerdings die von der nüchternen Geschichtsschreibung längst anerkannte Thatsache, daß das Christenthum nicht die Revolution von oben, sondern von unten, die Bewegung des kleinen Mannes war. Die Herrscherinstinkte Derer, die nach Nietzsches etymologischem Sophisma eben als Adelige die Guten schlechthin waren, wurden durch die Moral der Sklaven, die das neue Evangelium zuerst angenommen, gedämpft und gebändigt, dergestalt, daß tausend Jahre nach dem Tode des Schöpfers der neuen Lehre allerdings die Blüthe des europäischen Adels ihr Schwert in den Dienst des Gekreuzigten stellte. Wie viele Erwägungen nicht religiöser Art dabei mit im Spiele waren, bedarf natürlich eben so gut der Untersuchung, wie die Motive, die den Schwedenkönig zur Theilnahme am dreißigjährigen Kriege bestimmten. Alle die Bekehrungen und Taufen in früheren Jahrhunderten zeigen uns, daß die Herrenmoral sich nur unter ganz besonderen Umständen unter das Joch des Kreuzes beugte. Für einen Sieg wie den bei Zülpich konnte Chlodovich schließlich nach dem Geheiß des Bischofs: „Mitis depone

colla Sigamber" den trotzigen Nacken beugen. In den Fällen der blonden Barbaren Lintgast, Radbod, Widukind sprachen die Waffen des großen Karl, der gegenüber dem Blutadel dieser Männer immer der Parvenu, der Hausmeierssohn ist, wie später der Korse, der Karls Weltreich wieder vereinte, eine allzu beredte Sprache, als daß man nicht äußerlich wenigstens Odin und Irminsul gegen Christus und den Altar hätte vertauschen sollen.

Wenden wir uns der zweiten Behauptung Wolzogens zu, daß die Renaissance von Adel und Patrizierthum getragen sei. Eine Untersuchung der Richtigkeit oder Unrichtigkeit solcher Behauptungen hat sehr viel Mißliches. Man müßte einen gewaltigen kulturhistorischen Apparat aufbieten und in der verwirrenden Fülle der zum Theil sich widersprechenden Zeitdokumente jeder Art mit der Sicherheit eines Allwissenden sich bewegen und ebenso zielbewußt wie überzeugend die Thatsachen herausgreifen und gruppiren, um den gewünschten Gesammteindruck auf den Leser zu erzielen. Auf diesem Wege entstehen freilich die großen Fälschungen wie Jansens „Geschichte des deutschen Volkes" und Carlyles „Revolution". So mag auch der Beweis gelingen, daß der Adel die Renaissance getragen habe. „Ferrara ward durch seine Fürsten groß", und gleichzeitig und später viele der Städte, in denen die Männer voll furchtbarer Urkraft und Skrupellosigkeit mit den Instinkten der blonden Bestie Nietzsches thronten. Gewiß sind die Namen der stolzen Herrengeschlechter der italienischen und deutschen Kulturzentren des Cinquecento mit denen der Meister aller Künste unlösbar verbunden. Aber Protektor neuer Ideen sein, heißt noch nicht ihr Träger sein. Dasselbe gilt für die Reformation. Es sei ferne von uns, die Verdienste der Hutten und Sickingen, sowie die einzelner Fürsten um Luther zu unterschätzen. Aber war es in diesem Chaos widerstreitender Interessen wirklich immer nur die Begeisterung des Adels für die neue Idee, die Ueberzeugung, daß „starke, erleuchtete Köpfe sich der neuen Gedanken annehmen müßten", und nicht vielmehr niedrigste Interessenpolitik, waren es nicht politische Erwägungen, die die Sympathieen und Antipathieen der leitenden Geschlechter bestimmten?

Nach dieser Neigung Wolzogens, den Antheil des Adels an diesen großen Kulturbewegungen zu überschätzen, befremdet es doppelt, daß er eine Zeile weiter behauptet, erst im 18. Jahrhundert habe der Adel seine eigentliche Aufgabe vergessen, sich zu feilem, feigem Herrendienst herabgewürdigt und sei geistig und körperlich in frivolem Sinnen- und Genußleben verkommen. Ein verkehrtes Generalisiren verführt Wolzogen dort zur Schönfärberei und hier zur Schwarzseherei. Ueber den Voß und Dönhoff und den gefälligen Komtessen des Immer-Luschtik-Königs von Westfalen vergißt er die Helden des siebenjährigen Krieges und die Thatsache, daß den Adel in der Literatur im 18. Jahrhundert nicht mehr Muster von Ungeschmack wie die Herren von Lohenstein und Hoffmannswaldau, von Kanitz und Besser, sondern Männer wie Kleist, Knebel, Humboldt, Stolberg vertreten. Das Strafgericht der großen Revolution, meint Wolzogen, sei dann über den Adel hereingebrochen, weil er in verhängnißvoller Verblendung nicht

erkannt habe, „daß der echte Aristokrat der berufene Verfechter der neuen Ideen sei, kommen sie, woher sie wollen".

Hier kommen wir zu dem dritten verhängnißvollen Irrthume des geistreichen Vorkämpfers der Aristokratie. Wolzogen verkennt die wahre Genesis des Adels. Die Erinnerung an die Vertreter der Hermandad, wie sie Nietzsche, der Phantasie wie der Wirklichkeit packende Züge entlehnend, künstlich konstruirt, trübt Wolzogen den Blick für die Erkenntniß der realen Vorgänge. Er sieht in den Ahnen der jetzigen Aristokratie nur die selbstherrlichen Grandseigneurs, nicht die Vasallen eines zumeist ängstlich den Abstand wahrenden Monarchen. Dem Volke erscheint heute fälschlich der Raubritter voll zügelloser Frechheit als das Prototyp des mittelalterlichen Adels. Zudem steckte in vielen dieser Gesellen, die Nachts einen ängstlichen Kaufmannszug brandschatzten, verteufelt wenig vom Uebermenschenthum. Das höfische Zeremoniell zähmte gar bald auch die ursprünglichen Triebe, die geschniegelten und gebügelten Herrchen, die stets mit einem Auge nach oben schielten, bildeten die Majorität, und nur in Ausnahmefällen bedurfte es einer gewaltsamen Kur wie der Joachims von Brandenburg, um die zügellosen Instinkte zu bändigen. Mochte der adelige Herr auch sein Herrenrecht auskosten, indem er Hunde- und Pferdejungen die Peitsche zu fühlen gab, dralle Bauernmädchen zu widerwilligen Umarmungen preßte, gelegentlich einen Juden als Fuchs prellen ließ und auf dem Markte zwischen kreischende Hökerweiber und berstende Töpferwaaren galoppirte — in erster Linie war er Vasall eines Mächtigeren und gewohnt, seine Anschauungen mit denen seines Herrn zu identifiziren. Natürlich hat es stets Ausnahmen gegeben, in den Tagen der Reformation wie in denen des Großen Friedrich und Louis XIV., Aristokraten, die an der Spitze der Frondeurs standen, in anonymen Pamphleten und vielbändigen Memoiren an den Regierenden unbarmherzige Kritik übten. Manch freier und kühne Geist zählt zu dieser Schaar. Aber verkehrt wäre es, nach diesen Ausnahmen auf eine Regel schließen zu wollen. Der im Bann traditioneller Anschauungen, veralteter Vorurtheile und Etiquette-Richtigkeiten erzogene junge Adelige wußte, daß er in erster Linie sein Glück bei Hofe machen konnte und mußte. Als Soldat lernte er vollends die eigene Meinung unterdrücken. Auf die Masse der in bürgerlichen Berufen Thätigen, auf die paar Standesgenossen, die widrige Geschicke oder ihre unbegreifliche Neigung diesen zugesellt, sah er mit vornehmer Verachtung herab. Wenn mich nicht Alles täuscht, herrscht die auch in bürgerlichen Kreisen noch häufig anzutreffende Abneigung gegen den Schriftsteller und Dichter als einen Menschen, der seinen Beruf verfehlt habe, in adeligen Kreisen noch souverän. Wie oft habe ich, wenn ich danach forschte, statt freudiger Anerkennung der trefflichen Männer, die die Aristokratie unter der heutigen Dichtergeneration aufzuweisen hat, totale Unkenntniß ihrer Namen und Werke oder spöttisches mitleidiges Lächeln und Tadel vernommen. Um nur einige der markantesten Persönlichkeiten anzuführen, die Liliencron, Schönaich-Carolath, Schack, Ompteda, Torresani, Roberts, Amyntor, wer möchte sie im deutschen Schriftthum missen? Und wer möchte Verzicht leisten auf Wildenbruch und seine Verdienste

um die Wiederbelebung des historischen Dramas oder auf die beiden Wolzogen, von denen der Eine sich um die Popularisirung der Wagner-schen Kunst so große Verdienste erworben, während der Andere als erfolgreicher Bahnbrecher der naturalistischen Komödie angesehen werden muß?

Es ist gewiß charakteristisch, daß an der Wiege der beiden großen ethischen Bewegungen zwei Adelige standen, die Herren von Egidy und von Gizycki. Aber man darf von ihnen allen nicht auf das Gros der Standesgenossen schließen, deren Interessen verteufelt wenig auf Literatur und Kunst gehen, und die sich wohl zum Schutz von Ar und Halm, aber nimmer zum Schutz der bedrohten Geistesfreiheit zu einem Protest in corpore aufschwingen. Niemand kann über seinen Schatten springen. Herr v. Wolzogen und die paar Standesgenossen, die gleich ihm im bürgerlichen Leben als Geistesarbeiter stehen, vergessen, daß in den Kreisen der heutigen Aristokratie Nietzsches Ideale sich nicht verwirklichen lassen.

Aus Konservativen und Positiven werden über Nacht nicht moderne Umwerther jener alten verbrauchten Werthe, die man nirgends zärtlicher hütet, als gerade in diesen Kreisen. In ihrer Gesammtheit werden sie nach wie vor als starre Mauer zwischen Volk und Thron stehen, und die Mahnrufe einzelner ihrer fortgeschrittenen Vertreter, die nicht nur Aristokraten, sondern moderne Menschen sein wollen, werden ungehört verhallen, wie der Ruf des Ertrinkenden in der Brandung der Meeresküste an Felsenwänden.

Berlin. Dr. Heinrich Stümcke.



Das silberne Kalb.

Auch wir haben eine Zeit lang um dieses Monstrum mitgetanzt, bis uns die Puste ausging, und bis die ernste Miene, mit der sich der modernste „fad“ vollzog, anfing, uns höchst komisch anzumuthen.

Das ist ja richtig. Zwei Drittel der Menschheit, eine ganze Milliarde erwerbsfroher Zeitgenossen, gehrt und giert nach dem weißen Metalle und verkauft dafür Freiheit und Seligkeit. Das sind die Asiaten mit Zopf und ohne. Das andere Drittel der Menschheit umfaßt Diejenigen, welche ihnen Freiheit und Seligkeit abkaufen wollen und womöglich für Silber. Dazu brauchen Sie das Silber billig, so billig, wie es irgend zu haben ist.

Da also haben wir die Frage in nuce. Und wir sehen sofort, daß es keine wirthschaftliche Frage ist, sondern eine politische, die nur durch force majeure, i. e. durch Blut und Eisen, entschieden werden kann. Man ist ja auch schon dabei.

Wenn man durch China reist, so wird man sein Gold nicht los, und außer in den Hafenplätzen, wo europäische Bankverhältnisse sich eingenistet haben, existirt kaum eine „Relation“ zwischen den beiden bevorzugten Währungsmetallen. Kenner des Goldwerthes, etwa in Mukden oder in Kaifong, bieten einem zehn Unzen Silber für eine Unze Gold und denken uns damit höchlich zu verpflichten. Auch haben sie nicht etwa Münze in Bereitschaft. Die chinesische Hausfrau geht heute — und sie wird es noch nach hundert Jahren thun — mit einem Beutel voll Silberstückchen auf den Markt oder shopping und, nach langem Handel, wiegt sie dem Krämer den geforderten Preis auf ihrer Waage zu — und er wiegt es auf der seinen sorgsam nach — so und so viele Quentchen.

Amerikanische und mexikanische Dollars, japanische Yens, indische Rupien werden daher von den Chinesen sofort in kleine Stücke gehackt. Sonst haben sie auf den inneren Märkten keinen Kurs.

Aehnlich steht die Sache in Japan, in Indien, auf Sumatra und Java, nur daß man hier schon silberne Münzen hat, u. a. auch holländische Gulden. Und hier hat sich ein Wechselkurs herausgebildet, der etwa für Kalkutta und Shanghai gleichmäßig auf $23\frac{1}{2}$ Silber gegen 1 Gold sich beziffert, also immer noch sehr stark unter der europäischen Relation.

Wieder anders ist es in Rußland, wo man vor zwei Jahren das Silber demonetisirte, während man das Gold milliardenweise aufspeichert. Den inneren Verkehr gleicht man mit Rubelnoten aus, welche Papier sind und bleiben. Wenn man nämlich einen schmutzigen Rubelschein bei einer russischen Reichsbankfiliale präsentirt, so geben sie einem zwar einen nagelneuen papiernen Rubelschein dafür, keineswegs aber Gold oder Silber.



Des Zaren Geld ist trust-money und wird erst mit dem Zusammenbruch von des Zaren Macht den Weg der Assignaten gehen, die zuletzt auf $^1/_4$ % sanken. Im trust-money beruht die Hauptsicherheit der absoluten Macht in Rußland. Hinc illae lacrimae der Nihilisten. Aber sie können noch lange weinen, ehe ihrer Thränen Fluth diese Macht zerstört.

Das Gold wird in Rußland als Kriegsreserve angesehen, soweit es nicht dazu dient, die Verpflichtungen nach den Goldländern hin damit auszugleichen; das Silber findet, natürlich nach Gewicht, für den asiatischen Handel Verwendung. Asien wird damit langsam erobert.*)

Wir wollen in der Schilderung dieses Chaos nicht noch ausführlicher sein. Dafür haben ja die jüngsten Reichstagsverhandlungen genügend gesorgt, und Professor Lexis, der nun dreimal Bi- und Monometallist war, hat das Tipfel aufs I gesetzt.

Nun haben die Freunde alter Kultur ganz Recht, wenn sie fragen, warum soll dieser scheinbar chronische Kriegszustand fortbestehen?

Das Chaos ist da, in der Welt und in der Menschen Hirn. Es entstand, als die Welt wuchs und als das Mittelmeer zum Binnensee wurde. Bis dahin und darüber hinaus, seit Menschengedenken, hatten Silber und Gold in einer Art von Ehe gelebt. Sie waren im klassischen Alterthum durch eine ziemlich feste Relation von 13 : 1 mit einander vermählt. Zu Cäsars Zeiten zahlte man sogar nur 11 Silber für 1 Gold. Später berechnete Sir Isaac Newton, daß $15^1/_2$: 1 das Richtige wäre. Er berechnete es nach dem damaligen Stande des Verkehrs, des Vorhandenseins und der Produktion der beiden Edelmetalle. Und diese Relation hat denn auch bis vor wenigen Jahrzehnten Stand gehalten, trotz mancherlei Schwankungen in den Produktionsverhältnissen (die weit gewichtiger scheinen als die später nach 1873 eintretenden) und obgleich England schon 1816 sich auf den Goldfuß zurückzog. Ueberall sonst in der europäischen Welt und in Amerika bestand freie Silberprägung, und man erhielt eine Unze Gold für $15^1/_2$ Unzen Silber in Barren oder in Münzen.

Damals aber, 1869 schon, fingen unsere „Freihändler", die Bamberger, Faucher, Delbrück, Nasse, Braun-Wiesbaden, Michaelis, Wolff ꝛc. an dieser Relation zu rütteln an. Sie wollten, wir sollten es den Engländern nachmachen. Wir sollten uns ebenfalls auf den Goldfuß zurückziehen. Und der Deutsche ist ehrgeizig. Das ist eine Eigenschaft, die uns noch hoffen läßt. Ihm gefiel dieses Vor- und Spiegelbild. Als also die

*) England schloß die indische Münze für Silber und versuchte es, den Rupienkurs befriedigend festzulegen. Sir W. Harcourt erklärte, England wolle sich in Indien einrichten wie Holland auf Sumatra, d. h. nach Art eines Handelsmonopols. Damit war aber Rußland nicht zufrieden. Schnell entschlossen demonetisirte es seinen Silberrubel, der nun nur noch wie in China nach Gewicht gehandelt wird. Und nicht „vor Schreck über die Schließung der indischen Münze", sondern deßhalb sank das Silber noch immer tiefer, während Indien zu hohem Kurs damit überschüttet wurde. Man ersieht hieraus, daß England und Rußland gleichlaufende, wenn auch konkurrirende Interessen haben. Ihr System ist dasselbe und in dessen Erhaltung sind sie uns und der Union gegenüber allerdings Verbündete.

Ereignisse der Jahre 1870/71 der Einigung Deutschlands freie Bahn machten und zu einer Neuregelung unserer noch aus der Kipper- und Wipperzeit herrührenden sehr verworrenen kleinstaatlichen Münzverhältnisse aufforderten, da setzten diese Oekonomisten oder „Manchesterleute", in allen Parteien, namentlich auch unter den Konservativen mächtig, ihren wohlerwogenen Willen durch. Sie schäkerten hinter den Kulissen mit Mr. Blight, mit Rothschild und Bleichröder. Das Deutsche Reich stellte sich mit einem kühnen Ruck als einziges Goldwährungsland dem englischen an die Seite.*) Es hatte ja fünf Milliarden in Gold und konnte sich dies leisten. Von diesem Zeitpunkte an aber datirt der Niedergang des Silberwerthes. Ein Ruck ruft andere hervor. Die lateinische Münzunion ging in die Brüche. Frankreich schloß seine Münze für Jedermanns Silber, denn es hat schon fünf Milliarden Silber in allerhand silbernen Francsstücken in Umlauf, wenigstens vier davon. Eine Milliarde liegt in den Kellern der Bank wie Blei. Schnell überschüttete Rothschild Belgien mit Silber und zog das Gold heraus. So schloß auch Belgien seine Münze für das weiße Metall. Und so fort. Der Ruck wirkt immer noch, wie die jüngste Schließung in Indien bekundet. Man kann sagen, der Stein kam ins Rollen und ist noch nicht ganz am Ende seiner Bahn. Heute bekommt man — außer in Asien — für eine Unze Gold nicht mehr nur $15^1/_2$ Unze Silber, sondern sogar 34 oder 35, d. h. so viel wie irgend möglich. Viel tiefer aber kann der Silberpreis wegen der Produktionskosten und wegen der hochwerthigen Verwendbarkeit des Silbers in Asien nicht wohl gut sinken; im Gegentheil, jetzt hebt er sich wieder.

Das ist die Sachlage. Streiten kann man zunächst darüber, ob wirklich vornehmlich diese „Demonetisirung" des Silbers, d. h. der Uebergang Deutschlands zur Goldwährung, an diesem Niedergange des Silbers Schuld sei, und dann, ob überhaupt eine „Schuld" damit verknüpft ist. Dies Letztere möchten wir, soweit Deutschland in Betracht kommt, von vornherein leugnen. Wenn eine Schuld, eine Verschuldung, also eine Kurzsichtigkeit der Maßnahmen oder aber umgekehrt ein wohlberechneter Zweck, nämlich die Absicht der Verbilligung des Silbers (und vielleicht auch der entsprechenden Vertheuerung des Goldes) mit einer solchen Währungsänderung verknüpft war, so liegt diese jedenfalls dort, wo zuerst dieser Weg beschritten wurde, also bei England. England ist es ja auch vornehmlich, welches das billige Silber für seine Herrschaft in Indien und seinen Handel mit China am besten brauchen kann. Wenn man nach dem Grundsatze quis proficit an diese Frage geht, so hat England (und demnächst Rußland) jedenfalls bislang den größten Vortheil aus dieser Silber-Verbilligung gezogen, und

*) Derselbe Tanz vollzog sich zur selben Zeit in den Vereinigten Staaten. James Bryce „The American Commonwealth" sagt auf Seite 177: „Die Silber-Demonetisirung war seit Jahren vor dem Kongreß und wurde endlich 1873 durchgesetzt und zwar, wie eine Anzahl von Mitgliedern bekunden, „surreptiously". Der Kongreß wußte nicht, was er that, als er sich überlisten ließ (having been tricked into it), dies Gesetz anzunehmen.' Zwei Jahre später wurde es in ähnlicher Weise widerrufen.

man wird bei ihm auch die Urheberschaft dieser „Demonetisirung“ des Silbers suchen dürfen. Wir haben es uns aber, wie so Manches, gefallen lassen.

Damit überein stimmt der Umstand, daß es Englands Freunde, die Ehrenmitglieder des Cobdenklub waren, welche diesen Uebergang zur Goldwährung bei uns einfädelten.

Ich war auf dem Freihandels-Kongreß in Lübeck mit dabei. Sie haben Thränen gelacht, diese Leute, hinter den Kulissen. Große Geschäfte, Riesen-Umsätze wurden damals angebahnt. Und die Lust der Achäer leuchtete aus ihrem Blick. Welche Kassandra hätte damals Chance gehabt? Man hörte wohl einige. Prince Smith hatte Angst um den Preis seines Hauses an der Ecke Friedrichstraße und Unter den Linden. Er meinte auch, die Preise würden fallen.*) Nein, todter Greis! Die für „Immobilien“ und was damit zusammenhängt, diese nicht. Denn diese, sehen Sie, haben keinen Weltmarktpreis.

Aber die Konjunktur ist nun vielleicht vorüber und man sähe es gern, daß wir jetzt diesen Schritt zurückthäten?

Das ist also ein zweiter Punkt, den es zu erwägen gilt. Welchen Vortheil genießt England (Rußland ꝛc.) durch die Verbilligung des Silbers für seinen asiatischen Handel, seine indische Herrschaft? Und welcher Nachtheil erwächst ihm daraus? Ueberwiegt dieser letztere schon den ersteren so wesentlich, daß England schon jetzt eine Wiederherstellung der alten oder einer neuen festen Relation zwischen den beiden Metallen wünschen müßte? Ausschlaggebend natürlich würde die fernere Frage sein: Hatten wir einen ähnlichen Nachtheil, haben wir ähnliche Vortheile aus der Lösung der Ehe und der Verwilderung des Verhältnisses zwischen den beiden Edelmetallen?

Und daß wir damit noch nicht am Ende aller Fragen und Erwägungen sein würden, ist selbstverständlich. Hierher gehört die Frage, welche Vortheile denn die Goldwährung uns bringt. Kaufleute nennen sie die beste Schöpfung der neuen Aera, ihre Zerstörung einen Vandalismus. Das ist auch so eine Frage, die der Laie versteht wie der Erpel den Seiltanz. Aber vorläufig genügts.

Nun zuerst. Ist die Konjunktur zu Ende? Wieso? Hat England schon alle Bahnen in Indien gebaut, schon alle Aecker in Indien gekauft oder beliehen? Ist China nicht noch immer China, obgleich die Ratten seine Speckseiten ein wenig benagten? Und Rußland und Holland und Frankreich, brauchen sie nicht nach wie vor billiges Silber, um ihren kapitalistischen Eroberungszug in diesen Riesenländern zu vollenden, wo die schlitzäugigen Kinder wohnen, die für Silber ihre Freiheit, ihre Seligkeit verkaufen?

Nachtheile erwachsen den großen Völkern Europas ja natürlich auch aus dieser Silberfluth, die nach Asien drängt Nur muß man nicht denken,

*) In die Anmerkung auf Seite 444 (Heft 23) zu meinem Aufsatz „Umsturz und Umsatz“ hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Statt „Also mußten sich die Preise verdoppeln“ muß es heißen: „Also mußten die Preise auf die Hälfte sinken.“
O. B.

daß es gerade der Roggen- und der Weizenbau seien, der vornehmlich durch die Konkurrenz der Silberländer gefährdet wäre. Denn die Zerealien stammen meist aus Ländern mit Goldwährung, wie Australien, Nordamerika, oder aus solchen mit Papierwährung, wie Rußland und Argentinien. Weit mehr als diese Urproduktion fängt die Industrie an zu leiden.

Denn selbstverständlich hebt sich in Asien auch die Produktion in solchen Waaren, in denen England bisher ganz allein den Markt zu beherrschen wähnte. Indien, Japan, China, sogar die holländischen Inseln fangen an, Dinge auf unseren Markt zu werfen, daß unseren Fabrikanten der Athem ausgeht. Indische Baumwollengewebe dringen bis in das Herz von Europa vor. — Darf man aber vergessen, daß die indischen Fabriken mit englischem Silber gegründet wurden, und daß England keineswegs daran denkt, dies neue Produktionsgebiet in Indien, welches sein eigenstes Werk ist, zu unterdrücken? Nicht um Lancashires willen! So wenig wie wir der oberschlesischen Handgewebe wegen die Dampfspinnereien verbieten werden.

Das ist wie im Kriege. Der Belagerer leidet wie der Belagerte — aber der Letztere unterliegt.

Ottomar Beta.

Waisenerziehung.

Die Waisen! Ach, daß Gott erbarm',
Wie sind die Waisen doch so arm:
Kein Mutterauge auf sie blickt,
Kein Vater ihnen freundlich nickt.

Der Vers steht in einem Elementarlesebuch und hat sich mit unauslöschbaren Zügen meinem Gedächtniß eingeprägt, seit ich ihn einmal in öffentlicher Volksschulprüfung laut vorlesen mußte.

Ich war selbst eine Waise und, so wild ich als Junge auch sein mochte, die tiefe Wahrheit, welche in den schlichten Worten liegt, wirkte erschütternd auf mein Gemüth, so daß ich schluchzend mitten im Lesen stecken blieb. Der Lehrer, ein biederer Mann, der bei kärglichem Einkommen seines verantwortungsvollen Amtes mit Pflichttreue waltete und mit väterlicher Liebe an seinen Schülern hing, erschrak förmlich, als er inne ward, daß er, ohne es zu wollen, eine wunde Stelle meines jungen Herzens berührt hatte. Mit beschwichtigenden Worten redete er mir zu, seine Hand sanft auf mein jugendliches Haupt legend, aber lange währte es, bis der in meinem Innern tosende Sturm sich endlich legte.

Ich war selbst eine Waise und empfand es schmerzlich, was es heißt: ohne Elternliebe durchs Leben gehen. Ich war selbst eine Waise, und das Gefühl der Verlassenheit, welches sich meiner so häufig schon bemächtigt hatte, wirkte doppelt ergreifend auf mich ein, als es mir in so bündiger Form vor die Seele geführt wurde. — — —

Aus dem wilden Knaben von ehedem, der in träumerischen Stunden aber auch ein arger Kopfhänger sein konnte, ist mittlerweile ein Mann geworden, den des Lebens wilde Stürme mächtig schon umbrausten. — Aber selbst mitten im heftigsten Sturmeswehen erklang häufig noch in seiner Seele jenes schmucklose Gedicht, das mit so ergreifenden Naturlauten das beklagenswerthe Loos der Waisen schildert.

Ich habe seither viel nachgedacht über das Schicksal der Waisen und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieses heute noch wie ehedem ein tieftrauriges ist. Wohl halten es Staat und Gesellschaft für ihre Pflicht, einzutreten für die elternlos Verlassenen, wohl ist die Materie der öffentlichen Waisenpflege schon seit langen, langen Jahren durch Gesetze und Verordnungen geregelt, aber immer und immer noch fehlt es den Waisen in der weitaus größten Zahl aller vorkommenden Fälle bei ihrer Erziehung an dem Nothwendigsten, ohne das ein Kind nicht gedeihen kann — an der sorgenden Liebe. Was der Pflanze der Sonnenschein, das ist dem jugendlichen Herzen die Liebe — wo sie fehlt, verdorrt die zarte Kindespflanze, noch ehe sie sich voll entfaltet; wo sie fehlt, ist die Jugend verödet — und welche verheerende Wirkung eine verfehlte Jugend auf das ganze Werden des Menschen ausübt, ist ja bekannt.

Unmögliches wird kein vernünftiger Mensch fordern. Niemand wird verlangen können, daß die Gesammtheit den elternlosen Kleinen bei ihrer Erziehung *vollen* Ersatz biete für die Liebe des Vaters und die Zärtlichkeit der Mutter. Für solche Liebe und solche Zärtlichkeit giebt es keinen Ersatz. Das eine aber kann man mit vollem Rechte fordern, daß für die Erziehung der Waisen nicht minder gut gesorgt werde, als für diejenige ihrer glücklicheren Altersgenossen, denen die Elternliebe nicht fehlt. Und es wird wohl auch nicht unbillig sein, des Weiteren zu fordern, daß bei der Erziehung der Waisenkinder für eine *möglichst liebevolle* Behandlung Sorge getragen werde, damit wenigstens ein Strahl warmer Liebe ihren sonst so traurigen Lebenspfad mit goldigem Glanze umsäume.

Geschieht beides heutzutage?

Diese Frage muß mit einem entschiedenen „Nein“ beantwortet werden. Die Waisenerziehung läßt gar Vieles zu wünschen übrig.

Wenn hier von Waisen die Rede ist und von ihrer Erziehung, so

sind damit vorzüglich die **armen** Waisenkinder und deren Erziehung gemeint, für welche Staat und Gemeinde werkthätig eintreten. Für die wohlhabenden Waisen wird in anderer und auch vielfach besserer Art gesorgt.

Ein großer Uebelstand, an dem die Waisenpflege krankt, ist es zunächst, daß noch immer seitens mancher Gemeinden die hinterlassenen Kinder armer Eltern behufs ihrer Erziehung an — den Mindestfordernden ausgeboten werden. Der Egoismus geht dabei — besonders in ländlichen Bezirken — häufig so weit, daß die sittliche Qualifikation des betreffenden „Erziehers" gar nicht in Erwägung gezogen wird. Der erste beste Haderlump kann dergestalt mit einer Aufgabe betraut werden, zu welcher der edelstgesinnte Mann gerade gut genug wäre. Was liegt der selbstsüchtigen Gemeinde daran, was aus den armen Kindern wird, sofern das Gemeindebudget durch deren Erziehung nicht allzusehr belastet wird?

Wenden wir unsern Blick nach einer andern Seite hin. Da gewahren wir hohe, umfangreiche Häuser von eintönigem Aussehen, im Kasernenstil erbaut und im Kasernenton regiert. Und in den weiten Räumen dieser Häuser schleicht still und lautlos eine Schaar Kinder umher, als wären es wesenlose Schatten. Jedes laute Lachen, jede stürmische Aeußerung jugendlicher Freude, jede selbstständige Bethätigung des jungen Kraftgefühls ist den Aermsten durch eine strenge Hausordnung untersagt. Dabei wird ihnen durch ihre Erzieher fortwährend mit frömmelnden Moralpredigten zugesetzt, dabei werden sie täglich und stündlich mit Vorwürfen überschüttet, damit ja das Bewußtsein der eigenen Verworfenheit recht lebendig in ihnen werde. Unter solchen Umständen kann selbstredend von einer vernünftigen Waisenerziehung keine Rede sein.

Die Privatwohlthätigkeit, die in unseren Tagen sich in immer erfreulicherer Weise zu regen beginnt, hat sich ebenfalls dem Gebiete der Waisenpflege mit großem materiellen Erfolge zugewandt. Die Sammlungen der Reichsfechtschulen und ihre überraschenden Ergebnisse sind bekannt. Die Reichsfechtschulen wollen nach und nach eine Reihe von Reichswaisenhäusern ins Leben rufen, in denen arme Waisenkinder Unterricht und Verpflegung finden sollen. Die Absicht mag gut sein, die Ausführung ist eine verfehlte. Unseres Dafürhaltens sind solche Anstalten zur Kindererziehung durchaus nicht geeignet. **Das Kind gehört in die Familie.** Wenn es selbst keine Familie hat, so muß die werkthätige Liebe ihm eine solche geben. Die Erziehung durch die Familie ist die einzig richtige Vorbereitung auf das Leben und seine Anforderungen. Nur in dem eng gezogenen Kreise der Familie kann bei der Erziehung der Eigenart des Kindes genügend Rechnung getragen werden. Wo eine größere Anzahl von Kindern gleichmäßig er-

zogen werden soll, kann von einer auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Erziehung keine Rede sein. An die Stelle individueller Behandlung, wie die vernunftgemäße Erziehlehre sie dem Erzieher zur Pflicht macht, tritt in solchen Anstalten die Schablone. Die warme Liebe und herzliche Zuneigung, welche so Vieles bei den Kleinen erreichen, werden ersetzt durch die strenge Disziplin und die starre Hausordnung — kein Wunder, wenn später die Erziehungsresultate danach sind. Es ist eine bekannte Thatsache, daß aus den Waisenhäusern und ähnlichen Erziehungsanstalten die meisten Taugenichtse und Verbrecher hervorgehen. In weniger ungünstigen Fällen verlassen die Zöglinge solche Anstalten als vollendete Heuchler und Liebediener.

Also: Die Erziehung durch die Familie auch für die Waisen! So muß die Loosung lauten. Es wird im deutschen Lande hoffentlich noch genug fühlende Menschen geben, die gerne solch' ein armes, verwaistes Kind aufnehmen und ihm wenigstens durch innige Zuneigung einen Theil der Elternliebe ersetzen, auf die es Verzicht leisten muß. Daß solche Personen für ihre Mühewaltung entsprechend entschädigt werden, dagegen läßt sich nichts einwenden. Nur darf diese Entschädigung nicht der einzige Grund sein, weßhalb sie sich der Waisenpflege widmen. Bezahlte Miethlinge werden niemals gedeihliche Erziehungsresultate aufzuweisen haben. Mit den reichen Mitteln, welche zu Zwecken der Waisenerziehung zur Verfügung stehen, ließe sich viel Gutes schaffen, wenn man endlich ablassen wollte von der barbarischen Sitte, die elternlosen Kleinen einzupferchen in jene freudeleeren Erziehungshürden, die man Waisenhäuser nennt und deren Nachtheile ich hier nur andeutungsweise berühren konnte.

Gerhard Elsner.

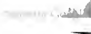
Mein Gegenüber.

Ein November-Morgen, lichtlos, hauchlos! Alles unter feuchten Nebeln begraben, die träge in sich zusammensinken und auf dem Asphalt einen zähen Schlamm ablagern. Mich fröstelt es bis in das Mark hinein, die Augen schauen trübe. Eine durchwachte Nacht liegt hinter mir, und der Uebergenuß von Speisen und Getränken, Reden und Gesängen hat mich erschöpft. Zum Schlafen ist nicht mehr Zeit, denn um acht Uhr muß ich mit meiner eintönigen Bureauarbeit beginnen. So habe ich mich von Hupler getrennt, der im gleichen Stadtviertel wohnt und will im Café Polak die geschwächten Lebensgeister mit einer Tasse Mokka erfrischen. Wie das Gerassel der vorüberfahrenden Marktwagen mich peinigt. Die Bürgersteige sind fast leer; nur hie und da läuft ein schlecht gekleideter Mensch an mir vorüber. Oder der Straßenkehrer ruft mich an, dem ich beinahe über den Besen gestolpert wäre. Meine Nerven halten Nichts mehr aus, und ich sollte das nächtliche Schwärmen endlich lassen. Aber sollte ich als „alter Herr“ dem Kommers meiner Burschenschaft entrinnen? Die Jugend bedarf des Festrausches, allein ich bin dessen schon überdrüssig. Ich hole mir lieber aus einem Buche die Erregungen und Selbsttäuschungen, ohne welche sich der Mensch selbst verliert. Ja, wenn die heftigen Impulse uns nicht mehr verfolgen, dann nimmt man zur Gedanken-Schauspielerei seine Zuflucht.

Brr, da fällt mir ein kalter Tropfen von der Eisenstange des Reklame-Schildes auf die Nase. Herrlich gebrüllt haben die Angetrunkenen, deutsche Weisen und Salamander gerieben und in hochtrabenden Worten sich ihrer nationalen Gesinnung gerühmt, um sich jetzt auszuschnarchen. Wie viele Philister, kleinliche Streber oder feige Byzantiner mögen aus diesen deutschen Burschen ausschlüpfen, deren Schädel jetzt noch die Studentenmütze bedeckt? Und wie Wenige dürften ihren Jugend-Idealen in Noth und Gefahr treu bleiben? Ich ahne es, und doch war ich selbst mithingerissen und spürte es kaum, daß mich die Ironie am Rockärmel zupfte.

Ach! Wie lang der Weg sich zieht, fast so lang wie die Bahn zum unbesoldeten Assessor. Man altert auf der Strecke und verliert die Haare. Gott sei Dank, da ist das Café. Die Schauerweiber ziehen gerade ab, und ein Kellner gähnt mich verdrießlich an. Im Hintergrund taumeln noch einige Gasflammen, fast so müde wie ich. Nein, ich setze mich lieber vorn hin, in die lauschige Ecke an der großen Spiegelscheibe. Da kann man das Erwachen der Großstadt belauschen und die Augen gewaltsam offen halten. Ah! Da kommt der bestellte Kaffee. Der duftige Dampf schlägt mir angenehm in das Gesicht, und behaglich schlürfe ich den heißen Trank. Der Kellner legt mir die erste Morgenzeitung hin und verschwindet dort hinter irgend einer Säule. Der einzige Gast! Das ist auch einmal eine Abwechslung.

Allein plötzlich entdecke ich, daß mir gegenüber bereits ein anderer Herr sitzt, ein Mann, mit bleichem aufgequollenem Gesicht. Auch Einer,



der den Schlaf gemordet. Und die Züge kommen mir so bekannt vor. Wie abgespannt ich bin, sogar mein Gedächtniß läßt mich im Stiche, und der Name fällt mir nicht ein. — Ah! Das ist nicht möglich, das kann nur eitler Gehirnspuk sein. Den Lothar Glöckner haben wir doch gestern begraben. Die lange Leichenrede auf den zu früh entrissenen, vielversprechenden jungen Gelehrten, dieses Ragout von Bibelsprüchen und ästhetisirenden Wendungen, welches der seine Worte liebkosende Pastor gebraut, ärgert mich noch zur Stunde. Und dann hieß es, nach Hause eilen, um rasch den schwarzen Shlips mit einem weißen zu vertauschen, würdig des Festkommerses.

Aber, das ist auch die Haltung Glöckners, sein Renommir-Schmiß neben dem Mundwinkel, sein leises Fingertrommeln auf dem runden Marmortischchen. Und jetzt sieht er mich lange und verwundert an mit den wässerig blauen Augen, als wollte er fragen: „Bist Du auch gestorben?“ Ein solches stummes Gegenüber ertrage ich nicht. Zwar stocken mir die Worte in der Kehle, doch ein Willensanlauf verhilft mir zu der gepreßten Ansprache:

„Wo kommst denn Du her?“

Richtig, mein Tischnachbar muß mich verstanden haben. Er wirft in alter Weise seinen Kopf mit der wirren Haarsträhne zurück und eine heisere Stimme erwidert: „Mein neues Logis ist etwas unbequem, schlecht eingerichtet und schlecht geheizt. Man soll nicht wechseln, denn man verschlechtert sich immer. Da ich es vor Langeweile nicht aushielt, bin ich im Nebeldämmer aus der Pforte geschlüpft und habe mich aus alter Gewohnheit hinter diese Spiegelscheibe geflüchtet, bei der ich sonst ganz und halb Berlin an mir vorüberziehen ließ. Ich freute mich, als ich die erlöschenden Laternen wiedersah. Es geht nichts über solche Angewöhnungen; sie halten den Rest unseres Bewußtseins fest. Leider werde ich bald wieder verschwinden müssen. Du weißt, daß ich beerdigt bin, und da ist es nicht mehr recht passend, sich zwischen die Lebenden hineinzudrängen. Sie nehmen auch unsere Visitenkarte schwerlich an, denn die Leute beharren auf ihren gesellschaftlichen Vorurtheilen. Hat der Arzt einmal Herz-, Lungen- oder Gehirn-Schlag konstatirt, so wollen Sie, die Odem-Stolzen, nichts mehr von Einem wissen. Sie weisen Unseresgleichen unwirsch ab: „Du gehörst auf den Friedhof; was spazierst Du noch auf den Straßen herum?“ Nicht einmal Geld haben mir die engherzigen Pedanten in die Tasche gesteckt und Du wirst wohl die Zeche für mich begleichen müssen. Nun, das ist Dir nichts Neues. Aber beschämend bleibt es doch, wenn man, wie ich, ein epochemachendes Buch über den „Ahnenkultus primitiver Völker“ herausgegeben hat und erst jetzt gewahr wird, wie die Welt sich immer schäbiger benimmt. So einem alten Hindu oder einem ruppig beschmierten Indianerhäuptling hat man alles Mögliche in sein Grab mitgegeben, von seiner Wittwe angefangen bis zu seinem Lieblingsjagdhunde, von seinen Handwaffen und Schmucksachen bis zum nöthigen Hausgeräthe und verschiedenen Goldmünzen. Selbst die Griechen steckten den Todten wenigstens den Obolus in den Mund zur Bezahlung der Ueberfahrt an den dunklen Fährmann. Mir hat die untröstliche Braut sogar noch den Verlobungsring vom

Finger gestreift, um ein sogenanntes ewiges Angedenken für sich zu behalten. Ein Glück, daß man mir noch die Kleider ließ, denn sonst hätte ich nicht einmal in meinem Stammcafé auf ein Stündchen mich einstellen dürfen."

So plauderte Glöckner redselig weiter, während mir die Haare langsam zu Berge stiegen. Auf die vor mir liegende Zeitung warf er einen verächtlichen Blick und sagte: „Journale brauche ich nicht mehr! Du siehst, wie bedürfnißlos der Mensch wird, sobald er sich nicht mehr unter die Menge mischt, sondern noch weiter unten zum Urstoff sich umwandelt. Sogar meine unvollendete Abhandlung über „Nießgebräuche in alter und neuer Zeit" erpreßt mir keinen Schweißtropfen jetzt. Ein Fachgenosse, der in meinen Papieren herumstöbert, wird sie ausplündern und dabei schmunzeln: Der Kerl hat gut vorgearbeitet. Ich brauche diesen Autor weder zu zitiren, noch zu honoriren. Billige Geistesarbeit bleibt die beste. Vorgeleistete Produktion wird Kapital, um mich nationalökonomisch auszudrücken."

In meinem immer wirrer werdenden Kopfe flackerte das Fünkchen der Neugierde auf. Mit einem lauernden Blicke auf Glöckner sagte ich, Unbefangenheit heuchelnd: „Gut, daß ich Dich so unerwartet treffe. Wir haben ja öfters unsere Ideen ausgetauscht. Sage mir ehrlich, was ist das sogenannte „Geheimniß des Grabes?"

Er blinzelte spöttisch zu mir herüber und erwiderte in einem Tone, der unterdrücktem Keuchen glich: „O Du Schäker! Ideen austauschen heißt: Ideen verlieren. Ich versichere Dir aber, daß ich diesmal gar nicht in der Lage bin, Dir mit einer Idee zu dienen. Es wäre denn die, daß alle menschlichen Betrachtungen über Leben und Sterben höchst überflüssig sind."

Er zupfte sich seinen etwas beschmutzten Shlips zurecht und strich mit der wächsernen Hand durch die Haarsträhne. „Ein Steinchen, das den Umschwung der Gedankenmaschine hindert, was ist das? Du kannst nur in der Papageiensprache antworten: Ein Steinchen. Dozire ich so nicht mit Gedankenschärfe? Und das Geheimniß des Todes? Das erfährst Du auch nicht nach dem Tode, weil der Verstand mit dem letzten Athemzug einschläft und sich nur der wache Verstand um Räthsel bemüht. Wir kultiviren im Erdendasein ganz wunderliche Kunstpflanzen von begrifflichen Bildern. So lange uns noch der Hochmuthskamm schwillt und wir uns anmaßen, das zu überwinden, was uns im Gehirne ängstigt, gebrauchen wir Kraftausdrücke, wie z. B.: „dem Tode in das Angesicht schauen." Allein der Tod hat ja gar kein Angesicht, er ist eine formlose Masse. Und bis dieser Massendruck uns niederwirft, regt sich etwas, in unserem Kopfe, was stets daran erinnert. Zuerst leiser, dann stärker und dann gar nicht mehr, nimmermehr. Inneres Ableben und äußerer Tod sind ineinander übergeflossen, wie das Wasser aus einem zerschlagenen Topfe in den Röhrbrunnen, der immer neues Wasser aufnimmt und Gewinn und Verlust garnicht empfindet. Der stolze Pathetiker zerbricht den Topf oben, der ungeschickte Grübler unten und beide lassen die Scherben auf den Boden fallen. Im Augenblick des Herabfallens verspürt man, daß unser liebgewonnenes Ich von irgend etwas Fremdstofflichem, Unheimlichem sich ge-

trennt, eine für unauflöslich gehaltene Verbindung reuelos aufgegeben habe. Vorher glaubten die Henkel, daß das Gefäß nur für sie da sei, und das Gefäß, daß die Henkel ihm Dienstpflicht leisten müßten. Und der eine Henkel wollte das „bessere Ich" werden. Doch das „bessere Ich" setzt ein schlechteres Ich im zweiten Henkel voraus. Beide Henkel zerren das Gefäß auseinander, und das giebt den ersten Sprung im Topfe. Das energische Ich findet sich von dem zagen Ich gelähmt, das ehrliche Ich von dem unlauteren begaunert, das wahrheitsdurstige Ich von dem Lügen-Ich verlacht und verlästert. Das Wasser im Topfe kümmert sich nicht um den Zank und um die thönerne Moral oder Unmoral. Es bleibt gleichgiltig bei der Abnutzung der Henkel, wandelt mit dem Topfe, bis dieser zerschlägt. Und dazu gesellt sich eine andere Selbsttäuschung. Wenn der Mensch von dem Geschlechtstrieb und dem seelischen Ueberverlangen zu dem Wahne eines Doppel-Ich verführt wird, so erfährt er nur sehr bald, daß er, je nach seiner Gemüthsfärbung, eine Sünde oder einen Mißgriff begangen. Töpfe, die sich zu nahe kommen, scheuern rascher ab und werden leichter brüchig. Aber auch die Einsamkeit hat ihre Eitelkeiten. So ein Schriftmensch, wie Du, will sein besseres Ich aus dem Innern herausschreiben und sich es gegenüberhalten. Dabei lernt der Selbstbespiegler einzig und allein, daß er über die Topfgeschichte nicht hinauszukommen vermag. Nur der Verrückte, dessen Topf bereits sickert, erlangt den Trost, welchen das Gewissen stets versagt — den Trost, daß sein Ich kein Ich, sondern etwas beliebiges Anderes sei. Habe ich nicht klar und unbefangen Dir die Sachlage entwickelt und Dich mit allen metaphysischen Gespenstern und Heimsuchungen verschont? Jetzt weißt Du genau so viel von dem Räthsel des Todes als ich selbst, und nur ein Schelm giebt mehr, als er hat. Oder dachtest Du, man bringe Gelehrtenstaub aus den Gräbern mit?"

Ein schrilles Lachen wie der Pfiff aus einer weit entfernten Dampfpfeife beendete diesen neuen Redeschwall. Mir wirbelte der Kopf. In den Schläfen und im Hinterhaupt fühlte ich zuckenden Schmerz. Zugleich wurden meine Augen so lichtempfindlich, daß ich sie schloß und einen Augenblick meinte, der schattenhafte Sophist mir gegenüber wäre verschwunden. Aber schon hörte ich wieder seine leise röchelnden Laute: „Umlernen brauchst Du deßhalb keineswegs; für diese Erde genügt Dein Nichtwissen. Allein, wenn Du lebensklug bist, wirbst Du um meine verlassene Braut. Sie ist eine reiche Erbin und hat das Talent, auch Dich zu beweinen. Sage ihr, so lächerlich es klingt, ich hätte in allerletzter Stunde Dir dieses unvergleichliche Wesen anvertraut und Du wolltest sein Stab und seine Stütze sein. Die Weiber sind jeder sentimentalen Eitelkeit zugänglich. Hörest Du mich? Du brauchst noch nicht zu schlafen. Dafür hast Du einmal mehr als genug Zeit."

Der Einfall mit seiner Braut verrieth so viel Wirklichkeitssinn, daß ich fast vergaß, mich einem Todten gegenüber zu befinden. Also, er hatte in seiner angebeteten Hilda, dem Stern aller Prunkbälle und der Zierde des gestrigen Leichenbegängnisses, nur die reiche Mitgift geschätzt und nicht den Schwung ihrer Seele und ihre geistreiche Toilette. Es war doch recht freundschaftlich von ihm, daß er, dem jetzt Alles Verwesung war, mir

diesen praktischen Wink gegeben. Diesen will ich auch benutzen, wenn erst einmal das fieberhafte Hämmern im Kopfe aufhört. Kalter Schweiß stand auf meiner Stirn, aber nicht die Angst, sondern nur die physische Qual preßte ihn heraus. Mit ungeheurer Ueberwindung raffte ich mich zu der Frage auf: „Meinst Du, soll ich mit dem Geschäft schon jetzt anfangen oder noch ein Weilchen warten?"

Jetzt klang herbes, wie Eisen knarrendes Hohngelächter laut an mein Ohr. Ich reiße die übermüden Augen auf und finde den Platz mir gegenüber leer. Unwillkürlich wendet sich mein Blick der Straße zu. Von der Ecke der nächsten Seitengasse schlängelt sich ein bläuliches Rauchwölkchen zu mir her, gerade, als wenn man einen Kessel mit heiß brodelndem Asphalt hineingefahren hätte. Meine Nase und mein Gaumen spüren jedoch den ganz anderen, merkwürdigen Geruch, der nach und nach meine Sinne benommen — so etwas wie in der Kehle eingetrockneter Sekt oder — wie Leichenduft. Draußen gingen bereits junge Ladenmädchen und Ladenschwengel vorüber, welche ihren Geschäften zueilten. Die Mädchen sahen halb lächelnd, halb erstaunt mich an und ich errieth, daß sie meine hervorglotzenden Augen befremdeten.

Verfluchter Nachtfalter, der ich bin! Ich muß jetzt nach Hause, hier in dieser Grabes-Atmosphäre halte ich es nicht länger aus. „Kellner, zahlen! Ist der Herr fortgegangen, der mir gegenüber saß?"

Der Kellner fügte seinen mürrischen Gesichtsfalten eine verwunderte hinzu und sagte mit jener spöttischen Herablassung, die man zahlungsfähigen Bummlern angedeihen läßt: „Ein Herr, Ihnen gegenüber? Daß ich nicht wüßte! Sie haben wohl Etwas geschlummert und geträumt. Ich hörte, wie Sie halblaut mit sich sprachen, wollte Sie aber nicht stören, da noch keine Gäste da sind. Gott, man ist müde nach einer durchtanzten Nacht; ich weiß das aus eigener Erfahrung."

Ruhig strich er die Zeche und das Trinkgeld ein und half mir ziemlich ungeschickt beim Anziehen des Ueberrockes.

Ah! Wie wohlig fächelt Einen doch die frische Morgenluft an. Und dort klettert schon die Sonne über den hohen Kamin hinweg und leuchtet in aller Freudigkeit. Das Leben ist doch schön.

Soll ich Glöckners Braut noch heute eine Kondolenz-Visite abstatten oder ruhig abwarten? Wenn mir der sonderbare Heirathsmakler nur in diesem Punkte noch seinen Rath gegeben hätte!

Jedenfalls wähle ich mir jetzt selbst mein künftiges Gegenüber.

Karl Pröll.

Die Brüder.

Seltsames Paar — die Beiden!
Verschieden an Wuchs, an Haltung, an Ausdruck,
Und Brüder doch!
Und brüderlich stützt der Große, der Starke
Den Schwachen, den Zarten,
Den eingehüllt seine Bruderliebe
In Decken und Pelze.
Der Knabe, dess' Locken ein Haupt umschatten,
— Von Geist verkläret, von Schönheit geküßt, —
Der Knabe, dess' Augen so sehnsuchtstrunken,
So sinnend und ahnend in Fernes schauen,
Er lehnt seine elfenbeinweiße Wange
An des Bruders gebräuntes, stahlhartes Gesicht. —
Nun flüstert er Worte und Sprüch' ihm ins Ohr,
Nun stammelt er Bilder,
Im Halbschlaf gesehn,
Wenn auf leidvollem Lager von der Welt er geträumt.
Und er flüstert und flüstert ....
Noch hält es den Starken, doch der Busen ihm fliegt,
Blitz schleudern die Augen, die trotzigen, kühnen,
Aufsaugend empfängt er die Botschaft des Bruders.
Und nun, nur ein Schrei, ein gurgelnder, schriller,
Wie der Sturmvogel kreischt,
Wenn übers Meer er hinschießt,
Und dann springt er auf und ergreifet die Keule,
Und stürmt durch die Welten
Und reißet und hämmert,
Um zu schaffen, was als Gebild er empfangen.
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Doch mitten im Werke, wenn am Tollsten die Schlacht,
Wenn zerrissen sein Wamms und blutig die Hände,
Dann hört er ein Wimmern, wie das eines Kindes,
Das von fernher kommt, durch die Winde getragen,
Und das er doch hört gleich Glockengebraus.
Da wird schlaff ihm der Arm, die Keule entsinkt ihm,
Zittern durchläuft den gewaltigen Körper, —
Blitzschnell wendet er sich, und nun stürmt er
Dorthin, von wo ihn der Laut hat getroffen. —
Athemlos kommt er zum Lager des Bruders,
Und dort verbirgt er das glühende Haupt.
Zärtlich fährt der ihm über die Locken,
Küßt ihm den Schweiß von der fiebernden Stirn —
Und die Thränen des Knaben
Löschen das Blut von den Händen des Mannes.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wiederum halten sie sich umschlungen,
Horch! schon wieder flüstert der Knabe
Märchen, verlockend: „Es wird einmal sein“ —
Wie in Eins verwachsen die seltsamen Brüder:
Erzähler — Gedanke,
Hörer — That!

A. Trutziger.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Verantw. Redaktion: Karl Schneidt, Berlin.

Preis für den Raum eines Feldes (4 Zeilen) nur 1 Mk. netto.

Novitäten-Rundschau der „Kritik“

Berlin, den 30. März 1895

Dreißig Jahre aus d. Leben eines Journalisten. Erinnerungn. u. Aufzeichngn. von *** 2. Bd. 1868—1873. Preis Mk. 5.—. Verlag von Alfred Hölder in Wien.

Wie verstehen wir Richard Wagners Nibelungen? Von W. Woiindlo. Populärer Führer durch Poesie u. Musik. Preis 60 Pf. Verlag von Richard Rühle in Berlin.

Alban Förster,

op 90 Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied mit Pftedegl. f. mittl. Stimme. 80 Pf. Op. 110 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe und mittl. Stimme mit Pftedegl. à Mark 1. Verlag v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstraße Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Madame Lohengrin von F. W. Hackländer. Illustr. v. H. Schlittgen. Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—. Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Kurzer Leitfaden über erste Hülfe bei Unglücksfällen nach d. Grundsätzen d. Naturheilkunde. 10 Pf. Verlag von Ernst Reifchel in Leipzig-Reudnitz.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen.

G. Stapel,

op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 68, Adolf-Friedrich-Marsch. 60 Pf. Op. 69, Elisabethwalzer. Mark 1.20 Op. 70 Mein schön Berlin, Gesangswalzer. 50 Pf.

H. Berger,

op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf. Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Heil Dir, mein Bismarck! Von Hertwig-Behringer. Gedenkschrift z. 80. Geburtstag des Alt-Reichskanzlers Fürst Otto v. Bismarck. 40 Seiten mit farbigem Bildnis. Preis 30 Pf.

Bismarck. V. K. Wiegand. Fest-Spiel z. 80j. Geburtstf. d. Fürst. v. Bismarck u. gleichz. Benutz. f. ep. Ged „Deutschlands Dreigestirn“ v. Wiegand. 30 Pf. Verlag v. Fr. Tittel Nachf. in Dresden.

Der Einfluß der gegenwärtigen Handelsverhältnisse auf den Sozialismus von F. v. Gradischeidt. Preis 30 Pf. Verlag von Leopold Weiß in Wien.

Die Nothwendigk. d. prakt. Begründ. d. Unabhängigk. d. Richterstandes Dem h. Hause d. Abgeordneten als Petition unterbr. Pr. Mk. 1.20 Verlag v. Fr. Schaeffer & Co., Landsberg a. W.

Verfolgte Phantasie, Roman von O. Mysing. 5 Mark. Verlag von Otto Janke in Berlin.

Die sozialwissenschaftlichen Ideen Saint-Simon's. Ein Beitrag zur Geschichte des Socialismus. Mk. 2.40. Verlag v. Dr. H. Müller, Basel.

Markst. v. Bismarcks Lebensweg. V. J. Penzler. Einechron. Darst. d. bedeut. Ereign. a. d. Leb. d. Altreichskzl. Festjahr z. 80. Geburtst. 2. Aufl. gr. 8. Pr. 1.50. Verl. v. O. Wigand, Leipzig.

Goethe-Brevier. Goethes Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München 1895. Karl Schüler, Maximilianstraße 2

Prostitution od. Produktion, Eigenthum oder Ehe? Von J. Loewenberg. Studie zur Frauenbewegung. Preis Mk. 1.50. Verlag von August Schupp in Neuwied.

Voran die Liebe! Von Fritz S., Kleine Geschichten. Mk. 1.50, gebd. Mk. 2.—.

Ueber das Meer. Roman v. H. Parlow, 3 Bände. Preis Mk. 8.—.

Carmina varia. Eine Auswahl deutscher Studenten-, Volks- und anderer Lieder, ins Lateinische übertr. von F. Ulrich (F. Müller). B. geb. Mk. 1.—. Verl. v. Carl Reißner, Dresden.

Die Goldwährung und ihr Einfluß auf unser Erwerbsleben von E. Sieglitz. Preis 60 Pf. Verlag von A. Nugel in Gera.

Die Aktien des Glücks. Satirischer Zeitroman von Adalbert v. Hanstein. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstr. 35.

Wer geht mit? Von W. v. Blumenthal. Wider den Umsturz u. Klassenverhetzung. Für Mittelstandsreformen und Zusammenschluß der verschiedenen Klassen. Nach seinen Vorträgen zusammengestellt. 12. Tausend. 30 Pf. Verlag von H. Beulter, Buchdr. in Dresden.

Böse Zustände im Gewerbe Ende des 19. Jahrhunderts von M. Kimbel. Pr. Mk. 1.20. Verlag der Schletter'schen Buchhandlung in Breslau.

Die Dringlichkeit d. Börsenreform, besonders unter dem Gesichtspunkte d. deutschen Landwirtschaft Vortrag von Eschenbach. 40 Pf. G. Schönfeld's Verlag in Dresden.

Die Weiterentwickelung d. Prinzips der Genfer Konvention in den letzten 30 Jahren. Festrede. V. G. Gareis. 8°. (31 S.) Pr. 60 Pf. Verlag von Emil Roth in Gießen.

Die Anfänge d. Universität Leipzig. V. F. W. Ullrich I. Personalverz. v. 1409 bis 1419. Aus d. alten Matrik. d. Universit. zusammengest. gr. 4°. Mk. 10.—. Verl. v. M. Spirgatis in Leipzig

Lehrgang einer einheitlichen Stenographie (ohne Sigel) Von W. Ueberholz. Nebst Schlüssel u. Lehr-Schreibheft. Verlag von A. Maier in Fulda. Preis Mk. 4.—.

Die Kleinbahn, ihre Bedeut. u. ihr Platz im heutig. Verkehrsleben. M 1.—. **Ohne Kaiser kein Reich.** Feier z. Kaisersgeb. 1895. Verl. der Schultze'schen Hofbuchh. i. Oldenburg. 30 Pf.

Über littauisches Volksthum und littauische Volkstracht. Kulturgeschichtliches Gespräch zwischen den Herren Germanus und Lithuanus, veranlaßt durch die Minzloff'schen Littauer-Photographieen und zur Erläuterung derselben. Von Guenas Preis 50 Pf. Verlag von Carl Jacobsen in Leipzig.

Litter. Sünden u. Herzenssachen. V. H. Stümcke. Von zahlr. Blättern a. d. interess. litt. Ersch. d. Gegenw. a. Litteraturfr. empf. Pr. eleg. broich. 60 Pf. Verl. v. Ed. Rentzel, Berlin W. 57

Die Frau Majorin. Drama in 4 Aufz. u. d. Russ. des Spazinsky i. d. deutsche Bühne bearb. v. Heinrich Stümcke. Pr. eleg. in Lederpapierumschl. Mk. 1,50. Verl. v. Ed. Rentzel, Berlin W. 57.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Einbanddecken

der „Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens", können für Heft 1—15 in geschmackvoller, dauerhafter Ausführung durch jede Buchhandlung zum Preise von Mk. 1,50 bezogen werden.

Cheviots, Kammgarn und Buxkin à Mk. 2.95 p. Mtr.

Modernste und reichhaltigste Muster-Collection franco ins Haus.

Versandtgeschäft in Herren- und Knabenkleiderstoffen **Oettinger & Co., Frankfurt a. M.**

H. A. Jürst & Co.

Königliche Hoflieferanten u. Hoflieferanten Sr. Maj. des Königs von Italien

FABRIK

von Neusilber und Neusilber stark versilberten Waaren

Berlin

EXPORT-MUSTERLAGER:

W. Unter den Linden 28, I. Etage

empfehlen

zur Berliner Messe 1895

ihre Nouveautés in versilberten Tafelgeräthen.

Alpacca-Bestecke Silberweiss.

Als Specialität empfehlen wir:

1/10 Mille Domingo-Cigarillos, milde . Mk. 3.50
1/10 „ Zwischenact-Cigarren ff. . „ 4.—
für nur Mk. 7.50 frco. gegen Nachnahme.

Th. Kreh & Co., Bremen.

Die Bildungsmüden, Roman v. Oskar Mysing (Otto Mora). Einzelpreis Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Gleditschstr. 3.

Neue Berliner Musikzeitung

Wochenschrift für die musikalische Welt.

49ter Jahrgang.

Preis viertelj. 2 Mk. — Einzelne No. 30 Pf.

Scharfe Beleuchtung aller wichtigen Erscheinungen des Musiklebens.

Probenummern gratis und franko!

Expedition: Berlin SW. Ritterstrasse 41 und Lichterfelde A. Schillerstr. 27.

Handels-Akademie Leipzig

Dr. jur. L. Huberti.

Kaufm. Hochschule. Eigene Fachschrift.

Verlange Lehrpläne u. Probenummern.



Begründet 1866. **Heinrich Eckersdorff,** Fernsprecher Amt I. 2169.

Cigarren-Import- und Versandgeschäft,

Berlin C., Brüderstr. 1, am Schlossplatz.

Reichhaltiges Lager feinster Importen, beste Hamburger und Bremer Fabrikate.

Preise äusserst mässig. Bedienung streng reell.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W. Verantwortliche Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

